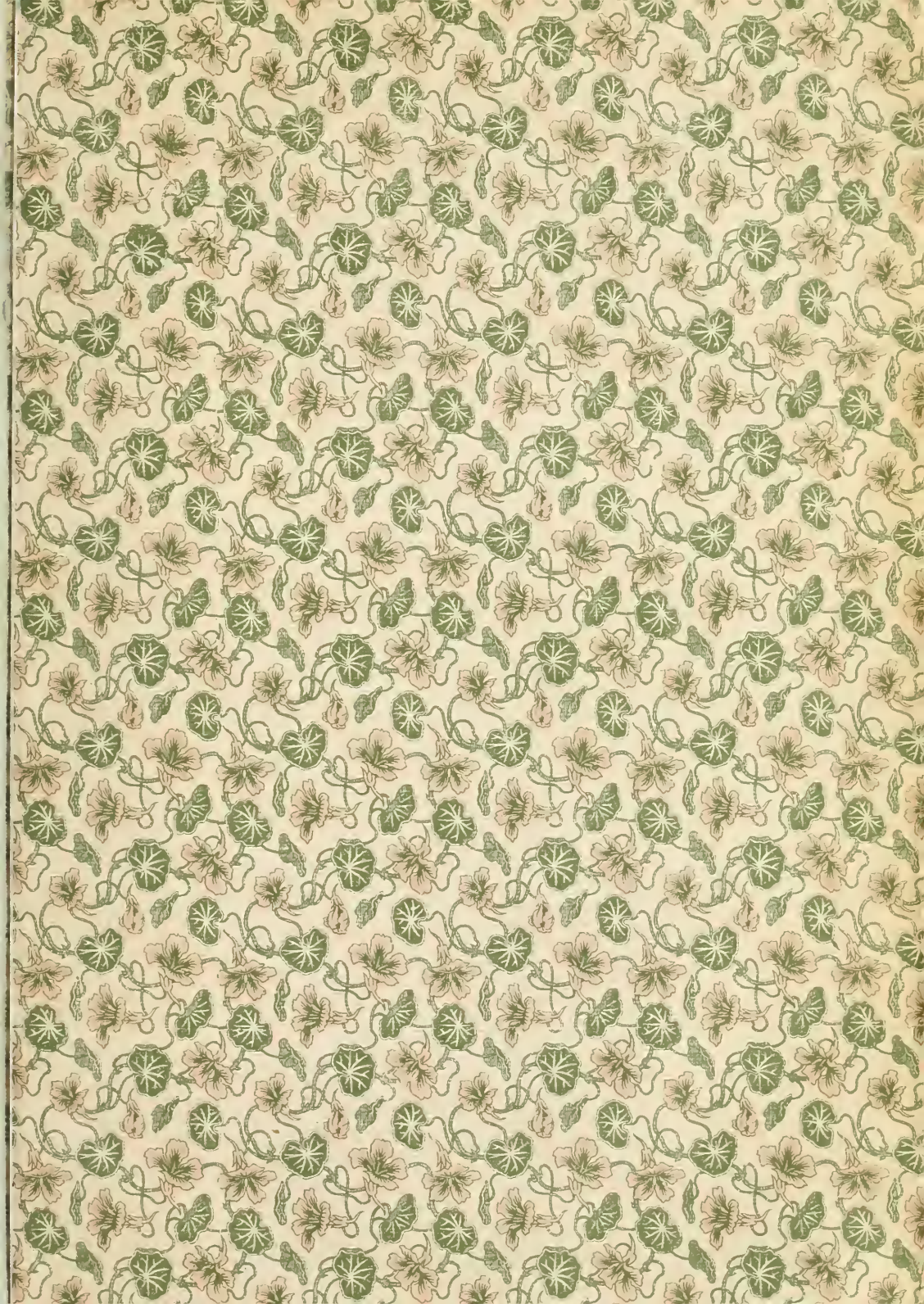
3 1761 05506963 7



H. A. Weber 1736

Dreißig Jahre in der Südsee

Von

R. Parkinson

Dreißig Jahre in der Südsee

Land und Leute, Sitten und Gebräuche im Bismarckarchipel und auf den deutschen Salomoinseln

Von

R. Parkinson

Herausgegeben von **Dr. B. Ankermann**, Direktorial-Assistent am Königlichen Museum für Völkerkunde zu Berlin

Mit 56 Tafeln, 4 Karten und 141 Textabbildungen

Stuttgart

Verlag von Strecker & Schröder

1907

Kat
P 2486 / 4
641545
7 9 56

Alle Rechte von der Verlagsbuchhandlung vorbehalten

Druck von Strecker & Schröder in Stuttgart

Seiner Majestät

König Wilhelm II. von Württemberg

dem hohen Förderer von Wissenschaft
und Kunst in tiefer Ehrfurcht gewidmet

vom Verfasser

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Vorwort des Verfassers	XV
Vorwort des Herausgebers	XVIII
I. Neupommern mit den Französischen Inseln und Neulauenburg	1—246
1. Das Land	3—42
2. Die Bewohner	43—246
a) Die Eingeborenen des Nordostens der Gazellehalbinsel	56—155
b) Die Baining	155—171
c) Die Taulil und Butam	171—175
d) Die Stämme des mittleren Teiles von Neupommern	175—201
e) Die Stämme des westlichen Neupommern und der Französischen Inseln	202—246
II. Neumecklenburg und Neuhannover mit den vorgelagerten Inseln	247—309
1. Das Land	249—258
2. Die Eingeborenen	259—309
III. Sankt Matthias und die benachbarten Inseln	311—345
IV. Die Admiralitätsinseln	347—410
V. Die westlichen Inseln	411—449
1. Wuwulu und Aua	413—434
2. Ninigo, Luf und Kaniet	434—449
VI. Die deutschen Salomoinseln nebst Nissan und Carteretinseln	451—512
VII. Die östlichen Inseln (Nuguria, Tann und Nukumanu)	513—564
VIII. Geheimbünde, Totemismus, Masken und Maskentänze	565—680
IX. Sagen und Märchen	681—720

Seite

X. Die Sprachen . . . . . 721—787
1. Die Sprache der Küstenbewohner der nördlichen Gazellehalbinsel 724—739
2. Die Neulauenburgsprache . . . . . 739—749
3. Die Baiming'sprache . . . . . 749—766
4. Die Sprache der Sulka . . . . . 767—781
5. Die Nakanaisprache . . . . . 781—787

XI. Kultur- und Nutzpflanzen, Haus- und Jagdtiere . . . . . 789—807

XII. Entdeckungsgeschichte . . . . . 809—858

Namen- und Sachregister . . . . . 859—876

Verzeichnis der Textabbildungen, Tafeln und Karten.

1. Textabbildungen.

Nr.		Seite
1.	Korallenkalkfelsen, Küste des Sankt-Georgs-Kanales	7
2.	Vulkan Kaije an der Blanchebucht	13
3.	Flußtal des Karo, Bainiggebirge	15
4.	Wasserfall in einem Nebental des Karo, Bainiggebirge	19
5.	Möwehafen	27
6.	Partie am Puliéfluß. (Zehn Kilometer von der Mündung)	28
7.	Weiber der Gazellehalbinsel	45
8.	Männer der Baining	51
9.	Weiber der Baining	53
10.	Jüngling aus der Umgegend von Möwehafen	57
11. 12.	Mutter mit Kind (Gazellehalbinsel)	72 73
13.	Weiber in Trauer (Gazellehalbinsel)	77
14.	Hahnenmaske (Gazellehalbinsel)	95
15.	Schnabel des kakala	104
16.	Schnabel des pongpong	105
17. 18.	Trepanierte Schädel von der Gazellehalbinsel	108 109
19.	Knabe mit tiefen Narben auf der Stirn	111
20.	Schmuckgegenstände von der Gazellehalbinsel	141
21.	Dorfszene im Bainiglande	157
22.	Gegenstände der Baining	169
23.	Weibergruppe von den „Lieblichen Inseln“	205
24.	Männer vom Möwehafen	211
25.	Schmuck und andere Gegenstände von den Französischen Inseln	215
26.	Schmuckgegenstände von der Willaumezhalbinsel und der anliegenden Küste	217
27.	Schmuckgegenstände von der Südküste Neupommerns	220
28.	Ornament von einem Trochusarmring	221
29.	Männer aus Mérite (Französische Inseln)	223
30.	Schnüre mit Nassaschnecken zur Umwicklung des Speerschaftes	226

Nr.		Seite
31.	Befestigung der Widerhaken am Speer durch Umwicklung	227
32.	Keulen der Sulka und O Mengen	229
33.	Keulen aus der Gegend zwischen Jacquinot- und Montaguebucht	230
34.	Steinbeil von der Normanbyinsel	231
35.	Schild der Sulka	232
36.	Schild der O Mengen	233
37.	Schild und Speere von den Französischen Inseln	236
38.	Schild vom Südkap	238
39.	Steinbeilklinge von Willaumez	239
40.	Dorfszene auf Kombius (Liebliche Inseln) [Haus nach Kaiser-Wilhelms-Land-Typ]	243
41.	Wahrscheinliche Gestalt Australiens am Anfang der Tertiärzeit	245
42.	Nordspitze der Insel Nusa. (Gehobene Korallenriffe)	253
43.	Musikinstrument aus Neumecklenburg	282
44.	Ornamentierter Teil eines Speeres aus Neuhannover	285
45.	Ornamentierung einer Keule aus Neumecklenburg	286
46.	Brustschmuck kapkap	291
47.	Armring aus Trochusschale	293
48.	Bootsschnabel aus Süd-Neumecklenburg	297
49.	Apparat zum Haifischfang (Neumecklenburg)	298
50.	Gesichtstätowierung in Siara	305
51.	Karte von Sankt Matthias	317
52.	Männer aus Sankt Matthias	319
53. 54.	Weib aus Sankt Matthias	321 322
55.	Gegenstände aus Sankt Matthias und Emirau	323
56. 57.	Ornamente auf Speeren und Tanzstöcken	329 331
58. 59.	Männergruppe von Squally Island	339 341
60.	Partie auf der Insel Lou	351
61.	Speere von den Admiralitätsinseln	355
62.	Holzschüssel von den Admiralitätsinseln	358
63.	Holzschale in Gestalt eines Vogels (Admiralitätsinseln)	359
64.	Holzschale in Gestalt eines vierfüßigen Tieres (Admiralitätsinseln)	360
65.	Ornamente von Schöpflöffeln, Wassergefäßen usw. der Admiralitätsinsulaner	361
66.	Schurze von den Admiralitätsinseln	367
67.	Trommel von den Admiralitätsinseln	371
68.	Pfahldorf Lalobé des Moánusstammes	383
69.	Jünglinge von Wuvulu	419
70.	Waffen von Wuvulu und Aua	421
71.	Weiber aus Aua	425
72.	Holzschüssel von Wuvulu	427
73.	Keilförmige Spachtel (Wuvulu)	428

Nr.		Seite
74.	Männer aus Wuvulu	429
75.	Kanoeschnabel (Hermitinseln)	445
76.	Banniuhafen (Nordküste von Bougainville)	455
77.	Verbrennung einer Leiche in Kieta auf Bougainville	485
78.	Sehr seltener Häuptlingsschmuck aus kleinen Muschelplättchen	493
79.	Steingeräte von den Salomoinseln (Stößel)	498
80.	Steingeräte von den Salomoinseln (Axtklingen)	499
81.	Steingeräte von den Salomoinseln (Steinäxte mit Handhabe)	501
82.	Speere von den Salomoinseln	505
83.	Mädchen von Nukumanu (Tasmaninseln)	516
84.	Knaben von Nukumanu (Tasmaninseln)	517
85.	Ahnenbild des Pau-Pau (Nukumanu)	526
86.	Ahnenbild des Loatu (Tauu)	527
87.	Tätowierung auf Nukumanu (Mann, Rücken- und Vorderansicht)	532
88.	Tätowierung auf Nukumanu (Frau, Rücken- und Vorderansicht)	533
89.	Ruvettushaken aus Nukumanu	537
90.	Bootschnabel aus Tauu	539
91.	Holzgefäße (Östliche Inseln)	540
92.	Stampfer (Östliche Inseln)	541
93.	Mehrzinkige Speere aus Nukumanu	542
94.	Keule aus Walfischknochen aus Nukumanu	542
95.	Schaufel aus Nuguria	543
96.	Weiber von den Greenwichinseln	547
97.	Weber bei der Arbeit	548
98.	Webstuhl aus Nukumanu	551
99.	Steinschale, gefunden am Varzinberg (Gazellehalbinsel)	557
100.	Steinerne Mörserkeule, gefunden auf Uatom	559
101.	Steinschale, gefunden in Nusa	560
102.	Steingefäß, gefunden in Nusa	561
103.	Der Duk-Duk zum öffentlichen Tanze versammelt	573
104.	Duk-Duk auf dem Taraiu	575
105.	Der Duk-Duk präsentiert sich auf dem Wasser	585
106.	Der Duk-Duk landet am Strande	589
107.	Schädelmasken von der Gazellehalbinsel	595
108.	Bemaltes Stück Rindenzeug der Baining	623
109. 110. 111.	Verschiedene Muster von bemalten Rindenstoffen	626 627 629
112. 113. 114.	Maske vom Kap Orford	632 633 634
115.	Maske von den Beschneidungsfesten (Liebliche Inseln und Möwehafen)	639
116.	Knieender Maskenträger von den Französischen Inseln	640
117.	Tatanua-Maske, Neumecklenburg	642
118. 119.	Maske, Neumecklenburg	643 644
120.	Matua-Maske, Vorder- und Seitenansicht	645

Nr.		Seite
121.	Totok- oder kulibu-Schnitzereien	646
122.	Schnitzerei zum Andenken Verstorbener	649
123.	Steinfiguren aus Süd-Neumecklenburg	655
124.	Maske aus Bougainville	658
125.	Maske aus Nissan	659
126.	Fragment einer Karte der westlichen Hemisphäre von Th. de Bry (1596)	815
127.	Teil einer Karte von Witfliet (1597)	816
128.	Teil einer Karte von Herrera (1601)	817
129.	Karte von Schouten und Le Maire	818
130.	„De Eendracht", das Schiff Schoutens und Le Maires	819
131.	Tasmans Karte	821
132.	„Heemskerk" und „Zeehaen", die beiden Schiffe Tasmans	827
133.	Eingeborene aus Neumecklenburg	829
134.	Faksimile des Tagebuches von Tasman mit dessen eigenhändiger Unterschrift	833
135.	William Dampier	834
136.	Dampiers Karte	835
137.	Faksimile der Dampierschen Küstenaufnahme von Neupommern	837
138.	Dalrymples Karte	843
139.	Teil einer im Jahre 1785 zur Orientierung des Grafen de la Pérouse entworfenen Karte	844
140.	Karte von L. C. D. Fleurieu (1790)	845
141.	Admiralitätsinsulaner	847

2. Tafeln.

Nr.		Zwischen Seite
1.	Schlucht im Möwehafen	XX und 1
2.	Robert Koch-Quelle auf der Willaumezhalbinsel	16 „ 17
3.	Partie auf der Insel Aveleng	32 „ 33
4.	Männer von den „Lieblichen Inseln"	48 „ 49
5.	Ausstellung einer Leiche (Gazellehalbinsel)	64 „ 65
6.	Senkreusen (wup na tatakia), Gazellehalbinsel	80 „ 81
7.	Neuguinea-Kanoe-Typ auf den „Lieblichen Inseln"	96 „ 97
8.	Keulen (Gazellehalbinsel)	112 „ 113
9.	Lasten tragende Bainingweiber	128 „ 129
10.	Sulkamänner vor ihrer Hütte, links aufgespeichert reife Tarokollen	144 „ 145
11.	Gruppe von Sulkamännern	160 „ 161
12.	Weibergruppe von den „Lieblichen Inseln"	176 „ 177
13.	Dorfszene in Nakanai	192 „ 193
14.	Jüngling von Unea (Französische Inseln)	208 „ 209

Nr.		Zwischen Seite
15.	Dorf auf den Französischen Inseln (Naruga)	224 und 225
16.	Dorfszene auf den „Lieblichen Inseln“	240 „ 241
17.	Mädchen von Nord-Neumecklenburg	256 „ 257
18.	Haus, worin ein junges Mädchen vor der Ehe eingeschlossen ist	272 „ 273
19.	Speere von Sankt Matthias und Emirau	288 „ 289
20.	Tanzstöcke der Weiber von Sankt Matthias	304 „ 305
21.	Dorfszene auf Squally Island	320 „ 321
22.	Pfahldorf der Moánus auf Ndruval	336 „ 337
23.	Männerhaus in dem Dorfe der Ma	352 „ 353
24.	Moánusweiber aus Lalobé mit ihren Kindern	368 „ 369
25.	Matánkorfrauen von der Insel Lou	384 „ 385
26.	Matánkordorf auf Lou	400 „ 401
27.	Männer des Moánusstammes aus dem Dorfe Lalobé	416 „ 417
28.	Eingeborene vom Matánkorfstamm von der Insel Lou	432 „ 433
29.	Dorfszene auf Aua	448 „ 449
30.	Segelboot von den Hermitinseln	464 „ 465
31.	Ausleger des Segelbootes von den Hermitinseln	480 „ 481
32.	Dorfszene am Ernst-Günther-Hafen (Nord-Bougainville)	496 „ 497
33.	Weiber von Buka	512 „ 513
34.	Dorfszene auf Nissan	528 „ 529
35.	Muschelgeld (kuamanu) von der Insel Nissan. Verschiedene Stufen der Bearbeitung	544 „ 545
36.	Keulen aus Buka und Bougainville	560 „ 561
37.	Dorfszene auf Nukumanu	576 „ 577
38.	Weiber auf Nukumanu	592 „ 593
39.	Männergruppe auf Nukumanu	608 „ 609
40.	Künstlich angelegte Taropflanzung auf Nukumanu	624 „ 625
41.	Dorfszenerie auf Tauu	640 „ 641
42.	Die noch lebende Bevölkerung der Insel Tau	656 „ 657
43.	Der Tubuan erweist einem Verstorbenen die letzte Ehre	672 „ 673
44.	Tänzer, Geister repräsentierend	688 „ 689
45.	Der mabucha-Tanz der Baining	704 „ 705
46.	Die Maske Sisu des Sulkastammes	720 „ 721
47.	Tanz bei einer Beschneidungsfestlichkeit (Südküste von Neupommern)	736 „ 737
48.	Maskenhaus in Neumecklenburg	752 „ 753
49.	Turu-Schnitzereien von der Fischerinsel	768 „ 769
50.	Maskierte Männer aus Lihir	784 „ 785
51.	Matasesén aus Nord-Bougainville	800 „ 801
52.	Kokosnußpflanzung in Nalum	816 „ 817
53.	Grotte im gehobenen Korallenfels auf Mioko	832 „ 833
54.	Wasserfall im Karotal, Baining	840 „ 841

Nr. Zwischen Seite

55. Waldweg auf der Gazellehalbinsel. Brotfrucht- und Canaribäume, Bananen . . . . . 848 und 849
56. S. M. S. „Möwe" im Peterhafen (Französische Inseln) . . . . 856 „ 857

3. Karten.

Bismarckarchipel . . . . . 8 und 9
Neupommern . . . . . 40 „ 41
Neumecklenburg . . . . . 248 „ 249
Admiralitätsinseln . . . . . 376 „ 377

Mitteilung der Verlagsbuchhandlung.

Aus technischen Gründen konnten die Tafeln bei den auf sie bezüglichen Textstellen nicht eingeklebt werden; um aber für den Leser umständliches Suchen zu ersparen, sind die Nummern der einzelnen Tafeln bei den sich auf diese beziehenden Textstellen angegeben. Des weiteren sind in obigem Verzeichnis die Seitenzahlen, zwischen denen die einzelnen Tafeln sich befinden, vermerkt.

Vorwort des Verfassers.

Ein dreißigjähriger Aufenthalt auf verschiedenen Südseeinseln hat mich mit Land und Leuten vertraut gemacht. Von 1875 bis 1882 lernte ich von Samoa aus die umwohnenden Polynesier kennen, und nachdem ich mich in dem letztgenannten Jahre auf der Gazellehalbinsel angesiedelt hatte und nach allen Seiten von Melanesiern umgeben war, habe ich mich bemüht, auf zahlreichen längeren Reisen und kleinen Ausflügen auch dies interessante Volk zu studieren.

Nicht nur durch wiederholte Besuche einzelner Plätze konnte ich meine Beobachtungen vervollständigen, sondern auch durch Erkundigungen bei den auf den Pflanzungen arbeitenden Eingeborenen aus allen Teilen des Bismarckarchipels und der Salomoinseln. Hier stand mir ein reiches Material zur Verfügung, welches mir ermöglichte, meine Beobachtungen zu kontrollieren und zu erweitern. Dadurch haben sich im Laufe der Jahre meine Aufzeichnungen gehäuft, aus denen ich gelegentlich einzelne Abschnitte bereits bearbeitet und veröffentlicht habe.

Von vielen Seiten bin ich aufgefordert worden, die Bearbeitung meiner sämtlichen Beobachtungen und Erfahrungen in Angriff zu nehmen. Der verstorbene Geheimrat Bastian, mit dem ich im Jahre 1894 gelegentlich eines Besuches in Deutschland häufig längere Unterhaltungen pflog über Sitten und Gebräuche der Melanesier, hat mich zu jener Zeit bewogen, die Arbeit zu unternehmen, und wenn dieselbe erst heute das Tageslicht erblickt, so liegt es daran, daß ich, je weiter ich mit der Bearbeitung fortschritt, desto mehr zu der Überzeugung gelangte, wie bruchstückartig und unvollständig meine Aufzeichnungen im großen und ganzen waren. Überall wurden Lücken entdeckt, die nicht auszufüllen waren, überall entstanden Zweifel, ob diese oder jene Aufzeichnung wohl richtig sei. Zeitweilig ist mir die Arbeit dadurch verleidet worden, und

das Manuskript hat monatelang im Schubfach gelegen, um dann abermals zum Vorschein zu kommen, größtenteils auf ermutigenden Zuspruch meiner Freunde in Europa. Wieviel jedoch noch nachzuholen ist, ehe wir mit den Eingeborenen, mit ihren Sitten und Gebräuchen, mit ihrem geistigen Leben völlig vertraut sind, das weiß niemand besser als der Verfasser selbst.

Dennoch hoffe ich, daß die Herren Kritiker mich nicht allzu scharf beurteilen mögen. Ich hätte allzu gern statt einer lückenhaften Skizze ein abgerundetes Ganzes gegeben, aber immerhin wird das, was ich dem Leser biete, manches Neue enthalten und manchen alten Irrtum beseitigen. Viele Sitten und Gebräuche schwinden durch den Einfluß der Europäer, mögen sie Missionare, Assessoren oder sonstige Ansiedler sein, schnell dahin. Waffen und Gerät finden ihren Weg in heimische Museen, und moderne europäische Sachen treten an ihre Stelle. Schon jetzt kommen Eingeborene mit ihren Söhnen zu mir, um die in meiner Sammlung aufbewahrten alten Gegenstände den Nachkommen zu zeigen. Wenn weitere 25 Jahre ins Land gehen, dann wird man in den europäischen Museen für Völkerkunde den staunenden Eingeborenen von Neupommern oder Neumecklenburg die Gegenstände zeigen können, die ihre Vorfahren im Krieg und im Frieden handhabten, die aber den Nachkommen ebenso wunderbar erscheinen werden, wie dem heutigen Europäer die Steinärte und Speerspitzen seiner Ahnen. Die zahlreichen Lücken werden erst dann ausgefüllt werden können, wenn wir mit den einzelnen Stämmen, die wir bisher nur flüchtig kennen gelernt haben, in nähere Verbindung treten, namentlich mit ihren Sprachen vertraut werden. Gibt es doch heute noch sowohl in Neupommern wie in Neumecklenburg und auf Bougainville Stämme, von deren Sprache wir noch kein einziges Wort kennen, mit denen wir überhaupt noch niemals in Berührung gekommen sind. Späteren Forschungen bleibt es vorbehalten, alle diese Lücken auszufüllen.

Über die den Text begleitenden Abbildungen brauche ich nicht viel zu sagen. Sie sind nach eigenen photographischen Aufnahmen hergestellt und werden zur Veranschaulichung des Inhaltes viel beitragen. Diejenigen, die ein weiteres Bildermaterial wünschen, finden ein solches in dem zweibändigen Papua-Album, das ich zusammen mit meinem Freunde Herrn Geheimrat A. B. Meyer, Dresden, veröffentlicht habe.

Zum Schluß muß ich denjenigen meinen Dank aussprechen, die mir ihre Beobachtungen zur Verfügung gestellt und mich dadurch in den Stand gesetzt haben, die Schilderung der Eingeborenen, ihrer Sitten und Gebräuche zu vervollständigen. In erster Linie stehen die Herren Missionare der „Mission vom heiligen Herzen Jesu", deren Mitteilungen und Aufzeichnungen mir mit der größten Bereitwilligkeit zur Durchsicht gegeben wurden. Daneben bin ich den Herren Kommandanten der hier vorsprechenden deutschen Kriegsschiffe zum Dank verpflichtet für die Liebenswürdigkeit, mit der sie mir von Zeit zu Zeit Gelegenheit boten, auf ihren Touren solche Teile des Archipels zu besuchen, die sonst außerhalb des gewöhnlichen Handelsverkehres liegen. Den Firmen E. E. Forsayth und Hernsheim & Co. habe ich ebenfalls zu danken für die vielen Gelegenheiten, die sie mir gaben, Land und Leute des Archipels auf den Fahrten ihrer Schiffe nach den verschiedenen Inseln kennen zu lernen.

Bismarckarchipel 1906.

R. Parkinson.

Vorwort des Herausgebers.

Dieses Buch hätte keines Herausgebers bedurft, wenn nicht die weite Entfernung des Verfassers von der Heimat es ihm unmöglich gemacht hätte, die mit der Drucklegung verbundenen Arbeiten selbst zu übernehmen. Denn das Manuskript, das Herr Parkinson einschickte, war druckfertig; man sah es ihm freilich an, wie man es auch dem Buche noch anmerkt, daß es nicht in einem Zuge geschrieben, sondern allmählich und stückweise entstanden ist, wie die Forschungen des Verfassers fortschritten und sich erweiterten. Es hätte nahe gelegen, den Stoff mehr sachlich und systematisch zu ordnen; aber was der Verfasser nicht für erforderlich erachtet hatte, dazu hielt sich der Herausgeber auch nicht für berechtigt. So ist alles in der Hauptsache so geblieben, wie es der Verfasser geschrieben hatte, nur Unebenheiten des Stiles und Wiederholungen, wie sie bei der Art der Entstehung des Buches erklärlich sind, habe ich nach Möglichkeit beseitigt. Sachliche Änderungen habe ich nirgends vorgenommen, auch da nicht, wo ich mit dem Verfasser nicht einverstanden bin. Das ist naturgemäß besonders bei theoretischen Erörterungen der Fall. Die Dinge haben ein anderes Gesicht, wenn man ihnen persönlich in vollem Leben gegenübersteht, als wenn man sie im Studierzimmer kritisch prüft. Vorteile und Nachteile finden sich auf beiden Seiten. Wer draußen unter den Naturvölkern lebt, kennt die tatsächlichen gegenwärtigen Zustände besser als der Gelehrte zu Hause, aber er urteilt über die Entstehung und Entwicklung dieser Zustände einseitiger, weil die Möglichkeit des Vergleiches mit verwandten Erscheinungen fehlt, zu der nur eine ausgebreitete Literaturkenntnis verhilft. So werden auch Herrn Parkinsons Theorien, z. B. über den Ursprung der Geheimbünde, nicht überall die Zustimmung der Fachleute finden. Trotzdem habe ich alles unverändert stehen lassen, sogar die

kühne Hypothese, die zur Erklärung anthropologischer Ähnlichkeiten zwischen den Bewohnern Neupommerns und Australiens auf einen angeblichen Zusammenhang beider Gebiete im Anfang der Tertiärzeit zurückgreift. Kühn kann man die Hypothese wohl zum mindesten nennen, denn bisher hat auch der phantasiereichste Anthropolog nicht einmal die Existenz der Menschheit überhaupt, geschweige denn einer schon in Rassen differenzierten Menschheit, bis auf den Beginn der Tertiärperiode zurückzudatieren gewagt. Ob der Mensch schon am Ende dieser Periode gelebt hat, auch darüber streiten die Gelehrten noch.

Aber solche Hypothesen sollen keinen Abschluß in der Erkenntnis bilden, sie sind nur dazu da, um die verwirrende Menge der Erscheinungen fürs erste in eine provisorische Form zusammenzufassen; sie haben ihrer subjektiven Natur entsprechend mehr Wert für ihren Urheber als für andere und sind wie alle Hypothesen dazu verurteilt, bei fortschreitender Erkenntnis von anderen abgelöst zu werden. Sie sind auch in diesem Buch nur Beiwerk; der Hauptwert liegt in dem großen Tatsachenmaterial, das es enthält und das es zu einer wahren Fundgrube für den Ethnologen macht. Das Buch will freilich nicht eine wissenschaftlich erschöpfende Darstellung der Völkerkunde des Bismarckarchipels geben — früher veröffentlichte Spezialarbeiten des Verfassers enthalten mehr Einzelheiten auf ihrem beschränkten Gebiet — es wendet sich nicht ausschließlich an den Gelehrten, sondern vorwiegend an weitere Kreise, die Interesse für unsere Kolonien und ihre Bewohner besitzen. Solcher Bücher haben wir nur wenige; das früher so lebhafte Interesse an länder- und völkerkundlicher Lektüre ist seit dem Abschluß der Zeit der großen Entdeckungsreisen beträchtlich gesunken und hebt sich erst ganz neuerdings in direktem Zusammenhang mit der Kolonialpolitik.

Die neue kolonialpolitische Ära ist nicht ohne Einfluß auf den Charakter dieser Literatur geblieben. Mit der nunmehr vollendeten Aufteilung der Erde unter die zivilisierten Staaten Europas und Amerikas hat sich auch die wissenschaftliche Erforschung der Erde mehr und mehr sozusagen nationalisiert. Die Staaten hatten zunächst nur die Absicht, sich die wirtschaftliche Ausbeutung bestimmter Gebiete zu sichern; aber der Teilung der Wirtschafts- und Handelsgebiete folgte bald auch die Teilung der wissenschaftlichen Arbeit. Es war naturgemäß, daß auch die Gelehrten ihr Interesse, das früher wahllos der ganzen Erde

zugewandt gewesen war, nunmehr mit Vorliebe auf die überseeischen Besitzungen ihres eigenen Vaterlandes richteten. Die Zeit der großen Weltreisen, der Durchkreuzungen ganzer Kontinente — die Afrikadurchquerungen sind bereits zum Sport herabgesunken — sind vorbei, einmal weil die Erde im großen und ganzen bekannt und nichts Großes mehr zu entdecken ist, dann aber auch weil jedes der großen Kulturvölker einen Anteil an der Erdoberfläche sich gesichert hat und sich darauf beschränkt. Man beginnt, sich in seinem Besitz umzusehen und sich häuslich einzurichten.

Dabei ist allerdings die wissenschaftliche Erforschung von Land und Leuten stark im Rückstande geblieben; die praktischen Bedürfnisse, die Forderungen des Kaufmanns und des Pflanzers mußten zuerst berücksichtigt werden; es mußte vor allem für Sicherheit und Bequemlichkeit des Verkehres, für Besserung der sanitären Zustände, für Beschaffung von Arbeitskräften usw. gesorgt werden. Hierbei fiel natürlich auch manches für die Wissenschaft ab. Gute Karten waren ein erstes Erfordernis, und es ist bekannt, wie Vortreffliches viele Offiziere unserer Schutztruppe auf diesem Gebiet geleistet haben; nicht minder wichtig waren die Untersuchung des Bodens und der mineralischen Schätze, sowie die Kenntnis der nutzbaren Pflanzen. Diese Forschungen haben der Geographie, Geologie und Botanik reichen Gewinn gebracht. Aber diese wissenschaftliche Ausbeute ergab sich mehr zufällig und nebenbei; die Hauptsache war der unmittelbare praktische Nutzen. So kam es, daß die Wissenschaften, welche keinen direkten Vorteil versprachen, vernachlässigt wurden, in erster Linie die Wissenschaft vom Menschen und seiner Kultur, die Anthropologie und Ethnologie.

Es ist freilich oft genug hervorgehoben worden, daß eine erfolgreiche Kolonialpolitik, die doch zum großen Teile auf einer zweckentsprechenden Behandlung der Eingeborenen beruht, nur auf Grund eingehender ethnologischer Kenntnisse möglich ist. Man muß ein Volk, das man regieren will, doch erst kennen lernen; man kann nicht verlangen, daß ein Naturvolk sich in die komplizierten Formen unserer Zivilisation, in unsere seinem Verständnis ganz fernliegenden Rechtsanschauungen oder Moralbegriffe hineinfinde, vielmehr müssen wir uns bemühen, seine Kultur, sein Denken und Empfinden zu verstehen. Aber trotz der vielfältigen Erfahrung, daß Aufstände der Eingeborenen oft ihre letzte

Ursache in der Verletzung von Bräuchen oder Anschauungen haben, die uns vielleicht lächerlich oder absurd erscheinen, ihnen aber heilig sind, hat man meistens tauben Ohren gepredigt. Die Völkerkunde ist eben noch keine anerkannte, sondern eine erst werdende Wissenschaft, die weder auf Schulen noch auf Universitäten gelehrt wird und daher selbst unter den Gebildeten nur selten wirkliches Verständnis findet. Noch immer sind die ethnographischen Museen dem Laien Kuriositätenkabinette; daß die aufgespeicherten Raritäten auch noch einen anderen Zweck haben könnten als die Befriedigung vorübergehender Neugier, kommt den wenigsten zum Bewußtsein.

Diesem Mangel an Interesse und Verständnis kann natürlich nicht von heute auf morgen abgeholfen werden; aber nichts ist wohl in höherem Maße geeignet, verständnisvolle Anteilnahme an ethnologischen Problemen aus dem engen Kreise der Fachgelehrten in weitere Volkskreise zu tragen, als allgemein verständliche Bücher von der Art des vorliegenden. Daß Herr Parkinson der geeignete Mann war, um ein solches Buch über den Bismarckarchipel und seine Bewohner zu schreiben, wird niemand bezweifeln, der weiß, mit welchem liebevollen Eifer er während der ganzen dreißig Jahre seines Aufenthaltes in der Südsee das Leben der Eingeborenen studiert hat. Davon zeugen seine zahlreichen wissenschaftlichen Abhandlungen und nicht minder die vielen schönen Stücke, die die deutschen Museen, vor allem die von Dresden und Berlin, seinem Sammeleifer verdanken.

Man kann daher nur wünschen, daß das Buch beim deutschen Publikum den verdienten Erfolg finde und daß dem Verfasser bald Gelegenheit gegeben werde, die seinem Werke als einem ersten Versuche natürlich noch anhaftenden Mängel in einer zweiten Auflage zu beseitigen. —

Die Illustrationen, die das Buch schmücken, sind größtenteils nach Originalphotographien des Verfassers hergestellt, ein Teil aber auch nach Photographien von Gegenständen, die sich im Berliner Museum für Völkerkunde befinden. Es sind das die Abbildungen 61 bis 64, 66, 70, 82, 107, 117 bis 119, 123 bis 125.

Ebenso sind die Federzeichnungen im Berliner Museum gemacht, teils nach Bleistiftskizzen Herrn Parkinsons, teils nach Abbildungen in früheren Publikationen des Verfassers, teils nach Originalen des Berliner Museums.

Tafel 49 und die Textabbildungen 120 bis 122 sind reproduziert nach den prachtvollen Tafeln in den „Publikationen aus dem Königlichen Ethnographischen Museum zu Dresden", Band X und XIII, mit freundlicher Erlaubnis des Verlages von Stengel & Co. in Dresden und des Herausgebers Herrn Geheimrat A. B. Meyer, wofür ich an dieser Stelle meinen besten Dank ausspreche.

Die Karten hat Herr Dr. M. Groll in Berlin gezeichnet nach der Karte des Bismarckarchipels im Großen Deutschen Kolonialatlas, die von Herrn Parkinson mit Zusätzen und Verbesserungen versehen war.

Schließlich habe ich den Verlegern Herren Strecker & Schröder meinen Dank abzustatten für das bereitwillige Entgegenkommen, das sie mir bei der Herausgabe und besonders bei der Ausstattung des Buches bewiesen haben.

Berlin, im September 1907.

B. Ankermann.

Ein Werk, welches, wie das nachstehende, aus berufener Feder in durchaus objektiver Weise unsere Schutzgebiete in der Südsee behandelt, darf gerade jetzt, wo ein prinzipieller brennender Streit über den Wert unseres Kolonialbesitzes besteht, auf einen großen Erfolg rechnen!

Der bekannte Forscher Leo Frobenius sagt in seiner „Geographischen Kulturkunde“:
„Parkinson, ein deutscher Pflanzer auf der Gazellehalbinsel Neupommerns, darf wohl als der beste Kenner dieses Landes gelten. Die großen Museen in Berlin, Dresden und Leiden bergen herrliche Schätze, die sie seinem opferfreudigen Sammeleifer verdanken. Seine Schilderung der Kriegsgebräuche dieser Insulaner darf demnach den Anspruch höchsten Wertes erheben.“

Seit Deutschland in die Reihe der Kolonialmächte eingetreten ist, hat das Interesse an unseren überseeischen Besitzungen wohl noch niemals eine solche Höhe erreicht wie gegenwärtig. Der große Aufstand der Herero und Hottentotten in Südwestafrika, der dem deutschen Volke so ungeheure Opfer an Menschenleben und Geld gekostet hat, hat die alte, viel erörterte Frage nach dem Wert unserer Kolonien und nach den Mitteln und Wegen, sie uns nutzbar zu machen, in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses gerückt. Hierbei hat sich wiederum gezeigt, in wie auffälliger Weise die Meinungen über diese Fragen auseinandergehen, eine Tatsache, die sich nur dadurch erklären läßt, **daß unsere Kolonien noch viel zu wenig wissenschaftlich erforscht sind, und daß auch das, was man weiß, noch lange nicht genug in weitere Kreise gedrungen ist.** Es ist nicht jedermanns Sache und nicht von jedem zu verlangen, daß er alle die dickleibigen Reisebeschreibungen und die in den verschiedensten Zeitschriften zerstreuten wissenschaftlichen Abhandlungen durchstudiere, um sich über diese Dinge zu informieren; es fehlt eben an zusammenfassenden Darstellungen von Land und Leuten der einzelnen Kolonien. Von Land und Leuten: denn nicht nur der Boden, seine Schätze und seine Erzeugnisse sind von Wichtigkeit, sondern vor allem auch die Eingeborenen, durch deren Arbeit allein tropische Kolonien nutzbringend gemacht werden können. Wir haben zwar solche Beschreibungen von einigen Kolonien, aber sie sind zum Teil vor Jahren erschienen und stehen nicht auf der Höhe unseres jetzigen Wissens und rühren außerdem meistens von Verfassern her, die das

Gebiet, das sie schilderten, nur von einer flüchtigen Reise oder gar nur aus Büchern kannten. Es kann aber kein Zweifel obwalten, daß nur ein langjähriger Aufenthalt es ermöglicht, das Land und vor allem seine Bewohner wirklich gründlich kennen zu lernen. Gänzlich fehlt eine solche Darstellung noch von einem der interessantesten und vielversprechendsten Teile unserer Schutzgebiete, vom Bismarckarchipel, dieser teils der aufbauenden Arbeit der Korallen, teils vulkanischer Tätigkeit ihr Dasein verdankenden, mit üppigster tropischer Vegetation bedeckten Inselgruppe, die wohl fast alle Produkte der heißen Zone hervorzubringen imstande wäre und deren aus mehreren Rassen gemischte Bevölkerung mit ihrer von europäischer Zivilisation noch wenig beeinflußten eigenartigen Kultur eines der interessantesten Objekte der Völkerkunde bildet. □

Dreißig Jahre in der Südsee

Land und Leute, Sitten und Gebräuche im Bismarckarchipel und auf den deutschen Salomoinseln

Von **R. Parkinson**

Herausgegeben von **Dr. B. Ankermann**, Direktorial-Assistent am Königlichen Museum für Völkerkunde zu Berlin

Mit zahlreichen Tafeln, Textbildern und Übersichtskarten

ist das Werk, das diese Lücke auszufüllen berufen ist, das einen Mann zum Verfasser hat, der drei Jahrzehnte in der Südsee — zuerst in Samoa, dann auf der Gazellehalbinsel von Neupommern — als Ansiedler und Pflanzer ansässig ist, und dem sein Beruf doch noch Muße genug gelassen hat, seine Aufmerksamkeit wissenschaftlichen, vor allem ethnographischen Fragen zuzuwenden. Wie rege sein Interesse und seine Tätigkeit auf diesem Gebiet waren, das zeigen sowohl seine zahlreichen wissenschaftlichen Publikationen wie die prachtvollen ethnographischen Sammlungen, die die deutschen Museen, besonders die in Dresden und Berlin, ihm verdanken. Die gesamten Resultate seiner dreißigjährigen Beobachtungen und Forschungen faßt Parkinson in dem vorliegenden Buche zusammen, das dem Leser ein vollständiges Bild von Land und Leuten des Bismarckarchipels liefern soll, wie es heute überhaupt gegeben werden kann. **Es ist**

großen Inseln des Archipels und der nördlichen Salomonen in langer Kette hinziehen und eine Bevölkerung ganz anderen Stammes wie jene,

Dorfstraße auf Nukumanu
Abbildung aus Partinson, „Dreißig Jahre in der Südsee"

nämlich eine solche von polynesischer Herkunft beherbergen. Jedes dieser Kapitel zerfällt wiederum in zwei Teile: der erste schildert die betreffende Insel **geographisch,** ihre Bodenbeschaffenheit, die Küstengestaltung, die

Häfen, die Flüsse, die Vegetation, die Landesprodukte und den wirtschaftlichen Wert der Insel; der zweite umfangreichere Teil beschäftigt sich ausschließlich mit den **Eingeborenen**, ihren **körperlichen** und **geistigen Eigenschaften**, ihrer **Lebensweise**, ihren **Kunstfertigkeiten**, ihren uns oft so seltsam und fremdartig anmutenden **Sitten und Gebräuchen**. Das Seltsamste und Fremdartigste aber hat der Verfasser einem besonderen Kapitel vorbehalten, nämlich die höchst merkwürdigen Geheimbünde mit ihren **Maskentänzen und Zeremonien**, die in wenigen Gegenden der Welt eine so großartige Entwicklung gefunden haben wie gerade hier. Diese auf religiöser Grundlage erwachsenen Institutionen bilden hier vielfach geradezu den Kern des ganzen sozialen Lebens und auch den Boden, dem die **wunderbare und phantastische Kunst** der Eingeborenen entsprossen ist. Ein weiteres Kapitel ist den **Sprachen** der Bewohner des Archipels gewidmet — ein noch wenig bearbeitetes Gebiet —, ein anderes bringt Proben aus dem reichen Schatz der Eingeborenen an **Sagen** und **Märchen**, ein drittes behandelt die **Kulturpflanzen**, und

Weiber von den Greenwichinseln
Abbildung aus Parkinson, „Dreißig Jahre in der Südsee"

Tafel 1. **Schlucht am Möwehafen.**
Spalt im gehobenen Korallenriff, durch Erosion erweitert.

I. Neupommern

mit den Französischen Inseln und Neulauenburg.

1. Das Land.

Die Hauptinsel des Bismarckarchipels ist unstreitig die Insel Neupommern (Neubritannien). Von ihrem nördlichsten Vorsprung, dem Kap Stephens, erstreckt sie sich zunächst in südlicher Richtung etwa 100 Kilometer bis zu der Landenge, welche diesen nördlichen Teil, die Gazellehalbinsel, mit der Hauptinsel verbindet. Dann streicht das Land gegen Südwesten etwa 200 Kilometer bis zu einer zweiten Einschnürung zwischen Jacquinotbucht im Süden und Kommandeurbucht im Norden, von wo aus der Rest der Insel dann in Hauptrichtung nach Westen verläuft, eine Strecke von etwa 270 Kilometer, nach Norden hin die weit vorspringende Willaumezhalbinsel bildend. Die ganze Länge der Insel beträgt annähernd 560 Kilometer. Die Breite ist sehr variabel; vom Kap Lambert im Nordwesten bis nach Kap Gazelle im Nordosten beträgt die Breite etwa 90 Kilometer, während die Landenge, die die Halbinsel mit der Hauptinsel verbindet, nicht viel über 20 Kilometer breit sein dürfte. Die größte Breite erreicht die Insel zwischen dem nördlichsten Punkt der Willaumezhalbinsel und dem Südkap, etwa 145 Kilometer; eine schmälere Partie befindet sich ferner zwischen Jacquinotbucht und der Nordküste, etwa 50 Kilometer. Der Flächeninhalt der Insel und der kleinen benachbarten Gruppen beträgt ungefähr 34000 Quadratkilometer, d. h. annähernd so viel wie das Großherzogtum Baden und das Königreich Württemberg zusammengenommen. Die vorgenannten Zahlen machen nicht auf unbedingte Genauigkeit Anspruch. Die genaue Vermessung der Insel ist erst vor wenigen Jahren von der Kaiserlichen Marine in Angriff genommen, und nach Beendigung derselben werden sich höchstwahrscheinlich andere Werte ergeben, da die früheren Vermessungen und kartographischen Darstellungen, welche die Grundlage der angegebenen Zahlen bilden, anerkanntermaßen sehr oberflächlich und mangelhaft sind.

Soweit uns bisher bekannt, scheinen hauptsächlich zwei geologische Formationen in dem Aufbau der Insel vorzuherrschen, nämlich das vulkanische Eruptivgestein und die Korallenformation; die letztere stellenweise durch die Kraft des Vulkanismus weit über das Meeresniveau emporgehoben. Die vulkanische Tätigkeit dauert heute noch immer fort, wenngleich sie gegen frühere Zeiten unzweifelhaft bedeutend abgenommen hat. Auf der ganzen Linie von Kap Gloucester im Westen bis Kap Stephens im Nordosten erstreckt sich, gruppenweise angeordnet, eine Anzahl tätiger Vulkane, und zahlreiche erloschene Krater zeugen von der früheren Gewalt des unterirdischen Feuers. Erdbeben sind heute noch keine Seltenheit, obgleich sie wenig Unheil anrichten; sie sind jedoch immerhin stark genug, um bei ihrem Auftreten ein beängstigendes Gefühl zu erwecken, und mahnen daran, daß sie eines Tages eine unerwartete, unheilvolle Katastrophe herbeiführen können, gegen welche die Menschen machtlos sind. Einige der Erdbeben, die ich während meines langjährigen Aufenthaltes im Archipel erlebt habe, wären trotz ihrer kurzen Dauer stark genug gewesen, um eine europäische Stadt gründlich zu verwüsten; die soliden heimischen Steinbauten würden in sich zusammenstürzen, während hier draußen die Hütten der Eingeborenen und die aus Holz errichteten Häuser der Ansiedler zwar in allen Fugen ächzen und krachen und dabei so bedenklich wackeln, daß das Aufrechtstehen zeitweilig recht schwierig wird, aber dennoch, infolge ihrer Bauart, nicht einfallen.

Am bekanntesten ist uns bis heute der nördliche Teil der Insel, die Gazellehalbinsel, d. h. wir kennen ziemlich genau nur die Gegend, die östlich, nördlich und nordwestlich vom Vunakokor (Varzinberg) liegt. In den letzten Jahren beginnt auch das den Westrand der Halbinsel bildende hohe Gebirge, das wir gewöhnlich als Bainggebirge bezeichnen, uns, dank der dort angesiedelten Katholischen Mission, besser bekannt zu werden. Hinter dem Vunakokor ist die Gegend eigentlich noch völlig unerforscht, und für den übrigen Teil der Insel beschränkt sich unsere ganze Kenntnis allein auf den Küstensaum und die davorliegenden Inseln, und auch hier müssen wir mit Bedauern zugestehen, daß unser Wissen nur Stückwerk ist.

Ein jeder noch so kleine Ausflug nach diesen unbekannten Gegenden bringt uns daher stets noch neue und unerwartete Erfahrungen und Entdeckungen. Späteren Reisenden und Forschern wird noch sehr viel

zu tun übrigbleiben, und eine Reihe von interessanten Überraschungen steht ihnen sicher bevor. Die gründliche Vermessung der Insel durch die Kaiserliche Marine wird uns im Laufe der Jahre auch manche Aufschlüsse über die Bewohner bringen.

Wenn die von Australien kommenden Postdampfer die Küste von Neupommern ansteuern, erblickt das Auge zunächst fern im Nordwesten und Westen bläulich schimmernde Berge, deren Gipfel häufig von dichtem Gewölk bedeckt sind. Allmählich werden die Umrisse schärfer; das hohe Kap Orford mit dem dahinterliegenden Gebirge tritt deutlich hervor, und auch im Nordosten zeichnen sich Umrisse hoher Berge auf dem Horizont ab, das hohe Land des südlichen Neumecklenburg. Bald wird der Sankt-Georgs-Kanal deutlich markiert durch das hohe Land von Neupommern im Westen und Neumecklenburg im Osten. Die Richtung dieses, im Mittel etwa 35 Kilometer breiten Meeresarmes ist annähernd eine Süd-Nordlinie; auf den Seekarten wurden bis zum Jahre 1890 die Seefahrer vor dortigen, unbekannten Gefahren gewarnt, jetzt wissen wir längst, daß das Fahrwasser des Sankt-Georgs-Kanales tief und ohne alle Schiffahrtshindernisse ist, obgleich zeitweilig, von den vorherrschenden Winden bedingt, eine starke Strömung bald nördlich, bald südlich durch die Straße setzt, gegen welche Segelschiffe fast machtlos sind.

Die Ostküste der Gazellehalbinsel präsentiert sich dem Beschauer vom Sankt-Georgs-Kanal aus als hohes, gebirgiges Land. Die Landenge, die die Verbindung mit der Hauptinsel bildet, ist bedeutend niedriger; sie besteht aus gehobenem Korallenkalk. Dieselbe Formation herrscht auch auf der Ostküste der Hauptinsel vor, landeinwärts durchbrochen von vulkanischem Gestein. Die Berge im Süden der Halbinsel sind durchweg bewaldet, die Formen abgerundet und die Abhänge nicht sehr steil, so daß sie für Pflanzungsanlagen wohl geeignet erscheinen. Zahlreiche größere und kleinere Wasserbäche durchfurchen die Täler, von denen einige tief ins Land hineinschneiden. In die kleine Henry Reid-Bucht im Süden der Halbinsel mündet ein recht wasserreiches Flüßchen, welches für Boote bis auf eine ziemliche Strecke von der Mündung hinauf fahrbar ist. Die Meerestiefen nehmen vom Strande ab schnell zu, und gute Ankerplätze sind hier nicht vorhanden; die Henry Reid-Bucht bildet hierin eine Ausnahme, auch sie bietet aber einen sicheren Liegeplatz nur während der Nordwestwinde.

Sobald das Kap Palliser passiert ist, ändert sich die Szenerie. Zunächst treten die Berge etwas zurück, und die Abhänge werden sanfter; das einförmige Dunkelgrün des Tropenwaldes wird durch kleinere und größere, hellgrün schimmernde Grasfelder unterbrochen, und je weiter wir nördlich gehen, desto mehr nehmen diese Grasfelder an Ausdehnung zu, unterbrochen von Waldparzellen und durchzogen von tiefen, bewaldeten Schluchten.

Ein wenig nördlich von Kap Palliser liegt eine kleine Bucht, die durch ein davorliegendes Korallenriff mit zwei kleinen Inselchen geschützt wird und einen guten Hafen, wenn auch nur für kleinere Schiffe, bildet. Die Eingeborenen nennen den Platz Mutlar und suchen ihn gelegentlich des Schildkrötenfanges halber auf. Ein wenig nördlicher liegt ein kleiner, versteckter Hafen, der Rügenhafen (Putput der Eingeborenen), den ich im Jahre 1884 auf einer Bootfahrt längs der Küste entdeckte. Die Einfahrt ist schmal, so daß nur immer ein Schiff dieselbe passieren kann; die Zweige der mächtigen Waldbäume, welche zu beiden Seiten sich über die enge Rinne hinstrecken, streifen stellenweise mit ihrem Laub die Schiffswände. Dennoch ist in der Einfahrt nirgends unter 13 Meter Wassertiefe, und in dem Bassin, das sich am Ende dieser Einfahrt öffnet, findet bei 11 bis 12 Meter Tiefe eine größere Anzahl von Schiffen Raum zum Ankern. Schiffe liegen hier absolut sicher, und da der Rügenhafen und der Mutlarhafen die einzigen sicheren Häfen auf der Ostseite der Gazellehalbinsel sind, so werden sie sicherlich im Laufe der Jahre, wenn der Plantagenbau erst das Hinterland eröffnet hat, von nicht geringer Bedeutung werden. Heute sind die Ufer noch mit einer dichten tropischen Waldflora bestanden, nichts rührt und regt sich auf der Oberfläche des spiegelklaren Bassins; kreischende Kakadus begrüßen den Besucher, und Taubenscharen beleben die Kronen der Bäume. Weit und breit ringsum herrscht tiefer, stiller Waldfriede, denn die ganze Gegend ist unbewohnt; in langen Zwischenräumen kommen entfernt wohnende Eingeborene hierher, um den Fischreichtum des Hafens auszubeuten.

Etwa 4 Kilometer nördlich vom Rügenhafen schneidet ein breites und tiefes Tal weit ins Land hinein. Hier mündet einer der größten Wasserläufe der Halbinsel, der Warangoi, der weiter landeinwärts Karawat genannt wird. Das Gefälle ist steil und die Wassermenge

Abb. 1. **Korallenkalkfelsen, Küste des Sankt-Georgs-Kanales.**

während der trockenen Jahreszeit nicht bedeutend; in der Regenzeit verwandelt er sich in einen schäumenden, sich überstürzenden Gebirgsfluß, der nur mit großen Schwierigkeiten sowohl auf- wie abwärts zu befahren ist. Vor Jahren habe ich in Gesellschaft des Herrn Bischof Couppé und des Landmessers Herrn Rocholl den Fluß von der Mündung bis zu einem Punkte, genau südlich vom Vunakokor, in Booten befahren. Wir legten diese Strecke in viertägiger Fahrt zurück, nicht ohne große Anstrengungen; bisweilen mußten die Boote über seichte Kiesbänke geschleppt werden, dann sperrten gewaltige, umgestürzte Waldbäume den Weg von Ufer zu Ufer, eine Barriere bildend, über welche das aufgestaute Wasser schäumend und brausend stürzte; hin und wieder folgten freie Stellen mit tieferem Wasser, so daß man die Ruder gebrauchen konnte, aber auch dies ging nur langsam und unter Aufbietung aller Kräfte, denn die Strömung war eine sehr starke. Der Fluß läuft in einem Bett, das, vielfach gewunden, bald zwischen steilen Ufern, die sich wie Bastionen vorschieben, bald durch schilfbewachsene Niederungen sich schlängelt. Hier und da wölben mächtige Bäume ein Laubdach über der Wasserfläche, oder es strecken schlanke Bambusrohre, zu mächtigen Beständen vereinigt, ihr feines, zierliches Laub weit über die Ufer hervor, und dazwischen leuchten die hellen, säulenartigen Stämme der imposanten Eukalyptusbäume (Eucalyptus Naudiniana), die für die Vegetation Neupommerns charakteristisch sind.

Die Szenerie ist eine äußerst großartige und wechselt bei jeder der zahlreichen Biegungen, so daß uns die vier Tage, während welcher wir flußauf vordrangen, schnell zu verlaufen schienen. Aber noch viel schneller verlief die Rückreise, denn die Strecke, die wir flußauf in viertägiger, harter Arbeit zurückgelegt hatten, durchfuhren wir flußab in vierstündiger Fahrt. In wilder Eile rasten unsere drei Boote den Fluß hinab, allein durch die starke Strömung getrieben, die durch einen wolkenbruchartigen Regen, der uns in unserem letzten Lager überraschte, noch erhöht wurde. Die Ruderer saßen müßig da, die ganze Arbeit fiel auf den Steuerer, der auf der rasenden Fahrt, bald an mächtigen Steinblöcken oder an Baumstümpfen vorbei oder hart an vorspringenden steilen Uferfelsen entlang, ein sicheres Auge und kräftige Arme bewahren mußte, um unsere zerbrechlichen Fahrzeuge glücklich flußab zu lenken. Wohl ein jeder von uns war froh, als das Brausen der Brandung verkündete,

daß die Mündung des Warangoi in der Nähe und die wilde Fahrt zu Ende sei.

An der Flußmündung hat die Neuguinea-Kompanie vor einigen Jahren ein Sägewerk angelegt, um die reichen Holzbestände, namentlich den wertvollen Bestand an Eukalyptus auszubeuten.

Von der Warangoimündung an macht die Landschaft einen zunehmend angenehmen und gefälligen Eindruck. Die Kokosbestände werden dichter, am Strande bilden sie stellenweise einen dichten Saum, und auf den Hügeln ragen ihre Wipfel über den Wald hervor; ausgedehnte, kultivierte Felder bekunden die Anwesenheit von Menschen, deren grasbedeckte Hütten am Strande wie auf dem Hochplateau und auf dessen Abhängen aus dem Grün hervorlugen.

Landein erhebt sich der Gipfel des etwa 600 Meter hohen Vunakokor oder Varzinberges über das Gelände, und aufsteigende Rauchwolken, große Abholzungen sowie andere Zeichen bekunden, daß die Bevölkerung nicht gering sein kann.

Weiter nördlich in den Kanal vordringend, gewahren wir im Norden zuerst einzelne Baumwipfel, die wie schwarze Häuflein am Horizont auftauchen; sie mehren sich schnell und bilden einen anscheinend niedrigen, fortlaufenden Wall; bald unterscheiden wir jedoch Baumstämme und Laubkronen und dann den weißen Sandstrand und den leuchtenden Schaum der Brandung auf dem Korallenriff; noch etwas näher und wir erkennen einzelne Inseln, die Inseln der Neulauenburg-Gruppe.

Wir biegen um eine niedrige, bewaldete Ecke, Kap Gazelle, und vor uns breitet sich ein Teil der Nordküste der Gazellehalbinsel aus, im Hintergrunde die tiefe Blanchebucht, überragt von den Bergen der Mutterhalbinsel. Rechts liegen zwei kleine Inselchen, die Crednerinseln; sie sind dicht bewaldet und erheben sich nur wenige Meter über die Meeresfläche. Infolge ihrer isolierten Lage sind sie von der Landesverwaltung als Quarantänestation in Aussicht genommen, und einen geeigneteren Platz konnte man schwerlich finden.

Im Kanal sind die Anzeichen einer Ansiedlung durch Weiße spärlich, von Kap Gazelle an aber mehren sie sich schnell. Wenige Kilometer westlich, an der kleinen Bucht von Kabakaul, werden hellschimmernde, wellblechgedeckte Wohn- und Lagerhäuser sichtbar, und um dieselben verraten ausgedehnte Lichtungen und beginnende Pflanzungen die Anwesenheit

weißer Ansiedler. Noch ein wenig weiter und die Zahl der Gebäude wächst rasch; vom Ufer an bis weit landeinwärts erstrecken sich die Palmenpflanzungen; schnurgerade, in regelmäßigen Abständen ziehen sich die Reihen der angepflanzten Kokospalmen über Berge und durch Täler, der Urwald und die Grasebenen sind längst verschwunden, und weit am Strande entlang wie landeinwärts gewahrt das Auge Palmenwipfel an Palmenwipfel. Die stattliche Niederlassung der Katholischen Mission vom „Heiligen Herzen Jesu" mit einer doppeltürmigen Kapelle und einer Anzahl von ein- und mehrstöckigen großen Wohn- und Schulgebäuden fällt zunächst ins Auge. Die Niederlassung, die von den Missionaren „Vunapope" (Grund oder Wurzel des Papsttumes) benannt worden, ist zugleich Sitz des katholischen Bischofes für das Vikariat Neupommern.

In geringer Entfernung von der Missionsstation, in der Tat an dieselbe grenzend, folgt die Pflanzung Herbertshöhe der Neuguinea-Kompanie mit der gleichnamigen Niederlassung, und hier ist auch der Sitz der Kaiserlichen Regierung. Das stattliche Wohnhaus des Kaiserlichen Gouverneurs auf einem dominierenden Hügel überragt eine größere Anzahl von Wohn-, Bureau- und Lagergebäuden, die teils der Neuguinea-Kompanie, teils der Kaiserlichen Regierung gehören, und daran schließen sich die weitläufigen Anlagen der großen Kalumpflanzung, die sich am Strande entlang gegen Schulze-Huk hin erstrecken, mit ihren verschiedenen Nebenstationen und Pflanzungsgebäuden.

Vor Herbertshöhe findet man fast immer eine größere oder kleinere Ansammlung von Schiffen; neben stattlichen deutschen Kriegsschiffen und den Postdampfern des Norddeutschen Lloyd liegen die kleineren und größeren Fahrzeuge, die den Handels- und Plantagenfirmen der Kolonie gehören, die auf den verschiedenen Inseln des Archipels Niederlassungen unterhalten. Ein eigentlicher Hafen ist allerdings nicht vorhanden, jedoch ist die geräumige Reede ziemlich geschützt und bietet vorzüglichen Ankergrund mit mäßiger Tiefe.

Betreten wir das Land, so finden wir breite und gutgehaltene Fahrwege, die nicht ohne große Kosten teils von der Kaiserlichen Verwaltung, teils von den Pflanzungseigentümern angelegt worden sind. Diese Wege führen von Herbertshöhe landeinwärts und verbinden die einzelnen Pflanzungsstationen mit deren Zentralen wie untereinander;

sie führen jedoch auch über das Pflanzungsgebiet hinaus, und das Wegesystem wird von Jahr zu Jahr weiter ausgebaut und vervollständigt. Daß jedoch auch anderweitig die junge Kolonie im Zeichen des Fortschrittes steht, bekunden ein stattliches zweistöckiges Gerichtsgebäude, geräumige Hotels, Feldbahnen, Telephonleitungen usw.

Die eigentliche Blanchebucht beginnt etwa 8 Kilometer westlich von Herbertshöhe. Sie ist im Westen und Süden von einem Hochplateau begrenzt, welches steil zum Strande abfällt, im Norden und Nordosten ist die Grenze die vulkanische Halbinsel mit den drei erloschenen Vulkanen Nordtochter (Tavanumbattir oder Valnatoman), Mutter (Kombiu) und Südtochter (Turanguna). Am Fuß der Mutter erheben sich noch zwei weitere niedrige Krater, von denen der nördlichere ausgebrannt und bis auf den Grund mit Vegetation bedeckt ist, während der südliche mit seinem Nebenkrater Kaije noch immer sich in schwacher Tätigkeit befindet. Der eingefallene Kraterrand gestattet, in den Krater hineinzusehen; am Grunde desselben befindet sich in einer teichartigen Vertiefung eine Ansammlung von Wasser, und an den Seiten haben aufsteigende Schwefeldämpfe hie und da das Gestein mit gelben Schwefelkristallen überzogen. Der Kaije ist ein kleinerer Krater am Rande des vorgenannten und war im Jahre 1878 noch in voller Tätigkeit; seitdem ist eine Ruhepause eingetreten, und er ist anscheinend im Erlöschen, obgleich an einzelnen Stellen noch heiße Schwefeldämpfe zwischen den Lavablöcken hervorquellen und das Gestein sich heiß anfühlt. Als ich mich im Jahre 1882 im Bismarckarchipel ansiedelte, war einer meiner ersten Ausflüge nach dem Gipfel oder richtiger nach dem Kraterrand des Kaije. Zu jener Zeit waren noch zahlreiche Spuren des jüngsten Ausbruches sichtbar. Verdorrte Baumstämme umgaben den Fuß und die untere Hälfte des Berges, nirgends war ein grünes Hälmchen sichtbar, schwarz und kahl ragte der Vulkan über seine Umgebung empor. Nur mit der größten Vorsicht konnte man den inneren Kraterabhang betreten, die große Hitze des Gesteines, sowie die aufsteigenden, übelriechenden Schwefelwasserstoffgase trieben den Besucher schnell nach dem auf der Windseite gelegenen Kraterrand zurück. Heute sind die Seiten des Berges fast ganz mit Vegetation bedeckt, sogar die inneren Kraterwände beginnen sich mit leichtem Grün zu überziehen, und das Gestein ist bereits dermaßen abgekühlt, daß man, ohne

die Stiefelsohlen zu verbrennen, in den Krater hinein spazieren kann. Daß in der Tiefe jedoch noch immer der vulkanische Herd nicht erloschen ist, davon zeugen unter anderem die zahlreichen heißen Schwefelquellen, die am Fuß der Vulkane sich in die Blanchebucht ergießen. Eine derselben, neben der Hernsheimschen Farm Rabaul gelegen, ist neuerdings gegen rheumatische Leiden mit Erfolg benutzt worden.

Von dem Gipfel der etwa 770 Meter hohen Mutter, den man vom Strande aus in etwa dreistündigem Aufstieg erreichen kann, bietet sich dem Besucher eine Fernsicht von unvergleichlicher Schönheit. Im engeren Gesichtsfelde liegen die Seiten des Berges mit der gewaltigen, tiefen Abflußrinne nach Norden und mit dem Gewirr von bewaldeten Schluchten und Abgründen; der oberste Gipfel selber, mit der flachen Mulde, dem Überrest des einstigen Kraters, ist mit hohem Gras bewachsen. Im Süden blicken wir in die oben beschriebenen kleineren Krater hinein und auf die bewaldete, etwa 530 Meter hohe Südtochter.

Aus den klaren Fluten der Blanchebucht erhebt sich die kleine, flache Insel Matupi, und zwischen dem Grün der Kokospalmen blinken die Wellblechdächer der Hernsheimschen Handelsniederlassung hervor. Die Schiffe, die in dem kleinen, sicheren Hafen von Matupi vor Anker liegen, scheinen kleine Boote zu sein. Über Matupi hinaus öffnet sich das weite Becken der Blanchebucht mit seinem dunkelblauen Wasser, aus dem zwei isolierte Felsmassen emporragen, die infolge ihrer Form den Namen die „Bienenkörbe" erhalten haben. Unweit des gegenüberliegenden Ufers, in der südlichen Hälfte des Bassins, bemerken wir eine flache Insel, etwa so groß wie die Insel Matupi; es ist dies die im Jahre 1878, gleichzeitig mit dem Ausbruch des Kaije, aus der Meerestiefe emporgehobene Vulkaninsel, heute auch bereits mit Vegetation bedeckt. Von unserem Standpunkt aus gesehen, macht die Blanchebucht durchaus den Eindruck eines früheren mächtigen Kraters mit einer Öffnung nach Osten, durch welche das Meer hineingebrochen ist. Ringsum fallen die Ufer steil, an vielen Stellen fast senkrecht zum Meere ab, namentlich in der südlichen Hälfte der Bucht, wo auch der Meeresboden sich steil in die Tiefe senkt, so daß hier keine Ankerplätze vorhanden sind. Weniger schroff sind die Ufer des inneren, nördlichen Teiles der Bucht, des Simpsonhafens, der auch geringere Wassertiefen aufweist und wegen seiner Geräumigkeit und geschützten Lage sowie wegen der gänzlich

Abb. 2. **Vulkan Kaiſe an der Blanchebucht.**

gefahrlosen Einfahrt sich vorzüglich als Flottenstation eignen dürfte, um so mehr da an seinen Ufern hinreichendes ebenes Land vorhanden ist zur Errichtung von Kohlenlagern und anderen Anlagen und Bauten. Der Bremer Norddeutsche Lloyd hat neuerdings hier eine größere Anlage ins Leben gerufen, welche den in dem Archipel verkehrenden Dampfern der Gesellschaft als Hauptstation dienen wird.

Weiter südlich schweifend, erblickt das Auge dann das weite Hochplateau der nördlichen Gazellehalbinsel, aus dem der Vunakokor als isolierter Kegel emporsteigt. Namentlich dieser Teil der Halbinsel macht, von unserem hohen Standpunkt aus gesehen, den Eindruck eines englischen Parkes in allergrößtem Stil, mit grünen Rasenflächen, vereinzelten Bäumen, kleinen und großen Baumgruppen und ausgedehnten Wäldern. Im Süden und Westen ist dieser Riesenpark von hohen, bläulichschimmernden Bergen eingefaßt, dem Bainiggebirge.

Doch damit sind die landschaftlichen Schönheiten noch nicht erschöpft. Wenden wir uns nach Osten, so liegen vor uns die beiden kleinen Crednerinseln (Valakuwor und Nanuk), auch wohl wegen der zeitweilig dort sich aufhaltenden Tauben die große und die kleine Taubeninsel genannt. Ein wenig weiter erblicken wir die gesamte Neulauenburg-Gruppe wie aus der Vogelperspektive; wir erkennen deutlich die schmalen Meeresarme, welche die einzelnen Inseln trennen und die sich wie schillernde Silberstreifen zwischen den dunkeln Landpartien hindurchwinden. Darüber hinweg, jenseits des Sankt-Georgs-Kanales, als großartiger Hintergrund einer großartigen Landschaft, erheben sich die mächtigen Berge von Neumecklenburg, um erst weit im Süden wie im Norden in den bläulichen Dunst zu verschwinden.

Abermals wechselt das Bild, wenn wir gen Westen schauen. Zu unseren Füßen liegt die ganze Nordküste der Halbinsel mit den davorliegenden Inseln, deren bedeutendste der erloschene, wild zerklüftete Krater Latom oder Watom (Maninsel) ist. Ausgedehnte Kokosbestände erstrecken sich vom Strande bis zu dem Plateau hinauf, und dazwischen verraten die aufsteigenden Rauchsäulen die Anwesenheit einer dichten Bevölkerung. Regelrechter Plantagenbau ist in dieser Gegend erst im Entstehen, nur Händler und Missionare wohnen in kleinen Abständen am Strande. Eigentliche Häfen sind hier nicht vorhanden, und die Ankerplätze, welche je nach der Lage größere oder geringere Sicherheit bieten, sind

Abb. 3. Flußtal des Karo, Bainingggebirge

minderwertig. Die weite Bucht, welche weiter nach Westen ins Land einschneidet, ist der Weberhafen; daran schließt sich eine prachtvolle, bewaldete, gut bewässerte Ebene, welche nach Süden und Südosten verlaufend, sich bis hinter den Vunakokor hinzieht, im Westen und Süden begrenzt von den sanft ansteigenden Vorbergen des Vainingggebirges. Diese Ebene wird voraussichtlich mit der Zeit von hoher, wirtschaftlicher Bedeutung werden, denn der Boden ist hier besser und tiefgrundiger als auf dem Bimssteinplateau nördlich vom Vunakokor, wo eigentlich nur Kokospalmen mit Erfolg angebaut werden können. Die Kaiserliche Verwaltung ist daher auch bestrebt, diesen Teil der Halbinsel durch ein Wegesystem mit dem Sitz der Regierung in Herbertshöhe und dem dortigen Hauptanlegeplatz der Schiffe zu verbinden, da auch der Weberhafen keinen unbedingten Schutz bietet.

Hinter der Ebene schließt das hohe, zerklüftete Vainingggebirge die Fernsicht ab.

Die vorstehende Schilderung gibt einen schwachen Begriff von der herrlichen Aussicht. In der wunderbaren Vereinigung von Land und Meer kenne ich nur eine Fernsicht, welche damit gleichgestellt werden kann, diejenige vom Gipfel des Vesuv. Wenn aber das Bild, das sich dem Auge vom Kraterrand des Vesuv aus bietet, mit einer in großen Zügen entworfenen Landschaft sich vergleichen läßt, so möchte ich die Fernsicht vom Gipfel der Mutter aus mit einem jener Kabinettstücke vergleichen, auf denen der Künstler mit Liebe und Sorgfalt jede Kleinigkeit ausgeführt hat. Dazu trägt besonders bei die wundervolle Durchsichtigkeit der Luft; in einer Entfernung, wo sich die Gegenstände, vom Vesuv aus gesehen, bereits in unbestimmte Umrisse verlieren, gewahren wir von der Mutter aus bei günstiger Beleuchtung noch haarscharf die federbuschähnlichen Kronen der Palmen auf entfernten Höhen oder die Stämme der Waldbäume an den steil abfallenden Berghängen.

Im Westen des Weberhafens nähern sich die Vainingberge immer mehr dem Strande, und der flache Uferſaum wird schmäler, um endlich nach der kleinen Insel Masava hin ganz zu verschwinden. Dieses Inselchen liegt auf einem Korallenriff und bildet mit demselben und der Küste der Halbinsel einen kleinen, leidlich sicheren Hafen für kleinere Schiffe. Unweit derselben liegt eine zweite kleine Insel, Masikonápuka genannt, heute noch dicht bevölkert. Die beiden Inselchen waren noch

Tafel 2. **Robert Koch-Quelle auf der Willaumezhalbinsel.**

bis vor kurzer Zeit eine Art von Burgen, von wo aus die Bewohner ihre Raubzüge, namentlich nach den Bainingbergen machten, teils um Sklaven einzufangen, die dann weiter nach dem Osten hin verhandelt wurden, teils um Virua, d. h. Menschenfleisch zu erbeuten. Diese Zustände sind jetzt infolge des Einflusses der Katholischen Mission und der Kaiserlichen Verwaltung im Aussterben begriffen.

Von den vorgenannten beiden Inseln an treten die Bainingberge hart bis ans Ufer und erheben sich schnell zu bedeutender Höhe. Fruchtbare Täler, durchströmt von schäumenden Bächen, liegen zwischen den Bergen verstreut, z. B. das Tal des Flüßchens Karo mit seinen Kaskaden und Wasserfällen. Landeinwärts, etwa 8 Kilometer vom Strande, liegt als vorläufiger, vorgeschobener Posten die Katholische Missionsstation Sankt Paul in einem anmutigen Kessel, rings von hohen, waldgekrönten Bergen umgeben.*

Der Charakter der Küste ändert sich nicht bis zum Kap Lambert (Tongilus), der nordwestlichsten Ecke der Gazellehalbinsel. Ehe wir jedoch dies erreichen, passieren wir eine Gruppe von kleinen unbewohnten Inseln, die Scillyinseln (Talele). Ist das Kap passiert, dann gewahren wir, daß das Bainingebirge, bis zum Ufer steil abfallend, als Küstengebirge auftritt, das sich in südöstlicher Richtung fortsetzt. Die bis zu einer Höhe von etwa 1500 Meter emporsteigenden Berge sind bis zum Gipfel bewaldet. Aus dem Waldesgrün schimmern Wasserfälle hervor, und ziemlich wasserreiche Flüßchen ergießen sich ins Meer. Der bedeutendste dieser Wasserläufe, der Toriu (Holmesfluß) mündet etwa 55 Kilometer südöstlich von Kap Lambert ins Meer. Hier hat die Katholische Mission in den letzten Jahren eine Dampfsägemühle angelegt, und dies ist vorderhand der am weitesten vorgeschobene Posten der Kolonisation auf der Gazellehalbinsel.

Von der Mündung des Toriu an treten die Berge allmählich zurück, und die Richtung des Gebirges, welche bis dahin eine südöstliche war, ändert sich und nimmt einen mehr östlichen Lauf. Dies nach Osten streichende Gebirge ist anscheinend von dem Bergstock im Nordwesten

* Am 13. August 1904 ist der Gründer dieser Station, Herr Pater Mathäus Rascher, der in diesem Werke noch häufiger genannt ist, mit noch vier anderen Missionaren und fünf Schwestern des Ordens vom „Heiligen Herzen Jesu" von den Eingeborenen erschlagen worden.

durch eine tiefe Talsenkung getrennt. Von dem Gipfel des Vunakokor aus, wie von der Offenen Bucht ist diese Einsenkung deutlich erkennbar. Unsere Kenntnis dieser Berglandschaft, obgleich dieselbe nicht einmal 30 Kilometer südlich von Herbertshöhe liegt, ist jedoch noch immer gleich Null; wir wissen nicht einmal, ob die Bevölkerung dieses Gebirges mit der Bevölkerung des Nordwestgebirges identisch ist, oder ob der eine Stamm sich wesentlich von dem anderen unterscheidet.

Von Weberhafen an bis Kap Lambert und von dort weiter längs der Küste ist die Seefahrt infolge der vielen vorgelagerten Korallenriffe und Sandbänke eine recht gefährliche. Die vorzügliche Vermessung durch S. M. S. „Möwe" beseitigt jedoch von Jahr zu Jahr einen großen Teil der Gefahren; immerhin erfordert die Küstenfahrt hier die größte Vorsicht und Aufmerksamkeit. Ankerplätze sind auf der Küste hier und da vorhanden, aber nur ein einziger guter Hafen bietet vorzüglichen Schutz. Dies ist der Powellhafen (Tava na tangir), etwas nördlich von der Landenge. Er ist tief und geräumig und gegen alle Winde geschützt; im inneren Winkel mündet ein recht bedeutendes Flüßchen, das eine Strecke landein mit Booten befahrbar ist. Die Ufer des Hafens sind allerdings sumpfig und mit ausgedehnten Mangrovewäldern bestanden, aber bei zunehmender Kultivierung des ausgedehnten Hinterlandes würden auch diese Übelstände sich bewältigen lassen.

Wenn ich im Vorhergehenden die Gazellehalbinsel eingehender beschrieben habe, so hat das darin seinen Grund, daß dieser Teil von Neupommern vorderhand der wichtigste ist, ja ich möchte sagen, der wichtigste Teil des ganzen Bismarckarchipels. Die Gazellehalbinsel blüht von Jahr zu Jahr wirtschaftlich empor und wird noch auf lange Jahre hin in dieser Richtung ihre Bedeutung behaupten. Durch ihre zentrale Lage ist sie vorzüglich geeignet, als Ausgangspunkt für kulturelle Unternehmungen in anderen Teilen des Archipels zu dienen, und ihre Häfen bilden wichtige Stützpunkte der Schiffahrt. Die Bedeutung der Reede von Herbertshöhe und des kleinen Hafens von Matupi, sowie des Simpsonhafens ist seit Jahren im Wachstum. Die imaginären Gefahren für die Schiffahrt, welche auf früheren Karten dieser Gegend verzeichnet waren, veranlaßten die Schiffsführer, sie in weitem Bogen zu umgehen. Bei den Rekognoszierungen der Kaiserlichen Kriegsmarine hat sich jedoch herausgestellt, daß der größte Teil der angeblichen Gefahren nicht

Abb. 4. **Wasserfall in einem Nebental des Karo, Bainiuggebirge.**

vorhanden ist, und da der Archipel auf dem direkten Wege zwischen Australien und Ostasien gelegen ist, so wählen von Jahr zu Jahr immer mehr Schiffe diesen näheren Weg, statt durch die gefährliche, an Riffen und anderen Schiffahrthindernissen reiche Torresstraße zu gehen. Die Kohlendepots auf der Insel Matupi bilden einen wichtigen Stützpunkt für den Dampferverkehr auf dieser Strecke. Derselbe hat sich von Jahr zu Jahr gehoben, proportional mit dem Aufschwung der Kolonie und mit dem Wachstum des jungen Australischen Staatenbundes. Aus den neueren Volkszählungen darf man den Schluß ziehen, daß Australien nach etwa 100 Jahren eine Bevölkerung von etwa 30 Millionen Menschen haben wird; dies sowie der enorme Verkehr mit dem an Bedeutung ebenfalls fortwährend zunehmenden Ostasien muß unbedingt auch eine günstige Rückwirkung auf den Bismarckarchipel ausüben. Es werden neue, leicht zugängliche Absatzgebiete für tropische Erzeugnisse geschaffen werden, und der Archipel, von dem aus Australien in wenigen Tagen zu erreichen ist, wird imstande sein, einen großen Teil des Bedarfes zu decken.

Alles dies liegt heute noch in weiter Ferne, aber von einem Jahrzehnt zum anderen ändern sich die Verhältnisse zum Bessern. Im Jahre 1882 beschränkte sich der Verkehr mit der Außenwelt auf die Fahrten einiger kleiner Segelschiffe, welche die ansässigen Firmen für ihre Handelsunternehmungen unterhielten; dann und wann in langen Zwischenräumen erschien auch wohl ein größeres Segelschiff, um die gesammelten Produkte zu verschiffen; Kriegsschiffe sprachen gelegentlich vor und waren nur zu froh, wenn sie wieder fortdampfen konnten. Postverbindung über Australien bestand drei- bis viermal im Jahre. Alles dies hat sich bereits geändert. Regelmäßig fahrende Salondampfer des Bremer Lloyd und einer Australischen Linie vermitteln den Post- und Frachtverkehr zwischen dem Archipel, Sydney, Singapore, Hongkong und Japan; Ansiedler und Ansiedlungen mehren sich, und die Einfuhr von Waren wie die Ausfuhr von kolonialen Erzeugnissen ergibt von Jahr zu Jahr immer höhere Zahlen.

Trotzdem hat der deutsche Unternehmungsgeist, der sich sonst allen neuerschlossenen Gebieten der Erde mit Eifer zuwendet, bisher die Inseln des Bismarckarchipels, trotz aller günstigen Umstände, nicht der Beachtung gewürdigt, die sie in so hohem Maße verdienen. Der Grund dafür ist teils die oberflächliche und mangelhafte Kenntnis des Archipels, welche

in allen Kreisen der Gesellschaft Deutschlands herrscht, teils auch die schlechten Erfahrungen, welche die Berliner Neuguinea-Kompanie vor Jahren in Kaiser-Wilhelms-Land machte. Das „Schutzgebiet der Neuguinea-Kompanie" wurde fast immer in Zusammenhang mit traurigen und entmutigenden Nachrichten genannt, und selbst schönfärbende Schilderungen, wie die des Herrn Dr. Finsch und vor allem die des Herrn Hugo Zöller, vermochten nicht, den nachteiligen Eindruck zu verwischen, den die fortwährenden Hiobsposten aus dem Schutzgebiet hervorbrachten. Da der Bismarckarchipel in der Gesamtbenennung „Schutzgebiet der Neuguinea-Kompanie" eingeschlossen war, hat dies zur Folge gehabt, daß der üble Ruf des deutschen Teiles von Neuguinea auch auf das Inselgebiet ausgedehnt worden ist, eine Schlußfolgerung, so unlogisch wie unbegründet, obgleich wohl entschuldbar bei der oberflächlichen Kenntnis unserer bedeutendsten Südseekolonie.

Die Pflanzungen der Gazellehalbinsel bauen fast ausschließlich die Kokospalme. Als Nebenprodukt zog man vor Jahren und auch heute noch in geringem Maßstabe die langfaserige, seidenartige Baumwollenart, welche als „Sea Island Cotton" in den Handel kommt; seitdem die Baumwollpreise gesunken sind, ist diese Nebenkultur im Absterben. In der Gegend, wo augenblicklich die größeren Pflanzungen sich befinden, auf dem Hochplateau, das sich vom Strande südlich bis an den Vunakokor erstreckt, würden andere Produkte kaum einen lohnenden Ertrag liefern. Der wenig tiefgründige Humus, der die großen Bimsteinaufschüttungen früherer vulkanischer Ausbrüche bedeckt, genügt nicht für andere Kulturpflanzen, die einen tiefen, schweren Boden erfordern, z. B. Kakao und Kaffee. Diese finden einen ihnen zusagenden Boden auf den östlichen und südlichen Abhängen und in den Tälern des Vainiggebirges, wie in der ausgedehnten Landschaft, welche sich vom Weberhafen bis hinter den Vunakokor erstreckt. In diesen Gegenden harren viele Tausende von Hektaren einer lohnenden Kultur, ebenso wie noch große ausgedehnte Strecken für Kokoskultur zugänglich sind. Hinter dem Vunakokor wird die Bevölkerung spärlich, und man läuft hier nicht Gefahr, die Eingeborenen in ihren Niederlassungen zu behelligen und zu beschränken.

Von geringerer Bedeutung scheint der südlich an die Gazellehalbinsel anschließende Teil Neupommerns zu sein, wenigstens

soweit unsere heutige Bekanntschaft mit dieser Gegend uns zu einem Urteil darüber berechtigt. Dieser Teil, etwa von derselben Flächenausdehnung wie die Gazellehalbinsel und mit dieser durch eine hügelige Landenge verbunden, bildet, wenn die auf der Nordwestecke liegende Duportailinsel hinzugezogen wird, ungefähr ein Quadrat von etwa 80 Kilometer Seitenlänge. Im Südwesten hängt dieser Teil der Insel durch eine zweite Einschnürung mit dem Westteil von Neupommern zusammen. Die ganze Ost-, Nord- und Südseite fällt steil zum Meere ab und hat keine unbedingt sicheren Ankerplätze. In der Jacquinotbucht im Süden findet man während der Nordweststaison gute Liegeplätze, während der Zeit der Südostwinde ist der Hafen jedoch nur teilweise geschützt.

Der ganze zentrale Teil dieser Abteilung besteht aus einem hohen Gebirge, das fast überall bis an den Strand herantritt, höchstens im Nordosten einige flache oder sanft ansteigende Ebenen aufweisend. Der Westrand besteht aus einer Reihe mehr oder weniger hoher Vulkane, deren drei höchste Spitzen auf der Nordwestecke sich befinden, die Vulkane Nordsohn (Golau), etwa 600 Meter hoch, Vater (Ulavun), etwa 2000 Meter hoch, und Südsohn (Vamus), etwa 1600 Meter hoch. Auch die davorliegende Insel Duportail (Namisoko oder Lolobau) ist vulkanisch. Der Golau ist erloschen, dagegen sind Ulavun und Vamus, sowie ein Krater auf Namisoko noch immer in Tätigkeit. Zeitweilig finden starke Ausbrüche statt, deren Feuerschein in der Nacht auf weite Strecken sichtbar ist. Im Jahre 1898 habe ich südwestlich von der Sandwichinsel* einen solchen Ausbruch deutlich wahrnehmen können, d. h. in einer Entfernung von etwa 210 Kilometer von dem Ausbruchsort. Im folgenden Jahre war infolge eines Ausbruches des Ulavun ein breiter Schlammstreifen sichtbar, der vom Gipfel bis zu der Strandebene hinabreichte; in dem unteren, bewaldeten Gürtel des Berges gewahrte man die Verheerungen dieses Ausbruches am deutlichsten; hier war die Vegetation von dem heißen Schlamm vollständig verwüstet worden; kahle, abgestorbene Baumstämme ragten aus dem bereits eingetrockneten Schlammbett hervor, und dazwischen türmten sich mächtige Gesteinstrümmer, abgebrochene Baumstämme usw. zu unübersteigbaren Barrieren. Im Jahre 1896 war von diesem Ausbruch noch

* An der Westküste des nördlichen Neumecklenburg.

keine Spur vorhanden. Weiter südlich vom Vamus erheben sich noch andere Krater längs der Küste, teils tätige, teils erloschene, aber von weit geringerer Höhe und Bedeutung. Diese Reihe von Vulkanen, welche das ganze Westufer bis Kap Quaß einnimmt, ist von dem Zentralgebirge durch eine tiefe Einsenkung getrennt, welche von der Offenen Bucht im Norden deutlich wahrzunehmen ist und tief ins Land nach Südsüdwesten einschneidet. Diese Einsenkung nimmt die abfließenden Gewässer der Vulkanreihe im Westen und des Hochgebirges im Osten auf, die in ihrem Zusammenfluß einen reißenden Gebirgsstrom bilden, der, in die sogenannte Hirsonbucht mündend, von den Eingeborenen Langalanga genannt wird.

Auch von diesem Teil der Insel kennen wir noch herzlich wenig. Von der Weiten Bucht aus gesehen, scheint das Land vom Strande an bis ins Gebirge hinauf gut bevölkert zu sein, wenn es uns erlaubt ist, von der Zahl und Ausdehnung der überall angelegten Pflanzungen und den aufsteigenden Rauchsäulen einen Schluß auf die Einwohnerzahl zu machen. Der steile Absturz nach dem Langalangatal hin im Westen scheint weniger bevölkert zu sein. Auf der Westseite der Vulkanreihe haben sich am Fuß derselben in den Strandebenen eine recht beträchtliche Anzahl Dörfer gebildet, deren Bewohner jedoch im Jahre 1897 stark durch die Blattern dezimiert wurden.

Das nördliche Ufer nach der Offenen Bucht hin wird von den Bewohnern des Nordens der Gazellehalbinsel Nakanai genannt. Hier lagen vor Jahren einige jämmerliche Dörfer, die im Jahre 1900 jedoch verschwunden waren. Die Küste am Fuß der Vulkane scheint Wittau genannt zu werden.

Der einzige Vorstoß ins Innere ist im Jahre 1897 von den Herren Dr. Hahl, Dr. Danneil und Pater Rascher unternommen worden. Dieselben gingen von dem damals existierenden Dorfe Watu an der Offenen Bucht aus landeinwärts und erreichten nach anstrengendem sechsstündigen Marsch eine Dorfschaft im Gebirge. Es gelang ihnen, friedliche Beziehungen zu den Eingeborenen anzuknüpfen, und aus ihren Berichten wie aus den mitgebrachten ethnographischen Gegenständen, welche denjenigen gleich sind, die ich auf der Ostseite gesehen oder eingetauscht habe, komme ich zu dem Schluß, daß diese Bevölkerung zu demselben Stamm gehört, der die Ost- und Südküste wie das Hochgebirge

bewohnt, während die Nakanai- und Wittauleute einem anderen Stamm angehören. Die Bergbewohner, mit denen die vorgenannten Herren in Verbindung traten, wurden von den Nakanaileuten Paleawe genannt.

Wirtschaftlich scheint von diesem Teil der Insel nicht Großes erwartet werden zu können, es sei denn, daß das Langalangatal und die Ebenen am Fuß der Vulkane sich für Pflanzungen verwerten ließen. In den letzten Jahren ist es gelungen, mit den Bewohnern an der Nord- und Ostküste einen freundschaftlichen Verkehr herzustellen, so daß eine Anzahl derselben sich als Pflanzungsarbeiter anwerben ließ. Bei der dortigen dichten Bevölkerung darf man darauf rechnen, in Zukunft einen Teil der auf den Pflanzungen beschäftigten Arbeiter der Gazellehalbinsel von hier zu erhalten. Die Katholische Mission geht mit dem Plane um, in nächster Zeit dort eine Station zu gründen, und wir dürfen dann hoffen, Näheres über das in vielen Beziehungen höchst interessante Volk zu erfahren.

Der jetzt folgende Teil der Insel zwischen den Buchten Jacquinot und Montague im Süden und dem Kap Quaß und der Kommandeurbucht im Norden ist im Durchschnitt etwa 50 Kilometer breit. Auch hier ist das Land gebirgig, und nur auf der Nordseite sind größere ebene und sanft ansteigende Strecken von vorzüglicher Bodenbeschaffenheit vorhanden, größtenteils am Strande durch einen Saum von Mangrovewäldern eingefaßt.

Wir haben jetzt den großen nach Westen streichenden Teil der Insel erreicht mit der nach Norden sich erstreckenden Willaumezhalbinsel. Das Innere dieses wichtigen und interessanten Landstriches ist uns so gut wie gar nicht bekannt. Die Küsten sind noch nicht überall besucht worden, aber in den bisher erkundeten Strecken sind auf der Südseite eine ganze Reihe von Häfen festgestellt worden, von denen eine Anzahl als ganz vorzüglich bezeichnet werden muß. Auf der Strecke zwischen dem flachen Kap Roebuck im Osten und dem Südkap im Westen liegt zunächst eine Anzahl von kleineren, geschützten Häfen und Ankerplätzen, welche vorzügliche Ausgangspunkte bilden für die Kultivierung der daran wie dahinter liegenden Landstrecken. Die letzteren tragen durchweg den Charakter einer allmählich ansteigenden Hochebene, auf der landeinwärts sich das nicht sehr hohe Gebirge aufbaut.

Der Küste vorgelagert sind hier eine Anzahl von kleinen Inseln, die fast durchgehends eine Terrassenbildung aufweisen. Sie bestehen aus Korallenkalk. Ähnliche Terrassen sind auch auf der Küste der Hauptinsel bemerkbar, jedoch vielfach von Flußläufen und Tälern unterbrochen, so daß sie hier nicht so deutlich erscheinen wie auf den kleinen Inseln. Viel weiter im Westen, auf der Küste von Kaiser-Wilhelms-Land kommt diese Terrassenbildung besonders deutlich und großartig zum Vorschein. Hier reihen sich fünf bis neun Terrassen übereinander, die, wie z. B. bei der Fortifikationsspitze, so scharf ausgeprägt sind, als wären sie mit Schaufel und Hacke von Menschenhänden angelegt. Während jedoch die Terrassen auf Kaiser-Wilhelms-Land größtenteils mit Gras bewachsen sind, tragen in Neupommern sowohl die Terrassen wie deren steil abfallende Wände eine üppige Baumvegetation.

Viele der Inseln sind bewohnt, und wir treffen hier wie auf der Küste der Hauptinsel zahlreiche, wenn auch nicht große Niederlassungen. Im Inneren scheint eine dichtere Bevölkerung zu sitzen, jedoch auch darüber wissen wir nicht viel.

Ein wenig westlich von dem sogenannten Südkap (Kap Valli), nördlich von den zwei kleinen Roßinseln (Aveleng), liegt ein vorzüglicher Hafen mit mehreren Eingängen, der von S. M. S. „Möwe" vor Jahren näher untersucht wurde und seit jener Zeit den Namen Möwehafen führt. Er wird gebildet durch eine Reihe von drei terrassierten Inseln, welche der Küste so vorgelagert sind, daß zwischen Küste und Inseln mit den angrenzenden Korallenriffen ein großes Bassin gebildet wird, welches Schiffen aller Größe einen durchaus sicheren und gegen alle Winde geschützten Ankerplatz bietet. Der Möwehafen ist für die Südküste dieses Teiles der Insel von der allerhöchsten Bedeutung; er wird unzweifelhaft in Zukunft der Hauptstapelplatz für den westlichen Teil der Insel werden, wie es die Blanchebucht für den Nordteil der Insel ist. Ein in den Möwehafen mündender Bach liefert während des ganzen Jahres vorzügliches Trinkwasser.

Im Jahre 1896 unternahm ich vom Möwehafen aus einen kleinen Ausflug, der mich einige Kilometer landeinwärts führte. Auf einem etwas steil ansteigenden Pfad kam ich mit meinen Begleitern in einer Höhe von etwa 75 Meter auf eine Hochebene, welche Anzeichen ausgedehnter alter Kulturen durch Eingeborene aufwies. Ein wohlbetretener,

breiter Pfad führte landein, und diesem nachgehend, trafen wir bald große Taropflanzungen. Die in den Pflanzungen arbeitenden Eingeborenen flohen bei unserem Anblick zunächst eiligst in das schützende Dickicht, jedoch gelang es uns nach einiger Mühe, die Beherzteften aus ihrem Versteck hervorzulocken. Nachdem der erste Verkehr angeknüpft war, gesellten sich bald noch weitere Eingeborene zu uns, so daß wir von etwa zwanzig derselben umringt waren, anscheinend den in den Pflanzungen arbeitenden Männern. Sie führten uns zu einem aus zwei Hütten bestehenden kleinen Gehöft, das mit einer doppelten Palisadenwand aus Holzstämmen umgeben war. Sie bedeuteten uns, daß sie teils auf den Inseln im Hafen, teils auf der Hochebene daheim wären, und nach einiger Zeit hörten wir landeinwärts die Trommelsignale, ein Zeichen, daß dort eine Ansiedlung war. Dieselbe zu erreichen, gelang uns indessen nicht, obgleich wir den dorthin führenden Pfad eine Zeitlang verfolgten und auf arbeitende Eingeborene stießen. Der Boden war überall von vorzüglicher Güte, wovon die in den Pflanzungen gezogenen großen Taroknollen genügendes Zeugnis ablegten. An einigen Stellen hatte ich einen Überblick über die Hochebene, die sich anscheinend weit nach rechts und links ausbreitete und erst in bedeutender Entfernung landein von hohen Bergen begrenzt wurde. Der Möwehafen scheint mir danach auch als Ausgangspunkt für Agrikulturanlagen sehr geeignet zu sein.

Die Küste trägt weiter nach Westen hin denselben Charakter.

Zwischen Möwehafen und Kap Merkus (Mulus) sind verschiedene gute Ankerplätze vorhanden. Hier münden auch eine Anzahl recht bedeutender Wasserläufe; namentlich ist der Puliéfluß, der unweit von Kap Merkus sich ins Meer ergießt, von entschiedener Wichtigkeit, weil er, im Gegensatz zu der allgemeinen Regel bei den hiesigen Flüssen, keine Barre vor der Mündung besitzt; diese weist 5 bis 6 Meter Wassertiefe auf. Innerhalb der Mündung ist der Fluß 7 bis 10 Meter tief und kann von Dampfern bis zu 300 Tonnen wenigstens bis 20 Kilometer landeinwärts befahren werden. Die Strömung ist selbst zur Regenzeit unbedeutend, und das Wasser scheint nie über die Ufer zu treten. Der Boden zu beiden Seiten des Flusses ist von vorzüglicher Güte und scheint eine weit landein sich erstreckende Ebene zu sein.

Herr von Schleinitz, der vor Jahren als erster Europäer diesen Fluß befuhr, sagt darüber: „Es ist dieser Fluß nächst dem Augustafluß

Abb. 5. **Möwehafen.**

(Kaiser-Wilhelms-Land) der bedeutendste aller von uns bisher entdeckten und untersuchten Flüsse und übertrifft selbst den Ottilienfluß (Ramu) in Hinsicht der Schiffbarkeit." Ich kann mich dieser Ansicht ohne Vorbehalt anschließen.

Der Wald auf beiden Flußufern ist zwar dicht, darf aber nicht mit dem fast undurchdringlichen Urwald und dessen Baumriesen verglichen werden. Eine Abholzung würde weder bedeutende Schwierigkeiten noch Kosten machen, und der Boden muß meiner Meinung nach für jegliche tropische Agrikultur geeignet sein. Ich sah große Strecken, die

Abb. 6. **Partie am Puliéfluß.** Zehn Kilometer von der Mündung.

durch Lichtung des Waldes leicht in Kakaopflanzungen verwandelt werden könnten. Auch tragen die Uferflächen nicht den Charakter einer absoluten Tiefebene, sondern sind von kleinen Hügeln und Hügelketten durchzogen, welche zur Anlage von Ansiedlungen sehr geeignet erscheinen. Das nötige Baumaterial könnte ohne kostspielige Anlagen an Ort und Stelle durch Wasserkraft gesägt werden, und ich darf ohne Übertreibung die Ufer dieses Flusses als den geeignetsten Ansiedlungspunkt im ganzen Bismarckarchipel bezeichnen.

Südwestlich von Kap Merkus liegt eine kleine bewohnte Inselgruppe, „Liebliche Inseln" der Karten. Sie sind ziemlich dicht mit

Palmen bestanden, und die Firma E. E. Forsayth unterhält hier seit einigen Jahren eine kleine Station nebst Pflanzung, namentlich zu dem Zweck, mit den Eingeborenen der Umgegend in freundschaftliche Beziehungen zu treten und dieselben zu bewegen, sich als Pflanzungsarbeiter zu verdingen. Dies Unternehmen scheint allmählich mit Erfolg gekrönt zu werden, denn Eingeborene von Kap Merkus bis zum Südkap hin haben nachgerade ihre Scheu vor dem Weißen abgelegt und arbeiten bereits in der Kalumpflanzung besagter Firma.

Von Kap Merkus an sind der Küste zahlreiche Inselchen vorgelagert, und zwischen diesen und dem Festlande liegt ein vorzüglicher, geschützter Hafen. Die Küste bietet auch hier zahlreiche Ausgangspunkte für Kulturanlagen, wenn auch die Flüsse nur von geringer Bedeutung sind; sie entströmen größtenteils wohl dem System der hohen vulkanischen Gebirge, welche hier ihren Anfang nehmen und nach Westen hin zu imposanten Höhen aufsteigen. Das Gebirge tritt der Küste, je weiter wir nach Westen kommen, um so näher und bildet schließlich Steilküsten von 30 bis 80 Meter Höhe, mehr oder weniger bewaldet.

Die Westspitze Neupommerns wird von zwei hohen Vulkanen, den Bergen Below und Hunstein, überragt. Diese beiden Vulkane, von denen der erstgenannte noch tätig ist, bilden mit einer Anzahl kleinerer, teils tätiger, teils erloschener Vulkane den Kern des ganzen Westendes der Insel. Der Belowberg fällt vom Gipfel bis zur Basis mit gleichmäßiger Neigung ab und hat die Gestalt eines fast regelmäßigen Kegels. Die Küste hat verschiedene kleine Buchten, welche je nach der vorherrschenden Windrichtung mehr oder weniger gute Ankerplätze besitzen; eigentliche Häfen fehlen hier.

Am 18. März 1888 war diese Gegend der Schauplatz eines zerstörenden Naturereignisses. An diesem Tage ergoß sich frühmorgens eine Flutwelle über die Küste und pflanzte sich längs derselben so schnell fort, daß man bereits kurz nach 7 Uhr morgens im äußersten Norden der Insel in der Blanchebucht der Gazellehalbinsel ihre Anwesenheit spürte. Sie hatte sich sowohl nördlich wie südlich von Neupommern fortbewegt; die nördlich verlaufende Welle erreichte die Blanchebucht zuerst, die längs der Südküste laufende nicht ganz zehn Minuten später. In der inneren Ecke der Blanchebucht erreichten die vereinigten Wellen gegen 2 Meter Höhe, und es entstand

etwa zwei Stunden lang ein fortwährendes Heranfluten und Zurückweichen des Meeres; am Westende von Neupommern stellte man durch Messungen fest, daß die Welle gegen 12 Meter Höhe erreicht habe.

Später wurde nachgewiesen, daß die Flutwelle durch eine Explosion der in der Dampierstraße liegenden vulkanischen Ritterinsel veranlaßt worden sei.

Die Welle zerstörte einen großen Teil der Flachküste der Insel. Weite Strecken wurden vollständig verheert, und stellenweise wurde die Küste in einer Breite von 1 Kilometer vollständig rasiert und mit übereinandergestürzten Bäumen, abgebrochenen Korallenfelsen, Seesand und faulenden Seetieren bedeckt. Zahlreiche Dörfer der Eingeborenen wurden fortgeschwemmt, und ein großer Teil der Bewohner muß bei der Plötzlichkeit der Katastrophe das Leben verloren haben.

Auch zwei Europäer, die Herren von Below und Hunstein, nebst einer Anzahl ihrer farbigen Begleiter fanden bei diesem Naturereignis ihren Tod. Sie waren von einer Inlanderpedition zurückgekehrt und kampierten an jenem Morgen am Strande, die Ankunft des Dampfers abwartend, der sie nach Finschhafen zurückbringen sollte. Das hinter dem Lager steil emporsteigende Terrain war von der Flutwelle wahrscheinlich ins Rutschen gebracht worden, und die herabstürzenden Erd- und Gesteinmassen hatten das Lager wie die Insassen verschüttet. Trotz der eingehendsten Nachforschungen konnte nicht einmal die Örtlichkeit des Lagers festgestellt werden.

Vom Westende der Insel erstreckt sich nun am Nordufer entlang eine breite Ebene bis ganz in die Nähe der Willaumezhalbinsel hin. Die Küste hat verschiedene tiefe Einbuchtungen sowie einige recht gute Häfen und zahlreiche mehr oder weniger bedeutende Flüsse. Der bedeutendste derselben fließt unweit der Willaumezhalbinsel ins Meer, ist jedoch bis heute noch in seinem Lauf völlig unbekannt. Der Küste vorgelagert sind ausgedehnte Korallenriffe, welche die Schiffahrt gefährden; auch einige kleine Inseln liegen hier, jedoch von geringer Bedeutung. Die ausgedehnten Uferstrecken werden mit der Zeit der Kultur erschlossen werden; heute ist hier noch keine einzige Niederlassung weißer Ansiedler. Die Flüsse sind zwar sämtlich durch Barren gegen eine Befahrung durch größere Schiffe geschlossen, kleinere Fahrzeuge vermögen jedoch weit flußauf zu gehen.

An einigen Stellen ist das Gebirge im Innern von unbedeutender Höhe, so daß Nord- und Süduser der Insel ohne große Schwierigkeiten und Kosten durch ein Wegesystem verbunden werden könnten. Solches Wegesystem, etwa von der Niederung des unweit von Kap Merkus auf der Südseite mündenden Flusses ausgehend, würde auf der ganzen Länge durch kulturfähige Landstrecken führen, und die Produkte könnten nach den Ausfuhrplätzen am Flußufer transportiert werden.

Herr von Schleinitz, der diese Küste untersuchte, äußert sich gelegentlich folgendermaßen:

„Was ich aber besonders wichtig erachte, ist der Umstand, daß ich — — — namentlich in Neupommern größere Tiefebenen aufgefunden habe. Die Tiefebene in Neupommern, welche sich zwischen die vulkanischen Berge der Westspitze und diejenigen des zentralen Teiles der Insel einlagert und von der Nordküste bis zur Südküste geht, schätze ich auf ein Areal von 4000 Quadratkilometer. Sie hat, soweit ich sie untersuchen konnte, fruchtbaren Boden und wird von schiffbaren Strömen entwässert, von denen ich zwei näher untersuchte, indem ich im Boot 5 bis 6 Seemeilen aufwärts fuhr. Sie besitzen zwar eine leicht fortzuschaffende Barre von zirka 1 Meter Tiefe bei Niedrigwasser vor der Mündung, haben nachher aber ein Fahrwasser von 4 bis 12 Meter Tiefe, soweit ich per Ruderboot hinauffahren konnte. Ich halte für wahrscheinlich, daß diese Ströme ein Fahrwasser von 4 bis 5 Meter noch viele Meilen weiter stromaufwärts besitzen."

„Die Ebene — — — hat ohne Frage eine große Zukunft, auch wenn ein Teil derselben aus sumpfigem Land bestehen sollte, wofür Anzeichen jedoch nicht erkenntlich waren."

So lautet der Bericht des Herrn von Schleinitz bereits im Jahre 1887 in den „Nachrichten aus Kaiser-Wilhelms-Land", ohne daß bis heute auch nur ein einziger es unternommen hätte, die gegebenen Winke zu benutzen.

Der Leser wird aus dem Vorhergehenden erkennen, daß ich diesem westlichen Teil Neupommerns die höchste Wichtigkeit beimesse. Sollte sich die Kolonie, wie wir hoffen und annehmen dürfen, im Laufe der Jahre weiter entwickeln, so wird der Westteil Neupommerns schnell den Nordteil, die Gazellehalbinsel, überflügeln. Nicht nur infolge der weit größeren Ausdehnung der kulturfähigen Landstrecken, sondern auch wegen der leichteren Zugänglichkeit mittels schiffbarer Flüsse und sicherer Häfen.

Herr von Schleinitz veranschlagt die Ebene der Nordküste auf 4000 Quadratkilometer. Wir dürfen jedoch, wenn wir das kulturfähige Land auf der Südküste ebenfalls in Betracht ziehen, die Gesamtausdehnung getrost auf das Doppelte veranschlagen. Die eingeborene Bevölkerung ist, soweit wie wir bisher erfahren konnten, keine überaus dichte; sie ist jedenfalls bei weitem nicht so dicht als auf der Gazellehalbinsel, wo die Regierung bereits Schwierigkeiten findet, die Eingeborenen an bestimmte Örtlichkeiten zu fesseln, so daß die für deren Lebensunterhalt überflüssigen Ländereien dem rationellen Pflanzungsbetrieb durch Weiße eröffnet werden können. Die dortigen Eingeborenen kultivieren hauptsächlich Taro und in ganz geringem Maßstabe die Kokospalme; sie können daher weit leichter auf bestimmte Wohnplätze angewiesen werden als diejenigen, die hauptsächlich Kokospalmen anbauen, wie auf der Gazellehalbinsel, und natürlich wenig geneigt sind, ihr Eigentum an tragenden Beständen aufzugeben und neue Kulturen anzulegen, die erst nach einer langen Reihe von Jahren einen Ertrag liefern. Tarobauenden Eingeborenen ist es gleichgültig, wohin ihre Wohnung verlegt wird, vorausgesetzt daß sie dort den geeigneten Boden finden und den nötigen Schutz gegen etwaige Ländergier der Ansiedler.

Als ein Teil des westlichen Neupommerns erstreckt sich die Willaumezhalbinsel, mit der Hauptinsel im Süden durch eine breite Basis verbunden, nach Norden, so daß ihre Länge von Norden nach Süden etwa 65 Kilometer beträgt. Bis zum Jahre 1889 verzeichneten die Karten an dieser Stelle eine Anzahl hoher vulkanischer Inseln, durch breite Meeresarme unter sich wie von der Hauptinsel getrennt. Herr von Schleinitz wies endlich nach, daß, was man bisher als einzelne Inseln angesehen, in der Tat hohe Berge seien, welche durch niedriges Land verbunden waren. Die Untersuchungen S. M. S. „Möwe" sowie die Fahrten verschiedener Privatleute haben dann später die genauere Form der Halbinsel festgestellt. In nicht allzu großer Ferne scheint es in der Tat, als ob man einen Archipel von mehr oder minder hohen Vulkanen vor sich habe. Keiner derselben ist heute in Tätigkeit; stellen wir uns jedoch vor, daß alle diese Krater zu einer Zeit wirklich aktiv waren, so muß dies ein Anblick gewesen sein, dessen gleichen auf der übrigen Erdoberfläche kaum gefunden werden mag.

Tafel 3. **Partie auf der Insel Aveleng.** Gehobene Korallenbänke.

Auf der Ostseite der Halbinsel bietet der geräumige Hannamhafen einen sicheren Ankerplatz. Die erloschenen Vulkane formieren einen weiten Halbkreis rings um denselben. Vornehm erheben sich die regelmäßigen, kegelförmigen Gipfel des Pyramidenberges, des Zweigipfelberges, des du Faureberges, des Giquelberges, des Raoul- und des Willaumezberges über die zahlreichen kleineren vulkanischen Kollegen. Heute ist ringsum idyllische Ruhe; die Flanken der Feuerspeier haben sich im Laufe der Jahre zum Teil bis zum Gipfel hinauf mit Wald überzogen, aber daß noch heute das unterirdische Feuer sich in Tätigkeit befindet, das gewahrt man im Nordwestwinkel des Hannamhafens.

Gelegentlich einer Rekognoszierung S. M. S. „Möwe" im Jahre 1900, an der außer den Herren Geheimrat Dr. Koch, Gouverneur von Bennigsen und Dr. Alex. Pflüger aus Bonn auch der Verfasser teilnahm, wurden gegen Abend im inneren Winkel des Hafens weiße Dampfwolken entdeckt, welche in regelmäßigen Zeiträumen über die Baumkronen emporstiegen. Da die allgemeine Aufmerksamkeit wachgerufen war, wurde daher am folgenden Morgen in aller Frühe eine Exkursion nach dem interessanten Ort unternommen.

Schon am Strande brodelten kleine, kochende Wasserstrahlen aus dem Sandboden, und hinter einer schmalen Sandbarriere hatte sich ein kleiner Sumpf aus heißem Schlamm und Wasser gebildet. Diesen Sumpf umgehend, gelangten wir an einen etwa 10 Meter hohen Wall aus aufgetürmten Sinterblöcken, über den wir nun etwa zehn Minuten lang, unseren Weg durch das Gestrüpp und Dickicht bahnend, hinschritten. Aus dem Wald hervortretend, hatten wir vor unseren Augen in einem ringsum bewaldeten Kessel ein etwa 250 Meter langes und 150 Meter breites, vegetationsloses Sinterfeld, aus dem mehrere Geiser ihr kochendes Wasser und ihre Dampfsäulen in die Luft schleuderten. Vorsichtig arbeiteten wir uns über die heiße, an manchen Stellen sehr poröse und brüchige Fläche weiter und an einbrodelnden Schlammteichen und heißen Quellen vorüber bis an den etwa in der Mitte des Feldes liegenden größeren aktiven Geiser. In Zwischenräumen von etwa zwei Minuten arbeitete er etwa eine Minute lang und spie bedeutende Wassermengen hoch empor. Unweit dieses größeren Geisers befindet sich ein kleinerer, der in gleichen Zwischenräumen das Wasser etwa ein Meter hoch spritzt.

Es war aufs höchste interessant, in den Schlund des größeren Geisers hinabzuschauen. Wenn der Wasserstrahl im Zusammensinken begriffen war, konnte man bis hart an den Rand der unregelmäßigen, weiten Öffnung treten. Wasser wie Dampf verschwanden ebenso plötzlich, wie sie emporgeschleudert worden; schließlich blieb noch ein kleines Dampfwölkchen auf dem Grunde des Schlundes, wo kochendes Wasser schäumend und brodelnd über mächtige Sinterblöcke stürzte. Dies dauerte wenige Sekunden, dann gurgelte und rauschte es plötzlich in der Tiefe, das kochende Wasser brach wieder gewaltsam aus allen Spalten hervor, Dampfsäulen wallten auf und verhüllten alles, was weiter innerhalb des Schlundes vorging, und inmitten der Dampfwolke erhob sich ein etwa $1^1/_2$ Meter dicker Wasserstrahl, der etwa 5 Meter hoch stieg und dann sich in unzählige Tropfen verteilte, die als Wassergarbe etwa 10 Meter hoch geschleudert wurden.

Hinter diesen beiden Geisern, weiter zurück auf dem Sinterfeld, liegt der dritte, sehr große Geiser. Derselbe sandte während unserer Anwesenheit keine Wassersäule empor, und die Intervalle zwischen den Momenten der Tätigkeit konnten nicht festgestellt werden. Jedoch waren Anzeichen vorhanden, daß auch dieser Geiser, wenn auch in größeren Zwischenräumen, tätig ist. Der Sinterkegel ist sehr gut erhalten; wir konnten bis an den Rand des Schlundes herantreten und gewahrten dann in der Tiefe mächtige, kochende Wassermassen, wild durcheinander sprudelnd.

Auf dem Felde befinden sich noch eine Anzahl kleiner heißer Quellen, Solfataren und Schlammvulkane mit brodelnder grauer Schlammasse.

Das emporgeschleuderte kochende Wasser hatte einen starken Salzgehalt mit einem ausgeprägt säuerlichen Beigeschmack.

Daß der unterirdische Herd sehr tief liegen muß, dafür ist der das Sinterfeld einschließende Wald ein Beweis. Mächtige Waldbäume wuchsen bis an den Rand des Feldes heran und streckten ihre grünen Zweige weit über dasselbe, zum Beweis, daß die Bodenwärme hier eine normale sein muß, da sonst alle Vegetation abgestorben sein würde.

Dieses Geiserfeld ist wahrscheinlich der geringe Rest einer einstmaligen, mächtigeren Geisertätigkeit, denn ringsherum, wo wir auf späteren Ausflügen in den Urwald vordrangen, bis zu einer Höhe von 100 Meter, fanden wir Sinterblöcke in allen Größen und Zersetzungsgraden, und

an einer Stelle eine Erdart, welche Herr Dr. Pflüger als Porzellanerde bezeichnete.

Obgleich zwischen den Vulkanen größere Niederungen vorhanden sind und eine Kultur derselben wohl lohnend sein würde, so kann die Halbinsel infolge ihrer Bodengestaltung dennoch nie der Schauplatz großer Unternehmungen werden. Abgesehen davon machen die zahlreichen Vulkane in ihrer unheimlichen Ruhe einen nicht vertrauenerweckenden Eindruck, und man stellt sich unwillkürlich die Frage: Wann wird wohl diese Gegend der Schauplatz einer Schreckenskatastrophe sein?

* * *

Etwa 80 Kilometer nordwestlich von der äußersten Spitze der Willaumezhalbinsel liegt eine kleine Inselgruppe, die auf den Karten als Französische Inseln (French Islands) bezeichnet ist. Sie bestehen aus einer nördlichen Gruppe, in der die Insel Deslacs oder Witu die größte, die Insel Forestier oder Mundua die nächstgrößte ist, während etwa 50 Kilometer südwestlich davon die isolierte Insel Mérite oder Unea liegt.

Sämtliche Inseln bestehen teils aus gehobenen Korallenformationen, zum größten Teil jedoch aus vulkanischem Gestein. Auf der sogenannten Nordinsel sind heiße Quellen vorhanden und ein nicht unbedeutender Geiser, welcher hart am Meeresufer, von diesem nur durch einen Sinterwall getrennt, eine bedeutende Tätigkeit entwickelt. Dieselbe scheint jedoch nicht regelmäßig zu sein. Gelegentlich meiner Anwesenheit stieg die Wassergarbe nur etwa 1 Meter hoch empor; nach Aussagen der Eingeborenen soll der Geiser jedoch zeitweilig einen Wasserstrahl bis 10 Meter hoch emporschleudern, was nach den vorhandenen Anzeichen nicht unwahrscheinlich erschien. Übrigens haben die Eingeborenen sich das kochende Wasser dieser Sprudelquelle nutzbar gemacht dadurch, daß sie dasselbe zum Garmachen ihrer Nahrungsmittel benutzen; man sieht sie daher fast zu allen Tageszeiten von Eingeborenen umlagert.

Die Insel Deslacs hat zwei Häfen, die hier nicht unerwähnt bleiben dürfen. Der eine, Johann-Albrecht-Hafen, ist groß und geräumig, jedoch wegen seiner bedeutenden Wassertiefe von geringem Wert. Dagegen ist der zweite, der Peterhafen, obgleich viel kleiner, für die Inselgruppe von entschiedener Bedeutung. Beide Häfen sind Überreste von früheren

Kratern, deren Ränder teilweise eingestürzt sind, so daß das Meer eingedrungen ist und die Krater mit Wasser gefüllt hat. Namentlich der kleine, wahrhaft entzückende Peterhafen zeigt dies aufs deutlichste. Er bildet ein Oblong mit auf der Landseite steil abfallenden Abhängen, die sich bis zu einer Höhe von etwa 150 Meter erheben. Nach der See zu schiebt sich eine sandige Landspitze vor, welche vom Meere aus den ganzen Hafen verdeckt, so daß selbst in geringer Entfernung vorbeisegelnde Schiffe hier niemals einen solchen vermuten würden. Vor diesem Kraterhafen bildet ein vorgelagertes Korallenriff mit einer breiten und tiefen Einfahrt einen guten Außenhafen. Der Peterhafen selber ist nicht sehr geräumig, dagegen selbst während der heftigsten Winde so ruhig und still wie ein Mühlenteich. Von dem hohen Kraterrand hat man einen herrlichen Überblick über das kleine Bassin und über die blauen Fluten des Außenhafens, umsäumt mit einem weißen Kranz von Schaumwellen, die sich über das Korallenriff wälzen.

Die Inselgruppe, welche zum Teil Eigentum der Neuguinea-Kompanie ist, exportiert eine ziemliche Quantität Kopra, und die Kompanie unterhält daher hier einen Agenten, der die Kokosbestände ausbeutet. Als ich vor Jahren zum erstenmal diese Inseln besuchte, waren sie gut bevölkert, heute ist nur ein geringer Rest der Bevölkerung übrig. Durch eine Pockenepidemie, welche im Jahre 1897 die Küste von Neuguinea verheerte und auch nach Neupommern und einzelnen kleineren Inseln sich ausdehnte, sind zahlreiche Eingeborene zugrunde gegangen. Die Seuche wurde nach den Französischen Inseln von der Willaumezhalbinsel eingeschleppt und hauste namentlich auf Deslacs in schrecklicher Weise. Die kleineren Inseln litten in geringerem Maßstabe, und nur Mérite scheint verschont geblieben zu sein.

Etwa 60 Seemeilen westlich von den Französischen Inseln liegt ein ausgedehntes Korallenriff, das „Wirbelwindriff", welches im Jahre 1899 dem Kaiserlichen Kreuzer „Kormoran" fast verhängnisvoll geworden wäre. Auf dem Wege von Kaiser-Wilhelms-Land nach dem Bismarckarchipel lief der Kreuzer, veranlaßt durch starke Stromversetzung, auf das Korallenriff. Obgleich das Schiff nicht leck geworden, hatte es sich mit dem Vorderteil dermaßen in das Riff hineingebohrt, daß zunächst alle Versuche, es durch Dampfkraft flott zu machen, sich als vergeblich erwiesen. Man schritt daher zur Erleichterung des Schiffes; der größte Teil des

Kohlenvorrates wurde über Bord geworfen, dann folgten alle schwereren Gegenstände, die vorderhand entbehrt werden konnten, Ketten, ein Teil des Ballastes, Torpedos, Munition, Dampfwinden usw. Die Geschütze wurden bis zum letzten entscheidenden Moment aufbewahrt, aber glücklicherweise gerettet, denn am siebenten Tage gelang es endlich der nicht einen Augenblick versagenden Geistesgegenwart und Umsicht des Kommandanten, Herrn Korvettenkapitän Emsmann und seiner Offiziere, unterstützt von der tüchtigen Mannschaft, welche während der qualvollen Zeit in unermüdlicher und anstrengender Arbeit die angeordneten Maßregeln zur Rettung des Schiffes ausführte, den Kreuzer flott zu machen.

Die heldenmütige Errettung des Schiffes vom Untergang ist eine jener Taten unserer Deutschen Marine, welche daheim viel zu wenig gewürdigt werden. Die Aufmerksamkeit des großen Publikums wird dann erst wachgerüttelt, wenn eine tragische Katastrophe, etwa der Untergang eines Schiffes, eintritt. Wenn die guten Deutschen daheim mehr mit dem Tun und Treiben unserer Flotte, namentlich im Auslande, bekannt wären, sie würden vielleicht weniger geneigt sein, die Ausgaben für die Marine zu verweigern. Während daheim jede Kleinigkeit aufs weitläufigste in den Zeitungen erörtert wird, erfahren derartige Vorfälle, die nicht dem gewöhnlichen Reporter zugänglich sind, nur ganz beiläufige Erwähnung; höchstens meldet ein kurzes Telegramm von dem Vorgefallenen.

* * *

Die Neulauenburg-Gruppe (früher Duke of York) ist eine aus mehreren kleineren und einer größeren Insel bestehende Gruppe im Sankt-Georgs-Kanal, etwa 8 Seemeilen nördlich von Kap Gazelle und 20 Seemeilen westlich von der Küste Neumecklenburgs. In den neueren Karten verschwinden allmählich die alten absurden Namen Amakata usw., die sonst auf den älteren Karten als Namen der Inseln prangten.

Dies bringt mich auf die leidige Frage der geographischen Nomenklatur. Ich bin ganz auf seiten des Herrn von Luschan, des verdienstvollen Anregers dieser Frage, wenn er sich gegen neue Benennungen wendet in Fällen, wo gute eingeborene Namen vorhanden sind. Namentlich der Bismarckarchipel und Kaiser-Wilhelms-Land strotzen von neu erfundenen Namen, die hoffentlich mit der Zeit den einheimischen Bezeichnungen weichen werden, um so mehr da einige

derselben ihrer Lage nach so unbestimmt sind, daß es dem Reisenden oder Seefahrer zweifelhaft ist, wo eigentlich der betreffende Punkt liegt. So ist es z. B. äußerst schwer, zwischen den zahlreichen vorspringenden Punkten der Küste Neumecklenburgs das Kap Strauch, die Ahlefeldspitze, Rittmeierhuk usw. zu unterscheiden. Die Eingeborenen kennen selbstredend die von den Europäern gegebenen Namen nicht, und ebensowenig kennen diese die Bezeichnungen der Eingeborenen, und es ist infolgedessen vorgekommen, daß Eingeborene, welche in ihren Kanoes verschlagen, endlich in einer Ansiedlung ankamen, nicht nach ihrer Heimat gesandt werden konnten, weil der von ihnen angegebene Name ihres Wohnortes absolut unbekannt war. In der Regel ist die Herkunft solcher Eingeborenen bestimmt worden nach der Bauart ihres Kanoes, nach den mitgeführten Waffen oder nach ihrem Schmuck. Nun ist es allerdings in sehr vielen Fällen recht schwer, selbst bei dem besten Willen, die Bezeichnungen der Eingeborenen zu erfahren. Bei der in Melanesien herrschenden Sprachverwirrung ist es einem einzelnen unmöglich, sich mit allen Stämmen zu verständigen, die gestellte Frage wird von den Eingeborenen falsch aufgefaßt, und es erfolgt eine falsche Antwort, die aber auf den Karten lange Jahre weiter spukt. Der Name Amakata ist z. B. wohl dadurch entstanden, daß man zum besseren Verständnis mit der Hand darauf hinzeigte. Der Eingeborene hat verstanden, daß man einen Namen wünsche, er verfolgt mit dem Auge die Richtung der ausgestreckten Hand und nennt den Namen der speziellen Insel, auf die man gerade hinzeigt. Die Antwort lautet demnach „a makata“ (a ist der Artikel), der Name einer der Inseln, und der Frager macht daraus „Amakata“ als Hauptbezeichnung der ganzen Gruppe. Diese hat überhaupt keinen Gesamtnamen, sowie die Hauptinsel keine Einzelbezeichnung. Der frühere Name Neumecklenburgs, Tombara, ist ähnlich entstanden. Er ist eine fehlerhafte Wiedergabe des Wortes taubar, die Richtung, aus welcher der Südostwind kommt, und wohl dadurch entstanden, daß man mit der Hand nach jener Gegend deutete. Die Anzahl ähnlicher Beispiele ließe sich unschwer vermehren.

Eine weitere Schwierigkeit ist die, daß Eingeborene für einen bestimmten Platz, für eine bestimmte kleine Insel, worauf sie wohnen, einen bestimmten Namen haben, während entfernt wohnende Eingeborene den Platz ganz anders benennen. Während meines kurzen Aufenthaltes

auf den Inseln Durour und Matty konnte ich die einheimischen Bezeichnungen nicht erfahren. Ein Eingeborener aus Nimigo, der längere Zeit dort gelebt, bezeichnete sie als Huen und Popolo. Jetzt, nachdem wir mit den Bewohnern der beiden kleinen Inseln besser bekannt worden sind, stellt sich heraus, daß die Eingeborenen ihre Inseln Aua und Wuwulu nennen, und daß Huen und Popolo Spezialbezeichnungen der Nimigoleute sind. Auch dies Beispiel ließe sich ad libitum vermehren.

Als Regel kann hingestellt werden: Ganze Gebirge und Gebirgszüge haben bei den Eingeborenen keinen Gesamtnamen, wohl aber einzelne markante Gipfel, diese haben wiederum in verschiedenen umliegenden Gegenden verschiedene Bezeichnungen. Große Inseln, die als solche nicht auf einmal übersehen oder unterschieden werden können, haben ebenfalls keine Bezeichnung; sie werden in der Regel in einzelne Distrikte oder Landschaften eingeteilt, deren Namen auch entfernter wohnenden Eingeborenen bekannt sind, und diese zerfallen wieder in Dorfschaften oder Gemarkungen mit eigenen Namen; die einzelnen Ländereien des Dorfes sind den Bewohnern desselben wiederum unter Spezialnamen bekannt. Bewohner von benachbarten Inseln haben häufig andere Bezeichnungen für Küsten, Bezirke und Dörfer der ihnen gegenüberliegenden Inseln, die von den dort Eingesessenen nie gebraucht werden. Meeresteile, Buchten, Häfen und Straßen haben in der Regel keinen Spezialnamen, sondern werden nach den daran liegenden Inseln benannt. Detachierte Riffe haben selten eine eingeborene Bezeichnung. Charakteristische Vorgebirge, Vorsprünge und Bergspitzen, sowie Flüsse und Bäche haben in der Regel eigene, selbständige Namen.

Man sieht daraus, daß es nicht immer so leicht ist, die richtige Bezeichnung festzustellen, abgesehen von der Schwierigkeit, welche die schriftliche Wiedergabe der Namen dem Europäer häufig bereitet, und daß wir trotz der besten Absichten immer wieder in die Zwangslage kommen, Namen und Bezeichnungen für Örtlichkeiten zu erfinden, die keinen solchen haben und die wir dennoch notgedrungen benennen müssen, weil sonst wesentliche Lücken in der Nomenklatur entstehen würden, die für den Reisenden, den Seefahrer und den Ansiedler aufs unangenehmste fühlbar sein würden.

Neuerdings nehmen die Namen der Eingeborenen immer mehr den Platz ein, der ihnen gebührt, es wird aber noch lange Zeit dauern, ehe

wir mit Namen wie Herbertshöhe, Hannamhafen usw. aufgeräumt haben. Aus Pietät gegen den Namen und das Andenken alter Seefahrer und Entdecker werden manche dieser Namen, trotz der mittlerweile erkundeten Bezeichnungen der Eingeborenen, auch in Zukunft weiter beibehalten werden.

Nach diesem Abstecher will ich wieder zu der Neulauenburg-Gruppe zurückkehren.

Dieselbe hat etwa 75 Quadratkilometer Flächeninhalt, und die Zahl der Bevölkerung betrug im Jahre 1900 nach einer Zählung des damaligen Kaiserlichen Richters Dr. Schnee 3373 Seelen, nämlich 1060 Männer, 935 Frauen, 772 Knaben und 606 Mädchen. Die Zahl der Geburten betrug 253, die der Todesfälle 212. Demnach sollte es scheinen, als ob die Bevölkerung im Wachstum begriffen sei; dies ist jedoch nicht der Fall, denn während meines langen Aufenthaltes im Archipel ist dieselbe merklich zurückgegangen und rekrutiert sich heute fortwährend durch Zuzügler aus Neumecklenburg und der Gazellehalbinsel.

Die Inseln bestehen sämtlich aus gehobenen Korallenformationen, die namentlich im Norden und Westen Steilküsten bilden. Eine wiederholte Hebung, unterbrochen von Senkungsperioden, läßt sich stellenweise deutlich nachweisen, und wir dürfen daraus schließen, daß dasselbe auch auf den umliegenden Inseln stattfand. Die höchsten Bodenerhebungen sind die beiden Hügel der Insel Makada, 80 und 100 Meter hoch. Sonst sind die Inseln flach und mit dichtem Wald bestanden.

Südlich von der Hauptinsel Neulauenburg liegt eine Anzahl kleinerer Inseln, von denen drei, Ulu, Utuan und Mioko, den vortrefflichen Miokohafen bilden, der, gegen alle Winde geschützt, einen völlig sicheren Ankerplatz bildet. Zwei praktikable Einfahrten, die Levinson- und die Nordwestdurchfahrt, führen in den Hafen und erlauben es den Segelschiffen, je nach dem herrschenden Wind durch die eine oder die andere Straße den Hafen zu erreichen oder zu verlassen. Südlich von Ulu bilden die beiden kleinen Inseln Kabokon und Kerawara ebenfalls einen Hafen, jedoch von geringerer Bedeutung. Am Nordwestende der Gruppe liegt die Insel Makada, durch eine Straße, welche einen einigermaßen geschützten Ankerplatz bildet, von der Hauptinsel getrennt. Gewissermaßen als Fortsetzung der großen Insel liegen vor der äußersten Nordwestecke derselben einige kleine Inselchen ohne be-

sondere Bedeutung. Zu erwähnen ist ferner der kleine Hunterhafen unweit der Nordwestecke, der jedoch für die Schiffahrt kaum von Belang ist.

Obgleich der Hafen von Mioko als ganz vorzüglich bezeichnet werden muß, so ist er dennoch für die zukünftige Entwicklung des Archipels von geringem Wert infolge seiner abgelegenen, insularen Lage. Er hat in früheren Jahren eine größere Rolle gespielt und war eine Zeitlang, nachdem die Hamburger Firma J. C. Godeffroy & Sohn hier in der Mitte der siebziger Jahre eine Station gegründet hatte, der Ausgangspunkt für weitere Handelsunternehmungen im Archipel. Auch die Firma Hernsheim & Co. gründete in Makada ihre erste Niederlassung, um nach kurzer Zeit nach Matupi in der Blanchebucht überzusiedeln. Die ursprüngliche Godeffroysche Station auf Mioko ging später in die Hände der „Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft" über und wird von dieser noch aufrecht erhalten. Sie beteiligt sich nur in geringem Maßstab an dem Handel des Archipels und hat in den vielen Jahren ihres Bestehens wenig zur Entwicklung beigetragen. Ihr Hauptzweck ist heute der, für die Pflanzungen der Gesellschaft in Samoa alljährlich etwa 250 Arbeiter anzuwerben, wodurch dem Archipel, der von Jahr zu Jahr eine erhöhte Anzahl von Arbeitern für die unaufhaltsam sich vergrößernden Pflanzungen bedarf, eine merkliche, unangenehme Konkurrenz geschaffen wird, die einer direkten Schädigung sehr nahe kommt. Hoffentlich wird es der Verwaltung in Samoa gelingen, die den Samoanern in Fleisch und Blut übergegangene Faulheit mit der Zeit so weit zu bezwingen, daß diese Kolonie imstande sein wird, ihre eigenen Arbeiter aufzubringen. Die Handelsunternehmungen der Gesellschaft werden durch ein Personal von chinesischen Händlern besorgt, denen in Mioko ein oder zwei Weiße als Vertreter der Hauptgesellschaft vorstehen.

Wie von Mioko aus in früheren Zeiten sich der Handel entwickelte, so war der Hunterhafen der Ausgangspunkt der ersten christlichen Mission, die dort bis zum Jahre 1900 ihren Hauptsitz hatte. Seitdem ist sie jedoch nach der Insel Ulu am Miokohafen verzogen und gründete dort unter Leitung eines weißen Missionars eine höhere Schule zur Ausbildung eingeborener Missionslehrer.

Trotz der frühen Besiedlung durch Weiße, trotz eines vorzüglichen Hafens und eines fruchtbaren Bodens hat der Plantagenbau erst im

Jahre 1901 angefangen, diese Gruppe zu verwerten. Die Katholische Mission hat das Südende der Hauptinsel von der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft erworben und dort eine Pflanzung angelegt, die Methodistenmission kultiviert Ulu, und die Insel Kabokon gehört einem Privatmann, der sie unter Palmenkultur gebracht hat.

Auf der Insel Kerawara vegetierte eine Zeitlang die erste Station der Neuguinea-Kompanie im Bismarckarchipel, welche von hier aus in ihrer Weise ihren Verwaltungsapparat in Bewegung setzte. Man hätte einen ungünstigeren Platz kaum wählen können, und die Kompanie sah sich daher im Jahre 1890 genötigt, nach dem heutigen Herbertshöhe überzusiedeln.

2. Die Bewohner.

So wie die Insel Neupommern sich geographisch in verschiedene Hauptabteilungen zerlegen läßt, so läßt sie sich auch ethnographisch in mehrere Provinzen einteilen, die eine nur oberflächliche und lose Verbindung miteinander aufweisen. Es gibt zu denken, wenn diese ethnographischen Provinzen fast genau mit den geographischen Hauptabteilungen zusammenfallen, und unstreitig darf man auf einen ursächlichen Zusammenhang schließen. Überall, wo wir auf der Insel auch sein mögen, finden wir die Wirkung vulkanischer Kräfte, die durch gewaltige Aufschüttungen von losem Gestein, durch Hebungen und Senkungen des Bodens sich betätigt haben. Dadurch muß die Oberfläche Neupommerns wie die Umrisse der Insel von Zeit zu Zeit große Veränderungen erlitten haben, und diese haben auf die Bevölkerung zurückgewirkt; sie haben Stämme versprengt, Barrieren zwischen einzelnen aufgerichtet, andere wieder durch Brücken verbunden. Diese Veränderungen sind teilweise nicht langsam und stetig erfolgt, sondern ruckweise und sprunghaft, an einzelnen Stellen plötzlich in Gestalt gewaltiger vulkanischer Ausbrüche. Alles dies hat im Laufe der Jahrtausende der Bevölkerung seinen Stempel aufgedrückt, und der oberflächlichste Beobachter wird sofort den Unterschied gewahren, wenn er z. B. einen Eingeborenen aus der Gegend von Herbertshöhe neben einem solchen vom Südkap oder vom Westende der Insel sieht.

Der nördliche Teil der Insel, die Gazellehalbinsel, besteht, wie ich vorher schon erwähnte, aus zwei Hauptteilen, dem Bainínggebirge mit dessen Ausläufern und dem Nordostplateau, voneinander geschieden durch eine von Weberhafen an tief ins Land einschneidende Senkung, vielfach durchfurcht von den aus dem Gebirge sich ergießenden Flüßchen und Bächen. Diese Einsenkung erstreckt sich im Grunde durch die ganze

Gazellehalbinsel hindurch, von Weberhafen aus hinter dem Vunakokor hin bis zum Sankt-Georgs-Kanal hinaus, in diesem letzten Teil die Talsenkung des Flusses Karawat oder Warangoi bildend. Das Nordostplateau besteht aus aufgeschüttetem vulkanischen Material: Bimstein, Asche, Obsidianblöcken, Lavabruchstücken usw. Diese Aufschüttung ist, wie sich auf steilen Abfällen nachweisen läßt, nicht auf einmal in einer Katastrophe entstanden, denn man gewahrt deutlich die Schichtung der Lagerungen nach verschiedenen Perioden; daneben müssen jedoch bedeutende Hebungen und Senkungen abwechselnd stattgefunden haben, weil viele der Schichten unzweifelhaft unter der Meeresfläche abgelagert wurden, dann nach einer Hebung von Auswurfsmassen der Vulkane bedeckt wurden, um abermals ins Meer zurückzusinken. Der Herd dieser großartigen vulkanischen Tätigkeit ist wohl in der heutigen Blanchebucht mit ihrem teilweise noch tätigen Vulkansystem sowie in dem weit älteren Vulkan Vunakokor (Varzinberg) zu suchen.

Vor dieser gewaltigen Katastrophe, die sich über eine längere Zeitperiode erstreckt haben mag, war die Gazellehalbinsel unzweifelhaft von einem und demselben Volksstamm bewohnt. Die vulkanische Tätigkeit begrub einen Teil der damaligen Oberfläche unter mächtigen Aufschüttungen oder senkte andere Teile unter die Meeresfläche. Wer nicht ums Leben kam, ergriff schleunigst die Flucht und fand in solchen Gegenden Rettung, die außerhalb des Bereiches der vulkanischen Tätigkeit waren. Solche Gegend war das heutige Bainінggebirge mit seinen Ausläufern.

Hier finden wir daher noch heute die Nachkommen der Urbewohner der Gazellehalbinsel, die in ihrer Abgeschlossenheit wohl im großen und ganzen ihre ursprünglichen Eigentümlichkeiten und ihre Sprache bewahrt haben. Von den Nachbarn im Nordosten werden sie Baining genannt. Sie kennen kein Tabu (Muschelgeld), haben keinen Duk-Duk und sind keine Seefahrer. Sie fertigen Steinkeulen an mit einem schweren durchstoßenen Steinknauf, eine Fertigkeit, die wir erst in einigen Gegenden von Neuguinea wiederfinden. Ihre charakteristischen Tänze mit sonderbaren maskenartigen Kopfaufsätzen habe ich ausführlich in einem anderen Abschnitt behandelt. Auch körperlich sind sie von ihren Nachbarn verschieden durch ihren gedrungenen Körperbau; geistig stehen sie ihnen bedeutend nach und gehören in dieser Beziehung wohl zu den am tiefsten stehenden Stämmen des Archipels. Bis in die allerneueste Zeit waren

Abb. 7. Weiber der Gazellehalbinsel.

sie Gegenstand systematisch organisierter Sklavenjagden mit dazu gehörenden Kannibalenfesten.

Woher stammen nun die Bewohner der nordöstlichen Gazellehalbinsel? Es scheint nicht schwer, diese Frage mit einiger Sicherheit zu beantworten.

Es muß eine geraume Zeit in Anspruch genommen haben, ehe die mit vulkanischem Schutt bedeckten Strecken sich soweit mit Vegetation bekleideten, daß sie einen geeigneten Aufenthaltsort für menschliche Wesen bildeten. Analoge Fälle in kleinerem Maßstabe zeigen uns, daß sowohl vom Strande aus wie von denjenigen Gegenden, die von Überschüttung verschont blieben, die Vegetation bald die kahlen Felder überzieht und schnell eine sich mehr und mehr entwickelnde Pflanzendecke bildet. Die Zersetzung des Gesteines wird dadurch befördert und beschleunigt, und langsam entwickelt sich eine obere, fruchtbare Humusschicht. Der kleine Vulkankegel Kaije auf der Mutterhalbinsel und die im Jahre 1878 über die Meeresfläche gehobene kleine Vulkaninsel in der Blanchebucht zeigen dies sehr deutlich. Als ich im Jahre 1882 diese Orte besuchte, war die bereits entstehende Vegetation noch eine ganz geringe. Von Jahr zu Jahr ist sie stärker geworden und bedeckt jetzt nicht nur die Außenseiten des Kraters, sondern kriecht allmählich in denselben hinein. Auf der Vulkaninsel ist dies noch merklicher gewesen. Dieselbe ist heute zum größten Teil mit einem dichten Gestrüpp, größtenteils aus Casuarinen bestehend, überzogen, und neuerdings hat sich eine große Anzahl solcher Bäume und Sträucher hinzugefunden, die in der Litoralzone heimisch sind. Nach wenigen Jahren wird hier ein dichter Waldbestand vorhanden sein, und die Humusdecke wird dann von Jahr zu Jahr schnell wachsen.

Etwa in der Mitte zwischen Gazellehalbinsel und Neumecklenburg liegt nun die kleine Neulauenburg-Gruppe, gebildet aus gehobenen Korallenbänken. Sie ist meiner Ansicht nach bereits zur Zeit der großen vulkanischen Ausbrüche, deren Überschüttungen nicht bis hierhin reichten, bewohnt gewesen, und zwar von einem Stamm, der aus dem gegenüberliegenden Neumecklenburg eingewandert war. Doch selbst wenn dies nicht der Fall gewesen sein sollte und die Insel gleichzeitig mit den vulkanischen Ausbrüchen der Gazellehalbinsel und den zur selben Zeit stattfindenden Erhebungen und Senkungen entstanden wäre, so würde

dies kein Beweis gegen meine Ansicht sein. Eine abwechselnde Hebung und Senkung hat auch auf Neulauenburg stattgefunden; nach der eingetretenen Ruhe müssen diese kleinen Inseln sich jedoch weit schneller mit Vegetation bedeckt haben als die gegenüberliegende Gazellehalbinsel und werden den Neumecklenburgern auf ihrer Wanderung nach dorthin gewissermaßen als erste Etappe gedient haben. Die jetzigen Neulauenburger stehen heute noch in regem Verkehr mit dem gegenüberliegenden Neumecklenburg und sind in Sprache und Sitten mit den dortigen Eingeborenen nahe verwandt. Zum großen Teil von der Neulauenburg-Gruppe aus haben die Neumecklenburger ihre Züge allmählich nach den Küsten der gegenüberliegenden Gazellehalbinsel ausgedehnt, und, als sie dieselben mit der Zeit für Niederlassungen geeignet fanden, sich dort fest angesiedelt.

Die ursprünglichen Bewohner, die Baining, die sich im Gebirge festgesetzt hatten, leisteten den Eindringlingen keinen Widerstand; zwischen Küste und Gebirge lag zu der Zeit noch eine weite, durch vulkanische Aufschüttungen in eine Wüste verwandelte Gegend, die erst in späteren Zeiten für Ansiedlung und Anbau geeignet wurde. Es ist daher leicht zu begreifen, daß die Einwanderer sich auf der allmählich immer mehr wirtbar werdenden Küste ungehindert festsetzen konnten.

Diesen ersten Pionieren schlossen sich nach und nach stammverwandte Landsleute aus Neumecklenburg an, und eine Folge davon ist, daß die heutigen Bewohner des Nordostteiles der Gazellehalbinsel, die Nachkömmlinge dieser Einwanderer, den Bewohnern der Südhälfte von Neumecklenburg in vielen Beziehungen äußerst ähnlich sind. Am Sankt-Georgs-Kanal und in den Dörfern am Abhang der „Mutter" betrachten sich noch heute die Bewohner als Verwandte der Bevölkerung auf dem ihnen gegenüberliegenden Neumecklenburg.

Es würde zu weit führen, hier alle Ähnlichkeiten der Süd-Neumecklenburger und der Bewohner der Nordost-Gazellehalbinsel aufzuführen. Als Beispiel will ich die Sprachverwandtschaft nennen. Hunderte von Wörtern sind in beiden Gegenden dieselben, z. B. mal = Zeug, lakut = Wolke, torom = dienen, tir = fragen, kuare = Faden, buk = kochen, kogo = husten, matuane = Onkel, tamane = Vater, mate = Loch, bung = Tag, kapul = Kuskus, nana = Mutter, palina = Rinde usw. Im Laufe der Zeit sind Änderungen eingetreten; so ändern

fast alle Wörter, die auf Neumecklenburg mit einem h geschrieben werden, dasselbe auf der Gazellehalbinsel in v oder w, z. B. hudu wird wudu = Banane, hahina wird wawina = Frau, hat wird wat = Stein, harubu wird warubu = kämpfen, taha wird tawa = Wasser, hilau wird wilau = laufen usw.; viele Wörter der Gazellehalbinsel lassen das s aus, so lamas wird lama = Kokosnuß, ngas wird nga = Weg, kis wird ki = sitzen, pas wird pa = Taro, balus wird balu = Taube, mis wird mi = rauchen, saring wird aring = betteln usw. Die Wesleyanische Mission, welche seit 1875 Niederlassungen sowohl in Neumecklenburg wie auf Neulauenburg und auf der Gazellehalbinsel unterhält, lehrte in den ersten 15 Jahren an allen drei Plätzen in den dortigen Mundarten. Während dieser Periode wurde es jedoch den Leitern der Mission klar, daß sie es nur mit einer einzigen Sprache zu tun hätten, gespalten in verschiedene nicht sehr abweichende Dialekte. Die Mission hat daher in der Neuzeit den Dialekt der Gazellehalbinsel sowohl auf Neulauenburg als in Süd-Neumecklenburg als allgemeine Sprache eingeführt und findet darin keine Schwierigkeit.

So wie sich im Laufe der Zeit die Differenzen in der Sprache ausbildeten, nachdem eine Zufuhr von neuen Ansiedlern aufhörte, so entwickelten sich auch andere Eigentümlichkeiten. Wenn wir heute im südlichen Neumecklenburg solche beobachten, die den nahe verwandten Bewohnern der Gazellehalbinsel fehlen, so mag dafür der Grund sein, daß von Nord-Neumecklenburg wie von den nordwestlichen Salomoinseln aus sich Einflüsse dort geltend machten, nachdem bereits die Auswanderung nach der Gazellehalbinsel im großen und ganzen aufgehört hatte. Diese Einflüsse mußten demnach auf Süd-Neumecklenburg beschränkt bleiben und pflanzten sich nicht bis zur Gazellehalbinsel fort.

Langsam verbreiteten sich nun die Einwanderer auf der Gazellehalbinsel vom Strande aus landeinwärts. Während sie mit der Zeit bis zum Berge Vunakokor (Varzin) gelangten, hatten auch die Urbewohner, von ihren Gebirgszufluchtstätten vordrängend, wieder einen Teil ihrer alten Wohnplätze in Besitz genommen, und es entspann sich nun der Kampf zwischen den beiden Volksstämmen, der heute noch fortdauert. Die Neuangekommenen waren zwar stark genug, ihre eingenommenen Wohnplätze zu behaupten, die Urbewohner aber auch von hinreichender Widerstandsfähigkeit, um eine weitere Ausdehnung zu verhindern. Heute

Tafel 4. Männer von den „Lieblichen Inseln“.

bewohnen die Eindringlinge die Küste bis etwa 12 Seemeilen südlich vom Kap Gazelle, sowie die ganze Nordküste bis Weberhafen; landeinwärts gehen sie nicht weit über den Varzinberg hinaus. Einige nach Westen vorgeschobene Kolonien bilden die, westlich vom Weberhafen liegenden kleinen Inseln Masava und Masikonápuka, deren Bewohner erst in den letzten 40 Jahren sich auf der gegenüberliegenden Küste festgesetzt haben und heute dort einen schmalen Küstensaum behaupten. Die Eingeborenen dieser vorgeschobenen Posten sowie ihre Stammesverwandten am Weberhafen, Kap Livuan, und auf den Inseln Urara und Uatom sind von jeher unternehmende Seefahrer gewesen und haben seit vielen Jahren, lange vor der Entdeckung Neupommerns durch die Europäer, die Verbindung vermittelt mit den weiter nach Süden, in der Gegend der drei Vulkane (Vater mit den zwei Söhnen) wohnenden Eingeborenen, von wo sie die von ihren Landsleuten so hochgeschätzten Nassaschnecken mitbrachten, die auf der Hochebene einen besonderen Wert als Geld (Tabu) haben. Durch diesen Verkehr haben diese nach Westen vorgeschobenen Kolonisten manches von den weiter südlich lebenden Eingeborenen, mit denen sie in Berührung kamen, angenommen; aber bei dem oberflächlichen Verkehr der beiden Stämme, der nie zu engeren, freundschaftlichen Beziehungen führte, ist die gegenseitige Beeinflussung immerhin nur eine geringe geblieben.

Die Baining, welche das Gebirge am Westrand der Gazellehalbinsel bewohnen und die ich die Nordbaining nennen will, und die Baining, welche das Gebirge auf der Südhälfte der Halbinsel innehaben, gehören demselben Stamme an, soweit wir heute zu urteilen vermögen. Am Ufer des Sankt-Georgs-Kanales bin ich mit den letztgenannten in Verbindung getreten, d. h. wir haben uns aus einiger Entfernung gegenseitig angeschrieen, weil die Eingeborenen zu furchtsam waren, um meine Annäherung abzuwarten. Sie hatten Speere und Schleudern in den Händen und einen mit bunten Mustern bemalten Lendenschurz aus Rindenzeug zwischen den Beinen durchgezogen, während die Nordbaining, und vor Ankunft der Weißen auch die übrigen Bewohner der Halbinsel, wenigstens die Männer, keinerlei Bekleidung aufweisen können. Es ist daher nicht ausgeschlossen, daß diese Südbaining mit den weiter im Süden der Hauptinsel wohnenden Eingeborenen in Verbindung stehen oder standen und von dort verschiedene Eigentümlichkeiten annahmen, wie z. B. die Bekleidung. Sie sind

jedoch wiederum von denselben darin verschieden, daß sie, wie die Nordbaining, keine Boote haben, also keine Seefahrer sind, auch keine Schilde. Ich bin daher zu der Ansicht geneigt, daß sie als sehr nahe Stammesverwandte der Nordbaining anzusehen sind. Herr Pater Rascher, dem wir so viele wertvolle Mitteilungen über die Baining verdanken, teilt mir mit, daß er am Kap Buller und Kap Bogengang (Sankt-Georgs-Kanal) mit den Südbaining zusammentraf und keine Schwierigkeit fand, sich mit ihnen zu unterhalten, ein weiterer Beweis dafür, daß die Südbaining und Nordwestbaining einem und demselben Stamme angehören. Auch südwestlich vom Varzin ist der Pater mit den Südbaining in Kommunikation getreten und konstatiert deren Zugehörigkeit zu den Nordbaining.

In verschiedenen Mitteilungen über Eingeborene auf der Gazellehalbinsel findet man einen Stamm erwähnt, der im Inneren der Halbinsel südwestlich vom Vunakokor wohnt und der mit dem Namen Taulil bezeichnet wird. Die Taulil werden sowohl von den Baining wie von den Nordostbewohnern bekriegt und sind im Aussterben begriffen. Ein ihnen verwandter Stamm, die Butam, ist seit einigen Jahren ganz vernichtet. Aus dieser Feindschaft, wie daraus, daß die beiden Stämme eine abweichende Sprache haben, zog man den Schluß, daß sie von den Nordostbewohnern völlig verschieden seien. Dies ist jedoch nicht der Fall, sie sind versprengte Stämme der Bevölkerung, welche heute noch am Sankt-Georgs-Kanal sitzt und welche auch aus Neumecklenburg einwanderte, allerdings aus dem südlicheren Teile der Insel, der heute noch von den nördlicher gelegenen Distrikten sprachlich verschieden ist. Die später nachdringenden Einwanderer vertrieben die Butam und Taulil aus ihren ursprünglichen Wohnsitzen und rieben zunächst die ersteren auf. Der noch lebende Rest des Taulilstammes zählt etwa 300 Seelen. Ich werde später in der allgemeinen Übersicht das wenige zusammenstellen, was uns über die Taulil bis heute bekannt ist, woraus hervorgeht, daß sie ein Glied des großen Nordoststammes sind.

Südlich von der Gazellehalbinsel, und mit dieser durch eine verhältnismäßig schmale Landenge verbunden, erstreckt sich das Gebirgsland, das wir im beschreibenden Teil näher kennen gelernt haben, mit einer Reihe von zum Teil noch tätigen Vulkanen am Westrand.

Wir treffen in diesem Gebirgsland einen Stamm, der uns erst neuerdings bekannt zu werden beginnt. Unvollständig und lückenhaft,

wie unsere Kenntnis auch sein mag, so berechtigt dieselbe uns dennoch zu der Annahme, daß wir es hier mit einem Stamm zu tun haben, der

Abb. 8. Männer der Baining.

wenig mit den Nachbarstämmen im Norden gemein hat und geistig auf einer höheren Stufe steht. Er besitzt vorzüglich gearbeitete Keulen, teils mit runden oder eiförmigen Knäufen, teils mit einem Schlagende in

Form einer Ananas, daneben finden wir hier eine Keule von eigenartiger Gestalt, von der Powell* eine sehr schlechte Abbildung (Seite 109, wohl nach dem Gedächtnis gezeichnet) gibt, und die nirgends in der Umgegend, weder im Bismarckarchipel noch Neuguinea, ihresgleichen hat. Dann finden wir hier eigentümliche Maskentänze und Masken der mannigfaltigsten Form, welche allerdings mit dem Duk-Duk entfernte Ähnlichkeiten aufweisen, sonst aber ganz verschieden sind. Weiter finden wir sorgfältig gebaute große Boote mit kunstvoller Bemalung. Alles dies scheint mir genügend, diesem Stamm eine selbständige Stellung zu geben.

In einer früheren Arbeit („Die Volksstämme Neupommerns" in Abhandlungen und Berichte des Königlichen Museums zu Dresden, Festschrift 1899, Nr. 5) habe ich infolge der damaligen ungenauen Kenntnis diesen Stamm als den Baining verwandt dargestellt, die Verwandtschaft erstreckt sich jedoch wohl nur auf die Südbaining und ist auch dort eine sehr geringe.

Nach Westen hin, über Jacquinotbucht hinaus bis nach Montaguebucht findet eine Vermischung mit den Stämmen auf der gegenüberliegenden Nordküste der Insel statt, die sich z. B. in der hier gebräuchlichen Art von Schilden kundgibt, welche stark an Willaumezhalbinsel und Nakanai erinnern, im ganzen ist jedoch der Einfluß der Bewohner des Hochgebirges vorherrschend.

Je weiter wir von Montaguebucht aus nach Westen vorgehen, desto klarer wird es uns, daß dieser ganze westliche Teil der Insel von einem Volksstamm bewohnt ist, der in naher Verwandtschaft zu der Küstenbevölkerung von Neuguinea steht. Von Kap Roebuck bis über Möwehafen hinaus, etwa bis Kap Merkus, sitzt allerdings ein Stamm, der anscheinend sehr von den Nachbarn abweicht. Man deformiert nämlich in dieser Gegend den Schädel, so daß er eine zurückfliehende, stark konische Form erhält. Der Gebrauch ist jedoch nicht allgemein, und Eingeborene dieser Gegend ohne deformierten Schädel haben die größte Ähnlichkeit mit den weiter westlich lebenden Nachbarn wie mit den Eingeborenen auf der Neuguineaküste, der Rookinsel gegenüber. Verkehr findet noch heutigentages statt zwischen den Leuten um Finschhafen

* Wanderings in a wild country. London 1884.

Abb. 9. Weiber der Baining.

herum, den Tamiinselleuten und den Eingeborenen der Rookinsel und den Eingeborenen Neupommerns bis östlich von Möwehafen. Ich habe Tamiboote mit Töpferwaren in der Gegend des Südkaps und Rookboote auf den Lieblichen Inseln angetroffen.

Auf der Nordseite der Insel ist die Verwandtschaft mit Neuguinea noch weit augenfälliger. Der Stamm ist auf der Nordküste weiter nach Osten vorgedrungen als auf der Südküste; er bevölkert die ganze Strandregion bis nach der Offenen Bucht hin, an welcher er seine letzten, vorgeschobenen Kolonien angelegt hat; auch die Einwohner der Insel Duportail sowie der Frenchinseln gehören demselben Stamm an.

Ganz am westlichen Ende der Insel ist die Übereinstimmung der dortigen Bewohner mit denen der gegenüberliegenden Küste von Neuguinea am deutlichsten. Es besteht über Rookinsel ein gegenseitiger Verkehr, und in Sitten wie in Sprache, sowie im Typus der Eingeborenen herrscht die größte Ähnlichkeit.

Aus dem Vorstehenden geht hervor, daß wir demnach auf der Insel Neupommern vier Stämme unterscheiden können, nämlich:

1. Die Nordostbewohner der Gazellehalbinsel, welche mit der größten Wahrscheinlichkeit aus dem südlichen Neumecklenburg eingewandert sind;

2. die Baining, die Urbewohner der Gazellehalbinsel, welche durch vulkanische Ereignisse in die Berge im Westen und Süden der Halbinsel zurückgedrängt wurden;

3. die Stämme auf der südlich von der Gazellehalbinsel liegenden Erweiterung der Hauptinsel und

4. die mit den Bewohnern der gegenüberliegenden Küste von Neuguinea eng verwandten Stämme, welche den ganzen Westteil der Insel einnehmen und auf der Südküste sich durch deformierte Schädel vor den übrigen Stammesgenossen auszeichnen.

Die Verschiedenheiten zwischen den aufgeführten Stämmen lassen sich leicht dadurch erklären, daß dieselben lange Zeit isoliert voneinander lebten und keine oder höchstens sehr geringe Kommunikation besaßen. Die wohl verhältnismäßig jüngere Einwanderung aus Neumecklenburg erklärt hinlänglich den Unterschied zwischen den Eingewanderten und den Baining. Sie waren vorher durch einen breiten Meeresarm voneinander geschieden, und wenn ein Verkehr stattfand, konnte derselbe nur einseitig

sein, da die Baining zu jener Zeit wohl ebensowenig Boote besaßen wie jetzt.

Der Unterschied der Baining von den Bewohnern des südlich von der heutigen Gazellehalbinsel gelegenen Berglandes läßt sich ebenso erklären. Die verhältnismäßig niedrige Landenge, welche heute beide Teile verbindet, besteht aus gehobenen Korallenformationen, und wo heute eine Landenge ist, existierte wohl früher eine Straße, welche das Bainінghochland von dem Südhochland schied. Eine ähnliche Trennung mag vorhanden gewesen sein zwischen dem Südhochland und dem großen Westteil der Insel.

Die mächtige vulkanische Tätigkeit, welche der Rookinsel gegenüber die Küste von Neuguinea ruckweise über die Meeresfläche erhoben hat, so daß wir noch heute an den Terrassen die Zahl und den Umfang der Erhebungen genau festzustellen vermögen, hat sich auch bis Neupommern ausgedehnt. Auch hier vermögen wir die Terrassenbildung zu verfolgen, wenn auch nicht in dem Umfange wie z. B. auf Festungshuk in Neuguinea. Immerhin sind diese terrassenförmigen Erhebungen verfolgbar bis zur Landenge, welche die Gazellehalbinsel von der Hauptinsel scheidet. Außer diesen Hebungen haben vulkanische Ausbrüche, verbunden mit mächtigen Aufschüttungen des ausgeworfenen Materials, das ihrige beigetragen, um der Insel ihre heutige Gestalt zu geben. Die Südhälfte von Neumecklenburg, das Bainінggebirge der Gazellehalbinsel, das südlich davon liegende Hochland und das Westende von Neupommern waren daher wohl seinerzeit voneinander getrennte Inseln, deren Bewohner wenig Verkehr miteinander hatten und auch nachdem die einzelnen Inseln durch Hebungen des Bodens zum Teil unter sich verbunden waren, ihre Sonderstellung und ihre Eigentümlichkeiten bewahrten.

a) Die Eingeborenen des Nordostens der Gazellehalbinsel.

In der nun folgenden Schilderung der Bewohner, ihrer Sitten und Gebräuche folge ich der vorher aufgestellten Gliederung der Stämme, wonach sich deutlich geschiedene ethnographische Provinzen abgrenzen lassen. Die erste dieser Provinzen umfaßt demnach das Gebiet der Gazellehalbinsel, soweit es von den aus Neumecklenburg eingewanderten Stämmen bewohnt ist und dessen Grenzen bereits angegeben wurden.

Ich muß jedoch im voraus bemerken, daß innerhalb dieser Provinz wie überhaupt in den später zu erwähnenden Provinzen die Sitten und Gebräuche nicht durchweg gleich sind, ebensowenig wie die Sprache. Es lassen sich von Landschaft zu Landschaft Besonderheiten verfolgen, aber eine gemeinsame Grundlage ist bei näherer Bekanntschaft nicht zu verkennen.

Das ganze Gebiet zerfällt in eine Anzahl kleinerer und größerer Landschaften, jede in der Regel mit einem besonderen Namen. Innerhalb dieser Landschaften liegen nun die einzelnen Niederlassungen (qunan), gewöhnlich nur aus einer kleinen Anzahl von Hütten bestehend, selten mehr als zehn. Hier wohnt eine Familie im engeren Sinne. Vergrößert sich die Familie, so trennen sich einzelne Glieder ab und errichten ein neues qunan. So entsteht eine Kolonie, in welcher eine bestimmte Sippe überwiegt. Selten enthält eine Landschaft mehrere Sippen nebeneinander.

Innerhalb der einzelnen Sippen, niuruna, sind stets einzelne Bevorzugte, die als Häupter und Regenten betrachtet werden. Die höchste Würde ist die des a gala (g = ng), dies heißt wortgetreu „der Große". Es kommen jedoch Fälle vor, in denen die Mitglieder der Sippe den a gala einfach absetzen, weil er sich seinem Amte nicht gewachsen zeigt, namentlich das Familienvermögen schlecht oder verschwenderisch verwaltet. Sein Nachfolger ist dann stets der nächstberechtigte Bruder oder der nächste Neffe im Weiberstamm. Diese sind auch im Todesfalle seine Erben. Der a gala ist nun der eigentliche Häuptling und übt dessen Rechte aus, soweit dadurch der Vorteil oder der Nutzen der ganzen Sippe bedingt ist. Er kauft die Weiber für die jungen Leute, die nachher durch Arbeitsleistung seine Auslagen decken müssen. Er ist der Schatzmeister der ganzen Sippe, und in seinem Hause wird das Stammesvermögen an Muschelgeld — Tabu — aufbewahrt. Ist er ein unternehmender Mann, dann hält er seine Leute zum Anlegen großer Pflanzungen an. Es ist dabei Sitte, daß er ihren Unterhalt aus dem Stammesvermögen bestreitet. Die verausgabte Summe mit einem bestimmten Zuschlag wird jedoch nach Verkauf der Ernte wieder an ihn verabfolgt, um im Tabuhaus deponiert zu werden. Ist die Sippe groß, und sind ihm große Mengen an Tabu anvertraut, so entsteht daraus für ihn eine recht bedeutende Mühe. Die großen Taburollen sind leicht zu unterscheiden, daneben sind jedoch zahlreiche kleinere und größere

Bündelchen und Körbchen, welche einem Uneingeweihten alle gleich scheinen, jedoch alle verschiedene Eigentümer haben, die dem a gala be-

Abb. 10. Jüngling aus der Umgegend von Möwehafen.

kannt sein müssen. In der Handhabung macht er jedoch niemals einen Irrtum, obgleich seinem Gedächtnis nicht selten schwierige Aufgaben zugemutet werden. Sein Recht auf Grund und Boden des Stammes

ist nicht größer als das eines beliebigen Stammesmitgliedes, er kann jedoch Grundstücke des Stammes veräußern, muß aber vorher mit den Eigentümern sich beraten, eventuell deren Einwilligung einholen. Den Kaufpreis händigt er den Eigentümern nach Abschluß des Kaufes ein oder legt ihn zu dem Schatz der Sippe. Da der a gala nun in der Regel ein Finanzgenie ist, so erwirbt er mit dem ihm anvertrauten Gelde nicht selten für eigene Rechnung ein recht ansehnliches Vermögen und wird dann auch als uviana, reicher Mann, bezeichnet.

Neben dem a gala ist die Würde des luluai die bedeutendste. Der luluai ist der Anführer des Stammes im Kriege. Nicht selten sind die Würden des a gala und des luluai in einer Person verbunden, aber die Bezeichnung erhält ein jeder, der sich im Kriege auszeichnet, und dem die übrigen Stammesmitglieder gegebenenfalls gern Gefolgschaft leisten, weil ihnen sein Mut und seine Tüchtigkeit bekannt sind. Wenn der a gala älter wird und nicht mehr geeignet ist, seine Leute im Kampfe anzuführen, so beruft er einen oder mehrere seiner luluai, die nun für ihn den Oberbefehl übernehmen. Dafür genießt dieser nun besondere Vorrechte. So darf er z. B. von dem auf Kriegszügen erbeuteten Muschelgeld einen größeren Anteil zurückbehalten, und er kann überhaupt sein eigenes Vermögen im eigenen Hause aufbewahren und nach Belieben verwalten. Der luluai hat daher die Chance, daß er mit der Zeit zu einem uviana avancieren kann, wodurch ihm auch die Würde eines a gala erreichbar wird.

Äußere Kennzeichen der vorgenannten Würden gibt es nicht; was man an Kopf-, Hals-, Brust- und anderem Schmuck gelegentlich gewahrt, ist keine Auszeichnung, sondern lediglich ein Mittel zur Verschönerung des Körpers.

Alle Angelegenheiten des Stammes werden in Versammlungen beraten. Entweder wird im voraus ein bestimmter Tag sowie ein bestimmter Ort festgesetzt, oder es werden, falls die Sache dringlich ist, die Männer durch Signale auf der Holztrommel zusammengerufen. Es ist erstaunlich, mit welcher Schnelligkeit die Krieger sich auf dem ein für allemal feststehenden Versammlungsplatz, gewöhnlich das qunan oder Gehöft des a gala, versammeln, nachdem das Trommelsignal weithin durch den Wald erschallt ist. Der Zweck der Versammlung wird nun den Anwesenden bekannt gemacht, und ein jeder kann seine Meinung äußern.

Nicht selten gibt es hier heftige Debatten, und wenn die Angelegenheit nicht gerade sehr dringlich ist, geht man auch wohl unverrichteter Sache auseinander. Ist jedoch die Sache von großer Bedeutung, droht z. B. ein Überfall oder ist ein Stammesmitglied getötet oder eine Frau geraubt worden, dann ist mit erstaunlicher Schnelligkeit der Entschluß gefaßt, und man schreitet sofort zur Ausführung. Setzen wir voraus, daß ein Überfall droht. In diesem Falle bringt man, wenn man sich nicht stark genug fühlt, den Angriff zurückzuweisen, sofort das Muschelgeld in Sicherheit. Männer und Weiber beladen sich stillschweigend mit den Schätzen des Stammes und bringen dieselben entweder zu einem befreundeten Nachbarstamm, oder, wenn dies schon zu spät sein sollte, verscharren sie das Geld auf einem im voraus festgesetzten entlegenen Platz im Walde. Die waffenfähigen Männer unter Anführung der luluai legen sich in den Hinterhalt oder ziehen dem Feinde entgegen, um mit ihm womöglich auf freiem Felde handgemein zu werden.

Ist die Veranlassung zu einer solchen Mobilmachung nicht von ganz besonderer Bedeutung, so ernennen die beiderseitigen Parteien aus benachbarten Stämmen ihre Vermittler, und diese bringen nun die Sache zum Abschluß dadurch, daß sie den Fall eingehend besprechen und eine Zahlung von Muschelgeld an die geschädigte Partei dekretieren. Höchst selten widersetzen sich die Verurteilten diesem Urteil. Nach Zahlung des Sühnegeldes treten die alten Männer der beiden Parteien zusammen, tauschen Kalk und Betelnüsse aus, und damit ist dann der Friede wiederhergestellt. In einzelnen Fällen, so z. B. wenn ein Stammesmitglied von einem anderen Stamme erschlagen oder gar verspeist worden ist, läßt sich der Friede nicht so leicht herstellen. Die Ehre des Stammes erfordert in gewissen Fällen, daß die Tat gerächt wird, und der Kriegszustand dauert, bis dem anderen Stamme in gleicher Münze heimgezahlt worden. Ist dieser dann auf weitere Repressalien bedacht, so können diese Fehden sich auf lange Zeit erstrecken. Wenn auf beiden Seiten das Bedürfnis zu einem Friedensschluß vorhanden ist, so ist es Sache der Vermittler, denselben anzubahnen; jede Partei zahlt der anderen eine Buße für die während der Kriegszeit erschlagenen Stammesmitglieder; nach erfolgter Zahlung werden Betelnüsse ausgetauscht und gekaut, und der Friede ist nun ein dauernder, jedenfalls ebenso dauerhaft wie unsere europäischen Friedensschlüsse.

Es kann nun auch vorkommen, daß ein Stamm sich zu schwach fühlt, um das an ihm verübte Unrecht zu rächen. In diesem Falle hat sich ein ganz eigentümlicher Gebrauch gebildet, der allerdings jetzt allmählich dem Einfluß der Weißen weichen muß. Dieser Gebrauch besteht darin, daß man einer völlig unbeteiligten Person einen Schaden an ihrem Eigentum zufügt und sie dadurch zwingt, bei dem ursprünglichen Übeltäter Genugtuung zu suchen. Dieser Gebrauch wird kamara genannt. Als ich Anfang der achtziger Jahre mich in Neupommern ansiedelte, war dieser Gebrauch allgemein anerkannt. Selten jedoch ging man dabei bis zur Tötung; ich weiß allerdings einen solchen Fall, aber derselbe wurde schnell dadurch zu Ende geführt, daß die eigenen Stammesmitglieder den Mann, der diesen Gebrauch in zu weitem Sinne ausgedeutet hatte, erschlugen. Dagegen wurde die kamara immer ausgeübt, wenn ein Stamm einen anderen am Eigentum geschädigt hatte und nicht schnell genug bei der Hand war, die gebührende Sühne zu leisten.

In einigen Fällen bin ich selber gezwungen worden, kamara auszuüben. So wurde mir namentlich anfangs recht häufig mancherlei, vor allem Geräte, gestohlen, ohne daß ich imstande war, den Dieb nachzuweisen. Einige alte eingeborene Freunde gaben mir daher den Rat, kamara auszuüben, und dadurch wurde ich mit dieser Institution bekannt. War nun ein solcher Diebstahl geschehen, so ging ich ruhig zu meinen begüterten und einflußreichen Nachbarn, von denen der eine eben einer der vorerwähnten Ratgeber war, nahm ihnen ihre Kanoes fort, erzählte ihnen von dem stattgefundenen Diebstahl und stellte es ihnen nun anheim, den Dieb ausfindig zu machen. Dies gelang dann auch regelmäßig, und wir blieben trotzdem die besten Freunde. Selbstverständlich wanderten die Kanoes wieder an die Eigentümer zurück, sobald mir der gestohlene Gegenstand oder eine Entschädigung eingehändigt wurde, aber so fest eingewurzelt war der allgemeine Gebrauch des kamara, daß mein alter Freund nicht daran dachte, mir das Fortnehmen seiner Fahrzeuge zu verübeln, selbst dann, als ich in einem Monat viermal dies Mittel anwenden mußte, um weiteren Übergriffen vorzubeugen. Ich habe viele Jahre später erfahren, daß er zur Zeit der regelmäßig wiederkehrenden Markttage überall Spione postierte, um genau zu überwachen, daß mir nichts gestohlen wurde, und um gegebenenfalls den Dieb schnell fassen zu können.

Allerdings ging es nicht jedem so gut in der Ausübung des kamara. Einem nicht weit von mir lebenden Händler war ein Hund getötet worden. Da er den Täter nicht kannte, suchte er, auf das kamara bauend, sich dadurch Genugtuung zu verschaffen, daß er einem benachbarten luluai in dessen Abwesenheit eine Rolle Tabu abnahm. Dieser verstand jedoch die Sache verkehrt, rückte dem Händler vors Haus, zerschlug mit seiner Axt die Planken des am Strande aufgezogenen Bootes und verlangte die Auslieferung seines Eigentumes.

Sowie der a gala das Haupt des Stammes ist, so ist jeder verheiratete Eingeborene, mag er nun eine oder mehrere Frauen haben, absoluter Herr derselben. Die Frau ist sein Eigentum und muß für ihn arbeiten; wird dies Eigentumsrecht durch eine dritte Person geschädigt, so ist der Mann berechtigt, von dieser einen Schadenersatz zu fordern, und derselbe ist in den allermeisten Fällen nach gewissen Regeln und Usancen im voraus festgestellt. Ehebruch wird nicht immer mit dem Tode bestraft, dagegen stets die Blutschande, pulu, worunter nicht nur der geschlechtliche Umgang zwischen leiblichen Geschwistern verstanden wird, sondern namentlich auch zwischen Personen, die dasselbe Stammeszeichen oder, wie wir uns auch wohl ausdrücken, dasselbe Totem haben. Das Recht des Mannes geht jedoch nicht so weit, daß er in diesen Fällen der Vollstrecker der Todesstrafe ist; dies Recht steht allein dem Bruder der Ehebrecherin oder ihrem Onkel mütterlicherseits zu. In früheren Zeiten wurde von diesem Recht fast immer Gebrauch gemacht, unter dem Einfluß der Ansiedler, der Missionsgesellschaften und der Behörden nimmt die Sitte jedoch ab, allerdings nicht ohne Bedauern von seiten der Eingeborenen, die über solche Vergehen der Weiber ganz anders denken als die Weißen, und die mit Recht befürchten, daß, wenn das ihnen zustehende alte Recht erst verloren geht, die Ausschreitungen der Weiber sich mehren werden. In der Tat haben sie darin recht, denn die Weiber wissen jetzt ganz gut, daß ihnen in Fällen von Ehebruch die Behörde das Leben schützt, und sind daher weniger moralisch, als dies wohl früher der Fall war. Ehebruch ist daher im Zunehmen begriffen. Dies ist einer der Fälle, in dem wir mit unseren fortgeschrittenen Gesetzen und humanen Ansichten tief in das Leben der Eingeborenen eingreifen und einen unendlichen Schaden anrichten, der immer mehr um sich greift. In unserem Bestreben, Neues aufzurichten, brechen

wir ab und zerstören, ohne dafür etwas Besseres zu schaffen. Für die getötete Frau wird dem Ehemanne von dem Vollzieher der Strafe eine Kompensation an Muschelgeld gezahlt, gewöhnlich der bei der Eheschließung erlegte Kaufpreis.

Die Frau bleibt auch nach der geschlossenen Ehe immer noch ein Mitglied ihrer Familie, zu der sie wieder zurückkehren kann, wenn die Ehe durch den Tod des Mannes aufgelöst wird; in diesem Falle wird sie von den Verwandten wieder verkauft, wenn sich ein Liebhaber finden sollte. Aber auch zu Lebzeiten des Mannes kehrt sie häufig zu ihrer Familie zurück und verbleibt dort längere oder kürzere Zeit; tritt auf Vereinbarung der Eheleute eine freiwillige Trennung ein, so zahlt die Familie dem Ehemanne den Kaufpreis zurück, und die Ehe ist dadurch gelöst. Solche Trennungen sind recht häufig und mehren sich in der Neuzeit, um dadurch Schwierigkeiten, teils in der Familie, teils mit der Behörde, zu entgehen.

Dennoch gibt es ungemein viele Fälle, in denen die Ehe eine dauernde Verbindung fürs ganze Leben wird. Kleine Zwistigkeiten zwischen den Eheleuten gehören allerdings zur Regel, und die sich beleidigt oder benachteiligt fühlende Frau geht dann, um ihrem Zorn Ausdruck zu geben, zu ihren Verwandten, aber solche kleine Ehezwiste sind, wenn kein ernster Grund vorhanden, nicht von langer Dauer, die Frau kommt nach einigen Tagen, wenn der Zorn verraucht ist, wieder zurück oder der Mann lenkt ein und sendet durch Freunde oder Verwandte kleine Geschenke, um seinerseits den guten Willen zu zeigen.

Es ist recht häufig, daß der a gala bereits die im frühesten Kindesalter stehenden Mädchen durch eine Anzahlung kauft, um dieselben dann später im heiratsfähigen Alter an diesen oder jenen seiner jungen Leute gegen Rückzahlung aller entstandenen Kosten zu verheiraten. Die Regel ist, daß der junge Mann nicht selbst die Frau erwählt, sondern daß dieselbe ihm von seinen Eltern, seinem Onkel mütterlicherseits oder seinen Verwandten gewählt wird. Erst im reiferen Jünglingsalter kann es vorkommen, daß der Betreffende eine auf gegenseitige Neigung gegründete Ehe schließt, die dann auch von Dauer ist; gewöhnlich geht dieser Neigungsehe eine Wahlehe voraus, die dann erst getrennt werden muß, ehe die Ehe aus Zuneigung stattfinden kann.

Die Ehe eines ganz jungen Paares, oder richtiger die Verlobung desselben, geht vor sich unter bestimmten Zeremonien. Dieselben sind fast überall gleich und spielen sich in bestimmter Reihenfolge ab.

Mutter und Vater, an deren Statt auch wohl der Onkel, gehen zu den Eltern des Mädchens und übergeben dem Vater desselben etwa zehn Klafter Tabu, die von diesem an die Verwandten des Mädchens verteilt werden. Das Mädchen geht nun mit den Käufern nach deren Gehöft, und der Vater oder Onkel verteilt hier abermals Tabu an die Leute, welche ihn begleiteten. Die Eltern des Mädchens bezeichnen dann einen bestimmten Tag zu einem Besuch bei den Eltern oder dem Onkel des Knaben (murvartulai). Sie bringen bei dieser Gelegenheit zubereitete Speisen, welche die andere Partei an sich nimmt und mit Tabu bezahlt. Sie nehmen jedoch dafür wiederum zubereitete Speisen als Gegengeschenk an, wofür sie eine Gegenleistung in Tabu erlegen. Während der nun folgenden Schmauserei wird ein Tag bestimmt, an dem der junge Mann, der bei diesen Zeremonien nicht gegenwärtig sein darf, den zukünftigen Schwiegereltern vorgeführt wird. Zu dieser Vorführung üben die männlichen Verwandten des Jünglinges einen Tanz ein, und die weiblichen Verwandten tun dasselbe auf der Seite der Braut. An dem bestimmten Tage führen die Männer nun zunächst ihren Tanz auf, darauf folgt die Schaustellung der Weiber, während welcher Zeit der Jüngling mit seinen Begleitern die Zuschauer bilden. Die Eltern der Braut bringen darauf dem zukünftigen Schwiegersohn ein Geschenk von etwa zehn Klaftern Tabu, und die Eltern oder der Onkel des Jünglinges machen den Eltern oder dem Onkel des Mädchens ein gleiches Geschenk.

Damit ist gewissermaßen die Verlobung des jungen Paares eingeleitet. Wenn beide Parteien noch im Kindesalter sind, wie dies häufig vorkommt, so bleibt das Mädchen bis zum heiratsfähigen Alter bei den Eltern oder Verwandten und der Knabe oder Jüngling bei den seinen. Obgleich beide wissen, daß sie in späteren Jahren als Mann und Frau zusammenleben werden, so tun sie doch bei etwaiger Begegnung, als ob sie sich niemals vorher gesehen, ja es ist ihnen verboten, sich gegenseitig an- oder nachzuschauen oder anderen gegenüber die zukünftige Verbindung zu erwähnen.

Ist das Mädchen alt genug, um zu heiraten, dann schickt die Mutter des Jünglinges eine ältere Frau nach dem Gehöft der Schwiegertochter und läßt dieselbe herbeiholen. Die abgesandte Frau hält das herbeigeführte Mädchen an der Hand und wirft den anwesenden Jüngling mit Betelnüssen, wobei sie ausruft: Hier sind die Betelnüsse der so und so! Die übrigen anwesenden Männer heben die Betelnüsse auf und verzehren sie. Der Zweck dieser Zeremonie ist, die Bekanntschaft der beiden Parteien einzuleiten und es ihnen möglich zu machen, von nun an bei etwaigen Begegnungen sich anzusehen. Die Zeremonie selber wird varabibir na buai genannt (varabibir = das Werfen, das Steinigen).

In einzelnen Distrikten wird ein wenig anders verfahren. Wenn die Parteien sich über die Ehe geeinigt haben, so ergreifen die Freunde des Bräutigames denselben, halten ihn auf dem Boden fest, während die Eltern oder der Onkel des Jünglinges Tabu an die anwesenden Männer und weinenden Frauen austeilen; dies ist das warakinim. Am Tage des warakinim ist es dem Betreffenden streng verboten, sich im Meere zu baden. Darauf bringt man ihn nach einem Haus, das abseits im Walde gelegen ist, und hier wird er eine Zeitlang verborgen gehalten, paraparau. In dieser Zurückgezogenheit leisten ihm einige Freunde Gesellschaft, und die Verwandten bringen ihnen das Essen, waralupa. Während dieses Versteckspielens wird die Frau gekauft (warakukul), und der Bräutigam darf sie dann erst sehen, wenn alle Kosten der vorher beschriebenen Zeremonien bezahlt sind. Kehrt der Bräutigam aus dem paraparau zurück, so wird er festlich geschmückt mit einem Federbusch im Haar, Stirn- und Armbändern, in der Hand hält er eine besondere, reich mit Federbüscheln geschmückte Keule (bagat), und ein zierlicher Korb, aus Palmenblatt geflochten, mit Federn und bunten Büscheln geschmückt, wird ihm unter die Achsel geschoben.

Nun erfolgen die Zeremonien in der vorher beschriebenen Weise. Hat erst die Bekanntschaft der beiden jungen Leute durch das warabibir na buai stattgefunden, so arrangieren die Verwandten eine weitere Annäherung. Zu dem Ende ergreifen die jungen Männer auf Veranlassung der Weiber den Bräutigam und bringen ihn in der Nacht nach dem Gehöft seines Vaters oder Onkels, die Weiber bringen gleichzeitig die Braut nach demselben Gehöft mit einem Geschenk an den Bräutigam,

Tafel 5. Ausstellung einer Leiche. Gazellehalbinsel.

bestehend aus zwei Klaftern Tabu; die Männer erwidern dies Geschenk, indem sie im Namen des Bräutigames der Braut dasselbe Maß an Tabu übermitteln, manchmal überreicht der Bräutigam in Person der Braut das Geschenk. Nach diesem Austausch von Geschenken bleibt die Braut im Hause der Schwiegereltern, der Bräutigam begibt sich nach dem Junggesellenhaus. Zwei oder drei Tage später besucht der Bräutigam, von einem seiner Freunde begleitet, abermals die Braut, und diese setzt ihnen Essen vor; diese Zeremonie wird tultuluai genannt und wird von Tag zu Tag wiederholt, um Braut und Bräutigam aneinander zu gewöhnen. Gefällt dem jungen Herrn seine Zukünftige nicht, so zeigt er dies dadurch, daß er die angebotenen Geschenke verschmäht und das vorgesetzte Essen nicht anrührt; die Braut zeigt ihre Abneigung gegen den Bräutigam dadurch, daß sie nur gezwungen dem jungen Manne Betelnüsse oder Essen darreicht. Als schließliche Probe wird an einem bestimmten Tage vor der Hütte ein Feuer gemacht. Braut und Bräutigam sitzen am Feuer sich gegenüber. Kehrt die Braut dem Bräutigam das Gesicht zu, so ist dies ein Zeichen des Einverständnisses; wendet sie das Gesicht ab, so deutet sie dadurch ihren Widerwillen an. Der Bräutigam drückt seinen Widerwillen dadurch aus, daß er entweder ganz fern bleibt oder einen jungen Mann absendet, der für ihn als Sprecher auftritt. Doch läßt man sich selten sofort durch diese Widersetzlichkeit einschüchtern, die Weiber müssen zureden und beschwichtigen, und wenn auch dies nicht hilft, dann greift man zu allerhand Zaubermitteln, um die gegenseitige Neigung hervorzurufen. Kommt es jedoch nicht zu einer Einigung, dann treten die beteiligten Parteien zusammen und erstatten sich gegenseitig das ausgelegte Muschelgeld. Mit dieser Zeremonie ist die Sache zu Ende.

Ist jedoch das junge Paar einverstanden, so bringt der Bräutigam dem jungen Mädchen bei ihren täglichen Zusammenkünften kleine Geschenke, die es in ihrem Tragkörbchen verpackt, oder er begleitet es zur Feldarbeit und arbeitet zusammen mit ihm in der Pflanzung. Wenn dieser Verkehr einige Wochen angedauert hat und keine Gefahr vorhanden ist, daß durch einseitige oder gegenseitige Abneigung die geplante Verbindung vereitelt werden wird, dann beginnt der Bräutigam eine Hütte zu errichten und wird dabei von seiner Verwandtschaft unterstützt. Wenn das Haus fertig ist, bringen die Verwandten einen oder zwei

Klafter Tabu und übergeben diese dem jungen Paar. Diese Zeremonie heißt lake kinalatn, d. h. die Eröffnung des Hauses.

Am Abend geht nun das junge Paar zum erstenmal in die zukünftige Wohnhütte, und damit ist die Ehe für abgeschlossen erklärt. Weitere Zeremonien finden nun nicht mehr statt.

War die Braut bereits früher verheiratet, so muß, ehe sie eine andere Ehe eingehen kann, die Trennung der Ehe herbeigeführt werden dadurch, daß der Kaufpreis dem ersten Manne oder seinen Verwandten zurückgezahlt wird. Der neue Liebhaber zahlt den ausbedungenen Preis an die Verwandten der Frau, es findet eine kleine Schmauserei statt, und die Frau folgt dem Manne nach seiner Hütte ohne weitere Zeremonien.

Alte Leute sagen, daß in früheren Zeiten an einem gewissen Tage alle Ehekandidaten sich auf einem bestimmten Platz einfinden mußten. Hier wurden sie dann recht unsanft von den älteren Leuten angepackt und einer über den anderen auf den Boden geworfen. Diejenigen, die unten lagen, mußten die Last der obenliegenden tragen und erhielten nicht selten erhebliche Verletzungen. Zum Schluß wurden dann Taburollen herbeigebracht und auf den lebenden Haufen gelegt, wodurch das Gewicht erheblich vermehrt wurde und nicht selten einige der untenliegenden erdrückt wurden. Nachdem sich die Alten eine Zeitlang an diesem Anblick geweidet, hieß man die jungen Leute aufstehen, und diese begaben sich nun nach ihrem Versteck im Walde, wo sie, wie oben mitgeteilt, eine Zeitlang verweilen mußten.

Heute ist dieser Gebrauch, soweit ich habe erfahren können, nicht mehr üblich, und die beschriebene mildere Form ist überall mit einigen geringen Abweichungen eingeführt.

Polygamie ist erlaubt, jedoch nicht allgemein üblich. In der Regel sind es nur die reicheren Leute, die sich den Luxus der Vielweiberei leisten. Man betrachtet die Sache mehr von der Geschäftsseite, da die Auslagen, welche mit der Haltung mehrerer Weiber verknüpft sind, dadurch reichlich aufgewogen werden, daß sie für den Mann in den Pflanzungen arbeiten müssen und ihm dadurch eine Geldeinnahme verschaffen. Eine der Frauen bleibt jedoch gewissermaßen die Favoritin, und ihrer Eifersucht gelingt es nicht selten, den Nebenfrauen und dem Herrn Gemahl das Leben so sauer zu machen, daß er wohl oder übel

des häuslichen Friedens wegen zur Monogamie zurückkehrt. Die einzelnen Weiber haben getrennte Hütten; unter den Kindern der verschiedenen Frauen besteht kein Unterschied.

Ein Überbleibsel des in Melanesien so weit verbreiteten Totemismus finden wir auch hier. Es kommt nicht dadurch zum Ausdruck, daß gewisse Tiere oder andere Gegenstände als Totemzeichen gebraucht werden; man hat aber die beiden Bezeichnungen tavevet und tadiat, die wörtlich „wir" und „sie" bedeuten und die Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe ausdrücken sollen. Alle, die derselben Abstammung sind, nennen sich untereinander tavevet, mögen sie nun in der weiblichen oder in der männlichen Linie miteinander verwandt sein; für sie sind alle anderen tadiat. Verwandte, die dieselbe Abstammung mütterlicherseits haben, dürfen sich niemals heiraten.

Sobald ein Eingeborener zu einer Familie in das Verhältnis eines Schwiegersohnes tritt, entstehen für beide Parteien ganz besondere Vorschriften in den gegenseitigen Beziehungen. Eine Verletzung dieser eigentümlichen Regeln würde als ein schwerer Bruch des Herkömmlichen angesehen und dementsprechend bestraft. Der Schwiegersohn und die Schwiegereltern reden sich als nimuan an, sie nennen sich nie bei ihrem gewöhnlichen Namen, diesen zu nennen ist ihnen überhaupt verboten. Dies geht so weit, daß wenn z. B. der Schwiegervater tokapiaka = to-Brotfrucht, oder tolama = to-Kokosnuß, zwei nicht ungewöhnliche Namen, heißt, der nimuan die Brotfrucht hinfort nicht als kapiaka und die Kokosnuß nicht als lama bezeichnet, sondern andere Benennungen gebraucht. Die nimuan dürfen sich zwar gegenseitig Betelnüsse anbieten und miteinander kauen, es ist ihnen jedoch streng verboten, miteinander zu essen oder zu sehen, wie eine oder die andere Partei, die Schwiegereltern oder der Schwiegersohn, die Mahlzeit einnimmt. Ebenso ist es dem Schwiegersohn verboten, das Gehöft seiner Schwiegereltern zu betreten. Die Schwiegertochter steht nach der vollzogenen Ehe genau in demselben Verhältnis zu ihren Schwiegereltern.

Auch auf die Schwäger (maku) erstreckt sich ein Teil dieser Vorschriften. Sie dürfen einander nicht beim Namen nennen und nicht gemeinsam in einem Hause schlafen. Dagegen können sie sich gegenseitig in ihren Gehöften besuchen und Mahlzeiten miteinander einnehmen. Nach der Verheiratung ist es der Schwester nicht mehr erlaubt, mit

ihrem Bruder zu verkehren oder zu sprechen, sie spricht auch niemals seinen Namen aus, sondern bezeichnet ihn mit einem anderen Wort.

Diese Einrichtung kann für den Weißen, der damit nicht bekannt ist, zu ganz eigentümlichen Situationen führen. So entsinne ich mich eines Falles, in dem Schwiegervater und Schwiegersohn zusammen vor Gericht standen; ich fungierte in der Eigenschaft als Beisitzer, und obwohl es mir bekannt war, daß ein Eingeborener niemals zu bewegen ist, seinen eigenen Namen zu nennen, und erst ein anderer Eingeborener angerufen werden muß, um den Namen zu sagen, so war mir die Beschränkung, die in diesem Falle stattfand, damals noch unbekannt. Weder dem Richter noch den Beisitzern war es möglich, die Namen der beiden Delinquenten festzustellen. Außerdem waren die beiden Leute von der Blanchebucht und hatten auf Kerawara in der Neulauenburg-Gruppe, wo das Gericht zu jener Zeit seßhaft war, keine Bekannten. Alles Zureden, alle Drohungen waren vergeblich, es blieb nur übrig, den Gerichtsvollzieher mit einem Boote nach der Blanchebucht zu senden, um einige Eingeborene zu holen, die durch Sitten und Gebräuche nicht verhindert waren, die Namen der beiden zu nennen. Bei dieser Gelegenheit lernte ich dann auch den Zusammenhang kennen.

Wenn nun auch die Ehe, wie vorher erwähnt, aus irgendeiner geringfügigen Veranlassung leicht dadurch gelöst werden kann, daß die Familie der Frau dem Manne das Kaufgeld zurückgibt, so gibt es dennoch recht viele Beispiele von Ehen, die nur durch den Tod der einen oder der anderen Partei ein Ende nehmen. Manche dieser Ehen können auch nach unseren zivilisierten Begriffen als mustergültig hingestellt werden. Die Frau, die während der Ehe ein an Lasten sehr reiches Dasein führen muß, bleibt dem Manne treu, zieht die Kinder groß, arbeitet in den Feldern, trägt schwere Lasten zu Markte und müht sich von morgens bis abends fortwährend zum Besten ihres Mannes ab. Sie ist nicht wenig stolz, wenn durch ihr Schaffen der Gemahl imstande ist, Muschelgeld zurückzulegen, und der Mann zeigt sich seinerseits dafür dankbar, indem er der Frau einen kleinen Teil des verdienten Muschelgeldes als Eigentum übergibt. Ja, es kann vorkommen, daß er vor seinem Tode seine Dankbarkeit dadurch zum Ausdruck bringt, daß er ihr eine größere Quantität seines Muschelgeldes als Geschenk gibt. Dies so erworbene Geld geht nicht ins Tabuhaus des Familienober-

hauptes, der überhaupt nicht darüber zu verfügen hat, sondern die Frau bewahrt es in dem Tabuhause ihrer eigenen Familie, und wenn sie stirbt, fällt es an diese oder an ihre Kinder. Seine Dankbarkeit gegen eine gute Frau zeigt der Mann auch dadurch, daß er sie zu allen Beratungen heranzieht und selten etwas unternimmt, ohne vorher ihre Einwilligung zu haben.

Die Geburt eines Kindes ist immer eine wichtige Angelegenheit. Fühlt die Schwangere die ersten Wehen, dann werden schnell die Freundinnen und namentlich die alten, erfahrenen Weiber herbeigerufen, um bei der Geburt zu assistieren. Die Schwangere kniet nieder und hält mit den Händen einen der Hauspfosten umklammert; hinter ihr nimmt die assistierende ältere Frau Platz. Mit beiden Händen streicht sie von beiden Seiten in Richtung nach unten über den Bauch der Schwangeren, dadurch die Leibesfrucht nach unten drückend. Selten verläuft eine Entbindung ungünstig für die junge Mutter.

Bei der ersten Geburt, namentlich wenn die Frau einem Häuptlinge oder Begüterten gehört, geht es jedoch nicht ohne Tabugeschenke und andere Feierlichkeiten ab. Einige Zeit vor der Geburt bringen Verwandte und Freunde dem zukünftigen Vater Geschenke aller Art, in der Neuzeit namentlich die von den Europäern eingehandelten Gegenstände. Fühlt die Frau sich ihrer Entbindung nahe, dann versammeln sich die weiblichen Verwandten der Ehegatten im Gehöft, d. h. diejenigen, welche verheiratet sind und Kinder haben. Die Gebärende liegt im Freien auf einer Kokosmatte. Damit die Geburt gut verlaufe und nicht durch böse Geister und böswilligen Zauber beeinflußt werde, darf selbstredend der Zauberer (tena papait) nicht fehlen, und mit dem größten Ernst und würdiger Miene waltet er seines Amtes. Aus seinem Körbchen holt er einen kleinen Beutel voll gebranntem Korallenkalk, murmelt darüber seine Zauberformeln und holt zwischen Daumen und Vorderfinger ein wenig des Inhaltes hervor, das er nach verschiedenen Richtungen in die Luft bläst. Etwa in der Nähe sich aufhaltende böse Geister werden dadurch verscheucht. Der Kalkbeutel wird dann den Weibern überliefert, und diese reiben den Körper der Gebärenden mit dem heiligen Inhalt ein, wodurch alle etwaigen Zaubermittel, die ihr von böswilliger Seite gegeben sind, um die Geburt zu erschweren, ihre Macht verlieren. Da jedoch der bezauberte Kalk allein nicht imstande ist, alle bösen Geister

zu vertreiben, so schwenkt der Zauberer nach allen Richtungen zauberkräftige Pflanzenbüschel, wobei die besonders kräftig wirkende grüngelb-rot gestreifte Dracänenart (pal a kada) nicht fehlen darf, ebensowenig wie die schnell hergemurmelten Beschwörungsformeln. Alles, was die gebärende Frau trinkt oder ißt, wird ebenfalls vor dem Gebrauch entzaubert.

Nach der Geburt des Kindes wird dasselbe einer der Mitfrauen des Mannes überreicht; ist eine solche nicht vorhanden, dann tritt die nächste weibliche Verwandte der jungen Mutter an deren Stelle. Ist das Neugeborene ein Knabe, so stimmen die sämtlichen Weiber den weithin schallenden Ruf Hüh! Hüh! an, ist es ein Mädchen, so schreien sie Huh! Huh! Dieser Ruf lockt nun alle verheirateten Weiber herbei, Mädchen müssen jedoch außerhalb der Umzäunung bleiben und dürfen das Gehöft nicht betreten. Mittlerweile hat die nächste Verwandte der Wöchnerin mit einer scharfen Muschel oder mit einem scharfen Bambusstreifen die Nabelschnur durchschnitten und bestreicht die Wunde mit dem Saft der Blätter der Erythrina indica. Nach der Geburt wird die Mutter von den Weibern in die Hütte getragen. Der Gatte beschenkt darauf diejenigen Weiber, die bei der Entbindung assistiert haben, mit Tabu.

Hat die Geburt am frühen Morgen oder Vormittag stattgefunden, so eilen nun die Verwandten der jungen Mutter herbei, um dem Vater ein Geschenk an Tabu zu überreichen; dasselbe besteht aus einem Stück Tabu von 1 bis 5 Meter Länge. Fand die Geburt am Nachmittage oder Abend statt, dann erfolgt die Beschenkung am folgenden Tage. An dem darauffolgenden Tage revanchiert sich der Gatte, indem er an alle Verwandten der Frau Betelnüsse und Pfeffer verteilt und kleinere Stückchen Tabu. Das neugeborene Kind wird jetzt hervorgeholt und von allen Seiten bewundert. Mittlerweile hat man ein kleines Häuflein von wohlriechenden und zauberkräftigen Kräutern aufgeschichtet und in Brand gesteckt. Daneben liegt, wenn das Kind ein Knabe ist, alles Gerät, das er im künftigen Leben gebrauchen wird, die Keule (aul kubar), der Federspeer, Schleuder und Stein, Bambusmesser, Grabstock usw.; ist das Kind ein Mädchen, so legt man einen Regenmantel (kukuwui), ein Körbchen mit Betel und Arekanüssen, ein Stückchen Tabu und ein Bambusmesser hin. Das Kräuterhäuflein wird angezündet, und eine Frau schwenkt das Kindlein durch den Rauch und

ſpricht: „Werde ſtark! erwirb viel Tabu! wirf den Speer und ſchleudere den Stein!“ Iſt das Kind ein Mädchen, ſo lauten die Worte: „Werde groß, werde ſtark zur Arbeit, damit du die Felder beſtellen kannſt!“ Ein Zauberer darf dabei natürlich nicht fehlen, er hält ſeine Hände in den Rauch und faßt zwiſchen den Fingern ein wenig Aſche, berührt damit Augen, Ohren, Schläfe, Naſe und Mund des Kindes, wodurch dasſelbe fortan gegen böſe Geiſter und böſen Zauber gefeit iſt. Bei derſelben Gelegenheit wird dem Kinde ein Name gegeben. In der Regel wählt der Vater den Namen eines Verwandten oder Freundes und gibt demſelben dafür ein Stück Tabu. Kommt er aber dem beſonderen Wunſch eines Nachbars oder einer Nachbarin nach, ſeinen Sprößling nach ihm oder ihr zu benennen, dann gibt dieſer dem Kinde ein kleines Tabugeſchenk. In der Namenverleihung iſt man nicht wähleriſch, irgendein Gegenſtand aus den drei Naturreichen wird erwählt, irgendeine Handlung, die gerade vorgenommen wurde, irgendein Ereignis, das mit der Geburt zuſammenfällt. Allen männlichen Namen wird der männliche Artikel to vorgeſetzt, allen weiblichen Namen der weibliche Artikel ia, ein Knabe heißt z. B. to kaur (der Bambus), ein Mädchen ia kaur (die Bambus); to vinau (der Schlingpflanze), ia vinau (die Schlingpflanze) uſw. Etwa am zehnten Tage, wenn der Nabel geheilt iſt, wird dem Kinde der Kopf raſiert und mit Kalk eingerieben. Bei dieſer Gelegenheit verſammeln ſich diejenigen, welche vor der Geburt des Kindes dem Vater desſelben ein Geſchenk machten, und erhalten nun eine Vergütung in Geſtalt von Muſchelgeld. Es wird dabei Betel verteilt, und das Neugeborene wird bewundert.

Die Erſtgeburt, ſei es ein Knabe, ſei es ein Mädchen, wird von dem nächſten Verwandten des Vaters während der folgenden vier bis ſechs Monate mit allen möglichen Leckerbiſſen verſehen; die beſten Taro- und Yamknollen, die beſten Fiſche, die feinſten Speiſen werden dem Säugling täglich zum Geſchenk gebracht. Aber auch dafür zahlt der Vater nach der abgelaufenen Friſt mit Muſchelgeld und Betel.

Die vorbeſchriebenen Feierlichkeiten finden nur bei Erſtgeburten ſtatt, alle anderen Entbindungen verlaufen unter geringeren Zeremonien.

Mädchen, welche, ohne verheiratet zu ſein, ſchwanger werden, verſuchen zunächſt die Leibesfrucht zu zerſtören. Gelingt dieſes nicht, ſo begeben ſie ſich zur Zeit der Niederkunft in den Wald, wo die Geburt

ohne alle Beihilfe stattfindet. Das neugeborene Kind wird sofort nach der Geburt getötet und verscharrt.

Die junge Mutter ist sonst recht stolz auf ihren Säugling. Hat sie die Folgen der Entbindung überstanden, in der Regel nach wenigen Tagen, so führt sie ihr Neugeborenes überall mit. Ein viereckiges Stück Rindenzeug wird zusammengefaltet, über Brust und Schulter gelegt und auf dem Rücken zusammengeknotet. In die Falten wird der Säugling eingehüllt, so daß nur ein Teil des Köpfchens hervorschaut und ein Beinchen oder zwei hervorbaumeln. Außer dieser Last trägt die Mutter jedoch noch wie gewöhnlich die mit schweren Lasten gefüllten Körbe mittels einer Tragschnur über dem Kopf. In den Pflanzungen bereitet sie dem Kleinen ein Lager unter einem schattigen Busch und faltet eine Matte über das Kindlein, um es gegen Fliegen und andere Insekten zu schützen. Reinlichkeit ist nicht eine Notwendigkeit; kommt die Mutter gelegentlich an den Strand oder an eine Quelle, so werden einige hand-

Abb. 11. **Mutter mit Kind. Gazellehalbinsel.**

voll Wasser über das Kind geschüttet und der ärgste Schmutz abgewaschen. Wo Wasser schwer zugänglich ist, müssen einige Tropfen aus der Trinkschale für die tägliche Toilette ausreichen.

Die Mutter säugt das Kind so lange, bis es laufen kann. Daneben muß es sich vom frühesten Alter an bereits auch an andere Nahrungsmittel gewöhnen; Taro, Yam, Bananen usw. werden von der Mutter vorgekaut, zu kleinen Klößchen geformt und dem Kinde in den Mund geschoben. Diese Diät bekommt den Säuglingen, wenn sie überhaupt gesund sind, wohl, und sie sehen rund und plump aus zur großen Freude und Befriedigung der Mutter, die darüber sehr stolz ist.

Abb. 12. **Mutter mit Kind. Gazellehalbinsel.**

Der Vater gibt sich nicht viel mit den kleinen Kindern ab; außerhalb des Gehöftes bleibt der Säugling stets der Mutter überlassen, im Gehöft versteht sich der Herr Papa höchstens dazu, sein Kindlein auf kurze Zeit auf dem Arm herumzutragen, aber eine besondere Liebe oder Zuneigung trägt er nie zur Schau. Wächst das Kind heran, so folgt es etwa bis zum sechsten oder achten Jahre der Mutter oder, wenn ein

Knabe, dem Vater, je älter es wird, desto mehr dem letzteren. Dann aber siedelt der Knabe meistenteils nach dem Gehöfte des Onkels über, wenn ein solcher vorhanden ist, und gehört von nun an eigentlich diesem. Die Mädchen folgen der Mutter bis zu ihrer Verheiratung; sie müssen schon als kleine Kinder in den Pflanzungen behilflich sein und tragen mit dem achten oder zehnten Jahr bereits schwere Lasten auf dem Rücken. Die Knaben helfen dem Onkel in seinen Pflanzungen, üben sich in den verschiedenen Tänzen, und sind stolz, wenn sie erst in den Verein des Duk-Duk oder in den Ingietbund aufgenommen sind. Sie befleißigen sich von Jugend an, die älteren Leute in Mienen und Gebärden wie im Betragen nachzuahmen, und ein kindlicher Frohsinn oder kindliche Ausgelassenheit ist ihnen im Grunde fremd. Ein vierzehn- oder fünfzehnjähriger Knabe ist bereits ein völlig erwachsener Mann in seinem ganzen Auftreten und Betragen. Mit diesem Alter ist seine Erziehung und Bildung, soweit von einer solchen die Rede sein kann, abgeschlossen; was er bisher nicht gelernt, lernt er auch später nicht, wenn sein ganzes Sinnen und Trachten auf die Bedürfnisse des täglichen Lebens gerichtet ist. Es ist keine ungewöhnliche Erscheinung, daß Knaben, welche im jüngeren Alter als aufgeweckt bezeichnet werden können, in fortschreitenden Lebensjahren anscheinend verstumpfen. In den Schulen der Missionare macht man häufig die Beobachtung, daß Kinder bis zum zwölften oder vierzehnten Lebensjahre schnell und leicht lernen, dann aber mit dem Eintritt der Pubertät plötzlich abfallen und nichts mehr behalten.

Bei dem Tode eines Eingeborenen gibt es nicht minder zahlreiche Feierlichkeiten, deren Umfang sich jedoch nach der Stellung richtet, die der Verstorbene in seinem Leben einnahm. Häuptlinge oder solche, welche den Rang eines solchen einnehmen, erhalten nach dem Tode die höchsten Ehren, die man zu verleihen imstande ist, wodurch dem Geiste des Verstorbenen in der Nachwelt eine geachtete Stellung gesichert wird. Frauen und Kinder werden mit geringerem Aufwand beerdigt.

Im Nachstehenden schildere ich die Bestattung eines a gala, wie ich dieselbe vor einigen Jahren beobachtete. Der Betreffende war ein sehr betagter Mann, der in weitem Umkreise großes Ansehen genoß. Er war bereits lange Zeit krank gewesen, und als es schließlich klar wurde, daß er nur noch wenige Tage, vielleicht nur wenige Stunden

übrig habe, wurde die große Holztrommel (garamut) geschlagen und das Signal von Gehöft zu Gehöft fortgepflanzt. Von allen Seiten strömte jetzt die Verwandtschaft zusammen, und das Gehöft war bald von Menschen erfüllt. Die nächsten Verwandten setzten sich in der Hütte rings um den Sterbenden, hielten seine Hände, betasteten seinen Körper und murmelten Trostworte. Draußen vor der Hütte stimmten die ankommenden Weiber ein lautes Klagegeheul an, der Rest der Versammelten hockte auf dem Boden, kaute Betelnüsse und unterhielt sich im Flüsterton.

Nachdem dies einige Stunden gedauert hatte, trat endlich der Tod ein, und dies Ereignis wurde sofort der Umgegend durch Trommelsignale bekannt gemacht. Das Geheul der Weiber verstärkte sich, auch eine Anzahl der Männer beteiligte sich daran. Der Leichnam wurde inzwischen auf Kokosblattmatten in der Hütte ausgestreckt. Der Tod war am Nachmittage eingetreten, und es wurde beschlossen, den Leichnam am folgenden Nachmittage zu beerdigen. Während der Nacht tönten ununterbrochen die Trommeln sowie das Klagegeheul der Weiber.

Am folgenden Morgen in der Frühe wurde vor der Hütte ein niedriger aufrechtstehender Rahmen angebracht, den man mit Kokosblättern und buntem Laub dekorierte. Der Leichnam wurde dann ins Freie getragen und in sitzender Stellung, den Rücken gegen das vorerwähnte Gerüst, plaziert. Weiber und Männer der Verwandtschaft traten nun heran, um den Leichnam nach herkömmlicher Art zu schmücken. Gesicht und Körper wurden mit schwarzer, roter und weißer Farbe bemalt; den Kopf zierte ein großer Federbusch aus weißen Kakadufedern und ein Stirnband; um den Hals wurde ein breites Halsband aus Kuskuszähnen gebunden; Armbänder und sonstiger Schmuck wurden der Leiche angelegt und bunte Dracänenblätter sowie andere stark riechende Kräuter rings herumgestreut. Die Daumen der ausgestreckten Arme, sowie die beiden großen Zehen der ausgestreckten Beine wurden dann mittels einer feinen Schnur miteinander verbunden.

Während dies vor sich ging, hatte ein Trupp von Männern, Weibern und Kindern die Pflanzungen des Verstorbenen zerstört, Taro- und Yampflanzen ausgerissen, Bananenstauden abgeschlagen und eine Anzahl junger Kokospalmen gefällt.

Fortwährend erschallte indessen das Klagegeheul der Weiber. Jeder neu ankommende Trupp erhob ein herzerschütterndes Wehegeschrei und

stimmte eine Klage an, worin der Verstorbene angerufen, sein Hinscheiden bedauert und sein Lob in allen Tonarten gesungen wurde. Nachdem die angekommenen Leidtragenden ihre Pflicht erfüllt, setzten sie sich zu der Menge, kauten Betelnüsse und unterhielten sich in gedämpftem Ton.

Die Männer hatten unterdessen aus dem Tabuhause des Verstorbenen, der ein sehr reicher Mann war, die großen Taburollen hervorgeholt und dieselben neben der Leiche und auf dem Gerüst hinter derselben aufgestellt, so daß der Tote noch einmal von allen Schätzen des Stammes umgeben war. Nun ertönte auch der allbekannte laute Schrei des Tubuan* aus dem Walde, ein ebensolcher Schrei ertönt aus einer anderen Richtung, es ist als ob der Wald damit angefüllt ist, und hüpfend und springend kommt nun eine Anzahl der vermummten Gestalten aus dem Gebüsch hervor. Tiefes Schweigen herrscht unterdessen ringsum, auch das Klagegeheul ist erstorben. Mit mächtigen Sprüngen umtanzen die Tubuan die Leiche; mit den langstieligen Äxten hauen sie in den Erdboden, in umstehende Baumstämme und verschwinden dann plötzlich ins Gebüsch. Jetzt setzt die Trommel wiederum ein, und das Klagen beginnt aufs neue. Plötzlich hört man jedoch abermals den Ruf der Tubuan, und dieselben kommen zum zweitenmal zum Vorschein, tanzen unter Trommlebegleitung vor der Leiche und setzen sich dann um dieselbe auf den Erdboden nieder.

Der nächste männliche Verwandte bringt nun eine Rolle Tabu herbei, öffnet dieselbe und legt sie zu den Füßen der Leiche. Die Tubuan erheben sich darauf, führen nochmals einen kurzen Tanz auf und stellen sich dann in Reihe der Leiche gegenüber. Ein Verwandter des Toten hebt jetzt die geöffnete Taburolle auf und verteilt das Muschelgeld an die Tubuan, die dann dasselbe aufheben, nochmals vor der Leiche tanzen und im Walde verschwinden.

Hiermit ist diese Ehrung des Verstorbenen durch den Tubuan beendet. Es folgen jedoch nun eine weitere Reihe von Zeremonien, die in ihrer Weise recht pathetisch wirken. Es ist dies der symbolische Abschied von den Gegenständen, mit denen der Tote während seines Lebens zu tun gehabt oder in naher Verbindung gestanden hat. Das Meer, das er so oft auf seinen Fischzügen befahren hat, kommt heran, d. h. ein Mann bringt

* Näheres über den Tubuan in Abteilung VIII.

in einem Bambusrohr Seewasser herbei und schüttet es vor dem Toten auf die Erde; das Feld, das er bebaut und bepflanzt hat, nimmt Abschied

Abb. 13. Weiber in Trauer. Gazellehalbinsel.

dadurch, daß ein Mann einen Korb voll Erde ausschüttet; die Früchte des Feldes und Waldes nehmen Abschied, indem Betelnüsse, Taro und

andere Früchte hingelegt werden. Manchmal wird auch das Kanoe des Verstorbenen herbeigeholt und der Leichnam darin auf kurze Zeit sitzend placiert, das Ruder, das der Eigentümer im Leben gebraucht hat, wird daneben hingestellt. Zuweilen wird auch das Kanoe als Sarg gebraucht und der Leichnam darin beerdigt. In einem Dorfe am Varzinberge sah ich vor Jahren einen Toten in einem Kanoe aufgebahrt und das Fahrzeug auf ein etwa 4 Meter hohes Bambusgerüst gestellt. In diesem Falle war von einer Beerdigung ganz abgesehen worden. Dies ist jedoch wohl nur ein seltener Fall. Die Regel ist Bestattung in der Erde.

Während der vorherbeschriebenen symbolischen Abschiedsfeierlichkeiten haben die Verwandten ein Grab gegraben. Dasselbe ist gegen $1^1/_2$ Meter tief und der Körperlänge des Verstorbenen entsprechend; man macht dasselbe entweder in der Hütte des Verstorbenen oder auch vor derselben.

Die Leiche wird nun vollends geschmückt, d. h. man schüttet Kalk mit roter Erde gemischt über dieselbe, bindet Stücke Tabu um den Hals, um Arme und Beine, legt auch wohl eine größere Quantität neben die Leiche und begräbt sie damit. Dann wird der Tote in Matten eingehüllt und mit Lianen umschnürt. Inzwischen erhebt sich ein ohrenzerreißendes Klagegeheul, in das namentlich alle Weiber mit der ganzen Kraft ihrer Lungen einstimmen. Die Männer heben dann die Leiche auf, bringen dieselbe zum Grabe, und zwei derselben springen hinein, um den Toten in Empfang zu nehmen und in der Gruft zu placieren. Es entsteht jetzt ein noch größeres Getöse als vorher; die Männer vereinigen sich mit den Weibern zu einem betäubendem Klagegeheul, stürzen über das Grab, anscheinend um dem Toten in dasselbe zu folgen; Angehörige reißen sie zurück, um sie von ihrem Vorhaben abzuhalten; andere scharren mit Händen und Füßen die Erde ins Grab, und erst wenn der wilde Knäuel sich entwirrt, gewahrt man, daß dasselbe in unbeschreiblich kurzer Zeit gefüllt worden ist.

Nach diesem Paroxysmus der Trauer tritt gewissermaßen eine Reaktion ein. Die Versammelten setzen sich ringsum, stärken sich durch Betelkauen und erwarten nun in der größten Seelenruhe die nächste Ehrung des Verstorbenen, nämlich die Verteilung von Muschelgeld. Diese Verteilung kann auch vor der Einsenkung der Leiche stattfinden, es scheint darin keine besondere Regel beobachtet zu werden. Ist der

Verstorbene ein uviana von großem Reichtum, dann werden große Quantitäten Muschelgeld an die Anwesenden verteilt. Ich bin bei Beerdigungen gegenwärtig gewesen, bei denen gegen 2000 Klafter Muschelgeld verteilt wurden. Auch hierbei geht es nach besonderen Regeln. Die Leidtragenden sitzen gewöhnlich abteilungsweise, nach Sippen oder Familien geordnet. Die Angesehenen, sowie die a gala, uviana und luluai erhalten den größten Anteil, manchmal bis zu 5 Klaftern. Dann folgen die übrigen in allen Abstufungen, so daß einige nur ein spannenlanges Stückchen Tabu erhalten. Je mehr zur Verteilung kommt, desto größer der Ruhm des Verstorbenen.

Von der Versenkung der Leiche ins Grab bis zum folgenden Morgen wird eine ununterbrochene Musik auf den großen Holztrommeln unterhalten. Diese hat den Zweck, dem Geist das Eintreten in Tingenataberan zu erleichtern. Tingenataberan ist ein Platz, der weit im Osten liegt, wohin die abgeschiedenen Seelen gehen. Sobald nun der Tote beerdigt ist, erhebt sich der Geist, Tulungiana; er kann jedoch erst bei Sonnenaufgang in Tingenataberan eintreten, und die Trommeln müssen ununterbrochen ertönen, um den herumirrenden Geist auf seinem Wege zu stärken. Diese Trommelmusik heißt tulatulai. Gespannt richten sich beim Aufgehen der Sonne aller Blicke nach Osten; steht vor dem aufgehenden Gestirn eine Wolke, dann ist dies ein Zeichen, daß der Geist in Tingenataberan eingetreten. Hier ist alles im Überfluß, Tabu, buntblätterige Dracänen, laut tönende Trommeln und fortwährende Tänze und Schmausereien. Vor dem Eintritt in Tingenataberan wird die Seele von dem Geiste Tolumean befragt: „Wo ist dein Tabu, wo sind die Armringe, die man dir ins Grab gegeben? Wieviel Tabu wurde bei deinem Tode verteilt?" Fällt die Antwort befriedigend aus, so steht dem Eintritt nichts entgegen; ist sie jedoch nicht genügend, so wird die Seele nach Jakupia verwiesen, und der Geist reißt ihr die Hinterbacken ab, damit sie lahm und dadurch kenntlich wird. Jakupia ist ein trostloser Ort, ohne Festlichkeiten und Tänze, ohne Überfluß irgendeiner Art.

Am Sankt-Georgs-Kanal wurden früher die Reichen und Angesehenen im Meere versenkt. Die Feierlichkeiten vor wie nach der Versenkung waren dieselben, wie ich sie im Vorhergehenden geschildert. Die Leiche wurde unter Wehklagen und Geschrei in ein Kanoe gelegt und aufs

Meer hinausbugsiert, um dann mit dem Kanoe versenkt zu werden. Dieser Gebrauch ist jetzt infolge des Einflusses der christlichen Missionen aufgegeben worden oder wenigstens sehr stark im Aussterben begriffen.

Als Zeichen der Trauer bemalt man den Körper mit einem Gemisch von Ruß und Öl. Nahe Verwandte schwärzen den ganzen Körper und erneuern von Tag zu Tag die Trauerfarbe; je weiter entfernt der Verwandtschaftsgrad, desto geringer ist das zur Schau getragene Trauerzeichen. Auch die Dauer der Trauerzeit ist eine verschiedene. Nahe Verwandte trauern ein Jahr lang und darüber, entferntere Verwandte nur wenige Wochen oder Tage. Die Weiber haben ein besonderes Trauerzeichen, wodurch sie sich ungemein garstig machen; sie beschmieren den Kopf mit einer dicken Salbe aus Öl, Ruß und Erde und formen nun damit die einzelnen Haarlocken zu etwa talergroßen, flachen Schmutzplatten, die schuppenförmig übereinander angeordnet werden. Eine solche schmutz- und rußstarrende alte Frau gehört zu dem Widerlichsten, das sich denken läßt.

Bei Eingeborenen von geringem Ansehen, sowie bei Weibern und Kindern findet die Beerdigung mit weniger Zeremonien statt, auch ist die Trauer und die Totenklage nicht so prononciert wie bei dem Tode eines Reichen oder Mächtigen.

Es ist recht schwer, den Nachweis zu liefern, ob diese Totenklagen und Trauergebräuche den wirklichen Gefühlen des Eingeborenen entsprechen oder ob sie nur Schaustellungen sind, welche das Herkommen erheischt. In vielen Fällen ist allerdings das letztere der Fall; man kann häufig beobachten, daß ein Weib nach einer herzbrechenden Klage mit reichlich vergossenen Tränen in der größten Gemütsruhe mit den Freundinnen Betel kaut, sich mit ihnen über gleichgültige Sachen unterhält oder mit ihnen lacht und scherzt. Andererseits sind mir auch Fälle bekannt, in denen die Trauer eine wirkliche und tiefe war. Die Männer, welche von Natur verschlossen sind, halten es nicht für angezeigt, ihren Kummer zu verraten; jedoch habe ich gesehen, wie alten Männern die Tränen über die Wangen liefen, wenn ich ihnen die Photographien längst verstorbener Söhne oder Frauen zeigte. Weiber legen ihren Gefühlen weniger Zwang an, und man findet sie häufig trauernd auf einem abgelegenen Orte im Walde oder in den Pflanzungen, reichliche Tränen um den Verstorbenen vergießend. Witwen, mit denen man gelegentlich

Tafel 6. **Seekreuzen (wup na tatakia), Gazellehalbinsel.**

ins Gespräch kommt, vergießen bei der Erwähnung ihrer verstorbenen Männer stillschweigend Tränen, und wenn es bekannt war, daß ich die Photographie des einen oder des anderen Verstorbenen besaß, bin ich häufig gebeten worden, dieselbe den Trauernden vorzuzeigen.

Angesehenen Leuten bereitet man nach Verlauf von einem oder von mehreren Jahren eine besondere Ehrung, indem man den Schädel des Verstorbenen ausgräbt, rot und weiß bemalt und mit einem Federbusch geschmückt auf ein eigens hergerichtetes Gerüst stellt. Der Tubuan und der Duk-Duk spielen dabei eine hervorragende Rolle; sie führen Tänze auf und veranstalten Festlichkeiten, und an einem bestimmten Tage strömt die Nachbarschaft herbei, um von den Verwandten Geschenke zu erhalten, teils Tabu, teils Schweine, Hühner oder Feldfrüchte. Bei dieser Gelegenheit wird das Stammeseigentum an Tabu auf einem geschmückten Bambusgerüst öffentlich ausgestellt. Loloi (Geldrolle) reiht sich an loloi in einer langen Reihe, und daneben liegen aufgehäuft die Schweine, Hühner und Feldfrüchte, die als Geschenke bestimmt sind. (Meyer und Parkinson, Papua-Album. Bd. I, Tafel 16, 17 und 18.)

Man könnte hier in Versuchung kommen, einen Ahnenkultus anzunehmen. Von einem solchen haben jedoch die Eingeborenen keinerlei Begriff. Die Toten, Ahnen oder nicht Ahnen, genießen keinerlei Verehrung irgendwelcher Art, auch nicht Teile des Skeletts. Die Aushebung und Bemalung der Schädel, die ich vorher beschrieben, ist nicht mit Beschwörungen oder Zauberformeln verbunden; der Schädel ist momentan ein sichtbares Zeichen der Anwesenheit des Verstorbenen, zu dessen Ehren das Fest angestellt wird. Daß man demselben keine besondere Verehrung zollt, zeigt der Umstand, daß ich ohne Schwierigkeit nach Beendigung des Festes diese Schädel für eine Kleinigkeit ankaufen konnte.

Ich will hier noch erwähnen, daß es in früheren Zeiten nach Aussage einiger alten Eingeborenen gebräuchlich gewesen sein soll, mit den Leichen verstorbener Häuptlinge einen oder mehrere Sklaven oder einige seiner Frauen lebendig zu begraben. Der Gebrauch war bei der Ankunft der ersten seßhaften Ansiedler, also vor nun gut 30 Jahren, bereits verschwunden. Einige alte Leute in verschiedenen Distrikten haben mir jedoch versichert, daß sie in ihrer Jugend bei solchen Bestattungen gegenwärtig gewesen sind. Ich habe keinen Grund, diese Angabe zu bezweifeln. In Bougainville übt man heute noch diesen Gebrauch oder tötet wenigstens

zu Ehren des Verstorbenen einen oder mehrere Sklaven. Die zugrunde liegende Idee ist, daß die Seelen der Geopferten dem Toten in das Jenseits folgen und ihm dort dienen. Auf der Gazellehalbinsel legt man zu diesem Zwecke dem Verstorbenen größere oder kleinere Quantitäten an Muschelgeld ins Grab, sowie Schmucksachen und Waffen. Der noch heute übliche Gebrauch, sich bei der Einscharrung der Leiche über das Grab zu stürzen, in der angeblichen Absicht, sich mit der Leiche begraben zu lassen, deutet auf einen früheren, jetzt glücklicherweise nicht mehr bestehenden Gebrauch, wonach nahe Verwandte freiwillig den Verstorbenen ins Grab folgten. Ein einzelner Vorfall dieser Art, der sich im Jahre 1884 in dem Inlanddistrikte Vivirau ereignete, ist mir bekannt geworden. Bei der Bestattung eines verstorbenen Häuptlinges stürzte sich ein Neffe desselben ins Grab oder wurde, was mir nicht unmöglich erscheint, hineingestoßen. Es entspann sich nun ein unbeschreiblich wildes Durcheinander; ein Teil der Anwesenden scharrte fortwährend Erde in das Grab, ein anderer Teil suchte dies zu verhindern und gewann auch insofern die Oberhand, als es ihm gelang, den bereits teilweise Verscharrten wieder ans Tageslicht zu bringen, allerdings als Leiche. In dem Gewirre des sich balgenden Menschenknäuels waren außerdem noch zwei ältere Männer erdrückt worden, und einige starben nach kurzer Zeit infolge erhaltener Verletzungen. In diesen noch wenig von den Ansiedlern beeinflußten Inlanddistrikten mag sich heute noch manches ereignen, das uns nicht bekannt wird. Im ganzen halte ich jedoch diesen Gebrauch heute für ausgestorben und nur noch erkennbar in dem wilden Getümmel und zur Schau gestellten Bestreben der Trauernden, sich ins Grab zu stürzen.

* * *

Überall, wo sich das Volk der Nordost-Gazellehalbinsel angesiedelt hat, benutzt es heute als Geld eine Seeschnecke, deren obere Wölbung durchschlagen ist, so daß die einzelnen Stücke auf Rotangstreifen aufgereiht werden können. Dieses Geld heißt auf der Gazellehalbinsel Tabu, auf Neulauenburg Diwarra. Die Seeschnecke, aus der dies Geld angefertigt wird, ist eine Nassaart. Am häufigsten findet Verwendung die Varietät camelus von Nassa callosa. Die Verwendung dieser Schnecke, teils als Münze, teils als Schmuck, ist in den meisten Teilen von Neupommern allgemein, erstreckt sich auch über einen großen

Teil von Neuguinea, allerdings, soweit bis heute bekannt, ausschließlich zur Anfertigung von Schmuckgegenständen. Auf der Südküste von Neupommern, so in den Gegenden östlich und westlich vom Möwehafen unweit des Südkapes, findet die Schnecke ebenfalls Verwendung als Münze; sie wird hier jedoch ein wenig abweichend als solche zubereitet, indem die obere Wölbung fast ganz entfernt wird und nur eine dünne Scheibe zur Verwendung kommt. In dieser Zubereitung benützen die Gazellehalbinselbewohner die Schnecken nicht als Geld, sondern nur als Material zur Anfertigung von Schmucksachen, worüber später berichtet werden wird. Die Südküstenbewohner reihen diese Muscheln ebenfalls auf Rotangstreifen, selten in Längen von über 1 Meter, und befestigen diese aneinander zu größeren oder kleineren Bündeln. In Möwehafen werden die Schnecken in dieser Gestalt als Zahlungsmittel gebraucht und „eddi“ genannt, daneben aber auch als Material zur Herstellung von mancherlei Schmucksachen.

Das Tabu der Gazellehalbinsel ist für viele der Besitzer mit geheimnisvollem Dunkel umgeben, und eben dies hat wohl viel dazu beigetragen, den Wert desselben zu erhöhen. In Neulauenburg, wohin das Tabu von der gegenüberliegenden Gazellehalbinsel eingeführt worden, in den Distrikten am Sankt-Georgs-Kanal und in den Landschaften rings um den Varzinberg hat man keine Kenntnis von der Herkunft des Geldes, man glaubt dort, es würde den Menschen von Geistern gebracht, und man behandelt es mit einer gewissen heiligen Scheu.

Schlaue Eingeborene wissen dies auszubeuten, um sich dadurch zu bereichern. Es sind mir mehrere solche Fälle bekannt, die dies deutlich illustrieren. Vor wenigen Jahren verbreitete sich plötzlich ein Gerücht, daß eine Frau, welche in einer Dorfschaft wenige Meilen von meinem Wohnorte sich aufhielt, die Gabe besäße, Tabu, welches ihr von den Eingeborenen eingehändigt wurde, nach kurzer Zeit mit Hilfe von Geistern zu vermehren, so daß die Eigentümer dasselbe verdoppelt und verdreifacht zurückerhielten. Zahlreiche Eingeborene, welchen dieser leichte und mühelose Gewinn zusagte, deponierten nun bei der Wunderfrau die verschiedensten Summen. Der Geist war allerdings nicht immer zur Arbeit aufgelegt, er vermehrte nicht sofort das eingezahlte Geld, sondern ließ sich nur dann und wann herbei, die Einzahlung mit Zinsen zurückzuzahlen. Dann wurden dem Einzahlenden auch noch die verschiedensten

Verhaltungsmaßregeln gegeben, um sich dem Geiste angenehm zu machen, und wenn er diese nicht beachtete, so zog sich die Rückzahlung sehr in die Länge. Wenn jedoch die Geduld anscheinend zu Ende ging, wurde bald diesem, bald jenem das eingezahlte Tabu mit reichlichem Gewinn ausbezahlt, und dies beruhigte dann die Ungeduldigen und erzielte neue Aktionäre. Ich warnte vergebens vor dem Schwindel, den ich von Anfang an durchschaute, und der im ganzen nichts anderes war als eine neupommersche Wiederholung des Dachauer Bankschwindels unter Leitung einer neupommerschen Adele Spitzeder. Lange Zeit waren meine Warnungen vergebens, doch endlich wurden diejenigen, denen der Geist keine Gnade erwies, ungeduldig und verlangten ungestüm die Rückzahlung ihres Muschelgeldes. Als die Spitzeder dies unter allerlei Vorwänden verweigerte, mußte sich die Behörde ins Mittel legen, und da stellte sich denn heraus, daß recht viele zu den Geprellten gehörten. So fest war aber der Glaube, daß heute noch sehr viele Eingeborene nicht an einen Betrug glauben wollen; ja die schlaue Frau fing in einem anderen Distrikt bald darauf dieselben Manipulationen mit Erfolg an, allerdings um dann von der Behörde ernstlich bestraft zu werden, worauf der hilfreiche Geist nicht wieder zum Vorschein kam.

Bei einer anderen Gelegenheit wurde mir mitgeteilt, daß auf dem Grundstück eines mir bekannten Eingeborenen ein Baum stände, aus dessen Gipfel die Geister zu gewissen Zeiten Tabu auf den Boden herabschüttelten. Jedem war es erlaubt, von diesem Wundergeld zu sammeln, er mußte jedoch im voraus dem Eigentümer des Baumes eine bestimmte Summe Tabu zahlen, in diesem Falle ein etwa meterlanges Stück. Ich ging infolge dieser Nachricht nach dem Platz, um mir das Wunder anzuschauen. Daß meine Anwesenheit dem Eigentümer nicht recht bequem war, konnte ich leicht bemerken, jedoch wagte man nicht, mich fortzuweisen. Der Wunderbaum war ein ziemlich großer Fikus, und der Platz ringsherum sorgfältig gesäubert. Ich fand auf dem Platze nicht nur den Eigentümer des Baumes, sondern auch eine Anzahl von Eingeborenen, welche seit dem frühen Morgen ihre Plätze eingenommen hatten und nun gespannt den Taburegen erwarteten. An dem Tage, den ich für meinen Besuch gewählt, war der Geist nicht in sehr freigebiger Laune gewesen. Dann und wann hatte er einzelne Schnecken aus dem Gipfel des Baumes herabgeworfen, und die An-

wesenden hatten in Summa so viele Schnecken, daß man daraus ein etwa 2 Meter langes Stück Tabu hätte herstellen können. Es waren unzubereitete Schnecken, wie sie in dieser Gegend nicht vorkommen, und dies machte die Sache um so geheimnisvoller. Ich blieb etwa eine Stunde dort, und während der Zeit fielen gegen 20 Schnecken zur Erde, bald hier, bald dort eine. Daß die Schnecken vorher in den Baum gebracht waren, das war mir klar, ich konnte jedoch nicht sofort entdecken, wie man es möglich machte, dieselben einzeln herabfallen zu lassen, denn in der durchsichtigen Krone des Baumes war niemand versteckt, und irgendwelche Vorrichtungen konnte ich trotz der größten Aufmerksamkeit nicht entdecken. Einige Tage später erfuhr ich, daß der betreffende Eingeborene mit mehreren seiner Verwandten von einem weißen Händler am Strande eine Quantität roher, unzubereiteter Schnecken, die dieser von Weberhafen bezogen, eingekauft und einen guten Preis dafür gezahlt habe, unter der Bedingung, von dem Handel nichts an andere Eingeborene verlauten zu lassen. Der Geist war nun noch eine Zeitlang tätig, dann hörte er ganz auf, seine Gaben zu spenden; auch erfuhr ich, daß keiner recht großen Vorteil gezogen habe, man habe selten so viel Tabu aufgesammelt, als man an Zutrittsgeld eingezahlt. Daß der Eigentümer des Baumes ein gutes Geschäft gemacht habe, dessen war ich sicher. Nach einigen Monaten erfuhr ich dann zufällig durch die Schwatzhaftigkeit eines der beteiligten Eingeborenen, wie die Angelegenheit in Szene gesetzt worden war. Die Teilnehmer hatten während der Nacht in der Krone des leicht zu ersteigenden, vieläſtigen Baumes die einzelnen Blätter zu kleinen Behältern lose zusammengeschlungen und in jeden derselben einige Schnecken gelegt. Da es in der Nacht sehr häufig windstill ist und kein Blättchen sich regt, so blieben die Blattbehälter in ihrer Form, sobald jedoch am Vormittag der Wind sich zu regen begann, lösten sich die Blätter, und der Inhalt fiel zu Boden.

Die Eingeborenen auf der Nordküste und am Weberhafen lassen sich allerdings von solchem Schwindel nicht ins Netz locken. Sie wissen recht gut, woher das Muschelgeld kommt, wenn sie auch ihrerseits ihren Abnehmern allerlei Fabelhaftes darüber mitteilen. Alljährlich nach Eintritt des Südostwindes rüsten diese Eingeborenen Kanoes aus, welche eine mehrmonatliche Reise nach den Gegenden am Fuße der Vulkane „Vater“ und „Südsohn“ unternehmen; manchmal erstrecken sich diese

Unternehmungsreisen bis zur Willaumezhalbinsel. Hier handeln sie nun die Nassaschnecken von den Eingeborenen ein, fischen sie auch wohl selber in den seichten Buchten mit morastigem Boden, in dem die Schnecken sich aufhalten. Die Gazellebewohner benennen diese Gegend mit dem Gesamtnamen Nakanai.

Diese Nakanaifahrten sind nicht ausschließlich Handelsunternehmungen; sie tragen häufig den Charakter von Raubzügen, denn wenn der Eingeborene einem Schwächeren etwas ungestraft und ohne Gefahr abnehmen kann, so tut er dies mit Vorliebe. In Nakanai weiß er sich ungestört, die kaiserliche Behörde sitzt viele Meilen weit entfernt in Herbertshöhe und kümmert sich erfahrungsmäßig nicht um Sachen, die in solcher Ferne vorgehen. Auch kommen von Nakanai keine Klagen bis Herbertshöhe, und der von seiner Handelsreise zurückkehrende Eingeborene ist viel zu schlau, um auszuplaudern, wie viele Pflanzungen er während seiner Abwesenheit ausgeplündert oder wie viele Nakanaileute verspeist worden sind. Daß der gegenseitige Verkehr nicht immer freundschaftlich ist, davon zeugt manche Speerwunde der Heimkehrenden; daß die „Todesfälle" während der Reise wohl nicht immer eine natürliche Veranlassung haben, ist ebenso sicher.

Ich habe Gelegenheit gehabt, die Nakanaigegend mehrmals zu besuchen, und das scheue und furchtsame Auftreten der Eingeborenen, gepaart mit ihrer fortwährenden Waffenbereitschaft, zeigt deutlich, daß man dort von etwaigen Besuchern gerade keine Freundlichkeiten erwartet.

Nachdem die Nakanaifahrer mit dem gewonnenen Tabu in ihre Heimat zurückgekehrt sind, werden die Nassaschnecken wie vorher beschrieben zugerichtet und auf Rotangschnüre gezogen. Dies neue Geld ist vorderhand minderwertig, weil es nicht weiß ist. Die weiße Farbe gewinnt es jedoch im Laufe der Zeit durch Scheuern und durch Ausbleichen.

Wenn große Mengen Tabu an einem Orte sich anhäufen, so werden daraus radförmige Rollen angefertigt, welche zeitweilig bis zu 500 Klaftern und noch mehr Tabu enthalten. Eine solche Rolle wird als loloi bezeichnet. Sie wird in der Regel mit trockenen Pandanusblättern umwickelt und dann mit einer festen Hülle aus Rotangstreifen umflochten. Solche Rollen werden nur in ganz seltenen Fällen geöffnet und der Inhalt verteilt; sie sind gewissermaßen das Grundkapital der Familie, der sie gehören.

Kleinere Summen werden allerdings auch als loloi aufbewahrt, jedoch bei Festlichkeiten, Todesfällen und anderen Gelegenheiten geöffnet und verteilt. Die alten, umflochtenen loloi führen auch wohl bestimmte Namen, manchmal den Namen des uviana, der sie vor langer Zeit zurücklegte, oder der Veranlassung, bei der man sie aufrollte.

Nicht überall rollt man das Muschelgeld auf, sondern verwahrt es in Körben in Gestalt sauber zusammengelegter Bündel. Dies ist z. B. der Fall in den Gegenden am Sankt-Georgs-Kanal, wo das Geld noch immer nicht so reichlich vorhanden ist wie in den weiter nach Westen gelegenen Landschaften. Diese Bündel werden tutuqai genannt und sind durch allerlei Anhängsel von Muschel- und Schneckengehäusen, buntgefärbten Rotangstreifen und dergleichen verziert.

Kleinere Summen bis zu 50 Klaftern bewahrt man in Körben, teils völlig aufgezogen, teils in Stücken von der verschiedensten Länge.

Im täglichen Verkehr führt der Mann oder die Frau je nach Umständen einen kleinen Bedarf an Tabu mit sich, gewissermaßen das Taschengeld. Daraus werden die laufenden Ausgaben bestritten, und es läßt sich nicht leugnen, daß der immer praktische Eingeborene im Tabu eine Münze besitzt, welche ihm erlaubt, nicht nur ganz kleine Zahlungen und Auslagen in aller Bequemlichkeit zu machen, sondern auch die kleinsten Einkünfte zu sammeln, um aus diesen Ersparnissen allmählich ein recht anständiges Sümmchen zurückzulegen.

Für einzelne bestimmte Summen hat man bestimmte Bezeichnungen. Eine einzige Schnecke ist a vuana pal a tabu oder palina; bis zur Zahl 5 fügt man dem Worte palina die betreffende Zahl zu, z. B. 5 Schnecken heißen a ilima palina. Von 6 an werden die einzelnen Schnecken stets paarweise gezählt und 1 Paar wird a tip genannt. 6 Schnecken sind demnach 3 Paare, oder a tip a nireit (a nireit ist die Bezeichnung für 3, wenn Gegenstände gezählt werden), 8 Schnecken sind 4 Paare oder tip na ivat. Die ungerade Anzahl bis 9 wird, wie die Größen bis 5, durch Hinzufügung des betreffenden Zahlwortes benannt, z. B. lavurua na palina (7) und lavuwat na palina (9). Alle Größen bis zu 38 werden durch tip bezeichnet, wenn paarweise, z. B. tip na arip (10 Paare), tip lavurua (7 Paare), tip na arip ma tip ilima (10 Paare und 5 Paare = 30), wenn unpaar, wird das vorhergehende Paar bezeichnet plus eins,

z. B. 11 = tip ilima ma a vuana = 5 Paar und ein einzelnes,
19 = tip i lavuwat ma a vuana = 9 Paar und ein einzelnes,
37 = tip na arip ma tip na lavutul ma a vuana,
d. h. 10 Paare + 8 Paare und ein einzelnes.

40 Schnecken ſind a waratuk oder a dodo. 2 waratuk ſind 1 bal (Matupi: a turu melmelikun); 2 bal ſind 1 papara, d. i. eine Seite, ſo genannt, weil die Länge des Stückes von der Mitte der Bruſt bis zu den Fingerſpitzen des ausgeſtreckten Armes gerechnet wird, daher an manchen Orten auch a bogobogo, d. h. die Bruſt (in Matupi a leke, die Länge von der Achſelhöhle bis zu den gegenüberſtehenden Fingerenden). 2 papara ſind a pokono oder 1 Klafter. In Matupi nennt man 2 Klafter a vuna em-tabu, in Ralum a ura pokono, und 3 Klafter ſind utul a bal, welches in Ralum etwa $^3/_4$ Klafter heißen würde. 3 Klafter ſind a gaina; 10 Klafter ſind ein tutuqu oder arip; 20 Klafter ſind ura arip oder ura tutuqu (Matupi = ein kiga).

Ein vollſtändiger Klafter enthält demnach 320 einzelne Schnecken, d. i. a pokono = 2 papara = 4 bal = 8 waratuk = 160 tip.

Bei Zahlung größerer Beträge hört das Zählen der einzelnen Schnecken auf, man rechnet dann nur nach pokono oder Klaftern. Man ſucht ſich dann dadurch zu übervorteilen, daß die Zahler einen kurzarmigen Mann, die Empfänger aber einen recht langarmigen auswählen.

Bei Zahlungen größerer Summen oder wenn bei gewiſſen Feſtlichkeiten Tabu an die Anweſenden verteilt wird, iſt es recht ergötzlich anzuſchauen, mit welcher Gleichgültigkeit die Zahler große Quantitäten des ſo hochgeſchätzten Geldes dem Empfänger zuwerfen und mit welcher Geringſchätzung dieſelben es eine Zeitlang unberührt liegen laſſen und es kaum anrühren, als ob es ihrem innerſten Herzen widerſtrebe, das Zeug aufzuheben. Alles dies iſt jedoch nur Heuchelei, denn es gibt nichts in der Welt, woran das Herz eines Eingeborenen mehr hängt, als an Tabu.

Auf der Neulauenburg-Gruppe, wo man für die Zahlen andere Bezeichnungen hat wie auf der Gazellehalbinſel, zählt man auch das Muſchelgeld (tabu oder divarra) anders:

a tip . . . . ſind 4 einzelne; takai nara . ſind 20 einzelne;
tul a no tip . . „ 30 „ ru i nara . „ 40 „

ru i nara ma no tip	= 50	einzelne	tul a vin nara	sind 60	einzelne; oder ein taben;
wat na nara . .	= 80	„	lim na nara .	„ 100	„
purutina nara .	= 120	„	ina gava .	„ 200	„
gagawa . . .	= 400	„			

Man mißt dort größere Längen Diwarra nach der Einheit taben oder 60, z. B. 2 taben sind ru ara
3 taben „ o i na gawa
4 taben „ vat na ara usw.

Von Neulauenburg hat das Diwarra auch in Teilen des gegenüberliegenden Neumecklenburg Eingang gefunden, jedoch nicht in großen Quantitäten.

Das Tabu vertritt nun bei den Eingeborenen die Stelle unserer Münze. Im Handel und Wandel des täglichen Lebens ist es der Wertmesser, und auf den Märkten feilscht und handelt man über den Wert der angebotenen Ware ganz wie auf unseren Märkten in Europa. Ist z. B. die Zufuhr an Taro, an Yam, an Fischen usw. groß, so fällt der Preis, ist die Zufuhr gering, so steigt der Preis. Konstant sind alle Zahlungen in Tabu, sobald es eine Geldvergütung für eine bestimmte Arbeitsleistung, für einen geleisteten bestimmten Dienst, für eine Ehrenbezeigung betrifft, dagegen variiert wieder der Betrag, wenn es sich um Zahlungen handelt, welche den Charakter einer Strafzahlung oder Sühne tragen. Wie es in unseren Strafgesetzbüchern heißt: „Mit Geldstrafe von . . . Mark bis . . . Mark wird bestraft usw.", so ist auch bei den Eingeborenen je nach der Größe der Schuld die Höhe der Tabuzahlung bemessen.

Ein Eingeborener gibt nicht gerne Tabu fort, wenn er nicht die Aussicht hat, dasselbe in irgendeiner Weise womöglich mit Zinsen wieder zurückzuerhalten. Die anscheinende Freigebigkeit bei gewissen Festen beruht in der Regel auf schlauer Berechnung, und wer viel Geld hat, besitzt zahlreiche Mittel, dasselbe zu vermehren. Das Ankaufen von jungen Mädchen als spätere Frauen für die jungen Männer, die liberalen Schmause und Festlichkeiten zur Zeit der Duk-Duk und Ingietgebräuche sind alle darauf berechnet, einen Geldgewinn zu erzielen.

Auf der Neulauenburg-Gruppe fertigt man heute noch eine einheimische Geldsorte an, welche unter dem Namen Pele bekannt ist. Im dortigen Verkehr wird es als Geld nicht verwendet, es ist jedoch das Medium, mittels dessen man von den Eingeborenen der Gazellehalbinsel Tabu, hier Diwarra genannt, eintauscht. Auf der Gazellehalbinsel selber wird das Pele nie als eigentliches Geld benutzt; man verwendet es teilweise zur Anfertigung gewisser Schmucksachen, der größte Teil geht jedoch von der Gazellehalbinsel nach Nakanai, wo das Pele sehr hoch geschätzt wird und wo man es als Tauschmittel verwendet, um dagegen die auf der Gazellehalbinsel so hoch bewertete Tabuschnecke (Nassa) einzuhandeln. Das Pele besteht aus kleinen kreisrunden Scheibchen, etwa 4 Millimeter im Durchmesser. Diese Scheibchen werden aus verschiedenen Seemuscheln und Seeschnecken hergestellt. Die Anfertigung ist Sache der Weiber. Zunächst zerschlägt man die Schnecken oder Muscheln in geeignete kleine Stückchen. Diese werden dann mittels eines Steinchens soweit bearbeitet, daß sie die gewünschte Scheibenform annähernd annehmen. Mit dem Drillbohrer bohrt man dann in der Mitte der Scheibe ein kleines Loch. Unebenheiten auf den beiden Flächen werden durch Reiben des Plättchens auf einem Stein mit Sand und Wasser entfernt und die Scheibchen dann auf einer gedrehten Faserschnur aufgereiht. In früheren Zeiten schliff man die Ränder der Plättchen nach dem Aufreihen nochmals sorgfältig ab, so daß sie völlig glatt waren, in der Neuzeit, wo der Bedarf gewachsen, ist man nicht mehr so sorgsam; die aufgereihten Scheibchen werden nochmals mit einem Steinklopfer nachgearbeitet und vorspringende Ecken möglichst entfernt, aber eine sorgfältige Glättung der Ränder findet nicht mehr statt. Ältere Schnüre unterscheiden sich daher von den neueren dadurch, daß sie sich glatt anfühlen, während das neuere Fabrikat meistens rauh ist. Die einzelnen Peleschnüre werden in der Regel zu Bündeln von je zehn Stück zusammengeknotet und kommen so in den Handel. Die Länge der Schnüre variiert; ältere Schnüre waren bis 25 Zentimeter lang, die neueren sind selten über 20 Zentimeter, in der Regel darunter.

Bei dem Aufreihen der einzelnen Scheiben bemüht man sich, solche von einer Farbe zusammen aufzureihen, und nach den Farben unterscheidet man dunkelviolette Schnüre, kalakalang, weißliche Schnüre, piir oder mui, und rötlich orangefarbene Schnüre, biga. Diese letzteren,

weil seltener, haben einen etwas höheren Wert; das weiße und das dunkelviolette Pele hat gleichen Wert.

Obgleich das Pele auf allen Inseln der kleinen Gruppe angefertigt wird, so besteht doch eine gewisse Arbeitsteilung. Auf der großen Insel Neulauenburg werden die einzelnen Plättchen roh hergerichtet, um dann auf den kleinen Inseln Mioko, Mualim, Ltuan, Kerawara und Kabokon durchbohrt und zu runden Scheibchen verarbeitet zu werden. In früheren Zeiten, vor Ankunft der Weißen, hatten gewisse Familien das Vorrecht, nach der Neulauenburg-Gruppe zu kommen, um Pele gegen Tabu einzutauschen. Das weiße Pele ging namentlich nach den Gegenden am Sankt-Georgs-Kanal, das bläuliche und dunkle Pele dagegen hauptsächlich nach der Nordküste der Gazellehalbinsel.

Die Anfertigung dieser Geldplättchen ist jedenfalls eine Fertigkeit, welche von Neumecklenburg nach Neulauenburg verpflanzt wurde; das in Neumecklenburg heute noch angetroffene Geld besteht aus ähnlichen Plättchen, welche in den verschiedenen Gegenden aus verschiedenem Material angefertigt werden.

* * *

Aus allem, was bisher über diese Eingeborenen gesagt worden ist, geht hervor, daß ihr ganzes Sinnen und Trachten darauf zielt, Tabu oder Muschelgeld zu erwerben. Keine Dienstleistung, sei sie noch so gering, bleibt unbezahlt; wenn ein Eingeborener ein Geschenk macht, dann zeigt das wohl seine Freundschaft, aber er erwartet bestimmt eine Gegenleistung, am liebsten in Gestalt von Muschelgeld. Er hat daher auch verschiedene Arten und Weisen ausgetüftelt, durch welche er sich in den Besitz des hochgeschätzten Tabu setzen kann.

Eine derselben wird vuvue oder vuvuei genannt und besteht darin, daß Güter verteilt werden, die dann bei einer eigens dazu veranstalteten Festlichkeit bezahlt werden. Nur bemittelte Eingeborene können sich dies erlauben, weil dadurch nicht unbedeutende Kosten entstehen. Der Hergang ist, wie folgt. Ein Eingeborener teilt an die Ansässigen seiner Nachbarschaft allerhand Güter aus. Seit Ankunft der Weißen bestehen diese Güter aus Handelswaren, wie Messer, Spaten, Baumwollzeug, Gürtel, Tabak, Pfeifen usw.; in alten Zeiten verteilte man Speisen aller Art, Feldfrüchte, Speere, Keulen, Schmucksachen usw. Der

betreffende Empfänger wußte dann, daß er mit der Zeit dafür Zahlung zu leisten habe. Wenn dann der allgemeine Zahlungstag erscheint, errichtet der Veranstalter eine kleine, sorgfältig hergerichtete Hütte, woran er seine ganze Kunstfertigkeit verschwendet. Die Decke der Hütte ist aus einem bemalten Plafond versehen, popo genannt, wie denn auch das ganze Gebäude pal na popo oder pal na vuvuei genannt wird. Die Herstellung zeugt von nicht geringer Kunstfertigkeit. Ein Rahmen mit Bambus von der Größe des Plafonds wird mit etwa 2 Zentimeter breiten Bambuslatten, die mit mal (Rindenstoff) umwunden sind, dicht bekleidet. Diese Umwicklung hat den Zweck, den Kalkbewurf, der nun aufgetragen wird, festzuhalten. Dieser Kalkbewurf wird sorgfältig aufgetragen und mit einem Stückchen Bambus geglättet. Ist der Bewurf trocken, so bemalt man die weiße Fläche mittels roter und schwarzer Farbe, und der Künstler läßt nach seinem besten Können allerhand Zeichnungen entstehen, größtenteils stilisierte menschliche Figuren, konzentrische Kreise, Zickzack- und Schlangenlinien. Die Hauspfosten sind manchmal geschnitzt, manchmal mit Blumen umwunden; die Seiten des Häuschens sind offen. Zwischen den Stützen ist ein niedriges Gitter angebracht, 30 bis 50 Zentimeter hoch, und auch dieses ist bemalt und mit Blumengewinden und Schnitzereien, größtenteils Vogelgestalten, geschmückt. Ringsherum läuft ein etwa 1 Meter breiter Saum aus bunten Blättern und Blüten, so daß die Hütte wie aus einem Blumenbeet hervorragt. Auch das Dach wird nicht vergessen; die Ränder werden sorgfältig abgestutzt und mit Girlanden aus weißen Flaumfedern behangen, von der Spitze des Daches oder an dessen Enden erheben sich lange Stecken mit Federn oder Blumen geschmückt, und zwischen das Dachmaterial werden rote Hibiskus-, vielfarbige Dracänen- und Crotonzweige gesteckt. Das ganze kleine Gebäude macht einen sehr zierlichen und gefälligen Eindruck, namentlich wenn die Blumen und Laubgewinde frisch und unverwelkt sind. Auf den Boden dieser Hütte sind Bananenblätter gelegt und auf denselben ein reichliches Mahl ausgebreitet, bestehend aus gebackenen Fischen und Hühnern, aus gerösteten und geschabten Taroknollen, worüber nicht nur geriebene Kokosnuß gestreut, sondern auch der ausgepreßte milchige Saft geriebener Kokoskerne ausgegossen ist. Auf hohen und langen Gerüsten neben der Hütte hängen ferner zahlreiche Bananenbündel, und am Fuß der Gerüste sind

geschälte Kokosnüsse zum Trinken (kulau) und große Haufen Zuckerrohr hingelegt.

Am bestimmten Tage, der der ganzen Umgegend bekannt ist, strömen nun Männer, Weiber und Kinder in großer Anzahl herbei. Ein jeder ist festlich geschmückt. Dorfweise oder familienweise werden nun Tänze aufgeführt, bald von den Weibern, bald von den Männern; die Feststimmung wird nicht dadurch getrübt, daß manchmal fünf oder sechs verschiedene Gruppen auf einmal tanzen und ihren Tanz mit lautem Gesang begleiten, eine jede Abteilung bestrebt, die andere zu überschreien. Der Festgeber steht abseits, als ob ihm die ganze Sache völlig gleichgültig wäre. Ist jedoch der Tanz vollendet, dann tritt jede Abteilung an ihn heran, und diejenigen, welche vorher irgendeinen Gegenstand erhalten haben, legen ihre Zahlung in Gestalt von Muschelgeld zu seinen Füßen nieder, in der Regel ein wenig über den wirklichen Wert. So geht es fort, bis alle bezahlt haben. Der Festgeber achtet genau darauf, daß ein jeder seine Zahlung nach Gebühr leistet, er merkt sich auch diejenigen, welche nicht zahlen, und sorgt später dafür, daß ihm sein Recht geschieht. Es ist ganz erstaunlich, welche Gedächtnisschärfe die Eingeborenen bei diesen Gelegenheiten an den Tag legen. Obgleich manchmal mehrere Hunderte ihre Zahlung zu leisten haben, so wird doch keiner vergessen, ebensowenig der einzelne Gegenstand, der vorher ausgegeben wurde und nun nach seinem größeren oder geringeren Wert in Tabu bezahlt werden muß.

Nach vollendeter Zahlung werden die im pal na popo zur Schau gestellten Leckerbissen verteilt, ebenso wie die auf den Gerüsten hängenden Früchte, und es entsteht ein allgemeines Schmausen.

Der Veranstalter macht in der Regel ein gutes Geschäft und vermehrt seinen Tabuschatz mitunter recht bedeutend. So kenne ich einen Fall, in dem die Auslagen etwa 300 Klafter Tabu (Geldwert etwa 750 Mark) betrugen, die Einnahmen 420 Klafter Tabu (Geldwert etwa 1050 Mark), ein Verdienst, der einem Eingeborenen besonders hoch erscheinen muß.

Heutzutage macht man die Sache einfacher. In der Hauptsache ist das vuvuei dasselbe geblieben, auch die Festlichkeit findet noch statt, aber die sorgfältige Herstellung des pal na popo oder pal na vuvuei beginnt bereits stark in Vergessenheit zu geraten. Größtenteils sind es

jetzt einfache, schmucklose Hütten, nicht zu vergleichen mit den wirklich zierlichen und geschmackvoll dekorierten kleinen Häuschen, wie solche noch vor etwa 20 Jahren bei diesen Veranlassungen errichtet wurden und worin der Veranstalter mit Recht seinen Stolz setzte.

Der Tanz, der gelegentlich eines vuvuei aufgeführt wird, heißt kulau; er besteht aus bestimmten Tanztouren mit festgesetzten Körperbewegungen und wird nur bei dieser Veranlassung getanzt.

Häufig kommt es vor, daß in eintretender Verlegenheit einer dem anderen Muschelgeld leiht. Borgt ein wohlhabender Mann von einem anderen seinesgleichen, weil er vielleicht nicht eine fertige Taburolle anbrechen will, oder um eine solche fertig zu stellen, ein gewisses Maß Tabu, so sieht der Verleiher dies als eine Gefälligkeit an und verlangt keine Zinsen. Bei der Rückgabe wird von dem Borger ein kleines Essen veranstaltet, um seine Anerkennung für den ihm geleisteten Dienst auszudrücken. In allen anderen Fällen rechnet der Verleiher Zinsen, und zwar recht hohe. Borgt z. B. ein Eingeborener bei dem Tode eines Verwandten von seinem Nachbarn Tabu, um dasselbe an die Anwesenden zu verteilen, so muß er dafür etwa 50 Prozent zahlen; die Eingeborenen berechnen das so, daß für je 10 Längen geborgten Tabus 15 Längen an den Verleiher zurückgegeben werden. Bei anderen Transaktionen werden in der Regel 20 Prozent gerechnet, d. h. der Borger zahlt für je 5 Längen Tabu 6 zurück. Die Zeitdauer spielt keinerlei Rolle; ob die Verleihungsfrist ein Jahr dauert oder zehn, bleibt gleichgültig.

Ein anderes Mittel, sich in Besitz von Tabu zu setzen, bestand in einem Spiel, das bei meiner Ankunft im Archipel im Jahre 1882 gelegentlich gesehen wurde, das aber jetzt schon seit vielen Jahren nicht mehr geübt wird. Man fertigte aus dünnen Bambusstreifen ein Gerüst an in Gestalt eines großen Hahnes, das um so natürlicher aussah, als es mit Hühnerfedern dicht benäht war (Abb. 14). Auf der Unterseite hatte das Gerüst eine Öffnung, weit genug, um es über den Oberkörper eines Menschen zu stülpen. Drei oder vier Jünglinge maskierten sich auf diese Weise und zogen dann mit anderen von Gehöft zu Gehöft, überall Tänze aufführend, wofür ihnen ein Stückchen Tabu verehrt wurde. Da der Schulbesuch jedoch bei solchen Gelegenheiten vernachlässigt wurde, so verboten die eingeborenen Missionslehrer das Spiel.

* *
*

Eine nicht unbedeutende Rolle ſpielt an der Nordküſte der Gazellehalbinſel der Fiſchfang durch Reuſen. In der Blanchebucht und am Eingang derſelben ſowie öſtlich und weſtlich von Kap Stephens iſt dieſe Fangmethode gebräuchlich. Auch an einzelnen Plätzen Neulauenburgs hat ſich der Reuſenfang eingebürgert, jedoch nicht in dem Umfang wie an der Blanchebucht.

Die Reuſen ſchwimmen entweder an der Oberfläche des Meeres, feſt verankert am Meeresgrund, oder werden in die Tiefe verſenkt. Die erſteren, a wup und a widam, ſind ausſchließlich für den Fang eines gewiſſen Fiſches, urop, oder mit dem Artikel: a urop, beſtimmt, der zeitweilig in großen Scharen an der Meeresoberfläche erſcheint und von den Eingeborenen als Leckerbiſſen ſehr geſchätzt wird. Er darf bei keinem Feſteſſen fehlen; wer es leiſten kann, kauft den Fiſch als eine beſonders beliebte Speiſe und zahlt dafür gern einen Preis, der für eingeborene Verhältniſſe als ſehr hoch angeſehen werden muß, da er für ein ausgewachſenes Exemplar in der Regel 1 Mark beträgt. Auch auf dem Tiſch der Anſiedler iſt der urop ein gern geſehener Gaſt. In den verſenkten Reuſen, die an Größe den erſtgenannten bedeutend nachſtehen, und a wup na tatakia genannt werden, fängt man allerlei Riffiſche, die am Grunde des Meeres oder auf den Korallenriffen ſich aufhalten; der bunte, mannigfache Inhalt dieſer kleineren Reuſen iſt in der Regel das Entzücken der Ichthyologen und liefert auch für die Küche manchen wertvollen Beitrag.

Abb. 14. **Hahnenmaske. Gazellehalbinſel.**

Der wup in ſeiner fertigen Geſtalt hat die Form eines großen Ballons und iſt an einem Ende etwas weiter als an dem anderen. Die

Anfertigung erfordert eine bedeutende Geschicklichkeit und große Geduld und Ausdauer. Zunächst werden im Walde an einem geeigneten Orte ausgewachsene Bambusrohre gefällt, in Längsstreifen von 4 bis 5 Millimeter Breite und $2^1/_2$ bis 3 Meter Länge gespalten und die Ränder und Innenseiten sorgfältig abgeschabt und geglättet. Diese Längsstreifen, welche den äußeren Körper des wup bilden, nennt man pal a wup (pal = Haus); breitere Streifen für verschiedene Verwendung werden ebenfalls hergestellt. Aus der äußeren harten Rinde einer Rotangart werden dünne, 2 bis 3 Millimeter breite Streifen geschnitten, die sehr geschmeidig sind und bei der späteren Anfertigung als Bindfaden dienen.

Zunächst wird nun der innere Teil der Reuse angefertigt. Derselbe besteht aus etwa 10 bis 20 Bambusstreifen von 1 bis $1^1/_2$ Zentimeter Breite und von 2 bis $2^1/_2$ Meter Länge, je nach der Größe der Reuse. Diese Längsstreifen, pal a bul, sind etwa auf zwei Drittel ihrer Länge an einem kleinen Ring aus Bambus, von etwa 15 bis 25 Zentimeter im Durchmesser, befestigt, und der Ring ist mit einem netzartigen Geflecht aus feineren Bambusstreifen verschlossen; dieser Ring mit seinem Geflecht wird als aubene (= Netz) bezeichnet. Die einzelnen Streifen pal a bul werden nun an beiden Enden an einen Bambusring befestigt, von denen der eine das obere Ende, oder das Ende, durch welches die Fische in die Reuse gelangen, bildet; das untere Ende ist zwar ebenfalls offen, dient jedoch weniger als Eingang für den Fang. Das obere Ende, etwa 50 bis 60 Zentimeter im Durchmesser, und das untere, etwa 40 Zentimeter im Durchmesser, ist nun besonders sorgfältig hergestellt; in der Anordnung sind sie sich gleich; die pal a bul sind an dem äußersten Ring befestigt, und es folgt darauf ein dichtes, trichterförmiges Geflecht aus etwa 1 Zentimeter breiten Bambusstreifen, pal vavatur, ungefähr 15 bis 20 Zentimeter breit, darauf folgt ein Geflecht aus schmäleren Streifen, pagal a tit. Der Rest der Länge der pal a bul bleibt frei und ohne Geflecht, und Fische, welche durch die Öffnungen eintreten, geraten leicht durch Beiseiteschieben der Stäbe ins Innere, können jedoch nicht wieder hinaus, weil die Stäbe von innen aus nicht nachgeben; das Geflecht aubene verhindert, daß der Fisch durch die Reuse der Länge nach hindurchgehen kann; einmal in den trichterförmigen Gang hineingeraten, muß der Fisch wohl oder übel durch die leicht nachgebenden Stäbe pal a bul in das Innere der Reuse gelangen. Um

Tafel 7. Neuguinea-Kanoe-Typ auf den „Lieblichen Inseln".

das obere oder Fangende der Reuse zu verstärken, wird an den inneren Rand ein etwa 3 Zentimeter dicker, runder Wulst von Rotang und Bambusstreifen gelegt und daran das ganze Geflecht fest verschnürt; der Ring, a pulpul bat, dient auch zur Befestigung der geflochtenen Rotangschnüre, a virvir, womit die Reuse am Schwimmer befestigt wird. Am unteren Ende ist eine lange dünnere Rotangschnur, lal, befestigt, die dazu dient, die Reuse aus dem Wasser ins Kanoe zu heben, um den etwaigen Fang zu entfernen; dies Ende ist am Außenrand mit einem kreuzweise angeordneten Flechtwerk, kakatua, versehen, wodurch die einzelnen Stäbe der Reuse eine festere Verbindung erhalten. Die äußere Hülle der Reuse ist aus dicht aneinander liegenden Bambusstreifen, pal a wup, gebildet, welche über Ringe von verschiedener Weite, die der Reuse ihre äußere Form geben, gelegt sind, und mittelst schmaler Rotangstreifen, pidikai, an diese festgeschnürt sind. Diese aus Bambusstreifen hergestellten Ringe sind zweierlei Art, breite Ringe, loko, um der Reuse mehr Festigkeit zu geben, schmale Ringe, piai, welche, mit den pal a wub verschnürt, das eigentliche Gehäuse der Reuse bilden.

Zu einer jeden Reuse gehören verschiedene Nebenteile, nämlich das Floß oder die Boje, woran die Reuse befestigt wird, das Ankertau und der Anker. Das Floß oder die Boje, babau, besteht entweder aus einem Bündel fest verschnürter, etwa 4 bis 5 Meter langer Bambusrohre oder aus einem Holzfloß, in der Regel hergestellt aus dem inneren Holz des Brotfruchtbaumes, das von den Bohrmuscheln nicht angegriffen wird; in letzterem Falle hat die 4 bis 5 Meter lange Holzboje an einem Ende eine tiefe und breite Einkerbung, kala ta doko, woran der wup mittelst des virvir befestigt wird. In der Mitte hat die Boje eine weitere Einkerbung, kokobot, welche zur Aufnahme des Ankertaues, vinau, dient; dieses letztere wird um die Boje geschlungen und auf eine besondere Art, welche man paraparik nennt, daran befestigt.

Das Ankertau, vinau, ist aus umeinander gewundenen Rotanglängen, in der Regel drei bis vier derselben, hergestellt; in kleinen Abständen von etwa 10 Zentimeter werden die einzelnen Strähnen durch eine Umwicklung von feinen Rotangstreifen in ihrer Lage festgehalten; die Umwicklung wird gogo genannt. Die Ankertaue sind manchmal von großer Länge, mitunter bis 300 Meter lang, wenn der wup in tiefem Wasser

verankert werden soll; die Ankertaue für die widam, die im Bau mit den wup übereinstimmen, aber weniger solide gearbeitet sind, weil sie in geringeren Tiefen ausgelegt werden, sind entsprechend kürzer.

Der Anker, vat (= Stein), ist ein konisches Korbgeflecht aus Rotang; das etwa 75 Zentimeter im Durchmesser haltende Bodenstück, kiki na vat, ist aus dichtem Rohrgeflecht. Auf diesem häuft man Korallenblöcke zu einem konischen Haufen auf, biegt dann die von dem Bodenstück strahlenförmig abstehenden Rotang nach oben und befestigt diese, vatutia genannt, mit ringsum laufenden Rotangringen, vat a lil, und formt am oberen Ende eine starke Öse, kol.

Wenn alles fertig ist, werden mehrere Flöße aus Bambus, goakara, aneinander und übereinander befestigt. Darauf setzt man den Anker und die Ankertaue, welch letztere in großen Rollen zusammengelegt sind. In ein Kanoe legt man die fertige Reuse, und nun begibt man sich, die Boje im Schlepptau, nach dem Ort, der zum Auslegen der Reuse bestimmt ist. Die Fischer können durch Benutzung der ihnen bekannten Landmarken genau den Ort treffen, dessen Tiefe ihnen bekannt ist. An Ort und Stelle angekommen, wird das Ankertau an der Öse des Ankers befestigt und derselbe dann vorsichtig versenkt. Sobald er den Meeresboden erreicht, befestigt man das obere Ende des Ankertaues an der Boje, und nun verbindet man mit dieser die Reuse. Um den Standort der Reuse kenntlich zu machen, wird auf der Boje noch ein aufrechtstehendes junges Bäumchen oder ein Stab mit einem Reisigbündel angebracht. Dies Zeichen, au anai, ist von weitem sichtbar, und ein jeder Reusenbesitzer kennzeichnet dadurch sein Eigentum.

Vom Lande aus hält nun der Eigentümer gute Wacht, um zu erspähen, wenn Fische in seine Reuse hineingehen; da die Reusen manchmal 3 bis 4 Kilometer vom Strande entfernt liegen, gehört ein gutes Auge dazu, um das Hineinschlüpfen der Fische zu gewahren.

Die Reusen, welche auf den Meeresboden versenkt werden, wup na tatakia, sind bedeutend kleiner, etwa 1 Meter lang und mehr walzenförmig gestaltet. Man legt in dieselben allerlei Köder hinein und bringt sie durch Tauchen in ihre Lage auf dem Korallenriff. Eine dünne Ankerschnur, kuika, aus ineinander gedrehten Lianen reicht von der Reuse bis zur Oberfläche, und ein kleiner Schwimmer, am oberen Ende befestigt, kennzeichnet die Lage der Reuse.

Die Vollendung einer Hochseereuse, wup, mit den dazu gehörenden Teilen ist die Veranlassung eines kleinen Schmauses, wozu die Weiber die nötigen Taro, Yams, Bananen und Kokosnüsse an den Strand bringen und dort außerhalb der Umzäunung des Fischerplatzes zubereiten. Auf diesem Platze, dessen Betreten den Weibern verboten ist, stehen die geräumigen Hütten, in denen das Fischgerät oder die Kanoes aufbewahrt werden. Überhaupt dürfen die Weiber mit der Anfertigung der Fischereigeräte nichts zu tun haben, es sei denn, daß man ihnen erlaubt, die schweren Rotangrollen, woraus die Ankertaue angefertigt werden, aus dem Innern des Landes ans Meeresufer zu tragen. Die fertige Fischreuse mit dem Zubehör auch nur zu berühren, ist den Weibern verboten, weil dies ein ungünstiges Resultat herbeiführen und jeglichen Fang vereiteln würde. Die Männer meiden während der Zeit der Anfertigung der Reusen nebst Zubehör die Weiber und haben keinerlei geschlechtlichen Umgang mit denselben. Vor der Versenkung ist Reuse nebst Zubehör der Gegenstand von allerlei Zauberei, die zum Zweck hat, einen guten Fang herbeizuführen. Unter Hermurmeln von Zauberformeln bemalt man die Reuse mit roter Ockererde, die mit dem Saft eines besonders zauberkräftigen Baumes zu einem Brei angerührt ist. Dies wird ramarama genannt. Zauberkräftige Kräuter werden außerdem in die Reuse gesteckt, und bei dem Auslegen murmelt ein zauberfähiger Mann über das Meer und über den ganzen Fangapparat heilbringende Zaubersprüche, die nicht nur einen ergiebigen Fang herbeiführen, sondern auch dem Winde und dem Meere Ruhe gebieten sollen, damit das Ankertau nicht reißt und die Reuse fortgetrieben wird. Den Fischerplätzen am Strande darf sich auf keinen Fall das unreine Schwein nähern, ebenso müssen die Anfertiger der Geräte sich der Berührung eines Schweines und des Genusses von Schweinefleisch enthalten, weil dies den Erfolg der Fischer gänzlich vereiteln würde. Dieser Aberglaube ist so stark, daß z. B. das Feilbieten von Schweinefleisch in der Nähe der Fischerplätze nicht gestattet ist, ebenso der Transport eines Schweines in einem Kanoe. Ein Fischerplatz wird ein für allemal aufgegeben, wenn ein Feind böswilligerweise Abfälle des Schweines, z. B. Eingeweide usw., auf denselben hinwirft, ein Verbrechen, das früher im Entdeckungsfall mit dem Tode bestraft wurde.

Der Fischfang wird außer durch Reusen noch auf sehr vielfältige Art betrieben. Die Methoden variieren mit den verschiedenen Küstengegenden und sind vielfach bedingt durch örtliche Verhältnisse. Eine recht weit verbreitete Fangart ist diejenige mittelst des pakapakat und vinot, die in seichten Uferstrecken ihre Anwendung findet, um einen gewissen Fisch, von den Eingeborenen karua genannt, zu fangen. Das pakapakat ist ein etwa $1^1/_2$ Meter tiefes Netz, am oberen Rand mit Schwimmern, am unteren Rand mit Senkern versehen; das vinot besteht aus zwei gekreuzten Bambusrohren, die einen weiten Winkel bilden. In diesem Winkel ist ein dreieckiges Netz ausgespannt. Zeigt sich nun in seichtem Wasser eine Schar von karua, so gehen zwei Männer mit dem pakapakat ins Wasser und stellen dasselbe, so daß den Fischen der Weg zum Meere abgeschnitten wird. Die Träger der vinot stellen sich nun in dem knietiefen Wasser auf, ein vinot immer ans andere gestellt und so einen weiten Bogen bildend. Auf ein gegebenes Zeichen machen die Männer mit dem pakapakat ein Geräusch, und die erschreckten Fische stürzen, weite Bogen über die Meeresfläche beschreibend, in die vorgehaltenen vinot.

Zum Fang des Fisches tatalai, der sich zu gewissen Jahreszeiten in großen Schwärmen dicht am Strande in seichtem Wasser aufhält, bedient man sich langer, aus Kokosblättern geflochtener Körbe, welche von Männern, die bis zum Bauche ins Wasser waten und nebeneinander stehen, dicht über der Meeresfläche gehalten werden. Ein oder zwei weitere Männer scheuchen nun die Fische auf, und diese springen in die Körbe. Die Methode wie die verwendeten Körbe werden watar genannt.

Netzfischerei ist überall bekannt, und die Eingeborenen haben eine große Fertigkeit in der Herstellung der Netze, welche mit einem Gesamtnamen ubene, oder mit dem Artikel a ubene heißen. Je nach der Art werden die ubene verschieden benannt. Lal sind die großen Netze, die in der Regel einer ganzen Dorfschaft oder Gemeinschaft gehören. Sie sind bis $1^1/_2$ Meter tief und am unteren Rand mit Senkern, am oberen Rand mit Schwimmern oder Flößen versehen. Durch den ganzen oberen Rand läuft ein etwa fingerdickes Tau mit freistehenden Enden, tulu. Beim Gebrauch wird das lal in einem oder mehreren Kanoes, je nach der Länge, auf See gebracht. Vorsichtig sucht man

die Fische von der hohen See abzuschneiden und umstellt sie mit dem Netz; ist dies geschehen, dann ziehen die Fischer mittelst des tulu die beiden Enden an den Strand und mit dem Netz die eingeschlossenen Fische. Mit einer Sorte sehr feinmaschiger Netze fischte man früher am Strande die zeitweilig vorkommenden, kaum 3 Zentimeter langen Fische, die als ainanga bekannt sind und auch von den Ansiedlern als eine Delikatesse geschätzt werden. Seitdem jedoch von den Weißen die Moskitogaze eingeführt worden, bedient man sich derselben zum Fang der kleinen Fische.

Aus den Stachelranken der Rotangpflanze werden kleine trichterartige Behälter angefertigt, ungut, gewöhnlich von der Länge einer Hand, mit einer oberen Öffnung von 5 bis 10 Zentimeter. Die Stachelranken sind so gestellt, daß sie ihre scharfen Widerhaken nach innen kehren. Auf dem Grunde des Trichters befestigt man ein Stückchen Köder und legt nun den Apparat zwischen Steinen auf das Riff. Die Fische, die mit dem Kopf in den Trichter geraten, werden von den Haken gefaßt und können nicht entkommen.

Der Fischspeer, padik, mit zwei oder mehreren Zinken ist bekannt, wird jedoch nicht in großem Umfange verwendet. Auch die Angelfischerei ist nicht bedeutend. Der frühere einheimische Fischhaken, qeo, ist jetzt ganz verschwunden; ich entsinne mich, denselben nur ganz vereinzelt in früheren Jahren beobachtet zu haben. Wo heute Angelfischerei getrieben wird, bedient man sich des europäischen Gerätes. Der ursprüngliche Angelhaken war aus den Gräten eines gewissen Fisches hergestellt und sehr primitiv; bei der geringen Bedeutung der Angelfischerei ist der Haken nie ausgebildet oder verbessert worden.

Stellenweise umfriedigt man in seichtem Wasser große Strecken mit Kokosblättern; in gewissen Abständen läßt man weite Öffnungen frei, die dann nach einiger Zeit geschlossen werden. Die zur Zeit der höchsten Flut hineingeratenen Fische sind dann bei dem tiefsten Ebbestand leicht zu fangen.

Auch das Vergiften von Fischen oder richtiger das Betäuben derselben ist in gewissen Lokalitäten, wie z. B. auf der Insel Matupi, bekannt. Die Methode wird als aniboko bezeichnet. Man zerstampft die Wurzel einer gewissen Schlingpflanze, wun, und füllt damit den Bauch kleinerer, vorher gefangener Fische. Diese werden alsdann in kleinen Abständen versenkt, und die großen Fische, welche den Köder

verschlucken, verfallen in eine Betäubung, welche sie an die Oberfläche des Meeres bringt, wo sie dem in seinem Kanoe bereitliegenden Fischer eine leichte Beute werden.

Eine in den Flüssen vorkommende Art von Garnelen, von den Eingeborenen kidama genannt, wird mit feinmaschigen Beutelnetzen gefangen.

Alle Fischerei ist Arbeit der Männer; die Frauen dürfen sich mit dem Fischfang und mit der Anfertigung der verschiedenen Geräte nicht befassen. Die Neuzeit hat jedoch auch darin eine Änderung herbeigeführt, und man kann jetzt gelegentlich Weiber beobachten, welche Fischnetze knüpfen.

Schildkrötenfang wird überall betrieben, jedoch nirgends so systematisch wie von den nach Westen vorgeschobenen Kolonien der Nordost-Gazellehalbinselbewohner, von der Insel Lrar bis zu den Inseln Masava und Masikonápuka. Obgleich während des ganzen Jahres Schildkröten vorhanden sind, so ist doch die eigentliche Fangzeit auf die Zeit der Südostwinde beschränkt, weil in der Nordwestsaison das Meer zu stürmisch ist. Gewöhnlich begibt sich eine größere Anzahl von Fahrzeugen auf einmal auf Jagd, und die Ausrüstung derselben mit Nahrungsmitteln ist die Aufgabe der Weiber. Diese rüsten auch ein jedes Fahrzeug mit viereckigen Pandanusmatten aus, aus denen die Männer im Notfall schnell ein schützendes Dach herstellen können. Die Männer richten die für die Expedition nötigen Netze her; dieselben sind von 20 bis 30 Meter lang und 1 bis $1^1/_2$ Meter tief. Der untere Rand ist mit Steinen und Schnecken als Senker beschwert, und durch die obere Maschenreihe ist ein dickes Tau gezogen. Die aus dicken Schnüren hergestellten weitmaschigen Netze bezieht man von der Insel Uatom und aus den Dorfschaften am Kap Livuan. Schon in der Gegend von Kap Lambert beginnt der Schildkrötenfang; die eigentlichen Jagdgründe liegen jedoch bedeutend südlicher, wo unbewohnte, sandige Strandgegenden sich über weite Strecken ausdehnen. Nach einem alten Herkommen ist der Jagdgrund zwischen den Teilnehmern der verschiedenen Distrikte verteilt. Der Fang wird verschieden betrieben, stets aber in verhältnismäßig flachem Wasser oder auf dem Riff, wo die Schildkröte durch Tauchen nicht entkommen kann. Wird eine Schildkröte gesichtet, die ihrer Lage wegen am besten mit Hilfe des Netzes gefangen werden

kann, so läßt man dieses ins Wasser und sucht in der größten Stille das Tier damit zu umgeben. Ist dies gelungen, so zieht man das Netz schnell enger und enger, und die im Wasser stehenden Eingeborenen ergreifen die Beute und heben dieselbe mit Hilfe ihrer Kameraden ins Fahrzeug. Durch vorsichtiges Heranschleichen überrascht man auch wohl die in dem flachen Gewässer äsenden Tiere, stürzt sich auf dieselben und bringt sie, wie vorher geschildert, in Sicherheit. Schildkröten, die auf hoher See angetroffen werden, erlegt man in der Regel durch einen geschickten Speerwurf. Sehr leicht ist der Fang der Tiere während der Zeit der Begattung; die Eingeborenen behaupten, daß dies auf dem Grunde des Meeres stattfindet, und daß darauf beide Tiere an die Oberfläche steigen. Es soll sehr leicht sein, sie in diesem Zustande zu fangen; die Fischer schwimmen einfach an sie heran, fassen sie und werfen sie in das Fahrzeug. Sehr viele Schildkröten werden auch am Strande gefangen, wo man sie bei dem Eierlegen überrascht. Die Eingeborenen sagen, daß die Schildkröten mit ihren Vorderfüßen ein etwa 40 Zentimeter tiefes und 15 Zentimeter breites Loch in den Sand graben, wobei einige Arten auch den Kopf zu Hilfe nehmen. Ist das Loch fertig, so läßt sich das Tier mit dem Hinterteil seines Körpers in dasselbe hinein und legt in kurzer Zeit eine beträchtliche Anzahl von Eiern, hundert und darüber. Nach etwa zehn Tagen kriechen aus den Eiern die jungen Schildkröten hervor, graben sich durch die sie bedeckende Sandhülle ans Tageslicht und suchen die See auf. Man fängt sowohl die beiden Chelonearten wie die Lederschildkröte (Sphargis coriacea). Das Fleisch der beiden ersteren ist sehr wohlschmeckend und die Schale der Chelone imbricata ein wertvoller Handelsartikel. Das Fleisch der Sphargis ist weniger begehrt.

Wenn man eine genügende Anzahl von Schildkröten erbeutet hat, kehrt die Jagdpartie nach der Heimat zurück. Während der Dauer der Expedition werden nur die gespeerten oder anderweitig getöteten Tiere verzehrt; die lebenden Schildkröten werden an Vorder- wie Hinterflossen gefesselt und mit in die Heimat gebracht. Hier angekommen, wird nun nach der wochenlangen Abwesenheit der Männer ein großes Festessen veranstaltet, wozu ein Teil der erbeuteten Tiere den Braten liefert. Für denjenigen Teil des Fanges, der erst später geschlachtet werden soll, umzäunt man kleine Plätze in dem seichten Wasser und legt die gefesselten Tiere hinein.

Der Bau der Fahrzeuge ist auf der Gazellehalbinsel gewissermaßen ein Monopol der Eingeborenen der kleinen Insel Latom (Maninsel). Die von dort bezogenen Fahrzeuge sind durch die an beiden Enden angebrachten Schnäbel kenntlich und werden mit dem Namen kakala bezeichnet. Aus Neulauenburg werden ebenfalls Fahrzeuge bezogen, die jedoch minderwertig sind und in zwei Arten vorkommen, welche als mut und pongpong bekannt sind. Der Allgemeinname für Fahrzeug ist waqa oder uaqa, gewöhnlich hört man das Wort in Verbindung mit dem Artikel a. Der eigentliche Körper des Fahrzeuges ist in der Regel aus dem Holze des iting (mit Artikel a iting) hergestellt, das zwar weich und daher leicht bearbeitbar, jedoch im Seewasser recht dauerhaft ist und nicht leicht Sprünge oder Risse bekommt. Kleine Fehler im Holze, welche Wasser in das Fahrzeug hineinlassen, werden mit dem zerstoßenen Kern des tita gedichtet. An beiden Enden ist ein Schnabel befestigt, der schräg emporragt. Bei dem kakala ist der Schnabel doppelt wie in nebenstehender Abbildung 15; der lange Schnabel wird bakabakan genannt, der niedrigere bitonomarum. Das aus Neulauenburg bezogene Fahrzeug mut hat nur den längeren Schnabel, nicht die kürzere dahinterstehende Spitze. Der Schnabel des pongpong ist kürzer und hakenförmig nach innen gebogen (Abb. 16). Diese drei verschiedenen Arten der Fahrzeuge sind daher nach der Form ihrer Schnäbel leicht zu unterscheiden. Die Größe ist natürlich sehr verschieden; es gibt kleine Fahrzeuge für eine Person und in allen weiteren Größen bis zu 12 oder 16 hintereinandersitzenden Personen, da nur in ganz seltenen Fällen die Breite groß genug ist, um zwei Menschen nebeneinander sitzen zu lassen.

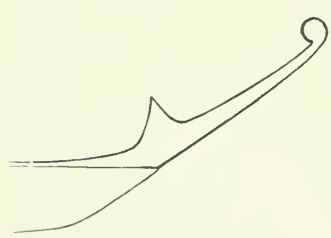


Abb. 15. **Schnabel des kakala.**

Die Schnäbel sind aus einem Stück geschnitzt, doch so, daß am Fuße derselben das Holz sich in spitzem Winkel flügelartig teilt, damit es an beide Bordwände des Bootes festgebunden werden kann; der dadurch an beiden Enden des Kanoes entstehende Winkel wird tabaran genannt. Hier soll sich der Geist, der das Fahrzeug beschützt, aufhalten; die innere Höhlung des Fahrzeuges heißt waquwaqu.

Die Ausleger mit dem Schwimmer sind stets auf der linken Seite des Fahrzeuges angebracht, so daß das eine Ende immer Vordersteven ist, obgleich man in der Hantierung nicht stets dieses Vorderteil des Kanoes nach vorne richtet, sondern häufig auch der entgegengesetzten Richtung zukehrt; dennoch unterscheidet man ein Vorderende, luaina, und einen Hintersteven, bit a uaqa.

Der oder richtiger die Ausleger, weil immer mehrere derselben vorhanden sind, reichen von Bord zu Bord und nach der einen Seite über den Bordrand hinaus; die Allgemeinbezeichnung für dieselben ist taraba, der vordere wird als taraba valval bezeichnet, der hintere als teitei (tei = steuern), weil der Steuermann des Fahrzeuges auf diesem sitzt; auf dem vorderen Ausleger sitzt man nie. Die taraba sind je nach der Größe des Kanoes in verschiedener Anzahl vorhanden, die geringste Zahl ist zwei, eine größere als sechs sieht man selten. Um den taraba größere Festigkeit zu geben, verschnürt man sie mit mehreren rechtwinklig zu ihnen laufenden, also in Richtung des Kanoekörpers gehenden Stäben, die als aunuruk bezeichnet werden. Am äußeren Ende sind die taraba gegabelt, damit man sie besser und fester an die kleinen Hölzer, welche vom Schwimmer emporstehen und als Verbindungsstücke dienen, befestigen kann. Der Schwimmer, aman, ist ein Stück leichtes Holz, etwa von vier Fünftel der Länge des Fahrzeuges. Er ist je nach der Größe von verschiedener Dicke und in der Regel viereckig behauen, selten über 20 Zentimeter im Viereck. Die beiden Enden sind spitz und werden als bur na aman bezeichnet; der aman ist in der Regel im Feuer angekohlt, um ihn im Wasser besser haltbar zu machen. Vom aman steigen nun in bestimmten Abständen, die sich nach der Entfernung der Ausleger voneinander richten, kleine flache Brettchen, paarweise angeordnet, empor. Man bezeichnet sie als li; sie sind dicht nebeneinander mit ihren zugespitzten Enden in das Holz des Schwimmers, aman, senkrecht hineingetrieben und die Gabelenden, aur na kubau, der Ausleger, taraba, daran festgeschnürt; in der Regel ragen sie etwas über die Gabelenden empor und sind am oberen Ende fest aneinander gebunden. Die Fahrzeuge, die aus Latom bezogen werden, sind mit ihrem vorderen und hinteren Ausleger nicht an li befestigt, sondern an zwei kleine Baumzweige,

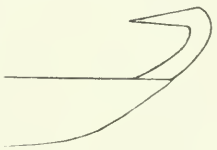


Abb. 16. **Schnabel des pongpong.**

pererek genannt. Diese Zweige sind nicht wie die li in den Schwimmer hineingetrieben, sondern mittelst eines rechtwinkligen Vorsprunges, pal a kau oder patimur, in denselben hineingelassen und durch Umschnürung mit ihm verbunden; die verzweigten Enden ragen über die Ausleger hervor; die aus Neulauenburg bezogenen Fahrzeuge haben diese Verzierung nicht.

Längs der beiden Bordränder, von vorne bis hinten, legt man einen dicken Rotang und verschnürt ihn durch dünne Rotangstreifen mit den Wänden des Fahrzeuges. Diese Befestigung wird paqul genannt. Als Sitzbretter dienen Holzbrettchen, ein wenig breiter als die Weite des Kanoes; diese Sitzbretter, pal ab oder pal a qul, sind an jedem Unterende etwas eingekerbt, und die Kerben haken über die beiden Bordränder ein und geben dadurch dem ganzen Fahrzeug mehr Festigkeit. Die Backbordseite des Fahrzeuges, also die dem Ausleger zugekehrte, wird na man genannt, die Steuerbordseite nennt man natalai.

Neue Kanoes schmückt man häufig durch lange weiße Daumenschnüre, die vom Fahrzeug über den Ausleger hingespannt sind, diese Verzierung, qoqol na wub, wird auch angelegt, wenn der Tubuan (vgl. Abteilung VIII) sich auf dem Wasser präsentiert; bei dieser Gelegenheit werden auch die Enden der li mit bunten Laubbüscheln verschnürt.

Das Fahrzeug nimmt den Eigentümer sehr in Anspruch. Nach jedesmaligem Gebrauch wird es auf den Strand gezogen und entweder unter ein dichtes Schutzdach gebracht oder mit Kokosmatten überdeckt, um es gegen Sonnenstrahlen zu schützen. Vorher wird es noch innen wie außen mit einem dicken Kalkbrei übertüncht. Damit der feuchte Boden dem Schiffskörper keinen Schaden zufügt, hebt man das Fahrzeug auf zwei oder drei Gabelstützen, und auch der Schwimmer wird so behandelt.

Segel zum Fortbewegen der Fahrzeuge waren früher unbekannt und sind erst nach der Bekanntschaft mit den weißen Ansiedlern in Aufnahme gekommen. Trotzdem geschieht die Fortbewegung heute noch größtenteils mittelst schaufelförmiger Ruder, wo genannt.

Ein Prunkkanoe, uaqa na pedik, war in früheren Jahren gebräuchlich, ist jedoch heute, wie so manches andere, bereits verschwunden. Dies Kanoe war ganz wie ein anderes gebaut, hatte jedoch an beiden Enden zwischen den aufstrebenden Schnäbeln und den Vordwänden ein

äußerst zierliches Schnitzwerk in durchbrochener Arbeit, welches zu den vorzüglichsten Schnitzereien dieses Volksstammes gehörte. Bordränder, Ausleger und Schwimmerstäbchen waren bunt bemalt und mit Feder- und Daunenschnüren reich geschmückt. Es wurde von wohlhabenden Eingeborenen angefertigt und unter großen Festlichkeiten ausgestellt; die herbeiströmenden Schaulustigen zahlten je nach Rang und Vermögen ein Stück Tabu, das in das Fahrzeug gelegt wurde. Die Bezeichnung pedik deutet darauf hin, daß Zauberei und Geisterglaube damit im Zusammenhang stand, der heutigen Generation ist jedoch nichts darüber bekannt, ein weiterer Beweis dafür, wie überraschend schnell viele alte Gebräuche unter Einfluß der neuen Kultur vollständig verschwinden.

* * *

Die ärztlichen Kenntnisse der Eingeborenen der Gazellehalbinsel sind nicht unbedeutend. Obgleich es nun schwer fällt, eigentliche Heilmittel von den so vielfach angewendeten Zaubermitteln zu unterscheiden, so ist es dennoch eine unumstößliche Tatsache, daß ihnen für gewisse Krankheiten allerlei mehr oder minder wirksame Medizinen bekannt sind, die fast ausschließlich aus dem Pflanzenreich stammen. Die ärztliche Kenntnis an und für sich steht nicht in einem hohen Ruf, dagegen genießt der Inhaber derselben eine besondere Achtung und gewinnt eine höhere Bedeutung durch die vermeintliche Inspiration durch Geister. Die anatomischen Kenntnisse der Eingeborenen sind, wohl infolge des Kannibalismus und der dadurch erlangten Kenntnis von der Zusammensetzung des menschlichen Körpers und der Bedeutung der einzelnen Organe, recht beträchtlich; man darf behaupten, daß ihre Kenntnisse in dieser Beziehung die eines gebildeten Durchschnittseuropäers bei weitem übertreffen. Sie können genau die Lage der einzelnen inneren Körperteile angeben und sind imstande zu beurteilen, ob Leber, Lunge, Magen usw. in Mitleidenschaft gezogen sind. Vor vielen Jahren wurde ich von Eingeborenen zu einem Verwundeten gerufen, der im Kampfe mit einem Nachbarstamm von einer Kugel getroffen worden war. Man teilte mir mit, daß die Kugel durch die linke Seite gedrungen war, Lunge und Magen verletzt habe, aber in der rechten Körperwand stecken geblieben sei. Als ich den Verwundeten näher untersuchen wollte, zeigte man mir auf der rechten Seite den Ort, wo die Kugel saß, und es wäre ein

leichtes gewesen, dieselbe herauszuschneiden, eine Operation, die ich jedoch nicht zu unternehmen wagte, da der Verwundete in den letzten Zügen lag. Lunge und Magen waren zweifellos durchschossen, obgleich meine ärztlichen Kenntnisse kaum hingereicht hätten, dies festzustellen. Die Eingeborenen gaben jedoch gewichtige Gründe für ihre Behauptung an, und ich konnte nicht widersprechen. Der Verwundete starb etwa zwei Stunden nach meinem Besuch, und am folgenden Tage zeigte man mir bei der Beerdigung die Kugel, die man noch vor seinem Tode entfernt

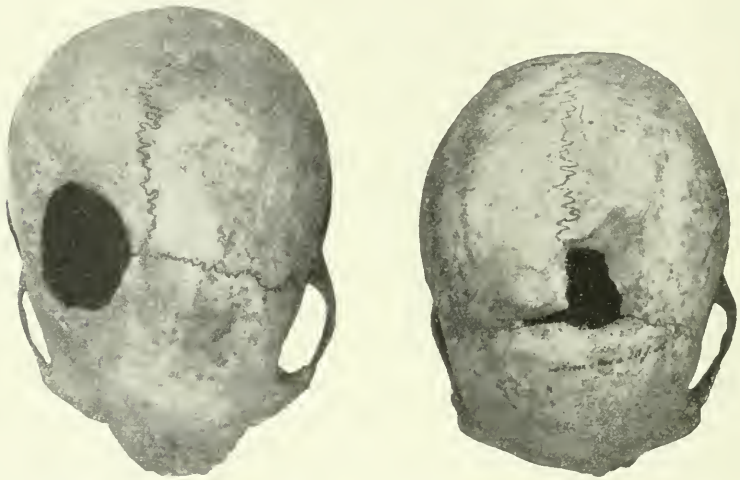


Abb. 17. **Trepanierte Schädel von der Gazellehalbinsel.**

hatte; der Körper zeigte einen etwa zollangen Kreuzschnitt, durch den das Geschoß herausgeholt worden war.

Die chirurgischen Kenntnisse der Eingeborenen erreichen in der Behandlung von Schädelbrüchen, die durch Schleudersteine verursacht sind, unstreitig ihren Höhepunkt. Ist ein Eingeborener im Kampfe durch einen Schleuderstein betäubt worden, so schleppt man den Bewußtlosen unverzüglich vom Kampfplatze fort und bringt ihn zu einem Manne, der mit der Behandlung derartiger Wunden vertraut ist. Derselbe konstatiert nun zunächst die Natur der Verwundung; hat der Schleuderstein die Schläfe eingedrückt, so erklärt er von vornherein die Verwundung als tödlich und nimmt keine Operation vor. Ist dagegen das Stirnbein eingedrückt, so schreitet er unverzüglich zur Trepanation.

Seine Instrumente sind die denkbar einfachsten, ein Obsidiansplitter, ein scharfer Haifischzahn oder eine geschärfte Muschelschale. Vor der Operation wäscht er seine niemals sehr sauberen Hände mit dem Wasser einer Kubika (Kokosnuß, welche voll Wasser ist, aber noch keinen Kern angesetzt hat), mit demselben Wasser wird auch die Wunde sorgfältig gewaschen. Ob diese Flüssigkeit nun antiseptische Eigenschaften besitzt, vermag ich nicht zu sagen, Tatsache bleibt jedoch ihre Verwendung. Mit einem der vorher genannten Schneideinstrumente macht nun der

Abb. 18. **Trepanierte Schädel von der Gazellehalbinsel.**

Operateur einen langen Schnitt quer über die Quetschung bis auf den Schädelknochen. Zwei Gehilfen ziehen mittelst eines dünnen Rotangfadens, der an einer Haarlocke befestigt ist, die vom Schädelknochen losgelöste Skalpdecke langsam und vorsichtig zurück, bis der Operateur den ganzen verletzten Teil des Schädelknochens bloßgelegt hat. Die nächste Arbeit besteht in der Entfernung der Knochensplitter. Mit einem geschärften Stückchen Kokosschale werden die einzelnen Splitter sorgfältig ausgehoben, bis das Gehirn sichtbar wird. Der Operateur betrachtet dies nun sorgfältig; findet er, daß das Gehirn eine leise, pulsierende Bewegung hat, so ist er sehr befriedigt und verspricht eine schnelle Heilung, gewahrt er jedoch keine Bewegung, dann ist ihm dies ein Zeichen,

daß Knochensplitter in das Gehirn eingedrungen, und er macht dann ein bedenkliches Gesicht, gibt jedoch nicht alles verloren, sondern beginnt nach den verborgenen Knochensplittern zu suchen. Zu dem Ende hebt er die Gehirnfalten sorgfältig auseinander, bis er dazwischen verborgene Splitter findet und entfernt; das hierbei verwendete Instrument ist der vorher erwähnte Kokosnußschalensplitter.

Ist nun soweit alles von Erfolg gekrönt, dann beginnt das nächste Stadium der Operation. Dasselbe besteht darin, daß der Operateur mit einem scharfen Gegenstand, Obsidiansplitter oder geschärfte Muschelschale, die entstandene Öffnung in der Schädeldecke an den Rändern abschabt, so daß alle scharfen Ecken entfernt werden, bis das Loch rund oder elliptisch ist; dabei wird sorgfältig darauf geachtet, daß die abgeschabten Teile nicht in die Hirnhöhle geraten. Ist auch diese Arbeit verrichtet, so ist damit die eigentliche Operation beendet, und der Operateur tut nun die nötigen Schritte, um die Heilung der Wunde zu befördern. Das in der Schädeldecke gemachte Loch überdeckt er mit einem Stückchen mal, Baststoff, aus einem bestimmten Baume, oder mit einem Stückchen Herzblatt einer bestimmten Banane, das erst einige Augenblicke über Kohlenfeuer gehalten wird. Dann werden die Skalplappen langsam und sorgfältig über den Schädel gezogen und in ihre ursprüngliche Lage gebracht. Die Kopfhaare rings um die Wunde werden nun abgeschnitten und das Ganze zum Schluß sorgsam mit dem Wasser einer Kubika gewaschen. Um die Skalplappen in ihrer Lage zu erhalten und dadurch die Heilung zu befördern, wird der Oberkopf nun mit einem enganliegenden weitmaschigen Geflecht aus Rotangstreifen überzogen, das den Namen kalil führt.

Der Operateur könnte nun nach unseren Begriffen mit seiner Arbeit zufrieden sein, aber weit entfernt davon greift er nun zu dem nach seiner Meinung wie nach der Überzeugung seiner Klienten allein wirksamen Mittel, nämlich nach verschiedenen Zaubermitteln, welche einzig eine wirkliche Heilung herbeiführen können. In diesem Falle hat man zwei besonders heilkräftige Zaubermittel, mailan und aurur genannt, welche in die Luft geblasen werden, dem Operierten um den Hals gehängt oder sonst irgendwo am Körper befestigt werden. Ohne diese Mittel würde die Operation nicht vollständig sein und in der Meinung der Eingeborenen jedenfalls keinen günstigen Verlauf haben. Mag es nun

die Folge der chirurgiſchen Geſchicklichkeit des Operateurs ſein oder die Folge der Zaubermittel, ſo viel iſt ſicher, daß in den allermeiſten Fällen die Operation eine erfolgreiche iſt. Nicht nur kenne ich eine große Anzahl ſolcher Operierten, welche heute noch, lange Jahre nach der Opera-

Abb. 19. **Knabe mit tiefen Narben auf der Stirn** (ſiehe Seite 113).

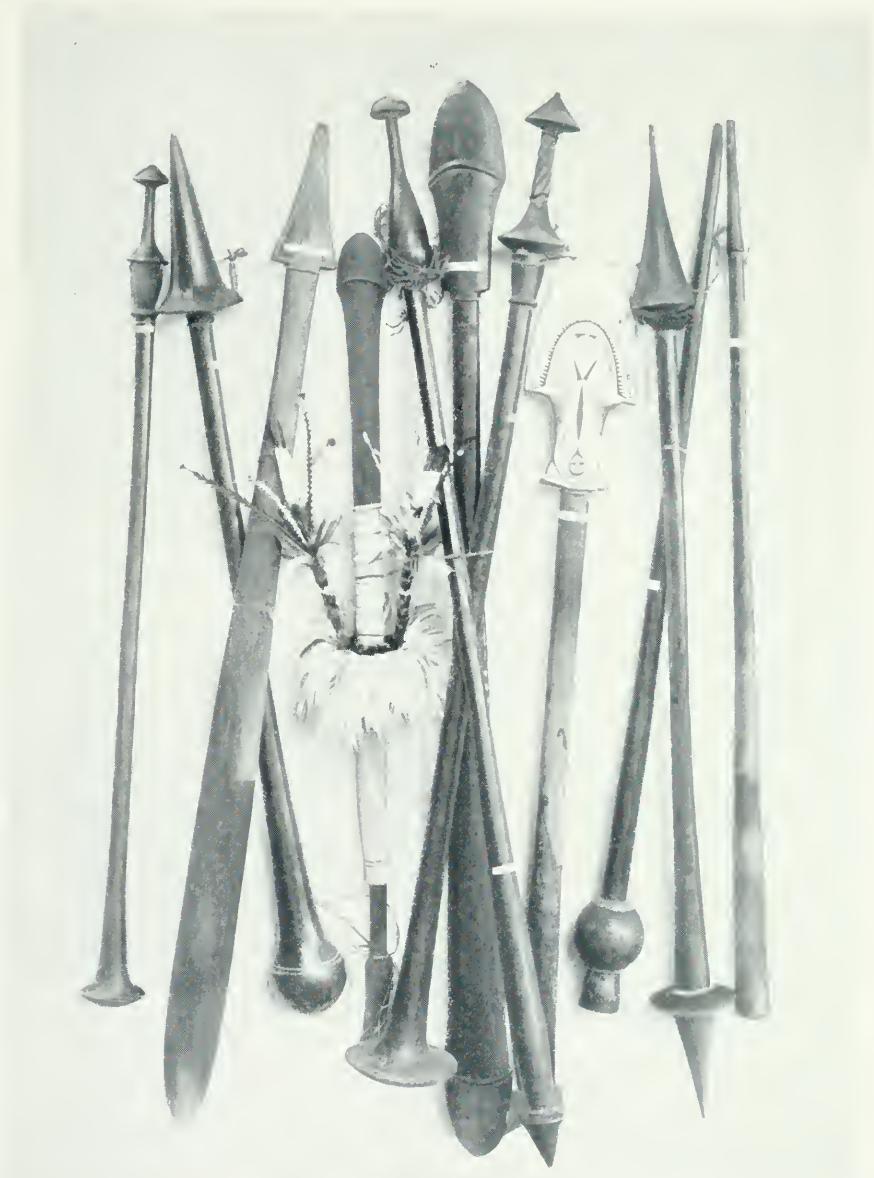
tion, am Leben ſind, ſondern auch meine Sammlung enthält viele Schädel von Eingeborenen, welche noch lange nach der Operation gelebt haben und von denen mir viele perſönlich bekannt geweſen ſind. Alle dieſe Schädel zeigen deutlich die Abſchabung der Ränder und die ſpäter erfolgte Vernarbung. Auch in europäiſchen Sammlungen ſind derartige Schädel nicht gerade eine Seltenheit. Es iſt zu verwundern, daß die immerhin ſchwierige Operation in ſo vielen Fällen erfolgreich iſt,

obgleich mit den primitivsten Instrumenten, wenn auch mit der größten Sorgfalt operiert wird. Der Operierte ist in der Regel während des Verlaufes der Operation bewußtlos. Die eingeborenen Ärzte, tena papait (tena = einer, der geschickt ist, papait = Zaubermittel), sagen mir, daß, wenn einer während der Operation zur Besinnung kommt, er nach kurzer Zeit wieder bewußtlos wird. Ein alter Eingeborener rechnete mir 31 Fälle auf, in welchen er die Operation unternommen; von diesen waren 23 am Leben geblieben, viele davon sind mir vorgestellt worden. Einer derselben ist zweimal trepaniert worden, beide Male mit Erfolg, er ist jetzt ein alter Mann, etwa 60 Jahre; die erste Wunde erhielt er als Jüngling, die zweite vor etwa 25 Jahren. Es kann vorkommen, daß nach der Operation eine Geistesstörung eintritt, die entweder permanent oder periodisch ist, aus eigener Anschauung kenne ich jedoch keinen Fall.

Auf Neulauenburg kennt man diese Operation ebenfalls. Herr Missionar Crump sagt mir, daß man dort einen V oder Y-förmigen Schnitt macht und die Wunde nachher mit trockenen Streifen von Bananenstengeln verbindet. Übrigens mögen auch die Operateure auf der Gazellehalbinsel Abweichungen in der Methode haben, in solchen Distrikten, die mir weniger bekannt sind.

Ich will hier noch bemerken, daß die Operation nur dann vorgenommen wird, wenn man nach Entfernung der Skalphaut gewahrt, daß die Schädeldecke vollständig eingedrückt und zerschmettert ist. Ist die Schädeldecke eingedrückt und hängen die einzelnen Knochenstückchen noch zusammen, so enthält man sich weiterer Einmischung; die Hautlappen werden vorsichtig wieder in richtige Lage gebracht, und die Wunde heilt wie gewöhnlich. Solche eingedrückten Schädel sind mir häufig gebracht worden; die Wunde des Schädels war geheilt und bildete eine vertiefte Beule.

Auch auf der ganzen südlichen Hälfte von Neumecklenburg, sowie auf den vorgelagerten Inseln Gerrit Denys und Caens ist die Trepanation bekannt. Bei der nahen Verwandtschaft der Gazellehalbinselstämme mit den Stämmen des südlichen Neumecklenburg darf uns dies nicht wundern. Die Operation wird auch hier von Männern ausgeführt, und soweit ich erfahren konnte, in derselben Weise wie auf der Gazellehalbinsel. Man ist jedoch in der ärztlichen Praxis noch weiter fortgeschritten, indem man dort auch bei gewissen Krankheiten zur Trepanation



1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11

Tafel 8. Keulen. Gazellehalbinsel.

1. mapina kumu; 2. palau bubu; 3. tawa oder talum; 4. aul kubar; 5. tiara; 6. bakul; 7. bau; 8. boroï oder pal a vat; 9. palau; 10. mukmuk; 11. biri birika.

schreitet, um dem Kranken Linderung zu verschaffen, namentlich bei Epilepsie und bei andauernden schweren Kopfschmerzen. In diesen Fällen macht man einen Einschnitt in die Kopfhaut und legt den Stirnknochen bloß. Der letztere wird dann mit einer geschärften Muschel so lange geschabt, bis eine Furche und endlich ein Spalt im Stirnknochen entsteht; die Kopfhaut wird dann wieder darüber gezogen, heilkräftige Kräuter darauf gelegt, und nach kurzer Zeit, etwa zehn Tagen, ist die Wunde wieder zugeheilt. Dies hat nun dazu geführt, daß man die Trepanation des Schädels durch Schaben als ein sicheres Heilmittel gegen verschiedene Krankheiten ansieht, und um ihre Kinder gegen Kopfschmerzen und Epilepsie während ihrer ganzen Lebensdauer zu schützen, unterläßt eine vorsorgliche Mutter nicht, ihren Kindern den Stirnknochen durch Schaben zu öffnen; in einzelnen Distrikten geschieht diese Trepanation nur einmal, in anderen Distrikten dagegen zweimal und dreimal. Ich war vor Jahren geneigt, die durch die Operation entstandenen Narben als „Ziernarben" zu betrachten, obgleich ich mir nicht erklären konnte, wie dadurch eine fühlbare, tiefe Furche in dem Schädelknochen entstand. Vor einigen Jahren wurde ich unweit Kap Santa Maria durch das jämmerliche Geschrei einiger Kinder herangelockt, die mit mehreren Weibern eine Gruppe in dem seichten Gewässer eines kleinen Baches bildeten. Ich war nicht wenig erstaunt, als ich bei meinem Herantreten gewahrte, daß zwei etwa dreijährige Mädchen von mehreren Weibern festgehalten wurden, während die Mütter den bloßgelegten Stirnknochen energisch mit einem scharfen Muschelplättchen abschabten. Das Schaben an und für sich schien den Kleinen nicht gerade große Schmerzen zu bereiten, das Geschrei war wohl mehr ein Protest gegen das gezwungene Stillhalten, denn sobald eine Pause in dem letzteren stattfand, hörte auch das Geschrei auf. Die Operation wurde so lange fortgesetzt, bis ein feiner Spalt sichtbar wurde, etwa 1 Zentimeter lang und $^1/_2$ Millimeter breit; dann spülte man die Wunde mit dem nicht sehr reinen Wasser des Baches ab und legte gequetschte Blätter auf die Wunde; der Verband bestand aus einem Streifen alten Baumwollzeuges. Die operierten Kinder schienen wohl und munter zu sein; beide zogen an der Hand ihrer Mutter nach vollendeter Operation von dannen. Diese Art prophylaktischer Trepanation findet nur bei Kindern statt, und zwar in dem Zeitraum vom zweiten bis zum fünften Lebensjahre. Sterbefälle sollen sehr selten sein. Die Narben sind im

spätteren Leben sehr sichtbar und erstrecken sich von der Mitte der Stirn aufwärts bis zum Haaransatz; wenn zwei oder sogar drei solche Operationen ausgeführt sind, so liegen die Narben in der Regel 2 bis $2^1/_2$ Zentimeter senkrecht nebeneinander, und wenn man mit dem Finger über den operierten Stirnknochen tastet, spürt man sehr deutlich die durch das Schaben entstandenen tiefen Furchen. In den mir zu Gesicht gekommenen Schädeln solcher Eingeborenen war die künstlich herbeigeführte Spaltung des Stirnknochens bereits vollständig verheilt. (Abb. 19.)

Auch bei Knochenbrüchen weiß sich der Eingeborene der Gazellehalbinsel zu helfen. Der tena papait ist in der Regel recht geschickt in der Behandlung von Arm- und Beinbrüchen, die er ordnungsmäßig behandelt. Er fügt die Knochenenden aneinander und legt einige Bambuslatten als Schienen an. Unterarmbrüche und namentlich Brüche des Unterschenkels behandelt er jedoch auch operativ, indem er einen tiefen Schnitt bis zu den gebrochenen Knochen macht und dann die Bruchstellen möglichst offenlegt. Dann schabt er aus einer bestimmten Bambusart einen Splitter zurecht, etwa 6 Zentimeter lang und 1 bis $1^1/_2$ Zentimeter breit; diesen Splitter zwängt er durch die Wunde bis auf den Knochen hinab und zieht die Fleischlappen darüber hin, worauf das gebrochene Glied fest umwickelt wird. Nach zwei Wochen etwa entfernt er dann den Bambussplitter, und die Wunde heilt wie jede andere. Einen Bruch von zwei Brustrippen der rechten Seite habe ich auf diese Weise behandeln sehen, und der Patient genas trotz der Pferdekur in verhältnismäßig kurzer Zeit.

Auf allen Inseln des Archipels ist die Blutentziehung eine beliebte Operation, welche von jedem Eingeborenen ausgeübt wird, als Heilmittel gegen irgendwelche Schmerzen. Der eigentliche Aderlaß ist zwar unbekannt, aber man entzieht dem Körper das Blut durch zahlreiche Einschnitte. Stirn, Rücken und Brust, häufig auch die übrigen Teile des Körpers, sind oft durch die zahlreichen Narben dieser geheilten Einschnitte bedeckt. Mit wahrhaft stoischer Ruhe unterwirft sich ein Melanesier dieser immerhin recht schmerzlichen Operation, da nicht selten 50 bis 100 solcher Einschnitte, $^1/_2$ bis 1 Zentimeter lang und etwa 2 Millimeter tief, gemacht werden; der Abstand der einzelnen Schnitte ist verschieden, beträgt jedoch in der Regel 2 bis 5 Millimeter. Ganz bedeutende Blutquantitäten werden dem Körper dadurch gelegentlich ent-

zogen, und ganze Blutlachen verraten den Ort der Operation. Die Wirksamkeit dieser Blutentziehung wird von keinem Eingeborenen bezweifelt, und bei den geringsten Schmerzen unterwirft er sich derselben mit der größten Geduld. Die Wunden werden, nachdem genügend Blut abgezapft ist, mit gebranntem Korallenkalk eingerieben, manchmal auch mit einer Mischung aus Korallenkalk und gewissen zerstampften Kräutern. Die Heilung erfolgt dann nach wenigen Tagen.

Gegen innere Krankheiten ist dagegen die Zauberei das einzige Mittel und eine Folge davon wiederum, daß auch die notwendigsten Vorsichtsmaßregeln, welche vielleicht im Anfangsstadium der Krankheit zu einem günstigen Verlauf derselben beitragen würden, aufs gröblichste vernachlässigt werden. Hilft das Zaubermittel nicht, so helfen überhaupt keine anderen Mittel. Alljährlich fordern Lungenkrankheiten zahlreiche Opfer, obgleich durch geeignete Pflege manches Leben gerettet werden könnte. In Fällen von Epidemien, wie solche nicht selten sind, ist die Zahl der Todesfälle eine erschreckende; namentlich ist es die Dysenterie, welche unzählige Opfer fordert. Vergebens kann der Weiße dann die schärfsten Maßregeln treffen und Tag und Nacht auf seiner Hut sein, nichtsdestoweniger geht der Patient ein, weil er Sachen ißt, die, an und für sich nicht gerade leicht verdaulich, in diesem Falle unbedingt die Verschlimmerung der Krankheit oder den Tod herbeiführen. Epidemien, wie die Blattern, können, wie wir dies in Kaiser-Wilhelms-Land und teilweise in Neupommern vor Jahren erlebten, ganze Distrikte vollständig dezimieren, und den Eingeborenen ist dies so wohl bekannt, daß man an manchen Orten bei dem Auftreten der ersten Symptome die Kranken tötet, um dadurch eine Weiterverbreitung der Seuche zu verhindern.

Zu den Heilmitteln der Weißen hat der Eingeborene im ganzen nicht viel Vertrauen, es sei denn, daß die verabfolgten Quantitäten groß und in der Wirkung drastisch sind. Glaubersalz, Kastoröl und dergleichen erfreuen sich daher recht großer Beliebtheit, ebenso wie alle Mittel, welche sich durch einen abscheulichen Geschmack auszeichnen. Zu einer tropfenweisen Verabreichung von Medikamenten ist das Vertrauen ein sehr geringes. Dagegen unterwirft sich ein Eingeborener mit der größten Ruhe der schwierigsten und kompliziertesten Operation durch einen weißen Arzt. Zu dem Messer hat er ein unbedingtes Vertrauen,

und häufig ereignet es sich z. B., daß Arbeiter zu ihrem weißen Arbeitgeber mit der Bitte kommen, operativ einzuschreiten gegen Schmerzen irgendwelcher Art. Es ist erstaunlich, mit welcher Geduld und ohne einen Schmerzenslaut auszustoßen oder einen Muskel zu verziehen, die Eingeborenen sich den schmerzhaftesten Operationen unterziehen. In dieser Hinsicht können sie den meisten ihrer weißen Mitmenschen, die schon bei dem bloßen Anblick eines Messers den Mut verlieren, als sehr nachahmenswürdige Beispiele hingestellt werden.

Eine der großen Fragen, die uns bei der Erwerbung von Kolonien beschäftigen muß, ist diejenige, wie weit sich die sanitären Zustände der Eingeborenen mit der Zeit bessern und heben lassen. Die Anstellung von Regierungsärzten in einzelnen Distrikten ist allerdings schon ein großer Fortschritt, jedoch ist damit nur der erste Schritt gemacht zu einer langen Reihe von Maßregeln, die notwendig folgen müssen, wenn wir den Eingeborenen sanitär zu Hilfe kommen wollen. Strenge Erziehung zur Reinlichkeit nicht nur der Person, sondern auch der Wohnungen und deren Umgebung ist vor allem notwendig. Die Wohnungen an und für sich kann man nicht als ungesund erachten, sie sind in den allermeisten Fällen den Verhältnissen der Eingeborenen angepaßt und dürften mit Ausnahme der darin vorhandenen Schlafstellen als zweckentsprechend bezeichnet werden. Wo die bloße Erde, manchmal mit einer einfachen Kokosblattmatte als Unterlage, als Schlafstelle dient, müßte darauf gedrungen werden, daß erhöhte Pritschen, wozu hinreichendes, zweckentsprechendes Material leicht zu beschaffen ist, an die Stelle treten. Die Bekleidungsfrage sehe ich nicht als eine so unbedingt wichtige an und glaube, daß wir mit der Einführung von Baumwollzeugen in Gegenden, wo die Leute früher keine Bekleidung trugen, mehr Unheil angerichtet haben, als wir wohl denken. Einmal wäscht der Eingeborene seine Hüftentücher, oder was er sonst an Kleidungsstücken trägt, selten oder gar nicht, und dieselben strotzen nach kurzer Zeit von Schmutz und Unsauberkeit. Dann trägt er die wenigen Lappen, ob sie trocken sind oder vor Nässe triefen, und es ist augenscheinlich, daß er sich dadurch manche Erkältung und manche Lungenaffektion zuzieht. Aber dies alles kann nur mit der Zeit erreicht werden, und es ist erfreulich zu sehen, daß viele der Pflanzungsarbeiter, welche in ihrem Dienstverhältnis den Nutzen von Reinlichkeit und Ordnung kennen gelernt haben, die ge-

machten Erfahrungen auch nach ihrer Rückkehr in der Heimat weiter verwerten.

Wenn also auch in einzelnen Fällen die ärztliche Kenntnis nicht unbedeutend genannt werden kann, so tritt im großen und ganzen bei Krankheiten, deren Veranlassung nicht offenbar ist, ein wüster Aberglaube zutage, der sich auf verschiedene Weise äußert. Zunächst ist der Aberglaube überall verbreitet, daß, wenn eine Person, welche mehrere Nächte mit einem Kranken in einer Hütte oder in einem Gehöft geschlafen hat, sich nach einer anderen Hütte oder einem anderen Gehöft verfügt und dort schläft, der Zustand des Kranken infolgedessen sich verschlimmert. Dies wird mit dem Worte kubak bezeichnet. Um nun daraus entstehenden Schwierigkeiten zu entgehen, ist es üblich, den Kranken mit einigen seiner Freunde vollständig zu isolieren, um den übrigen Familiengliedern in ihren Bewegungen mehr Freiheit zu lassen. Diese Freunde oder Pfleger des Kranken bedienen denselben nun Tag und Nacht und müssen namentlich nachts bei ihm schlafen. Sollten sie aus irgendeinem Grunde den Kranken verlassen, so fällt sofort auf sie der Verdacht, daß sie an der Verschlimmerung der Krankheit schuld sind, und je häufiger ihre Abwesenheit ist, desto mehr steigert sich das Unwohlsein. Der Kranke wird dann wohl sagen: A kubak (so und so), wodurch er anzeigt, daß der Genannte durch seine Abwesenheit seinen Zustand verschlimmert hat. Die Verwandten des Kranken wenden sich jetzt an den Bezeichneten und suchen ihn zurückzubringen; weigert er sich, so wird dies als übler Wille angesehen, zu dem Zweck, das Befinden des Kranken zu verschlimmern, oder gar dessen Tod herbeizuführen. Dies führt wiederum zu allerlei Feindschaften, die je nach dem Anhang des Betreffenden gefährliche Folgen haben können. Kein anderer Aberglaube hat einen solchen Halt wie der vorgenannte, und in Krankheitsfällen ist es fast unmöglich, einen Bewohner des Gehöftes, worin der Kranke sich befindet, zu bewegen, das Gehöft während der Nacht zu verlassen.

Stirbt ein Kranker, dann ist ein jeder der festen Überzeugung, daß dies die Folge einer Zauberei ist, und obgleich die Zauberer einen recht großen Respekt genießen, so kann es doch vorkommen, namentlich wenn der Verstorbene ein Mann von Ansehen mit einem großen Anhang war, daß man den Respekt verliert und dem Zauberer aufs Fell zieht. Dieser muß sich nun, so gut wie er eben vermag, aus der üblen Lage

herausziehen, gewöhnlich dadurch, daß er an die Verwandtschaft und an das Gefolge des Verstorbenen Tabu zahlt. Gelingt es ihm jedoch, sich in den Augen der Leute rein zu waschen, so schreitet man zu anderen Mitteln. Dem Toten werden nun einige Bart- oder Kopfhaare, ein Stück des Ohres oder der Finger usw. abgeschnitten, und ein in diese Art der Zauberei Eingeweihter murmelt darüber seine Zauberformeln, die verschiedenen Geister anrufend, den Übeltäter zu bestrafen. Diese Zauberei, kom oder komkom genannt, verfehlt nie ihren Zweck, und stirbt bald darauf jemand, so glaubt man, dies sei die Folge des kom, und der Verstorbene habe den Tod des Kranken durch Zauberei herbeigeführt.

Das kom wird ebenfalls verwendet, um Hühnerdiebstahl zu verhindern. Man schneidet den Hühnern einen kleinen Teil der Krallen ab, spricht darüber eine Zauberformel und begräbt die Teile in der Erde. Wenn einer diese bezauberten Hühner stiehlt, dann wird er ganz bestimmt krank oder er stirbt.

Auf der Nordküste der Gazellehalbinsel besteht ein häufig angewendeter Zauber darin, daß ein Übelwollender einen Stein über das Haus eines Kranken schleudert und dabei eine bestimmte Zauberformel hersagt. Dies soll den Tod des Kranken herbeiführen und ist eine Veranlassung zu zahlreichen Streitigkeiten. Das Verfahren ist als varlili atanai bekannt und wird in den Ingietverbindungen gelehrt.

In der Regel ist es für die Wirksamkeit des Zaubermittels nötig, daß dasselbe einen Gegenstand enthält, der einen Teil des zu Bezaubernden ausmacht, z. B. seine Haare, ein Stück seiner Kleidung, oder zu ihm in irgendeiner Beziehung steht, z. B. seine Exkremente, seine Speiseabfälle, sein Speichel, seine Fußspuren usw. Alle solche Gegenstände können als panait verwendet werden, d. h. als Medium für einen papait oder Zauber, bestehend in einer Inkantation oder Hermurmeln einer gewissen Formel zusammen mit dem In-die-Luft-blasen des in der Hand gehaltenen gebrannten Kalkes. Es ist daher selbstredend, daß der Eingeborene alle solche Gegenstände nach Kräften beseitigt. So beruht die in den Gehöften übliche Reinlichkeit, darin bestehend, daß der Erdboden täglich sorgfältig gefegt wird, durchaus nicht auf dem Bedürfnis nach Sauberkeit und Reinlichkeit, sondern lediglich auf dem Bestreben, alles zu entfernen, was einem Übelwollenden als Zaubermittel dienen kann. Ebenso sorgfältig verbirgt oder verbrennt ein Eingeborener seine

abrasierten Kopfhaare, oder wischt den ausgeworfenen Betelnußspeichel von dem Boden auf.

Ein anderer weit verbreiteter Aberglaube ist der, daß gewisse Vögel die Eigenschaft besitzen, den Tod eines Menschen voraus zu verkünden. Schreit ein solcher Todesbote in der Nähe einer Hütte, dann wird er eilends durch Steinwürfe und durch Geschrei vertrieben. Dieselbe Vorbedeutung haben auch die Sternschnuppen, die nach der Meinung der Eingeborenen Geister sind, welche zur Erde niederfahren, um einen Mann, den sie sich erkoren, zu holen.

Bei epidemischen Krankheiten, welche viele Opfer fordern, ist es nicht selten, daß alt und jung sich abends mit brennenden Kokosblättern und Reisern bewaffnen und dann tobend und lärmend durch das ganze Dorf streifen und um dasselbe herum, in der Meinung, dadurch die bösen Geister, welche die Krankheit hervorbringen, zu vertreiben. Wenn auch wohl dadurch die Seuche selten gebannt wird, so bietet eine solche Geisteraustreibung dem Beschauer eines jener vielen unvergeßlichen, schauerlich schönen Bilder, woran der Archipel so reich ist. Die im tiefen Dunkel liegende Landschaft erhellt sich plötzlich durch einzelne Fackeln, die zwischen den Büschen einherhuschen; schnell gesellen sich zu ihnen zahlreiche weitere hellauflodernde Fackeln, in deren Schein sich die Hütten und Laubpartien spiegeln, und die gleichzeitig die sich wie toll gebärdenden Eingeborenen beleuchten, die in wilden Sprüngen, ihre Fackeln und Reiser schwingend, sich durch das Gebüsch und über die Dorfplätze bewegen, so laut wie möglich schreiend und gestikulierend.

Sonst schützt sich der Eingeborene gegen Zauberei und Krankheit durch bezauberte Fäden, entweder ganz einfache Schnüre oder solche, die an den Enden durch Tabuschnecken oder Peleblättchen ornamentiert sind. Diese Fäden, kunubu genannt, sind von einem Zauberer mit Kalk überblasen und durch Zauberformeln heilkräftig gemacht. Sie werden getragen, nicht nur um eine Krankheit zu verhindern, sondern auch um eine solche zu heilen. Im ersteren Falle trägt man sie um den Hals, in anderen Fällen bindet man sie um den kranken Körperteil. Es gibt davon verschiedene Arten; die wichtigsten und angesehensten sind die kunibu na ingiet, von der Ingietverbindung ausgegeben, und die kunibu talisabu, welche in besonderer Form um das Fußgelenk geknotet werden.

Man sollte nun annehmen, daß der Eingeborene, wo ihm Gelegenheit geboten ist, gern die Dienste eines weißen Arztes annehmen würde. Dies ist jedoch nicht der Fall. Ein weißer Arzt, mag er noch so tüchtig sein, imponiert einem Eingeborenen durchaus nicht. Die Ansichten des letzteren darüber, was der Gesundheit zuträglich ist und was nicht, sind sehr weit verschieden von denen des Weißen. Ein Abführungsmittel, ein Wundpflaster oder eine Salbe, dafür ist er zugänglich, aber gegen Operationen irgendwelcher Art verhält er sich skeptisch. Amputiert der Arzt ihm das Bein oder den Arm, um dadurch sein Leben zu retten, so kann er sicher sein, daß die Verwandtschaft des Amputierten diesen Liebesdienst ganz anders deutet, und wenn sie nur könnte, dem Arzte alle möglichen Unannehmlichkeiten bereiten würde. Wenn's absolut nicht anders geht, so lassen sie sich wohl von dem weißen Arzte behandeln, aber ein besonderes Vertrauen schenken sie ihm nicht, sondern bedienen sich daneben ihrer Zaubermittel, soweit ihnen dieselben zugänglich sind.

* * *

Recht häufig findet man die Ansicht vertreten, daß der Eingeborene ein in den Tag hineinlebendes Wesen ist, ohne Sorgen irgendwelcher Art. Dies ist eine sehr irrige Ansicht, denn in der Tat führt der Eingeborene ein von allerlei Sorgen geplagtes Dasein. Zu den größten Plagen seines Lebens gehört sein bodenloser Aberglaube. Er sieht sich auf Schritt und Tritt von bösen Geistern und deren Einflüssen umgeben. Er traut keinem, denn wer weiß, ob nicht sein nächster Nachbar, sein angeblich bester Freund ihm durch Zaubermittel Widerwärtigkeiten, Krankheiten und sogar den Tod anzuzaubern versucht. Überall erblickt er Fallen, die man ihm gestellt hat, überall wittert er Verrat und Hinterlist. Es darf uns daher nicht wundern, wenn Mißtrauen ein Hauptzug in dem Charakter der Eingeborenen, nicht nur der Neupommern, sondern der Melanesier überhaupt ist. Ich möchte behaupten, daß aus diesen Gründen es einem Europäer viel leichter wird, das Vertrauen eines Eingeborenen zu gewinnen, als einem aus einem entfernten Distrikt zugezogenen Landsmanne. Der Eingeborene betrachtet allerdings den Weißen als ein Wesen, das ihm in vielen Sachen weit überlegen ist; die vielen bösen Geister und die unheilbringende Zauberei, die den Eingeborenen auf allen Seiten umgeben, haben nachweisbar keinen Einfluß

auf den Europäer; dafür ist er ein Weißer, aus einem Lande, wo es andere Geister und andere Zaubermittel gibt, über den die lokalen Geister und Zauberer keine Macht besitzen. Ihnen zu sagen, daß weder Geister noch Zauberer den Eingeborenen etwas anhaben können, das heißt tauben Ohren predigen, der Hintergedanke ist stets: du hast gut reden, wir wissen dies alles besser. Solange alles gut geht, ist die Sache sehr schön, in der Regel gilt dies als das Resultat einer Zauberei oder dergleichen; tritt aber die geringste Widerwärtigkeit, der geringste Mißerfolg ein, so ist dies unzweifelhaft dem Einflusse eines Übelgesinnten zuzuschreiben, sei derselbe nun Geist oder Mensch. So erklärte vor kurzem mein Schießjunge, der für mich auf Taubenjagd geht, mit einem gewissen Eingeborenen würde er nicht wieder zusammen auf Jagd gehen, denn wenn er mit demselben zusammen sei, verfehle er sehr häufig die Taube, auf die er ziele, während, wenn er allein ginge, nur selten ein Fehlschuß vorkomme. Der Begleiter hatte nach der Meinung des Schießjungen irgendeinen Zauber angewendet, damit er fehlschieße. So wie hier urteilt der Eingeborene überhaupt, mag die Sache nun aus natürlichen Gründen noch so leicht zu erklären sein. Für Vernunftgründe ist der Eingeborene ein für allemal nicht zugänglich, sein einziger Grund ist und bleibt Zauberei von seiten Bösgesinnter oder Einfluß böser Geister. Ich habe manchmal mit großem Vergnügen den Erzählungen der Eingeborenen gelauscht, wenn sie erzählten, wie sie in früheren Zeiten gegen mich und meine Frau das allerschwerste Geschütz an Zauberei ins Gefecht geführt hätten, manchmal unter großem Kostenaufwand und mit besonderer Mühe, aber immer vergebens. Daß die Zauberei keinen Erfolg hatte, lag eben daran, daß eingeborener Zauber auf Weiße keinen Einfluß hat, aber nichtsdestoweniger blieb man fest im Glauben an den Erfolg Eingeborenen gegenüber.

Eines der beliebtesten und einfachsten Zaubermittel ist das Malira. Dasselbe besteht größtenteils aus Gegenständen aus dem Pflanzenreich, Blättern, Früchten, Wurzeln, Harzen, Pflanzensäften und dergleichen, die in verschiedenen Zusammensetzungen, bald trocken, bald frisch, bald in gepulverter oder zerriebener Form, bald durch Einreibung dem zu Bezaubernden heimlich verabfolgt werden. Gewöhnlich sucht man sie mit dem Essen der zu bezaubernden Person zu vermischen, oder mit dem Kalkpulver, das derselbe beim Betelkauen gebraucht, manchmal genügt

es, wenn der Betreffende mit dem Malira einfach berührt wird. Die Zusammensetzung dieser Mittel ist nun eine sehr große und mannigfache; neue Mittel werden fortwährend in Zirkulation gesetzt und sollen nach der Meinung der Leute von Geistern inspiriert sein. Ein neues Malira wird von dem Erfinder an andere abgegeben, und diese müssen selbstverständlich für die Gefälligkeit Zahlung leisten. Je nach dem Ruf eines Malira ist der Preis ein verschiedener, entsprechend sowohl dem durch dasselbe zu erreichenden Ziele, als auch der Wirksamkeit des Mittels. Malira von Ruf ist daher eine gute Einnahmequelle für den Erfinder. Die Zaubermittel werden nun für die verschiedensten Zwecke verwendet; man glaubt dadurch Liebe erwecken zu können, oder Frauen zu bewegen, unzüchtigen Anträgen Gehör zu geben; ferner glaubt man besondere Krankheiten dadurch herbeizuführen oder die Heilung einer Krankheit zu verhindern und manches andere. Die Zaubermittel, welche Liebe erwecken, erfreuen sich einer besonderen Nachfrage. Obgleich das Malira an und für sich harmloser Natur ist, so glaubt der Eingeborene dennoch sicher an dessen vorzügliche Wirkungen. Treten dieselben nicht ein, dann ist immer ein Grund zu finden, warum die Wirkung nicht erreicht wurde, und man versucht andere Malira.

Mit dem Malira darf das Tarin oder Taring nicht verwechselt werden. Dies letztere ist Gift und wird als solches gebraucht, um den Tod herbeizuführen. Nun gibt es allerdings verschiedene Arten Taring, die wohl nichts anderes sind als Malira oder Zaubermittel, aber der Eingeborene unterscheidet scharf die beiden Mittel. Das Taring ist ebenfalls ein tiefes Geheimnis, obgleich es auch einige Mittel gibt, die der großen Mehrzahl bekannt sind. Ich habe eine Anzahl solcher Gifte dadurch auf ihren Wert geprüft, daß ich sie Tieren in ihrem Futter gab. Einzelne derselben sind zweifellos tödlich, andere bringen langwierige, oft tödliche Krankheiten hervor. Ein gewisses Taring wird dadurch gewonnen, daß man einzelne Teile von Fischen, die als giftig bekannt sind, trocknet und mit gebranntem Kalk verreibt; einige andere Mittel sind eingetrocknete Pflanzensäfte, die wie bei dem Malira präpariert werden. Ein Mittel, das schleichendes, langwährendes Siechtum herbeiführt, sind die stacheligen, feinen Härchen der jungen Bambusschößlinge; dieselben werden von der Pflanze abgeschabt und mit dem Essen ver-

mischt; sie dringen in die Magenwandungen ein und verursachen schmerzhafte Beschwerden, manchmal den Tod.

Die Zaubermittel, welche unter dem Namen Malira gehen, werden größtenteils gegen Weiber angewendet. Es gibt aber außerdem eine sehr große Anzahl von Mitteln, welche die Männer unter sich gebrauchen und die unter den Gesamtnamen Pepe fallen. Durch Pepe kann nun allerdings ein Mann einen Zauber auf den anderen ausüben, um denselben dadurch zu schädigen. Weit häufiger jedoch wird das Pepe verwendet, um von den Geistern inspiriert zu werden. Pepe wie Malira sind beides Mittel, welche von den Geistern den Menschen mitgeteilt werden.

Die Herstellung des Pepe ist ein Geheimnis bestimmter Eingeborenen, denen dasselbe von Geistern mitgeteilt worden. Es besteht aus Pflanzenteilen, welche zerstampft werden und mit Betelnuß und Kalk zusammen zu kleinen, in Betelpfefferblättern eingehüllten Paketchen geformt werden. Diese Päckchen legt man am Fuße desjenigen Baumes nieder, der von dem betreffenden Geiste als Wohnsitz auserwählt ist. Es gibt nun eine große Anzahl von Pepegeistern mit verschiedenen Namen. Man denkt sich dieselben in Tiergestalt, aber mit dem Kopf eines Menschen; der Körper hat die Gestalt eines Fisches oder eines Vogels oder einer Eidechse usw. Jeder dieser Geister bevorzugt einen ganz bestimmten Baum, und jeder verleiht dem Pepe die Fähigkeit, demjenigen, welcher das Pepe zu sich nimmt, eine bestimmte Offenbarung zu machen, z. B. wie man sich bei bestimmten Tänzen schmücken soll, welche Haarfrisur oder Körperbemalung verwendet werden soll, wie die aus bunten Blättern hergestellten Sträuße angeordnet werden, die man bei Tänzen verwendet, wie man den konischen Hut des Duk-Duk verziert, wie man das Häuschen bei den vuvue-Festlichkeiten schmückt usw. Die Prozedur ist im allgemeinen wie folgt. Der betreffende Besitzer des Pepe richtet die obenerwähnten Bündelchen her und ladet nun Teilnehmer ein, die unter dem Baume kleine Hütten oder Schutzdächer bauen. Ein jeder Teilnehmer erhält gegen Zahlung ein Päckchen, und wenn alle verteilt sind, wird das Ganze gegessen. Die Wirkung ist zunächst ein Zustand, der einem Rausche ähnlich sieht, worauf bald ein tiefer Schlaf folgt. Die Schlafenden legt oder geleitet man zu den kleinen Hütten. Hier werden sie nun von den Geistern inspiriert, und man erwartet, daß die

Inſpiration ſogleich nach der erſten Doſis eintreten ſoll; iſt dies nicht der Fall, dann wird die Prozedur ſo lange wiederholt, bis die Inſpiration im Traume erfolgt. Der Inſpirierte teilt dann dem Beſitzer des Pepe die Eingebung des Geiſtes mit, und dieſer verkauft die Offenbarung an andere für eine beſtimmte Summe, von der der Inſpirierte einen kleinen Teil erhält.

Vor einigen Jahren habe ich die Wirkſamkeit eines beſtimmten Pepe an mir ſelber probiert. Die Miſchung war den Delikateſſen nicht beizuordnen, ſie ſchmeckte ſcharf und aromatiſch, und ich fiel bald, nachdem ein ſchwindelndes Gefühl eingetreten war, in einen tiefen Schlaf. Soweit hatte das Pepe ſeine Wirkung bewährt, aber die Inſpiration, die in dieſem Falle die Zuſammenſtellung eines Haarſchmuckes aus Federn verraten ſollte, trat nicht ein, dagegen aber nach dem Erwachen das Gefühl eines mächtigen Katers, mit dem wahrſcheinlich inſpirierten Entſchluß, niemals wieder die Kraft des Pepe zu erproben. Der Genuß von Arekanuß mit Betelpfeffer und Kalk kann nun allerdings bei Menſchen, die nicht gewohnt ſind, dies Reizmittel zu gebrauchen, ähnliche Erſcheinungen hervorrufen. Da jedoch alle Eingeborenen ſtarke Betelkauer ſind, ſo müſſen die Zutaten eine ſtarke narkotiſche Wirkung haben, um auch bei ihnen den feſten Schlaf herbeizuführen.

Die Geiſter, welche die Pepeinſpiration herbeiführen, wohnen ausſchließlich auf Bäumen, und zwar hat jeder einzelne Geiſt einen beſonderen Baum, den man als ſeine Wohnung anſieht. In der Regel ſind auch einzelne Teile dieſer Bäume, Blüten, Früchte, Saft, Rinde, Wurzeln oder Blätter mehr oder weniger zauberkräftig und finden bei der Herſtellung des Pepe in irgendeiner Form ihre Verwendung.

* * *

Kurze Fehden und lange Kriege gehören auf der Gazellehalbinſel wie in dem ganzen Bismarckarchipel zur Tagesordnung. In früheren Zeiten noch mehr wie jetzt, denn der Einfluß der Anſiedler und der Kaiſerlichen Verwaltung beginnt glücklicherweiſe hie und da einen Wandel zum Beſſeren zu ſchaffen. Wo jedoch dieſer Einfluß nicht vorhanden iſt, da genügt der geringfügigſte Grund, um die Eingeborenen zu den Waffen greifen zu laſſen. Glücklicherweiſe ſind dieſe Kriege, obgleich mit großem Lärm in Szene geſetzt, nicht ſehr blutig.

Einige wenige Tote auf beiden Seiten genügen, um Friedensverhandlungen anzubahnen, und benachbarte Freunde sind stets geneigt, als Vermittler aufzutreten, denn als solche haben sie von beiden Parteien besondere Einnahmen und Sporteln, die recht annehmbar sind. Obgleich nun diese Kriege manche Nachteile für die Parteien zur Folge haben, so bin ich doch nach langjähriger Beobachtung zu der Überzeugung gekommen, daß es falsch ist, wenn man in ihnen den Grund zu der Abnahme der Bevölkerung sieht. Leugnen läßt sich allerdings nicht, daß in der Regel die getöteten Feinde Männer im besten Lebensalter sind, aber anderseits glaube ich, daß der Krieg der Eingeborenen anregend auf dieselben wirkt, ihre geistigen Kräfte schärft und auch die physischen Eigenschaften entwickelt. Ohne Krieg und Fehde erschlafft ein Naturvolk, wird geistig wie körperlich indolent und verschwindet im Laufe der Zeit von der Bildfläche. Wir sehen dies vielfach auf den kleinen Inseln des Stillen Ozeanes, wo die Natur der Bevölkerung reichliche Unterhaltsmittel gewährt, die ohne sonderliche körperliche Anstrengung zu erlangen sind. Auf allen diesen Inseln, wo weder Krieg noch Arbeit die Anspannung der geistigen und physischen Kräfte erfordern, geht die Bevölkerung zurück, trotz anscheinender kräftiger Konstitution. Wenn wir daher den Eingeborenen die Kriegführung verbieten, müssen wir darauf bedacht sein, ihnen ein anderes Anregungsmittel zu geben, und ein solches ist die Arbeit. Wenn die Bevölkerung des Archipels zu einer täglichen, regelmäßigen Arbeit angehalten werden könnte, dann würden die weiten unkultivierten Flächen, die jetzt überall zu finden sind, bald verschwinden, und eine kräftigere und gesündere Bevölkerung würde allmählich heranwachsen. Aus eigener Initiative wird jedoch wohl nie ein Eingeborener zur regelmäßigen Arbeit greifen, und es ist die Pflicht der Regierung, der Missionen wie der Ansiedler, durch einen gelinden Druck die Eingeborenen zur Arbeit anzuhalten, um aus ihnen nützliche Mitglieder des Gemeinwesens zu machen.

Doch wieder zurück zu den Kriegen der Gazellehalbinsel. Die Veranlassungen, welche einen casus belli bilden, sind jedem bekannt, am häufigsten sind die Weiber der Anlaß. Der Anhang des Beleidigers beeilt sich sofort, der beleidigten Partei die für den bestimmten Fall übliche Quantität an Tabu durch eine neutrale Partei zuzustellen, und die Annahme desselben verhindert den Ausbruch der Feindseligkeiten. Um aber

auf jeden Fall vorbereitet zu sein, macht man sich kriegsbereit, stellt Posten aus, um einen etwaigen Überfall zu vereiteln, schickt die Taburollen mit den Weibern zu befreundeten Eingeborenen der Nachbarschaft oder verbirgt, wenn Gefahr im Verzuge sein sollte, den Schatz an vorher bestimmten Plätzen im Walde. Die schwächere Partei räumt auch wohl ihre Wohnplätze und begibt sich nach dem kamare oder Kampfplatz, in der Regel ein offenes Grasfeld, von wo aus man die Annäherung des Feindes beobachten kann.

Wird das angebotene Sühnegeld nicht angenommen, so beginnt der eigentliche Krieg, winarubu oder winarua. Die Parteien stehen sich nun gegenüber, hüten sich jedoch recht sehr, handgemein zu werden. Es werden Scheinangriffe gemacht, jede Partei verhöhnt die andere, und nachdem dies eine Zeitlang angehalten hat, namentlich bei hereinbrechender Dunkelheit, zieht sich der ganze Haufe zurück, denn die Nacht ist keines Menschen Freund, und es schläft sich besser in der Hütte als auf dem weiten Kampffeld. Am folgenden Tage geht die Geschichte wieder los und dauert nun so lange, bis die Vermittler mit der beleidigten Partei über eine bestimmte Sühnezahlung einig sind und diese erlegt ist.

Komplizierter wird der Fall, wenn einige besonders große Helden aus dem Hinterhalt einen der Gegenpartei töten. Dies kann nur durch Blutrache gesühnt werden, und die Anzahl der Gefallenen muß auf beiden Seiten eine gleiche sein, ehe man an eine friedliche Lösung denken kann. Bei einer solchen zahlt jede Partei der anderen ein bestimmtes Sühnegeld für die Erschlagenen, sowie eine Sühne für die ursprüngliche Beleidigung, und die Sache ist damit erledigt.

Gelingt es in solchen Fehden der einen oder der anderen Partei, einen Mann von Bedeutung, einen a gala oder luluai oder dergleichen zu töten, dann ist die Sache noch komplizierter, denn sein Tod kann nur dadurch gerächt werden, daß man einen Widersacher gleichen Ranges tötet. Die Anhänger des Getöteten binden unter Hermurmeln von Zauberformeln kleine Stückchen Tabu an ihre Kriegsspeere und begeben sich dann nach dem kamare. Hier tritt ein besonders tapferer luluai aus den Reihen, tanzt und gestikuliert angesichts des Feindes und schleudert einen Stein auf sie ab oder wirft den tabuumwickelten Speer, a rumu na tutuluai. Dies ist eine Herausforderung, welche bedeutet, daß der Krieg nicht beendet werden kann, ehe Blutrache stattgefunden hat.

Die getöteten Feinde werden, wenn es gelingt, den Körper fortzubringen, von den Siegern verspeist, und der Erlös an Tabu fällt dem siegreichen Helden zu, dem für jede Portion ein bestimmtes Quantum an Tabu gezahlt wird.

Sehr langgezogene Kriege werden beim Friedensschlusse mit großen Festlichkeiten beendet, und die Diplomaten, welche den Frieden eingeleitet und zum Abschluß gebracht haben, heimsen von beiden Parteien den Lohn ein, der um so wohlverdienter ist, als sie nicht selten bei ihren Bestrebungen ihre Haut zu Markte tragen. In früheren Jahren habe ich häufig in meiner Nachbarschaft die Rolle des Vermittlers übernehmen müssen und darf mich rühmen, daß ich mehr „ewige Frieden" abgeschlossen habe, als die meisten Diplomaten der zivilisierten Welt. Einer dieser Friedensschlüsse ist mir besonders im Gedächtnis geblieben, weil, nachdem alle Präliminarien eingeleitet und die zu zahlenden Abfindungssummen für jeden einzelnen Gefallenen nach langem Feilschen bestimmt worden, ein eigensinniger alter a gala darauf bestand, daß ihm noch drei Hüftentücher, etwa 5 Meter Baumwollenzeug und 50 Stangen Tabak, etwa 1 Kilo an Gewicht, von der Gegenpartei eingehändigt würden. Diese exorbitante Forderung erregte allgemeine Entrüstung, und da ich meine stundenlangen Bemühungen nicht fruchtlos zu sehen wünschte, mußte ich einen Eilboten nach meiner Wohnung schicken, um das Gewünschte herbeizuholen. Der Erfolg war dann auch in jeder Weise befriedigend, obgleich ich durch das mir gemachte Geschenk, bestehend aus zwei der magersten Hühner, die man auftreiben konnte, nicht recht auf meine Kosten kam. Bei einer anderen Gelegenheit wäre es mir fast an den Kragen gegangen. Irgendwelche Formalität war nicht erfüllt worden, und ungerechterweise betrachtete man mich als die Veranlassung. Die Folge davon war, daß ich, als ich, von meiner Frau begleitet, an Ort und Stelle ankam, einen feindlichen Empfang erhielt und mich schleunigst zurückziehen mußte. Nur meine genaue Kenntnis der Eingeborenenpfade rettete damals unser Leben, immerhin war aber ein Dauerlauf von etwa 5 Kilometer über Grasebenen und durch tiefe Schluchten, ab und an umpfiffen von den Kugeln der mit Gewehren bewaffneten Verfolger, keine Annehmlichkeit. Eine Genugtuung wird es mir jedoch immer bleiben, daß vier Jahre nach meiner Ansiedlung die Stämme in meiner Nachbarschaft infolge meiner Vermittlung und trotz früherer lang

dauernden Fehden einen festen Frieden unter sich geschlossen hatten, der bis zum heutigen Tage nicht unterbrochen worden ist, obgleich es nicht an Gelegenheiten fehlte, da entferntere Stämme es oft versuchten, sie in ihre Kriege und Stammesunruhen zu verwickeln.

Ich komme nun zu der Beschreibung der Waffen, deren sich die Nordostbewohner der Gazellehalbinsel bedienen.

Als Fernwaffe kommt zunächst die Schleuder, wajen, in Betracht und der durch dieselbe geworfene Schleuderstein, lika. Die Schleuder besteht aus einem Polster von mehrfach zusammengefalteten Pandanusblättern und zwei Schnüren von etwa je 1,25 Meter Länge. Das Polster ist an beiden Enden zusammengeschnürt und erhält dadurch die Form einer länglichen, flachen Schale zu Aufnahme des Steines. Durch die beiden zusammengeschnürten Enden sind die Schnüre gezogen, von denen die eine in eine Schlinge oder Öse endet, die man bei dem Gebrauch über den Mittelfinger streift; die andere Schnur endet in einen mehrfachen Knoten, der zwischen Daumen und Zeigefinger festgehalten wird. Beim Gebrauch hält der Schleuderer die beiden Schnüre in der beschriebenen Weise in der rechten Hand rückwärts über der rechten Schulter. Die linke Hand mit dem ausgestreckten Arm hält den Schleuderstein in dem Polster fest und spannt gleichzeitig die beiden Schnüre an. Mit einem plötzlichen Ruck, während die linke Hand losläßt, schwingt nun die rechte Hand die Schleuder horizontal mehrmals über den Kopf im Kreise, läßt dann den zwischen Daumen und Zeigefinger gehaltenen Knoten plötzlich los, und der Stein fliegt mit großer Gewalt aus der Schleuder. Heute ist diese Waffe fast in Vergessenheit geraten, die jüngere Generation hat nicht im entferntesten die Übung und Treffsicherheit, wie man sie in früheren Jahren antraf. Ich habe alte Leute gekannt, welche selten ihr Ziel verfehlten und auf 80 oder 100 Schritte mit dem Schleuderstein einem Feinde die Knochen zerbrachen oder den Schädel zerschmetterten. Zur Handhabung der Schleuder ist ein freies, offenes Feld notwendig, wie sich solches auf den weiten Grasebenen der Gazellehalbinsel bietet. Im dichten Walde ist die Schleuder nutzlos, und hier kommen dann andere Waffen in Gebrauch, nämlich der Speer, rumu, und die Keule, ram.

Speere sind in verschiedener Form vorhanden, aber wenn sie als Waffen im Kriege Verwendung finden sollen, müssen sie erst durch ein

Tafel 9. **Laſten tragende Bainingweiber.**

besonderes Zaubermittel, Malira, geweiht werden. Diese Mittel zur Bezauberung der Speere werden kulit genannt. Früher bewahrte man alle Kriegsspeere in einem besonderen Malirahaus auf, von wo sie nach Bedarf hervorgeholt wurden, wobei dann das bestimmte Zaubermittel zum Einreiben der Speere verwendet wurde unter Hermurmeln der Zauberformel, was zusammen dem Speere tödliche Wirkung verleihen sollte.

Der gebräuchlichste Kampfspeer ist der vulu, ein langer dünner Speer mit einer langgezogenen scharfen Spitze und einem sich allmählich verjüngenden Hinterende. Unterhalb der Spitze ist stets ein Stück Rindenzeug um den Speer gelegt und mit Kalk weiß bemalt. Im Kriege muß dieser Speer stets mit der rechten Hand angefaßt und mit dieser geworfen werden, in der linken Hand gehalten verliert er seine tödlichen Eigenschaften.

Daneben gibt es eine große Anzahl anderer Formen, von denen zunächst die mit bunten Federn ornamentierten unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Ulang, oder mit dem Artikel a ulang, ist ein gewöhnlicher Kampfspeer, der am hinteren Ende mit einem sehr zierlichen konischen Federschmuck aus bunten Papageienfedern geschmückt ist. Dieser Speer wird zwar auch im Krieg gebraucht, findet jedoch mehr Verwendung als Geschenk an Festteilnehmer, denen dadurch eine Auszeichnung erwiesen wird. Der pulpulu ist ein Federspeer einfacherer Art; am hinteren Speerende sind einige lange Hahnenfedern und wenige Papageienfedern angebracht, und davor ist das Holzende des Speeres mit einem trockenen Blatt der Fächerpalme umwickelt; der vivinegap ist am äußersten Ende ebenso geschmückt wie der pulpulu, darüber ist ein Teil des Schaftes mit kurzen Federn umwickelt, und zwei Reihen gelber Papageienfedern stehen sich gegenüber, jede Feder ein wenig schräg nach hinten gerichtet.

Außer diesen Federspeeren sind die mit einem Knochen am hinteren Ende verzierten Speere bemerkenswert. Sie sind unter dem Namen lauka bekannt. Auch diese Speere dienen in der Regel als Geschenk für Festteilnehmer. Mitunter ist der Knochen durch eine Holzimitation ersetzt, welche kavar tukau genannt wird. Die Knochen auf den gewöhnlichen lauka sind fast stets die Beinknochen des Kasuares. Menschliche Knochen werden jedoch zuweilen auch verwendet, und der mit einem solchen ornamentierte Speer wird pal a kaluka genannt.

Mit diesem hat es eine eigene Bewandtnis. Wird nämlich ein Eingeborener getötet, so sucht sich die Verwandtschaft in den Besitz des Schienbeinknochens des Ermordeten zu setzen. Dieser Knochen wird dann zur Ornamentierung des pal a kaluka verwendet und bleibt dort so lange, bis der Speer den Tod des Mörders herbeigeführt hat, oder bis er den vielleicht von einem anderen Eingeborenen Getöteten mehrmals durchbohrt hat. Diese Art Speere sind demgemäß in Sammlungen sehr selten, wogegen die pal a lauka mit dem Kasuarknochen häufig genug sind.

Der Speer ist in der Hand eines Eingeborenen in geringer Entfernung stets eine sehr gefährliche Waffe, denn lange Übung läßt ihn denselben mit großer Genauigkeit und großer Kraft werfen, so daß häufig der Körper vollständig durchbohrt wird. Aber auch diese Fertigkeit geht allmählich verloren, und in weiteren zehn Jahren wird der Speer eine völlig harmlose Waffe sein.

Für den Nahekampf dient die Keule, und von derselben gibt es eine ganze Anzahl von Formen mit verschiedenen Bezeichnungen. Viele derselben sind im Laufe der Jahre so selten geworden, daß heute ältere Leute das junge Volk zu mir bringen, um denselben die in meiner Sammlung aufbewahrten alten Stücke zu zeigen und ihre Bedeutung zu erklären. Dabei ist mir dann manche wertvolle Mitteilung und Aufklärung gemacht worden.

Ich bin allmählich zu der Überzeugung gekommen, daß man die sämtlichen Keulen in zwei große Hauptgruppen einteilen kann: solche, die seit undenklicher Zeit heimisch gewesen sind, die jedermann anzufertigen verstand und die man infolgedessen nicht mit Zauberei und Aberglauben in Verbindung brachte; diese Keulen dienten und dienen heute noch als Waffen zum Angriff wie zur Verteidigung; außerdem gibt es jedoch eine Anzahl von Keulen, welche, aus entfernten Distrikten eingeführt, ihrer Seltenheit und ihrer absonderlichen Form wegen Aufsehen erregten und daher in Verbindung mit Zauberei gebracht wurden.

Zu den ersteren gehören die Keulen, welche unter dem Namen bakul oder pakul, palau bubo, biri birika, lalam kutu, gelewa und kulai bekannt sind. Ihre Form ist auf Tafel 8 leicht erkenntlich.

Zu der zweiten Serie gehören die Keulen palau, tawa oder talum, tiara oder mapina kumu, mukmuk, bau, aul kubar und duk duk kavivi.

Palau besteht aus einem am unteren Ende verdickten Stab mit einem darauf gestülpten durchbohrten Steinknauf. Diese Keule ist ursprünglich aus Baining importiert, worauf dann nach und nach die Anfertigung der Steinknäufe durch Bainingsklaven in den Distrikten am Varzin bekannt wurde. Hier habe ich vor Jahren die Anfertigung der Steinknäufe beobachten können, und die Methode stimmt genau überein mit der heute noch in Baining angewendeten.

Tava oder talum war am Varzinberg in einzelnen Exemplaren vorhanden und ist nach Aussage der dortigen Bewohner von den Taulil dorthin gekommen. Die Keule hat in der Form große Ähnlichkeit mit ebensolchen Waffen aus der Gegend der Sulka, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie ursprünglich von dort aus von den benachbarten Gaktai oder Südbaining weiter nach Norden verschleppt wurde.

Tiara oder nach dem damit verbundenen Zaubermittel auch wohl mapina kumu genannt, ist aus der Gegend von Kap Strauch auf der Westküste von Neumecklenburg eingeführt. Die Keule wurde selbst von den Eingeborenen als etwas Seltenes und Außergewöhnliches angesehen.

Mukmuk ist eine Keule mit angeschnitztem konischen oberen wie unteren Endstück. Sie ist nachweisbar aus dem südlichen Neumecklenburg, wo sie noch häufig ist, nach dem jenseitigen Ufer des Sankt-Georgs-Kanales importiert worden, von wo sie dann namentlich in dortigen Nachbardistrikten Aufnahme fand.

Bau ist eine allgemein gebräuchliche Keule, es ist mir jedoch nicht gelungen, über die Herkunft etwas zu erfahren.

Aul kubar ist ein mit bunten Federn geschmückter bakul und wird wohl eine einheimische Erfindung sein, ebenso wie der duk duk kaviri und der seit dem Verkehr mit den Weißen entstandene boroï oder pal a vat.

Alle diese Keulen bewahrte man in alten Zeiten in dem Malirahaus, einer eigens gebauten Hütte zur Aufbewahrung der Zaubermittel und aller damit in Verbindung stehenden Dinge. Derartige Häuser gibt es heute nicht mehr, schon bei meiner Ankunft im Archipel gehörten sie zu den Seltenheiten, und ich entsinne mich nicht, jemals ein solches gesehen zu haben. In Kriegszeiten wurden diese Keulen hervorgeholt, nachdem man in der Hütte die üblichen Zauberformeln über sie gemurmelt und nachdem sie mit dem Malira eingerieben oder dieses an ihnen befestigt

worden, wozu man sich der bunten Blätter gewisser Cordylinearten bediente. Die verschiedenen Malira hatten verschiedene Bezeichnungen, und eine jede Art wurde nur mit einer bestimmten Keulenart in Verbindung gebracht. Das tik a meme wurde stets zur Bezauberung der palau verwendet; das mapina kumu und bobo wurde in Zusammenhang mit den Keulen tava und tiara gebraucht; mukmuk wurde mit dem Zaubermittel kotkote bezaubert und bau mit dem als au bukum bekannten Malira. Aul kubar, der, wie wir früher erwähnt, auch bei Eheschließungen verwendet wurde, spielte mit dem ihm eigentümlichen Malira ebenfalls in Kriegen eine Hauptrolle; wenn ein Feind damit erschlagen wurde, so tanzte der Sieger um den Leichnam herum, schwang die Keule in der Hand und riß mit den Zähnen den Federschmuck herunter.

Alle diese verschiedenen Zaubermittel hatten den Zweck, die Keule todbringend zu machen, so daß ein einziger Schlag genügte, den Feind zu Boden zu strecken. Angeblich waren die Zaubermittel von weit her mit den Keulen eingeführt worden. Die Streitart boroï oder pal a vat war vor Jahren eine allgemeine Waffe. Eine frühere Keule desselben Namens mit einem hölzernen, scharfrandigen Knauf, ähnlich wie bei der tiara, hatte man dadurch verbessert, daß man den Holzknauf entfernte und statt desselben eine von den weißen Händlern erstandene Axtklinge substituierte. Die Ornamentierung des Stieles, ein flacher, breitlanzettförmiger Ansatz, ai lene, wurde beibehalten und sorgfältig verziert. Heute gehört diese Waffe zu den Seltenheiten, und es fällt schwer, ein Exemplar zu erwerben, wie überhaupt ein großer Teil der vorher beschriebenen Keulenarten bereits ganz verschwunden sein dürfte.

* * *

Unter den musikalischen Instrumenten steht die über ganz Melanesien verbreitete Holztrommel, die garamut oder garamut obenan. Sie besteht aus einem Holzblock von ovalem oder birnförmigem Durchschnitt; durch einen langen und schmalen Schlitz an der oberen Längsseite ist das Innere dieses Stammstückes ausgehöhlt, eine Arbeit, welche in früheren Zeiten, als man noch keine Eisengeräte kannte, mit großer Mühe verbunden war. Als Handhaben dienen an beiden Enden angeschnitzte Knöpfe, ohne Ornamentierung. Diese Anfertigung einer

Schlitztrommel ist einem jeden Eingeborenen erlaubt, und fast in einem jeden Gehöft findet man ein solches Instrument. Unerläßlich ist es, daß jedes Familienhaupt eine Trommel besitzt, da er sonst nicht imstande ist, mit seinen Nachbarn durch Trommelsignale in Verbindung zu treten. Der Ton wird dadurch hervorgebracht, daß man einen etwa meterlangen Stab aus einer dicken Rotangart mit dem Daumen und Zeigefinger der rechten Hand ergreift und das untere Ende durch den zu einem Ring geformten Daumen und Zeigefinger der linken Hand dermaßen dirigiert, daß er die Holzwand der Trommel auf einer Seite etwas unterhalb des Schlitzes trifft. Es entsteht dadurch ein weithin schallender, dröhnender Ton, etwa als wenn man ein leeres Faß in derselben Weise bearbeitet. Das Schlagen der Trommel wird tintiding genannt, der Stab bua na garamut. In der Regel benennt der Eigentümer seine Trommel; entweder nach dem Namen des Anfertigers oder nach einer besonderen Gelegenheit, bei welcher die Trommel zum ersten Male gebraucht ist, oder nach der Eigenschaft ihres Tones usw.

Mittelst dieser Trommeln sind die Eingeborenen imstande, den entfernt wohnenden Landsleuten Signale zu geben, welche denselben verständlich sind. Die Trommelsignale unterscheiden sich als allgemeine Signale und Mitteilungen, welche allen Eingeborenen bekannt und überall dieselben sind, und als Privatsignale, welche nur einem Distrikt oder einem gewissen Verband bekannt sind.

Als allgemeine Signale, welche von Kap Gazelle bis zum Weberhafen verstanden werden und überall gleich sind, sind mir folgende bekannt:

Das Signal tuktuk vaturia bedeutet, daß man einen Feind erbeutet hat und seinen Leichnam zerteilt. Um die allgemeine Aufmerksamkeit der Umgegend zu erwecken, wird dies Signal, wie überhaupt alle Signale, mit einer Einleitung versehen, welche koai genannt wird. Das koai besteht aus einer Reihe von schnell nacheinander folgenden Schlägen, einem Trommelwirbel nicht unähnlich; dann folgt das eigentliche Signal, bestehend aus mehreren langsamen Schlägen, etwa wie: ting; ting; ting; ting; tingting; ting; ting; ting; ting usw.

Das Signal ertönt nicht nur während des Verteilens und der Verspeisung des Leichnames, sondern noch mehrere Tage danach, in der Regel mit längeren oder kürzeren Pausen während einer Periode von

fünf Tagen und Nächten, gewissermaßen als eine Versöhnung des Stammes, dessen Mitglied man verspeist hat. Kaum hat nun die eine Partei ihren Erfolg durch das tuktuk vaturia verkündet, so erschallt auch von seiten der Gegenpartei ein Signal, genannt pal a mia, welches den Zweck hat, alle waffenfähigen Männer des Stammes zu versammeln. Ein jeder, der es hört, stößt zweimal ein lautes Kriegsgeschrei aus, läßt alles liegen und stehen, ergreift seine Waffen und eilt ohne Zögern nach dem Gehöft, von dem das Signal ertönt. Das Familienhaupt hat mittlerweile Tabu in kleine Stückchen von 25 bis 30 Zentimeter Länge zerteilt, und ein jeder der Herbeieilenden erhält ein Stück, worauf er seinen Speer zerbricht, mit der Axt oder Keule in die Erde schlägt und sich kriegerisch gebärdet. Diese Verteilung des Tabu wird als kukuau bezeichnet. Das Signal klingt etwa folgendermaßen: (koai): ting, ting, tingting; ting, ting, tingting; ting, ting, tingting; (pal a mia): ting; ting; ting; ting; ting; ting; ting usw. Bei jedem „ting" stoßen die Anwesenden ihren lauten Kriegsruf aus.

Wenn ein Mann von Bedeutung gestorben ist, dann wird dies der Nachbarschaft durch ein Trommelsignal verkündet, welches von Weberhafen bis Matupi kukukur ta ra minat, von Blanchebucht bis Kap Gazelle a lal tabu genannt wird, aber überall dasselbe ist. Es lautet ungefähr: ting, ting, ting, tingting; ting, ting, ting, tingting; ting, ting, ting, tingting usw. Ein überall gleichlautendes Signal ist ferner das ibut ra bong, welches den Zweck hat, einen bestimmten Tag zu bezeichnen. Ich setze z. B. voraus, daß ein Häuptling irgendeine Festlichkeit oder eine andere Angelegenheit auf einen bestimmten Tag festgesetzt hat; stellt sich nun heraus, daß aus irgendeinem Grunde der Termin verschoben werden muß, so teilt er dies der Umgegend durch das Signal ibut ra bong mit. Nachdem das Einleitungssignal erfolgt ist, lautet das wirkliche Signal etwa wie folgt: ting; tingtingting; ting; das letzte etwas lautere und längere ting bedeutet einen Tag; soll demnach die Angelegenheit vier Tage verschoben werden, so wird das Signal viermal wiederholt, jedesmal mit einem Nachdruck auf dem letzten „ting".

Außer diesen allgemeinen Signalen gibt es, wie schon erwähnt, Privatsignale, kulakula tiding, deren Bedeutung allein den Mitgliedern einer bestimmten Familie oder Sippe bekannt ist. Durch diese Signale können entfernte Leute herbeigerufen und kleinere notwendige Mitteilungen

gemacht werden. Diese Privatsignale sind althergebracht und unveränderlich, und es liegt den einzelnen Familiengliedern ob, sich dieselben von Jugend an einzuprägen.

Infolge dieses Signalsystemes ist es den Eingeborenen möglich, eine Nachricht mit großer Schnelligkeit zu verbreiten, und in den ersten Jahren meines Aufenthaltes war ich häufig nicht wenig erstaunt, wenn mir Mitteilungen über Vorfälle in entfernten Distrikten gemacht wurden, vielleicht kaum eine Stunde nach dem Ereignis; ebenso waren die Eingeborenen stets rechtzeitig gewarnt, wenn ich versuchte, sie in ihren Gehöften zu überraschen.

Nach dem garamut spielt die kudu eine bedeutende Rolle, weil sie das Begleitinstrument zu allen Tänzen ist. Die kudu ist eine sanduhrförmige Trommel, an einem Ende bespannt mit der Haut der Monitoreidechse, worauf man mit den vier Fingern der Hand kräftige Schläge führt. Die Ränder dieser Art von Trommel sind nicht selten ornamentiert und bemalt; einige derselben haben in der Mitte eine Handhabe, manchmal in Gestalt eines Frosches, einer Eidechse usw.; diese Ornamente haben keinerlei besondere Bedeutung.

Nach diesen beiden Musikinstrumenten komme ich nun zu einer Anzahl von Geräten, die auch hierher gerechnet werden müssen, die aber alle ausnahmslos dem Zwecke dienen, sich den Weibern angenehm zu machen. Die darauf hervorgebrachten Töne dienen nur in einzelnen Fällen als Tanz- oder Gesangbegleitung. Von diesen ist das am meisten verbreitete das tutupele oder tinbut. Dieses Instrument besteht aus zwei etwa 1 Meter langen und gegen 10 Zentimeter breiten, im Querschnitt flach elliptischen Holzlatten, bei welchen der kürzere Durchmesser $2^1/_2$ bis $3^1/_2$ Zentimeter beträgt. Häufig sind die beiden Holzlatten auf einer Seite in der Mitte des Holzes mit einer flachen, muldenförmigen Höhlung versehen. Beim Gebrauch legt der sitzende Spieler die beiden Hölzer quer über seine Beine, oder er legt sie auf zwei Stücke eines Bananenstammes, immer dafür sorgend, daß unter dem Instrument ein freier Raum bleibt, wodurch der hervorgebrachte Ton verstärkt wird. Der Ton wird hervorgebracht durch Schlagen mit zwei kleinen hölzernen, etwa 3 Zentimeter dicken Klöpfeln und ist weithin hörbar. Einige Spieler haben besondere Fertigkeit erworben und verstehen es, regelrechte Wirbel zu schlagen, unterbrochen von einzelnen Schlägen, Doppelschlägen und Triolen in

kürzerem oder längerem Tempo, wodurch eine ungemein große Mannigfaltigkeit im Spiel hervorgebracht werden kann. Namentlich in mondscheinhellen Nächten hört man in den Dörfern die Töne des tutupele weithin schallen; der liebebedürftige Musiker bearbeitet sein Instrument mit lobenswerter Ausdauer manchmal stundenlang, jedoch versteckt im Gebüsch, denn die Weiber dürfen dem Konzert nicht beiwohnen. Diesem Instrument verwandt ist das tidir, bestehend aus zwei trockenen Holzstäben, die in den Händen gehalten und in bestimmtem Takt aneinandergeschlagen werden. Es ist nicht so weitschallend als das tutupele und dient gewissermaßen dem intimeren Verkehr. Je nach der Anwendung hat das tidir verschiedene Bezeichnungen. So nennt man es tidir a malira, wenn der Schläger damit seiner Angebeteten ein Zeichen gibt, daß er geneigt ist, ihr das die Liebe erweckende Malira zu geben; belequa oder garo nennt man die Stäbchen, wenn eine Anzahl von jungen Männern sich derselben bedienen, dabei auf dem Boden hockend und ihr Liebeslied singend; die Bezeichnung bezieht sich auch sowohl auf die Musik als auf den Gesang.

Hierhin gehören auch die Flöten, kaur, von denen es verschiedene Arten gibt. Diese Flöten sind aus einer gewissen dünnwandigen Bambusart hergestellt, etwa 40 bis 55 Zentimeter lang und zirka 2 Zentimeter im Durchmesser. Das obere offene Ende hat eine dreieckige Kerbe, welche beim Spiel an die Unterlippe gelegt wird; am unteren geschlossenen Ende sind in einer Reihe zwei 4 bis 6 Zentimeter auseinanderstehende Löcher hergestellt, die der Spieler mit seinen Fingern verschließen kann. Die auf der Flöte hervorgebrachten drei Töne werden nun in allen möglichen Modulationen wiederholt und verbunden, und in den etwas schwermütig klingenden Melodien atmet der Liebende seine Sehnsucht nach der Geliebten aus. Die kaur sind entweder ganz einfache Bambusrohre oder sie sind auf der Außenseite mit den verschiedenartigsten Brandmustern verziert. Bei dieser Verzierung läßt der Anfertiger seiner Phantasie freien Lauf, und wenn es ihm nicht an Geduld fehlt, so ist die Außenseite mit einem Wirrwarr von Ornamenten versehen; vorherrschend sind Menschen- und Tierfiguren, daneben aber auch konzentrische Kreise, Zickzacklinien, Parallellinien, Punkte und dergleichen. Diese Ornamente haben jedoch keinerlei Beziehung zu dem Gebrauch des Instrumentes. Der Gebrauch ist nun ein verschiedener und vielfach mit

abergläubischen Anschauungen verknüpft. Kaur na pulu ist eine Flöte, die man in böswilliger Gesinnung anfertigt; man verbindet damit den Aberglauben, daß wenn ein anderer, dem die Flöte nicht gehört, darauf bläst, er infolgedessen pulu begeht, d. h. unerlaubten geschlechtlichen Umgang mit einem Mitgliede seines eigenen Clans, ein Verbrechen, das als Blutschande angesehen wird und in früheren Zeiten fast ausnahmslos mit dem Tode bestraft wurde. Andere Arten sind die kuvik na ka, die von den jungen Männern in den Gärten geblasen wird, die kaur na tilik und kaur na longlong, welche alle mit mehr oder minder kräftigem Zauber zur Hervorrufung von Liebe in den Herzen der eingeborenen jungen Damen verbunden sind.

Demselben Zweck dienen die beiden folgenden Instrumente, eiwok und dedede. Eiwok besteht aus zwei nebeneinanderliegenden, etwa fingerdicken Bambusröhrchen von verschiedener Länge, und dedede ist eine regelrechte Panflöte aus mehreren nebeneinander befestigten Bambusstäbchen verschiedener Länge, worauf so viele verschiedene Töne hervorgebracht werden können, wie Stäbchen vorhanden sind.

Zwei weitere Geräte gehören ebenfalls in diese Abteilung, nämlich das ngap und das baibai. Das erstere ist ein Instrument, welches mit der Maultrommel nahe verwandt ist; es ist hergestellt aus einem Stück Bambus von lanzettlicher Form, etwa 15 bis 20 Zentimeter lang, an der unteren Basis etwa $2^1/_2$ bis 3 Zentimeter breit und spitz zulaufend. In der Mitte dieses ist ein langes, schmales und dünnes Blatt losgelöst, das mit der Basis an dem einen breiten Ende des Instrumentes festsitzt und nach der Spitze hin, ganz wie das Instrument, spitz verläuft. Dies Schallblättchen kann in dem ausgeschnittenen Spalt frei vibrieren. Beim Gebrauch wird das Instrument in der linken Hand gefaßt, das spitze Ende mit dem Schallblättchen gegen die Vorderzähne gelegt, mit der rechten Hand gibt der Spieler einen leisen Ruck mittelst einer an der Basis des Instrumentes befestigten dünnen Schnur, worauf eine vibrierende Bewegung entsteht und dadurch ein leises, summendes Geräusch. Das baibai ist die Nuß einer Cycasart (baibai); diese Nuß wird von zwei Paaren sich gegenüberstehender Löcher durchbohrt, etwa 8 bis 10 Millimeter auseinander; durch ein jedes Löcherpaar wird eine Schnur gezogen und an den Enden befestigt. Bei dem Gebrauch hält man die Schnurenden in beiden Händen und schwingt nun die in der

Mitte sitzende Nuß im Kreise, wodurch sich die Doppelschnüre auf jeder Seite der Nuß um sich selber winden; hat man dies zur Genüge fortgesetzt, so zieht man mit den Händen leise an, und die aufgewundene Schnur rollt sich schnell auf, die Nuß um sich selber drehend und dadurch ein leise summendes oder pfeifendes Geräusch hervorbringend; die rotierende Nuß rollt nun die Schnur nach der anderen Seite auf, und der Zug mit der Hand entrollt sie abermals, so daß das pfeifende Geräusch nach Belieben fortgesetzt werden kann.

Ein Musikinstrument der Weiber, allein als Spielzeug dienend, ist das pangolo, ein musikalischer Bogen, der jetzt nur noch selten beobachtet wird. Im Papua-Album, Band 2, Tafel 23, Figur 2, ist ein pangolospielendes Mädchen abgebildet. Das Instrument selber besteht aus einem am Feuer gehärteten Stäbchen in Bogenform, etwa 40 Zentimeter lang. Eine dünne Schnur ist um beide Enden doppelt gelegt, und um die genügende Spannung hervorzubringen, ist die eine der Schnüre durch eine verschiebbare Schnurschlinge mit dem Bogen verbunden. Durch Verschiebung der Schlinge spannt sich die Bogensehne mehr oder weniger straff. Die Spielerin setzt das eine Ende des Bogens an die Vorderzähne und hält das andere Ende in der linken Hand, in der rechten Hand hält sie ein dünnes Stäbchen, gewöhnlich die Mittelrippe eines Kokosblattes, und setzt damit durch Heben und schnelles Abspringen der Schnur die letztere in schwingende Bewegung, wodurch ein leises Summen entsteht.

Das Schwirrholz, das in Australien, Neuguinea und auf den Salomoinseln eine besonders geheimnisvolle Rolle spielt, ist auch auf der Gazellehalbinsel bekannt, jedoch nur als Kinderspielzeug. Auf dem Westende von Neupommern, wenigstens längs der Küste westlich von Montaguehafen, ist dagegen das Schwirrholz noch heute wie in Buka, Australien und Neuguinea ein heiliges Instrument, das nur bei bestimmten Feierlichkeiten Verwendung findet und das den Weibern nicht zu Gesicht kommen darf.

* * *

Unser Gazellehalbinsel-Eingeborener verschmäht nicht den Schmuck, um seinen Körper nach seiner Auffassung zu verschönern. Allerdings laufen seine Ansichten häufig den unserigen entgegen, und viele seiner Verschönerungsmittel würden wir zu den Entstellungen rechnen; dagegen

müssen wir wieder zugeben, daß er in der Herstellung von Schmucksachen, wie Arm-, Hals- und Stirnbänder, recht oft einen bedeutenden Geschmack bekundet, der mit dem unserigen vielfach übereinstimmt. Zur Ausschmückung seines Körpers bedient sich der Eingeborene nicht allein der verschiedensten Schmucksachen, sondern auch der Bemalung und der Hervorbringung künstlicher Narben wie der Tätowierung.

Die Bemalung, wohl die ursprünglichste der Verzierungen, will ich hier zunächst berücksichtigen. Sie wird mit dem Allgemeinnamen wartumu bezeichnet, heißt jedoch, wenn für Festlichkeiten irgendwelcher Art angelegt, minōng, wenn für Krieg oder Kriegszüge benützt, wartūn.

Die Anbringung des minōng ist jedoch niemals der Willkür überlassen, jeder einzelne Strich, jeder Punkt hat seine Bedeutung und seine besondere Bezeichnung. Die verschiedenen Arten des minōng haben verschiedene Eigentümer; sie sind in Besitz derselben größtenteils durch Erbschaft, manchmal auch infolge der Erfindung. Wer sich eines minōng bedienen will, das einem anderen gehört, muß dem Eigentümer eine kleine Zahlung leisten.

Ich will hier versuchen, einen Teil der gangbarsten minōng aufzuführen. Die verwendeten Farben sind: Schwarz, Weiß und Rot, in einzelnen Fällen wird auch Grün und Gelb verwendet und seit der Einführung europäischer Waren ebenfalls Blau. Die letztere Farbe wird jedoch von konservativen Eingeborenen verschmäht und nur von solchen Fortschrittlern verwendet, die in den Missionen und im Dienste der Weißen mit neuen Ideen angesteckt worden sind.

Drei Striche in den Farben Schwarz, Weiß, Rot senkrecht über beide Wangen heißt lur (= Tränen vergießen).

Ein schwarzer Strich, von Ohr zu Ohr, über die Backen und über Ober- wie Unterlippe laufend, ist toboa.

Ein roter Fleck auf jeder Wange mit einem Kreis darauf gelegter weißer Tüpfel heißt dukaduka (getüpfelt).

Wird die ganze Stirn weiß angemalt, so heißt diese Verzierung pulapulang.

Streicht man mit der Hand Kalkpulver über die eine Hälfte des Gesichtes, so wird die dadurch erzeugte weiße Zeichnung paparia genannt (papar = einen Schlag, eine Ohrfeige geben).

Ein Strich längs des Nasenrückens in beliebiger Farbe heißt tongo na pap.

Ein Strich vom oberen Stirnrand bis zur Nasenwurzel in beliebiger Farbe wird bioro genannt.

Ein Strich in einer der drei Farben vom inneren Augenwinkel über beide Augenlider bis zum Ohr heißt bingbat.

Ein Kreis in irgendeiner der drei Farben rings ums Auge (Imitation eines Eulenauges) heißt kurkur (kleine Eule).

Ein dreifarbiger, schwarzweißroter Strich schräg übers Gesicht heißt aukor.

Ein dreifarbiger Strich vom inneren Augenwinkel in einem Bogen über die Wange bis zur Schläfe heißt bebe (Schmetterling). Die Frauen dürfen diese Verzierung nur in Rot ausgeführt tragen.

Oberer und unterer Lippenrand in Schwarz, Weiß oder Rot heißt mulmul pap. (Ein Tier, von dem die Eingeborenen behaupten, es sei von der Größe eines Kätzchens, aber mit vorstehender Schnauze. Nur sehr wenige Leute behaupten, es gesehen zu haben; es soll junge Kokosnüsse anfressen und austrinken.)

Wie das Gesicht wird auch das Kopfhaar verschieden gefärbt, und das Haarfärben wird warkū genannt. Werden beide Seiten rot gefärbt, dagegen Scheitel und Nacken schwarz, so nennt man diese Verzierung vunvun.

Wird das ganze Kopfhaar rot gefärbt, dann ist es warku nanami na la mar; wird es gelb gepudert, dann heißt es kobol (siehe später unter Farbenbezeichnungen Seite 144); grün gefärbt nennt man es limut und schwarz utur.

Auch die Zähne werden einer eigenen Manipulation unterworfen, wodurch sie schwarz gefärbt werden. Diese Färbung wird hervorgebracht durch Manganerde, die hie und da vorkommt und von den Eingeborenen recht teuer bezahlt wird. Die gepulverte Manganerde wird mit jungen, über Feuer leicht gerösteten Schößlingen des Talibaumes (Terminalia litoralis) zusammengerieben, und die Masse (tawāl) wird zwei Tage lang aufbewahrt. Jetzt beginnt das eigentliche Färben der Zähne. Das tawāl wird mit dem Saft einer gewissen Bananenstaude, kalapua, vermischt und auf das Gebiß aufgetragen; dies wird zwei Tage nacheinander wiederholt, und am dritten Tage wird das tawāl, mit dem Saft einer gewissen Wurzel vermischt, aufgetragen. Die Zähne sind bereits am vierten Tage schwarz gefärbt und werden dann mit dem Saft

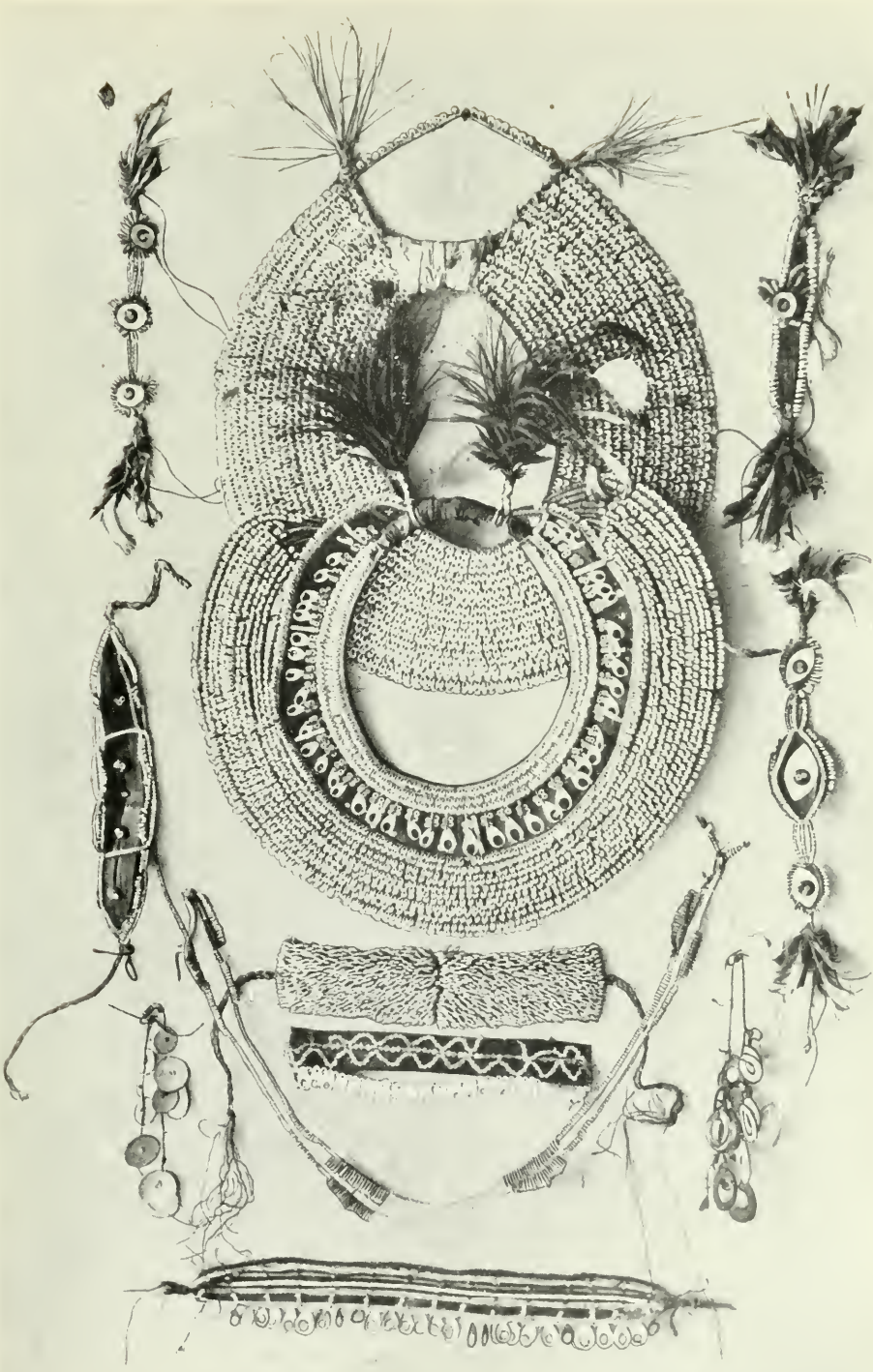


Abb. 20. **Schmuckgegenstände von der Gazellehalbinsel** (vgl. Seite 147).

1 und 2 Halskragen, middi; 3 bis 8 Stirnbänder (3 und 6 rara na babat; 4 und 5 rara na vinarua; 7 und 8 wamaing); 9 Gürtel, wipit; 10 und 11 Haarschmuck, kalaqi na warqu; 12 Halsband, ngut.

einer Pflanze (Euphorbia?) eingerieben, um die Färbung permanent zu machen. Während der Zeit des Färbens dürfen die Betreffenden nichts kauen; man gießt ihnen Trinkwasser in den geöffneten Mund und füttert sie mit gekauten Bananen. Der Umgang mit Weibern ist ihnen während dieser Zeit streng verboten. Die Weiber färben sich nur in einzelnen Distrikten die Zähne; die Prozedur ist dieselbe.

Für Körperbemalung habe ich keine allgemeine Bezeichnung finden können. Jedes Muster hat jedoch auch hier einen verschiedenen Namen.

Grüne, schwarze, weiße und rote Streifen der Länge nach vom Hals bis zu den Fußgelenken heißt mangingi.

Ein weißer oder schwarzer Strich von der Schulter über die Brust bis zur Hüfte heißt baqal.

Weißer Strich vom Kehlkopf bis zum Nabel heißt leva.

Ein dreifarbiger Strich in derselben Position ist lalu.

Ein ebensolcher Strich vom inneren Knierand schräg über den Oberschenkel bis zum Oberrand der Hüfte heißt kawakawal.

Ein dreifarbiger Strich von der Armbeuge über den Oberarm bis zur Schulter und von da bis zum Brustbein, dann umbiegend und parallel wieder zurück ist limana virua.

Ein dreifarbiger Strich von der Schulter über die Außenseite des Armes bis zur halben Länge des Oberarmes heißt vauväl.

Wird der Oberarm eben unterhalb der Schulter mit einem dreifarbigen Querstrich geschmückt, so heißt dieser kipakipa na lalai (lalai = Armring aus Trochus).

Eine rote oder weiße Manschette um das Handgelenk heißt panau (auch ein Armband, welches bei der Eheschließung getragen wird).

Zwei dreifarbige Striche, über Schulter, Rücken, Seite und Brust laufend, auf dem Rücken und der Brust sich kreuzend, werden veveuk genannt.

Zwei breite Striche, der eine rot, der andere weiß, vom Schlüsselbein bis zur Brustwarze heißen ũ.

Die im Vorhergehenden angegebenen Bemalungen sind überall anzutreffen, doch gibt es daneben noch andere lokale Formen, die geringe Verbreitung haben.

Die Bemalung als Trauerzeichen wird korkor genannt, wenn sie auf dem Gesicht angebracht ist, qiava dagegen, wenn auf dem übrigen Körper aufgetragen.

In den Kriegen spielt die Bemalung ebenfalls eine große Rolle, doch ist sie hier immer ein Zaubermittel, Malira, und hat einen ganz besonderen Zweck.

Borqunai ist ein schwarzer Fleck, der das rechte Auge umfaßt und bis zur Mitte der Wange geht. Die Farbe wird gewonnen aus dem Ruß der gebrannten Aleuritesnüsse, mit Öl vermischt.

Wird das rechte Auge schwarz, das linke gleichzeitig rot gefärbt, dann heißt diese Bemalung kotkot (die schwarze Krähe). Ist dagegen das rechte Auge weiß und das linke schwarz, so heißt die Zeichnung kotkotē.

Ein schwarzroter Strich von Schulter zu Schulter über die Brust heißt ubu kum. Ist derselbe Strich ausschließlich weiß, so nennt man ihn minigulai (eine Habichtart).

Ein schwarzer Strich vom Nabel über rechte Brust und Schulter bis zur halben Länge des Oberarmes heißt ka meme (meme = Blitz oder rot); er bewirkt, daß der Krieger einen sicheren Arm zum Speerwerfen erhält.

Wird das ganze untere Gesicht schwarz bemalt, welches man pap (Hund) nennt, so bewirkt dies, daß der Verfolgte, wenn er das laute Atmen des Verfolgers hört, wie das laute Schnaufen eines stark abgehetzten Hundes, vor Angst stolpert und zu Boden fällt.

Auch die künstlich hergestellte Perücke aus Menschenhaaren gehört zu dem Kriegsschmuck und heißt dann warwoi (Perücke) a wardodo, oder ka ai wai; sie bewirkt, daß der Träger heimlich und ungesehen sich seinem Opfer nähern kann.

In den Inlanddistrikten am Bunakokor bemalt man die rechte Körperhälfte mit schwarzer und roter Farbe, die linke dagegen gelb. Diese Bemalung heißt malira baining, weil sie von den Bainingleuten herstammt.

Ein roter und ein schwarzer Strich von der rechten Schulter über Brust und Rücken bis zur linken Hüfte heißt tur ma ra vi (vi = ein Messer aus Bambus, womit man den menschlichen Körper zerlegt).

Ich will hier noch einige Bemerkungen über die Bezeichnungen der Farben hinzufügen. Eigentliche Bezeichnungen gibt es nicht, die Farbe wird immer angegeben dadurch, daß man den Gegenstand vergleicht mit einem anderen, dessen Farbe gewissermaßen als Norm angenommen wird.

Man wird z. B. sagen: es sieht aus oder hat die Farbe wie die Krähe, kotkot; im Laufe der Zeit hat sich allmählich der Gebrauch gebildet, daß das Substantiv unverändert als Adjektiv Verwendung findet. Man wird dies aus dem Folgenden deutlich ersehen.

Schwarz wird benannt nach den verschiedenen Gegenständen, woraus es erzeugt wird, oder es wird ein schwarzer Gegenstand als Vergleich genannt. So hört man z. B. das Wort kotkot als Bezeichnung für schwarz gebraucht; kotkot ist die einheimische schwarze Krähe, alles Schwarz, namentlich glänzend schwarze Gegenstände werden so genannt. Likutan oder lukutan heißt ebenfalls schwarz, jedoch mehr im Sinne des Wortes „dunkelfarbig"; tuworo ist die schwarze Farbe, die aus dem Ruß der gebrannten Aleuritesnuß hergestellt wird; luluba ist der schwarze Morast in den Mangrovesümpfen; dep ist die schwarze Farbe, hergestellt aus dem Ruß des gebrannten Harzes des Kanaribaumes; utur wird hergestellt aus verkohlten Betelnußblättern, mit Öl gemischt. Alle diese Bezeichnungen werden gebraucht für die Bezeichnung „Schwarz", je nachdem die Schwärze mit dem einen oder anderen der genannten Gegenstände Ähnlichkeit aufweist.

Rot wird gewöhnlich tar oder tara genannt, welches die Bezeichnung ist für die gebrannte, rote Ockererde, die vielfach als Farbstoff verwendet wird. Daneben hört man auch die Bezeichnung meme, d. h. Blitz, namentlich wenn von roten Baumwollstoffen geredet wird, oder birau, d. h. Feuerflamme, oder qap, d. h. Blut, oder kubar, wodurch die durch Betelkauen hervorgebrachte rote Farbe der Lippen bezeichnet wird.

Weiß heißt pua oder pupua, d. h. das Scheinende, Leuchtende, wie z. B. die Sterne; kabang wird ebenfalls vielfach gebraucht und heißt wörtlich übersetzt „gebrannter Korallenkalkstaub".

Grün wird manchmal limut genannt, d. h. Moos oder grünes Gras oder der grüne Überzug, der durch die Feuchtigkeit auf weißen Gegenständen sich bildet. Für hellgrün braucht man das Wort qileqil d. i. eine gewisse hellgrüne Papageienart; vok ist das dunklere Grün des grünen Eclectuspapageies.

Gelb wird, wenn es hellgelb bezeichnen soll, leilei genannt; pakar ist das Gelb der Kakaduschopffedern; kobol ist ein dunkleres oder orangefarbiges Gelb.

Tafel 10. Sulkamänner vor ihrer Hütte, links aufgespeichert reiche Taronollen.

Für Blau hat man wohl das Wort maremarum ian; dies bedeutet eine dunkle Farbe oder eine undurchsichtige Farbe, wie z. B. die Farbe des Meeres, die anscheinend undurchsichtig ist. Andere Bezeichnungen für Blau sind bakut, d. h. die Wolken, der Himmel, oder vienau, das schillernde Blau eines bestimmten Königsfischers, oder ioala, das Blau des gewöhnlichen Halcyon recurvirostris.

Ein Schritt weiter in der Kultur der wilden Völker ist wohl das Hervorbringen permanenter Körperornamente, und die einfachste Form derselben ist wohl die, welche wir heute allgemein als Ziernarbe bezeichnen. Für die Ziernarben hat man verschiedene Bezeichnungen, am häufigsten die Worte buliran und vurvur. Das erste bedeutet „erhöhte" Narbe, eine gewöhnliche flache Narbe heißt manua, welches auch „Geschwür" bedeutet; das zweite heißt „bohren" und bezeichnet wohl den Prozeß der Herstellung, indem man mit einem verkohlten, glühenden Holzstäbchen Wunden hervorbringt und diese mit gebranntem Kalk und Kokosnußmilch einreibt, um erhöhte Narben zu erzeugen. Auch gebraucht man wohl für diese Narben das Wort kotto, d. i. Obsidiansplitter, das Instrument, womit die Wunde hervorgebracht wird.

Noch einen Schritt weiter und wir gelangen zu der weitverbreiteten Tätowierung des Körpers. Die Tätowierung ist bei den Gazellehalbinsel-Eingeborenen eine recht primitive; ich habe an anderer Stelle* ausgeführt, daß ich diese Tätowierung als Reste eines regelmäßigen Musters ansehe, das von den ursprünglichen Einwanderern aus Süd-Neumecklenburg, wo wir es heute noch antreffen, mitgebracht wurde. Auf der dunkelbraunen Haut tritt die schieferblaue Zeichnung der Tätowierung nur wenig hervor, und diese Art der Körperverzierung hat daher bei den dunkelfarbigen Melanesiern niemals eine solche Bedeutung erlangt wie bei den hellfarbigen Polynesiern. Die Tätowierung wird dadurch hergestellt, daß man 3 bis 4 Millimeter lange Striche parallel, dicht aneinanderliegend, macht, und zwar durch Ritzen der Haut und Einreiben der Wunden mit Ruß der Aleuritesnuß. Namentlich das Gesicht wird tätowiert. Drei Systeme von Strichen über die Wange, vom unteren Augenlid ausgehend, heißen lur, d. i. Träne; ein Doppelstrich von der Nasenwurzel um das Auge heißt bebe, d. h. Schmetterling. Wir

* Internationales Archiv für Ethnographie, Bd. V, 1892.

finden also hier wieder dieselben Bezeichnungen wie bei der Gesichtsbemalung. Sechs Reihen Striche auf jeder Seite der Brust von der Brustwarze bis zum Bauch heißen tip, d. i. ein kleines Stückchen Muschelgeld; alle anderen Tätowierungen werden kotto genannt, der Name des Instrumentes, mit dem die Wunden hervorgebracht werden.

Die Schmückung der Person durch Schmuckgegenstände ist namentlich bei dem männlichen Geschlecht beliebt, jedoch kommt auch hier das Zauberwesen abermals zum Vorschein, indem viele der von uns als Schmucksachen angesehenen Gegenstände auch vermeintliche zauberkräftige Wirkungen besitzen. Ich möchte fast behaupten, daß es keinen einzigen Schmuckgegenstand gibt, der nicht mit irgendeiner Zauberei in Verbindung steht.

Ganz allgemein ist der Haarschmuck, den der Mann nicht nur bei Festlichkeiten, sondern sehr häufig auch im täglichen Leben trägt und der namentlich aus verschiedenfarbigen Vogelfedern hergestellt wird. Ich habe anderswo (Seite 123) erwähnt, daß diese Haarschmuckgegenstände im Traum durch gewisse Geister vorgeschrieben werden, welche auf Bäumen leben und deren Intervention durch den Genuß eines Zaubermittels namens Pepe herbeigeführt wird. Diese Art Schmuckgegenstände variieren daher auch in der Zusammenstellung und Anordnung der einzelnen Bestandteile. Einige sind jedoch aus alter Zeit hergebracht und in Form und Anordnung konstant. Von diesen sind die hauptsächlichsten die im Nachstehenden aufgeführten.

Kangal, ein Büschel aus bunten Papageienfedern, namentlich von dem Malip (Lorius hypoenochrous), mit einer weißen Hahnenfeder in der Mitte. Der Schmuck wird sowohl bei Tänzen wie im Kriege getragen.

Lakua, großes Büschel aus weißen Kakadufedern; sowohl bei Tänzen wie im Kriege getragen und auch zur Schmückung der männlichen Leichen verwendet.

Totokoi ist dem kangal sehr ähnlich, jedoch werden darauf kleine Ornamente, zusammengesetzt aus Kuskuszähnen (Muschelgeld aus Neulauenburg) und weißen Muschelplättchen, angebracht.

Wamein besteht aus den vorgenannten Federn und aus denen einer Halcyonart mit einem äußeren Rand aus Schweineborsten, deren Enden rot gefärbt sind.

Turlio ist ein Busch aus gelben Schopffedern des Kakadus und aus Halcyonfedern; aus diesem Büschel steigt eine aus Holzblättchen geschnitzte, menschliche Figur hervor, mit ausgebreiteten Armen, die in den Händen kleine Büschel einer gelbblätterigen Pflanze trägt. Dieser Schmuck ist eine bildliche Darstellung des Pepegeistes Turlio, von dem man annimmt, daß er in kleinen Gebüschen, bestehend aus der Pflanze goragora, wohnt, welche letztere durch das Federbüschel repräsentiert werden.

Beo ist eine Raupe aus bunten Federn, von Stirn bis Nacken gehend; auf der Stirnseite ist ein geschnitzter Vogel (beo) angebracht, der beim Bewegen des Kopfes hin und her wippt.

Kawawar ist ein vom Scheitel ins Genick fallendes Büschel aus Kasuarfedern, an deren Enden kleine rote Federchen von dem Malip befestigt sind.

Bal a marit ist derselbe Schmuck, aber weiter nach der Stirn hin gerückt und dort mit einem kurzen Büschel bunter Federn abschließend. Zu den beiden letztgenannten Schmuckgegenständen gehört ein Büschel Ingwer (kawawar), das über den Rücken herabhängt oder durch den Armring gesteckt wird.

Wamain a koto ist eine handbreite, aus Farnkraut geflochtene Raupe, von der Stirn bis zum Nacken reichend. Das Laub ist schwarz gefärbt. Dieses ist ein besonders zauberkräftiger Schmuck, der bei den Ingietfesten vielfach verwendet wird und gegen den bösen Einfluß der Geister schützt.

Die Barthaare werden entfernt, so daß nur ein dünner Haarkranz von Ohr zu Ohr über Wangen und Kinn geht. Der Bart wird mit Kalk eingerieben, teils um ihm eine rötliche Farbe zu geben, teils auch um die einzelnen Haare straff zu machen. Diese eigentümliche Bartfrisur dient ausschließlich als Schmuck und hat mit Zauberei nichts zu tun.

Die meisten der nun folgenden Schmucksachen, wie wir sie gewöhnlich benennen, dienen nicht ausschließlich diesem Zweck, sondern sind ihrem Wesen nach mehr oder weniger kräftige Zaubermittel, um diesen oder jenen Zweck zu erreichen, namentlich das Wohlgefallen der Weiber und die Tapferkeit oder Unbesiegbarkeit im Kampfe.

Die Abbildung 20 enthält eine Anzahl der gangbarsten dieser Gegenstände.

Die Figuren 3 bis 8 sind Stirnbänder, welche bei den verschiedensten Gelegenheiten Verwendung finden. Man nennt sie mit einem Allgemeinnamen rārā. Figur 3 und 6 werden näher bezeichnet als rarā na babat (babat = Gegenmittel), weil sie die Eigenschaft besitzen, böse Geister oder den Einfluß einer gefahrbringenden Zauberei fernzuhalten. Figur 4 und 5 sind rarā na vinarua, welche im Kriege nicht nur gegen Kriegsgefahren schützen, sondern auch den Träger mutig und stark machen. Figur 10 und 11 werden kalaqi na warqu (kalaqi = Perlschale, warqu = einreiben oder einschmieren) genannt und bestehen aus kleinen runden oder länglich eirunden Stückchen Perlschale, welche aufgereiht und im Kopfhaare verknüpft werden, nachdem dieses mit gefärbtem Kokosöl eingeschmiert ist. Sie sind der Meinung der Eingeborenen nach ein kräftiges Zaubermittel zur Erlangung der Liebe des weiblichen Geschlechtes. Figur 7 und 8, wamaing genannt, sind Stirnbinden, welche demselben Zweck dienen. Figur 9 ist ein Leibgürtel, wipit genannt, der dieselbe Aufgabe hat; er wird einzeln oder in einer Anzahl bis zehn oder zwölf um die Taille gelegt und besteht aus aufgereihtem Neulauenburg-Muschelgeld, unterbrochen durch Reihen Kuskuszähne, ngut, und Tabuschnecken; die Anordnung dieser Gegenstände ist verschieden und bedingt größere oder geringere Wirksamkeit; wer es sich leisten kann, legt daher, um ganz sicher zum Ziele zu kommen, eine größere Anzahl an von verschiedener Anordnung. Die beiden Halskragen, welche in Figur 1 und 2 abgebildet sind, werden middi oder niddi genannt. Sie sind tellerartige, breite Gebilde, hergestellt aus Nassaschnecken, die besonders hergerichtet sind und nicht als Tabu gelten. Die einzelnen Schneckchen werden nebeneinander an dünne Rotangstreifen festgenäht und die einzelnen Streifen dann nebeneinander befestigt, manchmal zu zwanzig oder noch mehr. Der untere middi war früher in einigen Inlanddistrikten gebräuchlich und hat eine Reihe kleiner Plättchen aus Nautilusschale, welche an mehrere Pelescheiben befestigt sind und auf einem roten Untergrund liegen. Dieser Gegenstand wurde früher von den Männern im Kriege getragen, weil man demselben besondere Zauberkräfte zuschrieb; er ist jedoch heute bereits gänzlich verschwunden, und nur selten gelingt es dem Sammler, ein altes gutes Stück zu sehr hohem Preise zu erwerben. Das Halsband, welches in Figur 12 dargestellt ist, wird ngut genannt (ngut = Kuskuszahn), nach dem Material, woraus es hergestellt ist. Die einzelnen Zähne werden am Wurzelende

durchbohrt und ein Zahn an den anderen durch dünne Schnüre befestigt. Diese Art Stehkragen ist sehr wertvoll, weil das Material aus Neumecklenburg eingeführt wird und je nach der Nachfrage 50 bis 100 Zähne mit einem Klafter Tabu bezahlt werden. Da einzelne dieser Halskragen bis 2000 Zähne enthalten, so stellt sich der Preis des Materiales allein auf 20 bis 40 Klafter Tabu oder in Geld gerechnet auf 60 bis 120 Mark ausschließlich der Anfertigungskosten, und es sind daher nur reiche Leute, welche sich einen solchen Kragen leisten können. Es ist auch nur ein Renommierstück und hat keinerlei magische Kräfte. Dasselbe ist der Fall mit den breiten dünnen Armringen, die hie und da von alten, reichen Leuten getragen werden und kakala genannt werden (kakala = Tridacnamuschel). Diese Armringe sind scheibenförmig und dünn geschliffen, mit einem scharfen Außenrand; die Breite variiert von 2 bis 5 Zentimeter; je größer die Breite, desto größer der Wert. Diese Armringe sind sehr selten, und gute Stücke gelangen nur durch einen besonders günstigen Zufall in die Hände des Sammlers; sie vererben sich in der Familie oder werden, wenn keine Erben vorhanden sind, mit dem verstorbenen Eigentümer begraben. Ich kenne einen Fall, wo zwei solche Armringe durch Kauf von einem Eingeborenen erworben wurden für den Preis von 150 Faden Tabu, etwa 450 Mark; allerdings waren es zwei Prachtstücke von $4^1/_2$ Zentimeter Breite. Man sollte glauben, daß der Preis ein bedeutend geringerer sein würde, da das Material, die Tridacnamuschel, auf allen Riffen häufig ist. Der hohe Wert ist jedoch dadurch bedingt, daß nicht die gewöhnliche Tridacnaschale der Riffe zur Anfertigung Verwendung findet, sondern eine fossile Tridacnaschale, die man in einzelnen Schluchten hinter dem Varzinberge findet. Diese Tridacnaart ist wohl dieselbe, die noch heute auf den Korallenriffen lebt, aber durch lange Ablagerung in der Erde hat die Schale besondere, alabasterähnliche Struktur erhalten, die dem Kenner sofort auffällt.

Die Anlegung der vorhergenannten Zauberschmucksachen ist nun durchaus nicht eine so einfache Angelegenheit, wie etwa das Anlegen einer Halskette oder eines Armbandes in Europa. Sind die Zauberkräfte durch die Pepegeister inspiriert, dann allerdings sind diese Kräfte in den bestimmten Gegenstand gebannt und werden durch Anlegung desselben sofort direkt auf den Träger übertragen; dies ist z. B. der Fall bei dem wipit und bei dem kalaqi. Die magischen Kräfte z. B. der

rarā ſind jedoch eine Folge der Zauberei des Ingiet und müſſen jedesmal erneuert werden, um überhaupt wirkſam zu ſein; ſie ſind gewiſſermaßen das äußere Zeichen, daß der Träger durch beſondere Ingietzaubereien gefeit iſt. Um ein rarā na babat wirkſam zu machen, richtet der Zauberer z. B. folgendes her. Halbgekochte kleine Stückchen Taro, Kokosnuß und Hühnerfleiſch werden in beſtimmte Dracänenblätter eingewickelt und daraus kleine Bündelchen geformt; beſonders zauberkräftig ſind folgende Dracänenarten: mette, tikua, mette karau, tokabangia und rangiene. Der Zauberer gibt nun dem Betreffenden die hergerichteten Biſſen, und dieſelben müſſen von ihm zerkaut und verſchluckt werden. Dies iſt an und für ſich ſchon ein kleines Probeſtück des Mutes, denn dieſe Art Koſt iſt für Zunge und Gaumen alles andere als wohlſchmeckend, ſondern kratzt und beißt ganz abſcheulich. Nach dem Genuß erfaßt der Mann ſeine Keule oder ſeinen Speer und legt ſich das rarā um die Stirn; er iſt dann gegen alle Gefahren des Krieges gefeit.

Auch die Naſe muß herhalten, um ein Merkmal des Ingietzaubers aufzunehmen. Allerdings verſchwindet dieſe Zauberdekoration jetzt mehr und mehr, weil nicht nur der Anſiedler, ſondern auch die zahlreichen Arbeiter, welche von allen übrigen Inſeln nach der Gazellehalbinſel gelangen, darüber ſpotten. Gegen Spott iſt der Eingeborene in der Regel ſehr empfindlich, und die Naſendekorationen, mögen ſie auch noch ſo kräftige Zaubermittel und magiſche Kräfte beſitzen, vermögen nicht dem Spott zu widerſtehen. Am verbreitetſten ſind, oder richtiger, waren die Naſenzierate ibut und bilibaqu. Ibut ſind kleine, etwa 1 bis $1^1/_2$ Zentimeter lange Holzpflöcke, welche zu dreien oder vieren in jeden der Naſenflügel geſteckt werden, die zu dieſem Zweck mit kleinen Löchern durchbohrt werden. Bilibaqu ſind die langen federkielartigen Kaſuarſchwingen, die durch ein Loch in der Naſenſcheidewand geſteckt werden und an beiden Enden häufig mit Pelemuſchelplättchen verziert ſind. Seltener ſind die mum, ein kleiner Schmuck aus fünf bis ſechs fächerartig nebeneinander befeſtigten Kuskuszähnen, die durch einen rechtwinklig zu ihnen ſtehenden einzelnen Zahn im Naſenflügel befeſtigt werden. Alle dieſe ſind Ingietattribute und erfordern eine beſtimmte Zaubermanipulation, um wirkſam zu werden.

Häufig ſieht man den Eingeborenen der Gazellehalbinſel mit Blumen, bunten Blättern und wohlriechenden Kräutern geſchmückt, nicht nur bei

Festlichkeiten, sondern auch bei Gelegenheiten, die anscheinend keine Veranlassung dazu bieten. Diese Laub- oder Blütenbündel sind in der Tat auch nicht so sehr ein Schmuck wie vielmehr die Träger gewisser magischer Kräfte, die diesen oder jenen Zweck haben. Die Bündel werden mit einem gemeinsamen Namen purpur genannt; je nach der verschiedenen Zusammensetzung hat jedes purpur noch einen besonderen Namen.

Lom ist z. B. ein Nackenbündel aus gelbgrünen, starkriechenden Blättern einer Pflanze desselben Namens; es dient ausschließlich der Dekoration und hat keine geheimen Eigenschaften.

Pur kikil ist ein rings um den Hals über Brust, Schultern und Nacken fallender Kranz von verschiedenen Blättern und Kräutern und enthält ein besonderes, starkes Zaubermittel zur Erweckung der weiblichen Gegenliebe.

Munuba (Farnkraut) ist ein Kranz aus herabhängenden, schwarzgefärbten Farnblättern, welcher im Kriege besonderen Schutz gewährt.

Winna ist ein abgebrochenes rotes Dracänenbüschel mit einem etwa $^1/_2$ Meter langen Stielende. Die Blätter werden um den Hals geknotet, und das Stielende hängt am Rücken herab. Dies schützt im Kriege gegen allerhand Verwundung. Es gehört daher wie alle die ähnlichen Mittel zu der Gruppe von Zaubermitteln, welche mit dem Gesamtnamen mailan bezeichnet werden. Winna ist eine recht umständliche Zauberei; nicht nur dürfen die Träger sich nicht bei dem gewöhnlichen Namen nennen (sie haben sich gegenseitig als to malik anzureden), sondern auch die Weiber begleiten aus der Ferne die tapferen Krieger und singen fortwährend einen Gesang, in welchem sie den kalivuvur (Wirbelwind) anrufen, ihre Männer zu beschützen.

Man sollte nun glauben, daß der Eingeborene sich sehr schnell von der Nutzlosigkeit aller dieser Zaubermittel überzeugen müßte, da trotz derselben im Kriege Verwundung und Tötung eintreten, oder die umworbene Schöne trotz allem Liebeszauber kalt bleibt. Dies ist jedoch nicht der Fall. Tritt die erwünschte Wirkung nicht ein, dann ist es nicht die Schuld des Zaubers oder des Zaubermittels, sondern die Schuld anderer Gegenzauber, größtenteils aber Schuld des Trägers selber, weil er die auferlegten Bedingungen nicht erfüllt oder dies und jenes getan hat, das den Zauber unwirksam macht. Der Erfinder des Zaubers, der sich in jedem Fall der Anwendung dafür gut bezahlen läßt, weiß im

Falle des Fehlschlagens immer irgendeinen plausiblen Grund anzugeben, der den Erfolg vereitelt hat. Vielleicht hat der Betreffende beim Gehen zuerst seinen rechten Fuß vorangesetzt und nicht seinen linken; vielleicht ist ihm dieser oder jener Geist über den Weg gelaufen; vielleicht hat das Huhn, das er verzehrt, nicht die vorgeschriebene Färbung gehabt, und derartiges mehr, so daß ein neuer Versuch und eine entsprechende Neuzahlung gemacht werden muß. Als vor einigen Jahren eine bösartige Ruhrepidemie viele Eingeborene hinraffte, blühten die Einnahmen der Zauberer, und als alles vergeblich war, veranstaltete man eine große Geisterrazzia, die darin bestand, daß alt und jung sich mit brennenden Kokosblattfackeln, mit zauberkräftigen Büscheln und mit Speeren und Keulen bewaffnete, das ganze Dorf und die Umgebung desselben unter Toben und Geschrei durchstöberte und nach mehrstündiger anstrengender Arbeit vergnügt nach Hause zog in der Überzeugung, den Grund des Übels jetzt endlich los zu sein. Als jedoch auch dies sich als verlorene Mühe herausstellte, fand man den Grund darin, daß irgendeiner der bösen Geister sich hinter einem Stein, in einem hohlen Baumstamm oder in irgendeinem anderen Schlupfwinkel versteckt hatte, sein arges Wesen weitertreibend, und dagegen war jeder Einwand vergebens.

* * *

Der Tanz, der bei allen Südseevölkern eine so große Rolle spielt, sowohl bei den Melanesiern wie bei den Polynesiern, ist auch bei den Bewohnern der Gazellehalbinsel von der größten Bedeutung. Der sonst zu körperlichen Anstrengungen nicht sonderlich geneigte Eingeborene entwickelt im Tanz eine außerordentliche Ausdauer und achtet es nicht, wenn er nach stundenlanger Anstrengung schweißüberströmt und gänzlich ermattet zu Boden sinkt.

Die Tänze eingehend zu beschreiben, halte ich für eine Unmöglichkeit. Kinematograph und Grammophon in Verbindung miteinander würden einzig und allein imstande sein, einen genügenden Begriff zu geben. Dennoch will ich versuchen, eine allgemeine Übersicht über das Tanzen unserer Eingeborenen zu geben.

Der Tanz wird immer von Gesang und Musik begleitet, und keine Gelegenheit wird versäumt, um eine Aufführung in Szene zu setzen. Eheschließungen, Geburten, Totenfeste und alle damit verbundenen einleitenden

Zeremonien sind geeignete Veranlassungen; aber außerdem gibt es zahlreiche andere Gelegenheiten, die man keineswegs vorübergehen läßt. Die Vollendung eines Wohnhauses oder Einfriedigung des Gehöftes, die erste Benutzung eines neuen Fahrzeuges, die vollendete Aberntung des Taro- oder Yamfeldes, das Schlachten eines Schweines, die Vollendung einer größeren gemeinschaftlichen Arbeit, das alles gibt Gelegenheit zu einem Tanz. Selbstverständlich können die Duk-Duk-Zusammenkünfte wie diejenigen des Ingiet nicht ohne Tanz und Gesang verlaufen. Im großen und ganzen können die Tänze nach folgendem Schema eingeteilt werden: Zeremonialtänze, wie solche von den Duk-Duk-Mitgliedern und von den Ingietverbindungen aufgeführt werden (vgl. Abteilung VIII), und profane Tänze, die bei allen anderen Gelegenheiten üblich sind.

Die Zeremonialtänze haben im ganzen einen konstanten Charakter. Sie werden aufgeführt nach althergebrachten Regeln, begleitet von Gesängen, die vielfach so alt und ehrwürdig sind, daß ihre Bedeutung den Sängern völlig verloren gegangen ist, und die zum Teil aus aneinandergereihten Lauten bestehen, die wohl in alter Zeit Worte gewesen, aber im Laufe der Zeit dermaßen verstümmelt worden sind, daß sie nicht mehr zu erkennen sind.

Die profanen Tänze und Gesänge sind bei weitem einer größeren Veränderung unterworfen. Es gibt allerdings hier auch althergebrachte Formen, aber daneben entstehen fortwährend neue Gesänge und neue Tänze, die je nach ihrer Popularität eine längere oder kürzere Dauer haben.

Interessant ist es nun, daß unsere Eingeborenen hier den zivilisierten Staaten der Alten und Neuen Welt schon seit Jahrhunderten voraus sind, nämlich in dem Schutz des geistigen Eigentumes. Eingeborene Dichter, Komponisten, Ballettkoryphäen und Dekorateure genießen seit undenklichen Zeiten diesen Schutz. Der Erfinder eines Tanzes, der Dichter eines Liedes oder der Komponist der Melodie ist in solchem Maße Herr seines Erzeugnisses, daß kein anderer es wagen würde, diese Leistung zu reproduzieren ohne vorherige Erlaubnis des Eigentümers. Da solche Erlaubnis stets durch ein gewisses Maß an Tabu erkauft werden muß, so fließen einem populären Tanzerfinder oder Dichter stets kleine Einnahmen zu. Dieser Schutz erstreckt sich nicht nur auf den ursprünglichen Dichter oder Erfinder, sondern nach seinem Tode auf seine Erben.

Fast alle Tänze sind Reihentänze; Rundtänze sind völlig unbekannt. Männer wie Weiber tanzen stets in gesonderten Gruppen, ganz ausnahmsweise wird es einer oder der anderen angesehenen alten Frau erlaubt, mit den Männern zusammen zu tanzen. In diesem Fall nimmt sie dann eine hervorragende Stellung in der Aufführung ein, so daß sie gewissermaßen in allen Touren oder Tanzfiguren das Zentrum bildet. Ein Mann nimmt niemals teil an einem Weibertanz. Dagegen ist es Kindern erlaubt, an Tänzen teilzunehmen, und Vater wie Mutter blicken mit großem Stolz auf ihre Sprößlinge, die in den Reihen der tanzenden Männer oder Weiber mit großem Geschick die vielerlei komplizierten Körperbewegungen nachmachen. In den Gehöften kann man häufig beobachten, wie Vater oder Mutter ihrem Sohne oder ihrer Tochter schon im frühesten Alter, wenn dieselben kaum das Aufrechtstehen gelernt haben, den ersten Tanzunterricht geben. Dem Kleinen wird in jede Hand eine farbige Blüte gegeben oder ein Strauß, und er muß mit diesen in der Hand die Arme abwechselnd hochheben, seitwärts- oder vorstrecken, gleichzeitig die Beinchen hebend oder Kniebeugungen machend.

Reiche oder einflußreiche Leute haben einen eigens hergerichteten Tanzplatz. Derselbe besteht aus einer mit buntbelaubten Sträuchern eingefaßten Allee, manchmal von mächtigen, dichtbelaubten Waldbäumen überschattet, von 20 bis 40 Meter Länge und 4 bis 6 Meter Breite. Die obere Humusschicht ist in der Regel bis zu $^1/_2$ oder 1 Meter Tiefe abgegraben und an beiden Seiten als niedriger Wall aufgeworfen, so daß der Platz einer langen, flachen Rinne ähnlich erscheint. Dieser Tanzplatz, taman, wird stets sorgfältig gereinigt und bildet den Stolz des Eigentümers. Jedoch ist man in der Wahl eines Tanzplatzes nicht sehr peinlich; wenn kein taman vorhanden ist, dann genügt irgendein freier Platz vor den Hütten oder im Walde.

Hat nun jemand einen neuen Tanz erdacht und ein dazu gehörendes Lied gedichtet und komponiert, so sammelt er seinen Bekanntenkreis, und die Einübung beginnt. Je nach der Komplikation der einzelnen Figuren dauert die Einübung eine längere oder kürzere Zeit. Sehr komplizierte Tänze erfordern manchmal während einer Periode von vier bis sechs Monaten eine tägliche, mehrstündige Übung. Während der Einübung wird den Teilnehmern die zugrunde liegende Idee mitgeteilt, wonach sich die verschiedenen Wendungen, Arm-, Bein- und Handbewegungen richten, die

alle den Zweck haben, einen bestimmten Vorgang pantomimisch darzustellen. Der begleitende Gesang hat nicht immer einen Zusammenhang mit der pantomimischen Aufführung, und für einen Uneingeweihten ist es schwer, aus der Vorstellung klug zu werden. Dem weißen Zuschauer präsentiert sich ein Tanz als eine zwei- bis vierfache Reihe von Tänzern, die in den Händen bunte Feder- oder Blumenbüschel halten, deren Körper durch allerhand Bemalung und durch allerlei Schmuck auf Kopf und Körper geputzt ist und die zu einem lauten, nicht gerade sehr lieblich klingenden Gesang, der unisono von allen Tänzern angestimmt wird, allerhand Figuren ausführen, bald vorwärts, bald rückwärts schreiten oder hüpfen, bald, stehend oder hockend, mit den Füßen bestimmte Bewegungen ausführen und Hände und Arme bald nach rechts, bald nach links strecken, die Feder- oder Blumenbüschel nach vorgeschriebener Weise schwingend. Abgesehen von dem wechselnden Körperschmuck erscheinen einem Fremden daher die Tänze äußerst monoton und gleichartig zu sein, während sie in der Tat eine komplizierte Reihe der verschiedensten Körperbewegungen sind, genau abgemessen nach bestimmten Regeln und Anordnungen, und einen ganz bestimmten Vorgang pantomimisch darstellend. Die Zeremonialtänze des Duk-Duk und des Ingiet habe ich an anderer Stelle (Abteilung VIII) ausführlich besprochen.

Bei den Tänzen ist es üblich, den Körper von Kopf bis zu Fuß mit Schmuck zu zieren, nicht nur durch Bemalung, sondern auch durch Anlegung von Schmuckgegenständen, wie solche bereits oben aufgeführt worden sind. Namentlich der Kopfschmuck ist beachtenswert, und die Anordnung von bunten Federbüscheln, farbigen Blättern und Blüten, zierlich geformten Muschelplättchen und kleinen geschnitzten Holzfigürchen, welche Tiere oder menschliche Figuren darstellen, verrät häufig einen sehr guten Geschmack, wie man ihn bei diesen Eingeborenen kaum erwarten sollte.

b) Die Baining.

Nachdem ich nun die Bewohner der Nordost-Gazellehalbinsel eingehend geschildert habe, kann ich mich den Baining zuwenden. Eine Schilderung dieses Stammes, ihrer Sitten und Gebräuche wird bei weitem kürzer ausfallen, denn obgleich wir durch die Untersuchungen des

Herrn Pater Rascher* namentlich über die Nordbaining recht gut unterrichtet sind, so ist doch im ganzen nur wenig über sie zu berichten, weil sie ein in jeder Beziehung vollständig primitives und einfaches Volk sind, wie ich es sonst nirgendwo in der Südsee angetroffen habe.

In der Gesichtsbildung hat der Baining eine ausgesprochene Ähnlichkeit mit seinen Nachbarn im Osten. Er hat dieselben groben Züge; dasselbe krause Haar, das sich in kleine Korkzieherlöckchen ordnet, er hat dieselbe Hautfarbe. Da er ein Bergbewohner ist, so ist sein Körperbau durch seine Lebensart bedeutend modifiziert worden, wenn wir ihn mit seinem Nachbar vergleichen. Sein Körper ist muskulöser, die Brust breiter und besser gebaut und namentlich die Beinmuskeln stark entwickelt. Er ist daher imstande, die steilen Pfade seiner Bergheimat selbst mit den größten Lasten ohne alle anscheinende Anstrengung und Erschöpfung bergab wie bergauf auf langen Strecken zu verfolgen; selbst kleine fünf- bis sechsjährige Kinder sind vortreffliche Bergsteiger und erregen unwillkürlich die Bewunderung des Fremden.

Männer wie Weiber tragen das Kopfhaar kurz geschoren. Die Männer tragen vielfach Vollbärte, obgleich sie von den Nachbarn das Auszupfen der Barthaare gelernt und hie und da angenommen haben. Der Körper, namentlich Brust und Rücken, ist in der Regel behaart, und die Farbe der Behaarung variiert vom Rötlichbraunen bis ins fast Schwarze. Dasselbe gilt von dem Kopfhaar, welches hier nie mit Kalk eingerieben, jedoch wohl durch Einfluß von Sonne, Luft und Regen gebleicht wird.

Häuptlinge im eigentlichen Sinne des Wortes sind nicht vorhanden. Die Familienhäupter führen ein schwaches Regiment über ihre Familienmitglieder, und der Feldarbeit wegen verbinden sich wohl mehrere Familien zu einer sehr lockeren Gemeinschaft. Feste Wohnsitze oder Dorfschaften sind ebensowenig vorhanden. Die Baining sind wandernde Ackerbauer. Dort, wo sie eben ihr Tarofeld anlegen, siedeln sie sich augenblicklich an; wenn das Feld abgebaut ist, wählen sie einen neuen Platz, manchmal recht weit von dem früheren entfernt, und bauen

* Dieser verdienstvolle Mann und ausgezeichnete Kenner des Bainginglandes wurde am 13. August 1904 mit vier Missionaren und fünf Schwestern der „Herz-Jesu-Mission" von den Baining, denen er seine ganze Tätigkeit in wahrhaft mustergültiger Weise widmete, ermordet.

Abb. 21. **Dorfszene im Baininglande.**

dann dort ihre primitiven Hütten. Durch dies Herumwandern gelangen sie zu einer genauen Kenntnis ihrer Bergheimat, und unterstützt von einem ausgebildeten Ortssinn, sind sie in erstaunlicher Weise imstande, in den bewaldeten Schluchten und auf den steilen Berghalden ihren Weg zu finden, obgleich ein wirklicher Pfad nicht vorhanden ist. Über mächtige Felsblöcke, über gestürzte Waldbäume, durch alte verlassene Pflanzungen steuern sie direkt ihrem Ziele zu und verirren sich niemals. Merkmale, die einem anderen Auge kaum sichtbar sind, wie ein eingeknickter Baumast, ein abgerissener Zweig, ein angeritzter Baumstamm, sind für sie untrügliche Orientierungszeichen. Auch der Grund und Boden ist keines einzelnen Eigentum; der Platz, auf dem die Pflanzung zeitweilig angelegt wird, scheint momentan als Eigentum betrachtet zu werden, aber einen bleibenden Anspruch kennen sie nicht, ebensowenig wie eine Übereignung durch Erbschaft, Kauf, Geschenk oder Tausch.

Über die schwierige Sprache hat Herr Pater Rascher uns neuerdings wertvolle Mitteilungen gemacht, und demselben verdanke ich den kurzgefaßten Abriß der Bainingsprache, den der Leser in einem späteren Kapitel findet.

Der Baining glaubt, daß er und seine Stammesgenossen, wie alle Menschen überhaupt, von einem Manne Herini und einer Frau Sichi abstammen. Diese ersten Menschen sind aus der Spatha der Arekapalme hervorgegangen. Unter sich nennen sie sich a cháchat (Plural von a chachracha), alle anderen Menschen, namentlich die Ostnachbarn und Strandbewohner, werden als a lba (Plural von a lbacha) bezeichnet.

Daß die Menschen sterblich sind, hat ihrer Meinung nach den folgenden Grund:

Vor langer Zeit ließ die Sonne alle geschaffenen Gegenstände zusammenrufen. Alles eilte herbei, nur der Mensch hielt sich fern und folgte nicht dem Gebote. Die Sonne verlieh nun den Herbeigekommenen die Unsterblichkeit, der Mensch jedoch, der nicht gegenwärtig war, wurde der Gabe nicht teilhaftig und muß nun sterben. Alles andere lebt ewig; der Stein und der Fels behalten ihre Gestalt, das Meer ist immer da, der Himmel mit den Sternen wölbt sich fortwährend über alles, auch die Schlange stirbt nicht, sie streift ihre Haut ab und lebt dann weiter. Wäre der Mensch gehorsam gewesen, so hätte er die Eigenschaft der Schlange erhalten.

Die Geister der Verstorbenen, a ios (Plural von a ioska) leben allerdings nach dem Tode weiter. Sie haben jedoch keinen bestimmten Aufenthalt, sie sind eben überall. Merkwürdig ist, daß man diese Geister als wesenlos ansieht und dafür ein eigenes Wort hat, sasik, welches so viel bedeutet als anwesend, aber nicht sichtbar; eine Vorstellung, die man sonst nicht im Archipel antrifft, wo man sich die Geister der Verstorbenen in dieser oder jener Gestalt vorstellt. Sie haben auch keine Furcht vor diesen Geistern und verbinden mit denselben keinerlei Aberglauben.

Der einzige Geist, der den Baining Furcht einflößt, ist eine mystische Schlange, a chamki. Dieselbe schleicht umher und frißt die Exkremente der Menschen, die dann sterben müssen. A chamki hat zahlreiche Kinder, welche auf knorrigen Bäumen leben, in den Knorren und Auswüchsen, und die den Menschen ebenso gefährlich sind.

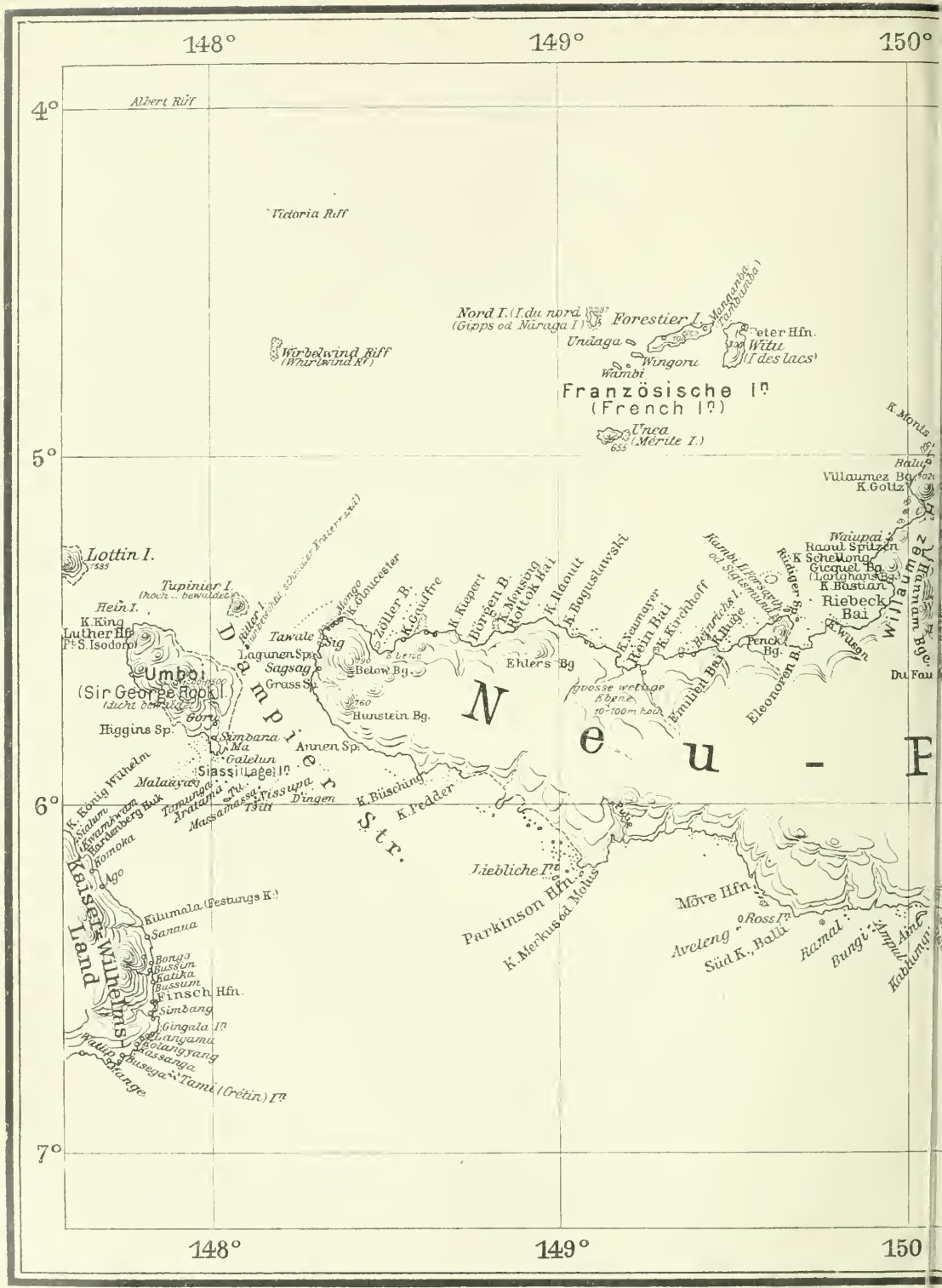
Sonst ist der Baining frei von allem Aberglauben, eine Eigentümlichkeit, die hervorgehoben werden muß im Gegensatz zu allen seinen Nachbarn. Er scheint nicht die genügende geistige Kraft zu haben, sich zu einem umfassenden Aberglauben emporzuschwingen. Stirbt ein Freund oder Verwandter plötzlich, dann schreibt er dies seinen Feinden, den Uferleuten, zu, aber über das Wie und Warum macht er sich keine Gedanken.

Der Uferbewohner (Kolonisten der Nordost-Gazellebewohner) ist überhaupt sein Feind. Er hat es verstanden, die Bergbewohner vollständig zu unterjochen und zu knechten. In früheren Zeiten wurden die Baining in großer Anzahl als Sklaven weggeführt und als solche nach entfernteren Gegenden der Gazellehalbinsel verhandelt. Schlimmer noch war es, wenn die nichtsahnenden Baining in großer Anzahl nach dem Strande gelockt und dort erbarmungslos erschlagen wurden, allein zu dem Zweck, um den Übeltätern bei ihren Festgelagen als Braten zu dienen. Der Katholischen Mission ist es zu verdanken, daß hierin endlich Wandel geschaffen worden ist und die Baining sich jetzt wenigstens der Sicherheit des Lebens erfreuen, obgleich der Strandbewohner noch immer die Erzeugnisse der fleißigen Ackerbauer, namentlich deren Taro, als sein Eigentum ansieht und ohne Entgelt oder Entschädigung so viel nimmt, wie ihm gefällt. Aber auch darin tritt allmählich eine Änderung ein. Belehrung und Beispiel der weißen Missionare haben die frühere Unterwürfigkeit

und den sklavischen Gehorsam zum großen Teil beseitigt, und die jüngere Generation, die in den Missionsschulen Unterricht genießt, will nichts von der Überlegenheit und der Anmaßung der Nachbarn wissen.

Die Verheiratung eines Baining ist eine sehr einfache Geschichte. Gefällt einem Manne ein Mädchen, dann fragt er dieselbe oder läßt durch die Eltern anfragen, ob sie seine Frau sein wolle. Willigt sie ein, dann ist die Sache gut, will sie ihn nicht, so erklärt sie dies unumwunden, und damit ist die Angelegenheit zu Ende. Manchmal läßt der Werber die Frau durch einen Freund entführen; derselbe wartet am Wege, bis das Mädchen vorbeikommt, ergreift sie bei der Hand und führt sie nach der Hütte des Liebhabers. Sie weigert sich nicht, sondern folgt willig; wenn sie jedoch bei der Hütte ankommt, trifft sie ohne Umschweife ihre Entscheidung, bleibt da, wenn es ihr gefällt, oder geht unbelästigt wieder fort, nachdem sie ihre Abneigung erklärt hat. Ist jedoch die Zuneigung gegenseitig, so folgt die Frau ihrem Manne, wohnt in seiner Hütte, hilft in dem Tarofelde, und die Verbindung wird selten aufgelöst. Keine Festlichkeiten, kein Festessen, keinerlei Zeremonien sind gebräuchlich. Trotzdem erfreut sich die Frau bei den Baining einer bedeutend freieren Stellung wie bei den übrigen Stämmen des Archipels; sie nimmt Teil am Gespräch der Männer; beide Geschlechter essen zusammen; sie läßt sich keine übermäßige Arbeitslast aufdrängen und überläßt dem Herrn Gemahl die Pflege der Säuglinge, wenn sie selber ihre Tarolasten nach Hause oder zu Markte tragen muß. In dem letzteren Falle sieht man dann häufig den speerbewaffneten Mann seinen kleinen Sprößling sorgsam im Arme tragen, oder er läßt ihn, wenn größer, auf beiden Schultern reiten.

Bei der Geburt werden ebenfalls keinerlei Zeremonien veranstaltet. Einige ältere Frauen assistieren der Wöchnerin, doch hilft sich diese auch manchmal selber. Die Geburt eines Kindes bringt keinerlei Störung in dem täglichen Leben hervor; nach zwei oder drei Tagen arbeitet die junge Mutter wie vorher in der Pflanzung, der Säugling wird auf eine Pandanusmatte oder auf Blätter in den Schatten eines Baumes gelegt und sich selber überlassen. Von einer eigentlichen Kindererziehung ist keine Rede; der Knabe oder das Mädchen erlernen bereits im ersten Jugendalter diejenigen Verrichtungen, die von ihnen als Erwachsene und als nützliche Familienmitglieder gefordert werden, und da die Summe



Dr M. Groll gez. unter Benutzung d. Deutsch. Kolonial-Atlas

Beilage zu Parkinson Dreissig Jahre in der Südsee

derselben nicht gerade groß ist, so erreichen sie bald die gewünschte Meisterschaft.

Bei dem Tode eines Baining, sei es Mann oder Weib, geht es ebenso einfach her. Die Familie versammelt sich, ebenfalls die anwohnenden Freunde, und ein kurzes Klagegeheul um den Verstorbenen wird angestimmt. Ein einfaches Mahl aus Taro wird zubereitet und an alle Anwesenden verteilt. Nachdem diese sich dann entfernt haben, gräbt man eine Grube und legt den Leichnam hinein; an manchen Orten scharrt man die Grube zu, anderswo läßt man die Leiche frei und unbedeckt daliegen. Ob Hunde und Schweine den toten Körper als Fraß benutzen, scheint keinen Eindruck auf die Überlebenden zu machen. Dennoch ist es charakteristisch, daß bei einem Todesfalle die Stimmung in den Hütten eine gedrückte oder feierliche zu sein scheint. Man hört mehrere Tage lang kein lautes Sprechen oder lärmendes Geräusch, eine Art von Feiertagsstille ruht über der Umgegend der Todesstätte.

Kindermord wird anscheinend nur dann geübt, wenn die Mutter infolge der Geburt stirbt. Das Kind wird dann getötet, weil sonst niemand da ist, der sich desselben annehmen, es säugen und großziehen würde. Die Sterblichkeit der Kinder ist jedoch eine recht bedeutende infolge der primitiven Pflege, ungenügender Ernährung und völliger Unbekanntschaft der Eingeborenen mit den Krankheiten, deren Veranlassung und deren Heilung. Der Stamm der Baining ist aus diesem Grunde auch kein zahlreicher, und die Zukunft wird zeigen, ob es den Missionaren gelingen wird, die Eingeborenen auf eine höhere Stufe zu heben, so daß sie besser geeignet werden, den Unbilden des Klimas zu widerstehen. Auf den Missionsstationen werden die Kinder, denen der Aufenthalt dort im ganzen zusagt, nicht nur im Christentum unterrichtet, sondern auch zur Reinlichkeit und Ordnung angehalten. Unter Aufsicht der Missionare müssen sie gute und geräumige Häuser für die eigene Unterkunft bauen, regelmäßigen Anbau verschiedener tropischer Produkte treiben, und da sie durchschnittlich aufgeweckt und nicht unbegabt sind, so kann man erwarten, daß die unverdrossene Tätigkeit der Missionare mit der Zeit gute Früchte tragen wird. Die kleine Ansiedlung des Missionares Pater Rascher in den Bainingbergen mit den in regelmäßigen Reihen gebauten Häuschen der Zöglinge, errichtet aus selbstgeschnittenem Holz und einheimischem Material, darf ohne Übertreibung eine

Musteransiedlung genannt werden, die den Baining geistig wie körperlich zugute kommen muß.

Daß der Baining trotz seines einförmigen täglichen Lebens auch Sinn für große Festlichkeiten hat, welche umfangreiche Vorbereitungen und einen damit verbundenen Aufwand an Nahrungsmitteln erfordern, werde ich bei der Besprechung der Maskentänze zeigen. (Abteilung VIII.) Aber auch sonst ist er ein Freund der Festlichkeit, wobei das rein Materielle stets im Vordergrunde steht. Hat das Tarofeld reichliche Erträge gezeitigt, so wird eine große Schmauserei bereitet, die Nachbarn kommen herbei, man freut sich des Daseins, indem man außergewöhnliche Quantitäten der gebackenen Knollen verzehrt und dabei gruppenweise Tänze aufführt. Ringsherum sitzen andere kauende Gruppen. Plötzlich halten die Tänzer inne, die Umsitzenden erheben sich ebenso schnell, man ergreift Steine, Holzstückchen, Speisereste oder Unrat, bewirft sich unter Lachen und Kreischen eine kurze Weile mit den Geschossen und setzt sich dann wieder; neue Tänzergruppen bilden sich, und die vorher beschriebene Szene wird nochmals wiederholt. Junge Männer treiben diesen Sport so weit, daß sie sogar menschliche Exkremente verschlingen, woran Verheiratete und Ältere keinen Teil nehmen.

Kannibalismus war bis vor nicht gar langer Zeit üblich, verschwindet jedoch jetzt innerhalb der Einflußsphäre der katholischen Missionare. Irgendwelche eigentümliche Gebräuche fanden dabei nicht statt. Das Opfer wurde einfach getötet und zubereitet, ganz in derselben Art, als ob es ein Schwein oder ein Hund gewesen wäre. Der Baining präsentiert sich heute in seinem Urzustand als anscheinend recht harmloser Naturmensch, der keinerlei hervorragende gute Eigenschaften besitzt, aber auch nicht von besonders bösen Neigungen beherrscht wird. Er hat gute Anlagen, aber dieselben kommen nicht zur Entwicklung; er sorgt für den Unterhalt des täglichen Lebens, alles andere ist für ihn Nebensache. Eigentum sammelt er nicht, er ist zufrieden mit einem primitiven Unterschlupf, der ihn namentlich gegen Regen schützt, schläft aber auf der nackten Erde und ist unempfindlich gegen alles, was wir Schmutz nennen. Seine einzige Wäsche besorgt der in seiner Heimat reichlich fallende Regen, und es ist ergötzlich, zu sehen, mit welcher Sorgfalt er einen seichten Fluß durchquert, von Stein zu Stein springend, um seinen nackten, schmutzstarrenden Körper vor dem reinigenden Einfluß des Wassers zu schützen.

Die Hauptnahrung der Baining besteht, wie bereits mehrfach erwähnt, aus Taro. Der Anbau dieser nahrhaften Knolle ist nicht ohne große Schwierigkeit und erfordert einen bedeutenden Arbeitsaufwand. Mehrere Familien vereinigen sich in der Regel zur gemeinschaftlichen Anlage einer Pflanzung. Zunächst muß der Urwald gefällt werden, dann werden die Zweige und Äste der gefällten Bäume abgeschlagen und abgebrochen und zu größeren und kleineren Haufen zusammengelegt. Wenn sie trocken sind, werden sie angezündet, und man verbrennt von dem gefällten Holz so viel wie möglich; die dicken Stämme, die noch nicht ganz trocken sind und dem Feuer Widerstand leisten, läßt man liegen, wie sie gefallen sind. Das gesäuberte Feld wird nun zum Schutz gegen Wildschweine mit einem starken und dichten Holzzaun umgeben, und der Eingeborene zeigt in der Anlage und in der Verwendung der einzelnen Holzknüttel ein erstaunliches Geschick. Sobald die Umzäunung fertig ist, macht man mit einem zugespitzten Stocke, a hul (Plural a huleichi), ein trichterförmiges Loch in den Boden und pflanzt in dieses den Tarosetzling. Bald ist das ganze Feld in regelmäßigen Abständen mit Setzlingen bepflanzt, und nun beginnt die Arbeit der Weiber, darin bestehend, das üppig wuchernde Unkraut zwischen den Taropflanzen zu entfernen. In dem fruchtbaren Boden wachsen die Taroknollen zu einer bedeutenden Größe, und wenn sie nach etwa sechs bis sieben Monaten reif sind, so werden sie nach Bedarf von den Männern ausgezogen und die oberen Blätter und Blattstiele entfernt, so daß von den Stielen ein etwa 30 bis 40 Zentimeter langes Stück an der Knolle sitzen bleibt. In den abgeernteten Teilen des Feldes werden Bananen gepflanzt. Zwischen den Taropflanzen zieht man übrigens ebenfalls eine Anzahl der verschiedensten Gemüse, deren Blätter als Nahrungsmittel sehr beliebt sind und mit einigen unserer Kohl- oder Spinatarten im Wohlgeschmack wetteifern. In den Feldern fehlt auch niemals eine Sacharumart, deren unaufgeblühte Blütenknospen eine beliebte Speise abgeben.

Nach der Taroernte und nach Bepflanzung des Feldes mit Bananen wird ein neues, mittlerweile in Angriff genommenes Tarofeld vollends hergerichtet und bepflanzt. Die mit Bananen bepflanzten Felder genießen keine weitere Pflege, man erntet die Bananen ab, wenn die Fruchtbündel reif sind, aber der Zaun wird nicht erneuert, das üppig wuchernde Unkraut nicht entfernt, und dies wie die Wildschweine

zerstören bald den Rest der Bananen. Mittlerweile ist jedoch ein neues Feld gereift, und ein Mangel tritt niemals ein.

Da die Baining keine Seefahrer sind, überhaupt keine Fahrzeuge besitzen und der Fischfang in den Flüssen oder am Strande wenig Ausbeute gibt, so suchen sie sich ihre animalische Nahrung, wo sie sie finden können. Schweine sind in wildem und halbwildem Zustande zahlreich vorhanden, und der Baining jagt dieselben mit seinen Hunden und erlegt die gestellten Borstentiere mit dem Speer. Aber auch sein Jagdgefährte, der Hund, gilt als Leckerbissen und wird bei großen Festlichkeiten gebührend gewürdigt. Ein gelegentliches Känguruh oder ein Kasuar sind willkommene Abwechslungen des Küchenzettels. Daneben verspeist der Baining so ziemlich alles, was er ergreifen kann, eine Ausnahme machen jedoch alle Seevögel, die er a lgieska nennt, d. h. überlegen sein, stark sein, bevorzugt sein.

Die Zubereitung des Taro sowie der Schweine- und Hundebraten ist recht einfach. Die Taroknollen röstet man auf glühenden Kohlen, Fleisch wird in Blätter gehüllt und ebenso zubereitet. Die Südbaining bereiten ihre Speisen mit glühend gemachten Steinen, zwischen die die Speisen gelegt, mit Blättern überdeckt und gar gemacht werden. Die Zubereitung von Speisen mittels glühend gemachter Steine ist allerdings auch den Nordbaining bekannt; sie werden aber dann in Verbindung mit einem Apparat verwendet, der für diesen Stamm charakteristisch ist und meines Wissens nirgendwo anders in der Südsee angetroffen wird. Dieser Apparat wird a lus (Plural von a luski) genannt und besteht aus einer Röhre von Baumrinde, etwa 40 bis 50 Zentimeter hoch und 20 bis 30 Zentimeter im Durchmesser. Diese Röhre stellt man auf den Boden und legt eine Lage glühender Steine hinein; dieselben werden dann mit einem Bananenblatt bedeckt und darauf eine Lage von Gemüse gelegt, abermals von einem Bananenblatt zugedeckt; jetzt folgt in derselben Anordnung eine Lage heißer Steine, darauf eine Schicht Gemüse und so fort, bis der a lus voll ist; die oberste Lage bilden heiße Steine. Nach einiger Zeit ist das Gemüse gar, wird herausgenommen, mit Salzwasser besprengt und bildet in dieser Form eine Speise, die unter Umständen als recht schmackhaft bezeichnet werden muß und auch einem europäischen Gaumen zusagt.

Als Reiz- und Genußmittel dient dem Baining der Betel. Der Nordbaining genießt denselben in der üblichen Weise, nämlich Arecanuß

mit Betelpfeffer und Blättern, eingetaucht in Kalkpulver. Diesen brennt er sich selber aus Muscheln oder kauft ihn von den Strandbewohnern. Die Südbaining kauen eine gewisse aromatische Baumrinde, Masoirinde der Javanen, mit Kalk und einer Art von Betelblatt, jedoch keine Früchte des Betelpfeffers.

Über den Hausbau der Baining läßt sich nicht viel sagen, er ist der denkbar einfachste. Ein primitives Gerüst wird mit einem Laub- oder Grasdach bedeckt, die Seiten mit Knüppeln und Stammstücken ausgefüllt. Sie sind so niedrig, daß man in denselben kaum aufrecht stehen kann. Niedrige Öffnungen führen ins Innere, und dieses ist ohne irgendwelche Ausstattung; auf dem Boden schläft die gesamte Familie, manchmal mehrere derselben, die gemeinschaftlich eine Hütte bewohnen; aber auch Schweine und Hunde finden in diesem Wohnraum Unterkunft und liegen friedlich neben ihren menschlichen Herrschaften. Ein qualmendes Feuer wird gewöhnlich angezündet, teils um Insekten zu vertreiben, teils auch um bei kühler Witterung Wärme zu spenden. In diesem Gelaß verbringt der Baining seine Nächte; am Tage, wenn er gerade nicht in der Pflanzung beschäftigt ist, hockt er wohl, sich der Siesta widmend, vor seinem Palast und raucht seine Zigarre, suk (Singular suiki), aus selbstgebautem Tabak; ist sie ausgebrannt, so rollt er sich eine andere, d. h. er legt Tabakblätter nebeneinander und umhüllt sie mit einem grünen Blatt, steckt auch wohl das Ganze in einen Zigarrenhalter, bestehend aus einem dünnen Bambusröhrchen. Über den Geschmack kann ich nichts sagen, denn ich habe mich nie überwinden können, einen Versuch zu machen; der Gestank des Rauches läßt jedoch einen Schluß zu auf den Wohlgeschmack des Krautes.

Seine nicht unangenehm klingende Sprache fließt ihm schnell von den Lippen, und ich muß gestehen, daß ich die kleinen Zöglinge des Pater Rascher immer gern mit demselben eine Unterhaltung führen hörte. Die Worte folgten einander in einem ununterbrochenen Redestrom, begleitet von vielen Gestikulationen, von denen mir namentlich die bejahende Geste auffiel, weil sie so verschieden von der üblichen ist; man nickt nämlich nicht mit dem Kopfe, sondern schüttelt denselben mehrmals energisch hin und her. Auch der Gesang der Baining darf im ganzen als melodisch bezeichnet werden, obgleich ihre Gesänge selten einen verständlichen Inhalt haben. Geradezu von hervorragendem Wohllaut ist

ihr lautes Jodeln, snes, das von den Bergen weithin schallt und manchmal, wenn mehrstimmig, auch einem Europäerohr Freude und Genuß bereiten kann.

Nach dieser Schilderung des täglichen Lebens der Baining will ich kurz ihre Fertigkeiten in Augenschein nehmen. Hier sind wir nun wiederum erstaunt, zu finden, daß sie einen nicht unbedeutenden Kunstsinn bekunden, namentlich in der Herstellung der Malereien auf Rindenstoffen, welche ich bei ihren Masken näher besprechen werde (Abteilung VIII). Diese intrikaten und feinen Muster finden nirgends in der Südsee ein Seitenstück. Ebenso bewundernswürdig sind die aus buntgefärbten Schnüren geknüpften Netze, a sangen neichi, welche neu hergestellt bei den Tänzen Verwendung finden, später aber auch als Tragbeutel benutzt werden. Andere Netze oder Tragbeutel werden aus einer feinen Liane hergestellt und a gateichi genannt. In denselben trägt man allerlei Gegenstände. Taro werden in der Regel mit den daran haftenden Stengeln transportiert, und es ist erstaunlich, welche Lasten die Weiber bergauf und bergab über lange Strecken transportieren können. Sie bedienen sich zu diesem Zwecke eines aus zähem Rindenstoff geflochtenen Tragbandes von mehreren Metern Länge; mit demselben werden die Tarostengel fest aneinander geschnürt, so daß eine lose Schlinge frei bleibt, welche über die Stirne gelegt wird. Um die Last zu heben, setzt sich die Frau vor dieselbe, mit dem Rücken derselben zugekehrt; sie adjustiert nun die Schlinge des Tragbandes um ihre Stirn, biegt den Oberkörper möglichst weit nach vorn, zieht die Beine unter sich und richtet sich dann mit der manchmal bis 150 Pfund schweren Last langsam aber sicher empor. Dieses gymnastische Kunststück sieht zwar recht leicht aus, ist jedoch für einen Ungeübten nicht auszuführen. Ich habe den Versuch von kräftigen Europäern nur mit der halben Last machen sehen, aber stets erfolglos. Das Tragband, a garawacha, begleitet die Bainingfrau überall hin und ist ihr unzertrennlicher Begleiter. Kleine Mädchen müssen im Kindesalter bereits Lasten tragen und leisten nach unseren Begriffen darin etwas ganz Erstaunliches.

Die Zubereitung des Rindenstoffes aus Brotfruchtbaumrinde wie aus der Rinde eines anderen, mir unbekannten Baumes ist Sache der Männer. Die Rindenstreifen werden im Flußbette auf einem Stein so lange mit einem Knittel geklopft, bis alle Holzteile durch Klopfen

und Auswaschen entfernt sind und das geschmeidige Rindenzeug übrigbleibt.

Von Flechtarbeiten liefern die Baining bauchige, ballonförmige Körbe, aus braunen und schwarzen Lianen hergestellt und von großer Dauerhaftigkeit. Im Anfertigen von Netzen aller Art sind sie ebenfalls geschickt und haben feine und grobe, engmaschige und weitmaschige Netze je nach der Art der Verwendung.

Hiermit ist im ganzen das Verzeichnis ihrer Fertigkeiten erschöpft — abgesehen von der Anfertigung ihrer geringen Kleidungsstücke und ihrer Waffen. Hinsichtlich der ersteren ist nicht viel zu sagen; die Männer in Nordbaining gehen vollständig nackt, die Weiber tragen einen schmalen, vorn herabhängenden Schurz aus Pflanzenfasern, der von einem enganliegenden Gürtel herabhängt, während hinten ein schwanzartiges langes Faserbündel anscheinend zwecklos herabbaumelt. Beim Niedersetzen vereinigt die Sitzende mit einem schnellen und sicheren Griff beide herabhängende Teile und klemmt dieselben zwischen die Beine. Es ist zweifellos, daß dieser künstliche Schwanz die Veranlassung gegeben hat zu der Behauptung der Nordostbewohner, daß im Inneren der Gazellehalbinsel geschwänzte Menschen wohnen. Dieser Gürtel, a niska (Plural von a nis), wird von allen Bainingweibern getragen. Die Männer der Südbaining tragen einen Gürtel aus Rindenzeug zwischen den Beinen durchgezogen; der Gürtel ist manchmal sorgfältig durch Bemalung ornamentiert. Wir gehen gewiß nicht fehl, wenn wir diesen Gürtel als eine Entlehnung von denjenigen Stämmen, Sulka usw. auffassen, welche südlich von der Landenge wohnen und mit denen die Südbaining, dort als Gaktai bekannt, gelegentlich in Verbindung treten.

Die Waffen der Baining bestehen aus Speeren, Keulen und Schleudern. Die Speere sind hergestellt aus dem äußeren, der Länge nach leicht spaltbaren, festen Holz einer bestimmten Palmenart und sind ohne alle Ornamentierung. Sie werden einigermaßen rund abgeschabt und das eine Ende zugespitzt, sowie am Feuer gehärtet. Trotz der rohen Arbeit sind sie in den Händen der Baining eine gefährliche Waffe, denn von Jugend an übt man sich im Werfen und erreicht mit der Zeit eine erstaunliche Gewandtheit und Fertigkeit. Die Schleuder, a vrika (Plural von a vri), ist der Schleuder der Nordostbewohner der Gazellehalbinsel vollkommen gleich; auch im Werfen der Schleudersteine hat der Baining

eine große Übung, obgleich diese Waffe nur im offenen Gelände oder am Strande Verwendung findet und ihrer Natur nach in Wäldern und Dickichten nicht gebraucht werden kann. Charakteristisch für die Baining ist die Keule mit durchbohrtem Steinknauf, a machracha, welche von hier aus sich bis zu den Nordostbewohnern der Halbinsel verbreitet hat, wo man dieselbe als a palau kennt und auch herzustellen weiß. Es sind früher die scharfsinnigsten Theorien aufgestellt worden über die Art und Weise, in welcher die Durchbohrung der Steinknäufe stattfand. Die einfachste Erklärung hat man, wie dies so häufig geht, übersehen. Herr Professor Giglioli hat in einer ausführlichen Arbeit über die Steinkeulen der Baining vor einigen Jahren zuerst die richtige Erklärung gegeben, die ich ihm aus meinen Beobachtungen zur Verfügung stellte. Der Eingeborene sucht zunächst in einem Flußbette einen geeigneten, bereits ziemlich abgerundeten Stein. Dann nimmt er denselben in die linke Hand und stößt mit einem anderen etwas zugespitzten Stein immer auf eine bestimmte Stelle des zukünftigen Keulenknaufes. Allmählich entsteht nun eine Höhlung, die durch fortwährendes Stoßen und Abtrennung kleiner Steinsplitter sich erweitert und vertieft. Ist nun auf einer Seite eine Vertiefung entstanden, so wird die gegenüberliegende Seite derselben Prozedur unterworfen und das Stoßen so lange fortgesetzt, bis der Knauf durchstoßen ist und ein Loch entsteht, das jetzt allmählich erweitert wird, bis es groß genug ist, einen Stab hindurchzustecken. Diese Art der Durchbohrung ist bei vielen anderen Naturvölkern gebräuchlich und daran leicht erkenntlich, daß die Öffnung an den Außenseiten weiter ist als im Zentrum. Eine andere Art der Steindurchbohrung habe ich zuerst vor Jahren aus Berlinhafen in Kaiser-Wilhelms-Land bekannt gemacht. Dort wird der Stein durch ein Bambusrohr und mittelst angefeuchteten Sandes regelrecht durchbohrt, und diese Art der Durchbohrung ist daran leicht kenntlich, daß die Bohrwände völlig gerade sind und überall von gleichem Durchmesser. Derartige Durchbohrung wird auch bei anderen Naturvölkern gefunden; bei der Besprechung einiger Teile von Neumecklenburg habe ich jedoch gezeigt, daß sehr ähnliche Durchbohrungen auch auf andere Weise ohne kreisförmigen Bohrer hergestellt werden können. Die Keulenknäufe der Baining haben niemals die flache, fast scheibenartige Gestalt, wie wir sie aus einzelnen Gegenden Neuguineas kennen. Es kommen stark abgeplattete Knäufe

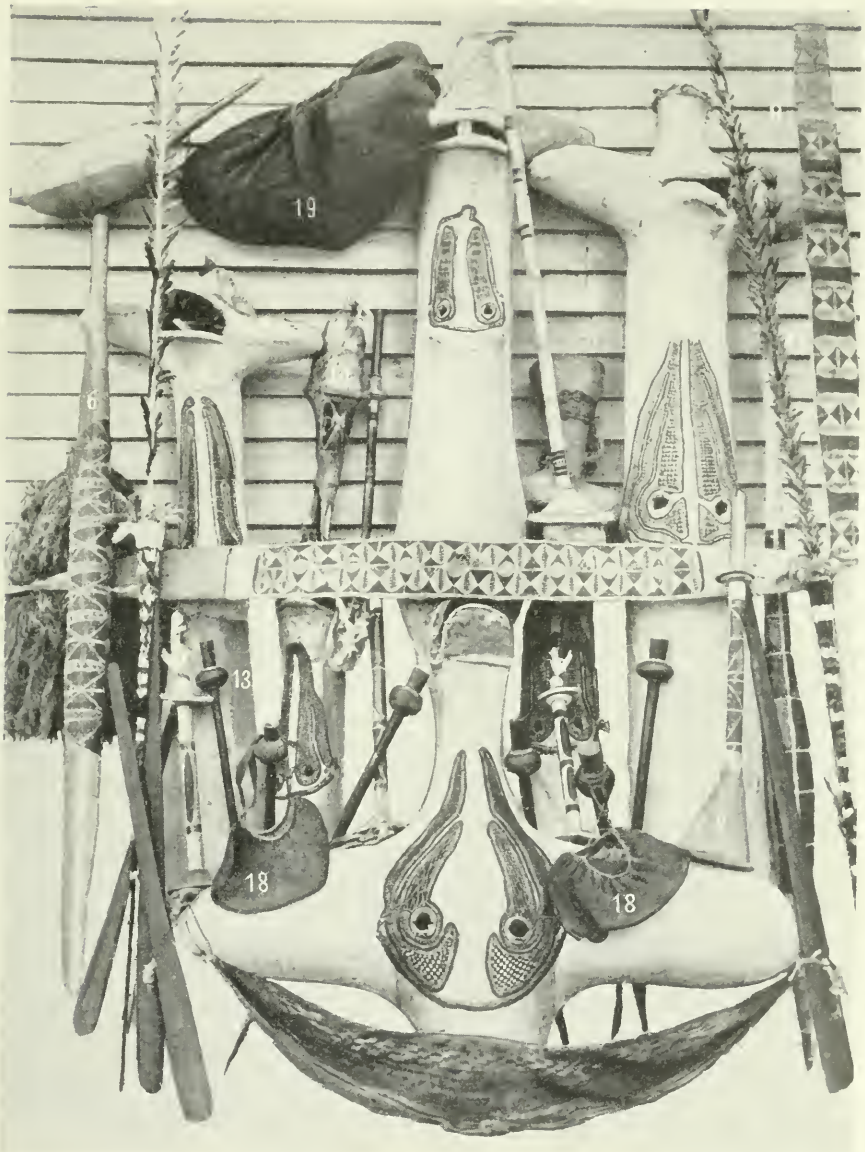


Abb. 22. **Gegenstände der Baining.**

1 bis 12 Tanzgegenstände; 13 bis 17 Waffen; 18 bis 20 Netze und Beutel.

vor, aber niemals mit scharfem Außenrand. Die Knäufe findet man in allen Stadien, vom stark abgeplatteten Sphäroid bis zur Kugelform und darüber hinaus bis zur Eiform. Die äußere Gestalt gibt man dem Knauf durch Reiben auf einem harten Stein; derlei Schleifsteine mit eingeriebenen, trogförmigen Höhlungen findet man an allen Flußläufen und Quellen in Baining wie durch ganz Polynesien bis nach Europa, ein Zeichen, daß man auch dort überall die Steinschleiferei nach derselben Weise betrieben hat. Der Keulenschaft ist aus hartem Holz hergestellt, rund, am oberen Ende zugespitzt, am unteren Ende verdickt. Der durchbohrte Steinknauf wird auf diesen Schaft festgetrieben, am unteren Ende durch fest eingetriebene kleine Holzkeile vollends befestigt und die Verbindungsstelle mit der zerstoßenen Masse der Parinarianuß verkittet. In den Kitt werden als Ornamentierung gelegentlich auch Nassaschalen und rote Abrusbohnen hineingedrückt.

Außer dieser Originalkeule hat der Baining noch andere Formen, die möglicherweise aus anderen Gegenden eingeführt sind. Die etwa 120 Zentimeter lange flache Keule, am unteren Ende etwa 8 bis 10 Zentimeter breit, am oberen Ende schmäler und mit einem spitzen dreieckigen Ansatz, könnte möglicherweise originell sein, findet jedoch auch Anklänge auf der Nordost-Gazellehalbinsel. In Baining wird diese Keule a virki genannt. Eingeführt ist dagegen unzweifelhaft die Keule, die in Baining a birichi genannt wird; sie hat eine ähnliche Form wie die a virki, ist jedoch kreisrund, unten dicker und am oberen Ende mit einem konischen Holzknauf verziert. Die Keule, welche man in Baining saringeichi nennt, hat am Schlagende einen ananasförmigen Knauf, wie die Keulen, die uns aus dem Sulkadistrikt bekannt sind, ist aber in der Ausführung ungleich roher und einfacher. Von dorther stammt auch wohl die Keule, die der Steinknaufkeule sehr ähnlich sieht, nur daß sie statt eines Steinknaufes einen Holzknauf von fast kugelrunder Form, allmählich in den Keulenstiel übergehend, besitzt. Derlei Keulen habe ich auch in den Gegenden am Varzin angetroffen, wo sie jedoch zu den großen Seltenheiten gehören.

Obgleich Schleuder und Schleuderstein allgemein gebräuchlich sind, so hat der Baining nicht wie sein Nordostnachbar die Kunst des Trepanierens gelernt. Seine ärztlichen Kenntnisse erstrecken sich auf Blutentziehung durch kleine Einschnitte in der Haut, und um den Blutfluß

zu ſtillen, reibt er die gemachten Wunden mit gebranntem Kalkpulver ein. Wunden verbindet er immer ſehr ſorgfältig mit allerhand Blättern, denen er heilende Eigenſchaften zuſchreibt und die anſcheinend die erwünſchte Wirkung haben.

Die Steinaxt war noch bis vor wenigen Jahren ſein einziges Werkzeug; heute bereits iſt dieſelbe verſchwunden, wenigſtens bei den Nordbaining, und es hält ſehr ſchwer, ein vollſtändiges Exemplar zu erwerben. Axtklingen ſind jedoch noch hie und da erhältlich. Bei den Südbaining iſt die Steinaxt noch vielfach das ausſchließliche Handwerksgerät. Bei Kap Buller am Sankt-Georgs-Kanal ſah ich in den Händen der Männer, die anſcheinend vom Holzfällen herbeigeeilt waren, ausſchließlich Steinärte mit dem üblichen knieförmigen Stiel, konnte jedoch zu meinem großen Leidweſen kein einziges Exemplar erwerben, weil die Leute zu furchtſam waren, um meine Annäherung abzuwarten. In dem Vorſtehenden habe ich in Kürze eine annähernd erſchöpfende Beſchreibung dieſes intereſſanten, primitiven Volkes gegeben.

c) Die Taulil und Butam.

Es bleibt mir nun noch übrig, den kleinen Stämmen der Butam und Taulil meine Aufmerkſamkeit zu widmen.

Gehen wir vom Bunakokor (Varzinberg) in ſüdweſtlicher Richtung gegen die Bainingberge vor, ſo ſtoßen wir, nachdem wir die bewohnten Diſtrikte am Fuß des Berges im Rücken gelaſſen, ſtundenlang auf keine menſchliche Anſiedlung mehr. Lange Zeit geht der Weg über die mit dichtem Wald bewachſene Ebene, bis tiefe, von ſilberklaren Bächen durchzogene Schluchten uns den Weg erſchweren. Einer dieſer Bäche läuft lange Zeit zwiſchen zwei ſenkrechten Wänden, und um einen geeigneten Aufſtieg zu finden, muß man bachabwärts gehen.

An dieſer gefährlichen Stelle war es, wo ein Teil der Mörder der Frau H. Wolff im Jahre 1902 von den Taulil überraſcht und getötet wurde, in dem Augenblick, wo ſie in größter Ruhe Flußkrebſe fingen. Nachdem die Schlucht paſſiert und die Anhöhe erklommen, bemerken wir Kokospalmen. Dieſelben bezeichnen einen früheren Wohnplatz der Taulil, Palakukúr genannt. Erſt nachdem wir noch mehrere Schluchten durchklettert haben, ſtoßen wir auf neuangelegte, mit lebenden Hecken eingefaßte

Pflanzungen und hie und da auf armselige Hütten. Hier wohnen die Taulil, die sich selber Tulil nennen. Die Geschichte dieses Stammes ist eng mit derjenigen der Butam verknüpft. Die Butam, welche in früheren Jahren noch ziemlich zahlreich waren, wohnten südöstlich von den Taulil, auf den Hügeln und in der Ebene südlich vom Warangoi-(Karawat-)Flusse. In ihrem Rücken wohnten die Südbaining, welche das Gebirge inne hatten. In den Distrikten Kambange und Londip am Sankt-Georgs-Kanal habe ich in den Jahren 1883 bis 1885 häufig von den Butam reden hören, und von den Hügeln aus ist mir die Gegend ihres Aufenthaltes angedeutet worden. Sie wurden schon zu jener Zeit als ein Stamm bezeichnet, der im Aussterben begriffen war, mit dem man jedoch damals noch vom Strande aus zeitweilig in Verbindung stand, bald freundschaftlich, bald feindselig, je nach den Umständen. Die Bewohner um den Varzinberg herum scheinen die Butam stets als ihre Feinde angesehen zu haben, und die Häuptlinge von Wairiki haben mir zu jener Zeit häufig von ihren Zügen gegen die Butam erzählt.

Die Butam hatten eine von den Taulil verschiedene Sprache, waren aber mit ihnen befreundet und flüchteten sich gelegentlich zu denselben, wenn sie von den Varzinleuten allzu heftig bedrängt wurden. Im Laufe der Zeit, noch vor Ablauf der achtziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts, wurde der ganze Butamstamm vernichtet, und die wenigen, welche mit dem Leben davon kamen, suchten bei den Taulil Schutz und wurden von diesem Stamm aufgenommen. Aber auch hier fanden sie keine dauernde Ruhe, denn die Varzinbewohner wendeten sich nach Aufreibung der Butam gegen die Taulil. Es bleibt ein Rätsel, wie die Taulil, von allen Seiten angegriffen, sich bis auf diesen Tag halten konnten, aber der undurchdringliche Wald mit seinen tiefen und steilen Schluchten bot immerhin den Angegriffenen eine sichere Zufluchtsstätte. Daß die Varzinbewohner die ersten Angreifer waren, ist unzweifelhaft; ihre Kriegszüge hatten teils den Zweck, frisches Menschenfleisch für die Festgelage herbeizuschaffen, teils war man bedacht, Sklaven zu erbeuten. Die bei den Taulil bestehende Sitte der Blutrache führte dann zu Repressalien gegen die Angreifer, und so entstand jene blutige Fehde, welche bis in die neueste Zeit andauerte.

Die Distrikte Wairiki, Malakuna, Tingenavudu, Vivuren südlich und östlich vom Varzin und die Distrikte Tamaneiriki, Vunadidir, Nau-

maúma, Rebar und Rapitok westlich und nördlich vom Varzin beteiligten sich an diesen Kannibalenzügen. Gewöhnlich gelang es, die nichtsahnenden Taulilleute in ihren Pflanzungen zu überraschen, und dann wurden Männer und Jünglinge gespeert; Weiber, Mädchen und Knaben, ja sogar Säuglinge in Gefangenschaft geschleppt. Das Fleisch der Erschlagenen wurde stückweise an die Teilnehmer des Zuges verteilt. Tagelang dauerten diese Jagden und reichten bis an den Fluß Karawat, den man aus Furcht vor den im jenseitigen Gelände herumstreifenden Baining selten zu überschreiten wagte.

Doch nicht immer schlug der Angriff zum Vorteil der Angreifenden aus, und wenn es nicht gelang, die Taulil zu überraschen, so verlief ein solcher Zug auch wohl zum Nachteil der Unternehmer, und die Taulil wiesen sie mit starken Verlusten zurück. Das vorher genannte Dorf Palakukúr ist der Schauplatz vieler hartnäckigen Kämpfe gewesen. Hier hatten sich die Taulil stark verbarrikadiert und empfingen ihre Feinde mit einem Hagel von Steinen und Speeren, so daß es lange Zeit dauerte, bis es gelang, sie aus dieser Feste zu vertreiben.

Gelegentlich machten dann auch die Taulil einen Einfall in das feindliche Gebiet, und die ihnen am nächsten gelegenen Distrikte mußten fortwährend auf Überfälle gefaßt sein. Vor einigen Jahren vollführten die Taulil ein fast unglaubliches Bravourstück. Einer ihrer Häuptlinge, Tokomet, war getötet worden, und das Bedürfnis nach Rache war aufs höchste gesteigert. Sie brachten in Erfahrung, daß ganz Vivíren eine bewaffnete Zusammenkunft in einem gewissen Gehöft hielt; diesen Umstand benutzten einige mutige Taulil, schlichen sich an das Gehöft heran und stürzten sich mit solchem Ungestüm auf ihre Feinde, daß diese in wilder Flucht auseinanderstoben, drei der tapfersten Führer erschlagen zurücklassend.

Mit einigen der benachbarten Stämme zwischen der Blanchebucht und dem Weberhafen unterhalten die Taulil eine gewisse Freundschaft, und dadurch kommen sie in den letzteren Jahren auch gelegentlich nach meiner Wohnung, so daß ich häufig Gelegenheit hatte, mit ihnen in Verkehr zu treten. Sie sind körperlich von den übrigen Bewohnern der Nordost-Gazellehalbinsel kaum zu unterscheiden. Sie sind in ihren Bewegungen etwas schneller und behender, und ihre Augen verraten einen großen Teil von Verschmitztheit. Sie sind imstande, schwere Lasten mit

großer Ausdauer über weite Wegstrecken zu transportieren, aber dies ist eine Eigenschaft, die sie mit allen Inlandbewohnern gemeinsam besitzen. Sie besuchen auch einzelne Stämme am Sankt-Georgs-Kanal, mit denen sie auf Friedensfuß stehen. Vor vielen Jahren traf ich eine Anzahl von etwa zwanzig derselben, welche am Rügenhafen fischten und im ersten Augenblick aggressiv zu werden drohten, bis sich ihnen ein Eingeborener aus Kambanga, der mich begleitete, zu erkennen gab, worauf sich sofort ein freundschaftlicher Verkehr entwickelte. Herr Pater Eberlein hat sie in ihren heutigen Wohnsitzen aufgesucht, er wurde allerdings etwas mißtrauisch empfangen, bald jedoch, als man seine freundliche Absicht begriff, wich das Mißtrauen, und mit großer Gastfreiheit setzte man ihm Nahrung vor. Dem Herrn Pater verdanke ich einen großen Teil dieser Mitteilungen über die Taulil.

Obgleich die Taulil tüchtige Ackerbauer sind, so darf man sie daneben als ein kühnes und ausdauerndes Jägervolk bezeichnen. Den Weibern liegt die Hauptarbeit in den Pflanzungen ob, die Männer streifen nach allen Richtungen im Walde herum und stellen mit den Speeren den Wildschweinen, Kasuaren und Beuteltieren nach; in den zahlreichen Bächen fischen sie mit Netzen viele Fischarten und Flußkrebse.

Sie haben ihre eigene Sprache, welche von der Sprache der Nordost-Gazellehalbinsel gänzlich verschieden ist. Auch die Butam sollen eine besondere Sprache gehabt haben. Sie kennen jedoch auch die Sprache ihrer nördlichen Nachbarn, mit denen sie sich geläufig unterhalten, was jedenfalls auf einen früheren, weit friedlicheren Verkehr deutet.

Die Taulilsprache entbehrt jeglichen Zischlautes, ganz wie die der Bewohner der Nordost-Gazellehalbinsel. Eine Verwandtschaft der beiden Sprachen ist merklich, ebenso Anklänge an die Baiingsprache. Dies ist nicht auffallend, da der Taulilstamm zwischen diesen beiden großen Stämmen eingekeilt sitzt und unstreitig seit vielen Jahren bald mit dem einen, bald mit dem anderen in Verbindung getreten und von beiden Seiten beeinflußt worden ist.

Die Bevölkerung, die augenblicklich bis auf etwa dreihundert Seelen zusammengeschmolzen ist, hat in Sitten und Gebräuchen sehr vieles mit ihren nordöstlichen Nachbarn gemein. So haben sie mit diesen den Ingietbund gemeinsam und damit auch das Verbot des Schweinefleischessens für die männlichen Mitglieder.

Herr Pater Eberlein sagt mir, daß daneben noch ein zweiter Bund vorhanden ist, bestehend aus allen kampffähigen Männern und Jünglingen; die Mitglieder dieses Bundes dürfen nicht das Fleisch des weißen Kakadus essen, auch nicht das des roten und des grünen Papageies; die Taube, der Rabe, eine Falkenart, der fliegende Hund sowohl wie einzelne Fischarten und bestimmte Gemüsesorten sind ihnen ebenfalls verboten (tambu). Es besteht der Aberglaube, daß sie, wenn sie dies Verbot übertreten, im nächsten Kampfe das Leben verlieren.

d) Die Stämme des mittleren Teiles von Neupommern.

Südlich von der Einschnürung, welche die Gazellehalbinsel von der übrigen Hauptinsel trennt, wohnen auf den Bergzügen, die im Osten von der Großen Bai und der Jacquinotbai, im Westen von den hohen Vulkanen der „Vater"-Gruppe begrenzt werden, eine Anzahl von sprachlich verschiedenen Stämmen, die jedoch, soweit wir heute zu urteilen vermögen, einer gemeinschaftlichen ethnographischen Provinz angehören.

Erst in der letzten Zeit ist es gelungen, mit diesen Stämmen in Verbindung zu treten. Eine Anzahl der jüngeren Leute hat sich als Pflanzungsarbeiter anwerben lassen, einige derselben sind bei der Katholischen Mission aufgenommen worden, und hier hat der Bruder Hermann Müller mit großem Fleiß und unendlicher Ausdauer nicht nur die Sprache studiert, sondern auch zahlreiche Aufzeichnungen über Sitten und Gebräuche gemacht, die uns beweisen, daß wir hier einen Stamm vor uns haben, wesentlich verschieden von den Stämmen, die auf der Gazellehalbinsel wohnen.

Die erste nähere Mitteilung über diese Gegend verdanken wir dem wesleyanischen Missionar Brown, der im Jahre 1878 zuerst dieselbe besuchte. Er kam jedoch nicht weit über die Henry Reid-Bucht hinaus, und die Beschreibung, die er in den Proceedings der Royal Geographical Society von dieser Tour gibt, berechtigt uns zu der Annahme, daß er mit dem Bergstamme der Gaktei zusammengetroffen ist, der eben einen Kriegszug gegen die am Strande wohnenden Sulka unternahm. Der Gakteistamm bewohnt die Bergrücken zwischen der Offenen Bucht und der Großen Bai. Er ist wahrscheinlich identisch mit den „Paleawe", die Herr Pater Rascher, von der Offenen Bucht landeinwärts vordringend,

in den Bergen antraf; möglicherweise bewohnt er auch einen Teil der südlichen Gazellehalbinsel und ist identisch mit den Stämmen, die man am Kap Vogengang und Kap Buller antrifft.

Genug, die Gaktei sind uns bis heute noch sehr wenig bekannt, und das, was wir wissen, beruht auf Aussagen der Sulka. Mit dem Sulkastamm scheint der Gakteistamm in fortwährender Fehde zu liegen, und der erstere ist im Laufe der Zeit aus den Strandgegenden an der Henry Reid-Bucht, die er in früheren Zeiten bewohnte, vertrieben und weiter nach Süden verschoben worden.

Die Sulka unterscheiden noch zwei weitere Nachbarstämme, die Tumuip, ein Bergvolk, und die O Mengen, welche an der Jacquinotbai und in der Wasserfallbucht den Strand sowie die dahinterliegenden Gebirge einnehmen.

Der Verkehr dieser drei Stämme ist ein friedlicher; sie treiben Tauschhandel und gehen Ehen miteinander ein; an den Grenzen der verschiedenen Stammesterritorien gibt es Dorfschaften, in denen Mitglieder der verschiedenen Stämme friedlich nebeneinander wohnen.

Das Wohngebiet der Stämme erstreckt sich über das von tiefen Schluchten und Tälern durchzogene Gebirgsland, das ich bereits früher erwähnte. Vom Strande aus bis zu den Bergrücken und Gipfeln hinauf gewahrt das Auge zahlreiche, sorgfältig angelegte und unterhaltene Pflanzungen, woraus man auf eine recht gute Bevölkerung schließen darf. Mit S. M. S. „Möwe" vor einigen Jahren dicht am Strande entlang dampfend, auf der Suche nach einem Ankerplatz, wurden wir am Strande von einem zahlreichen Menschenschwarm begleitet, und von den Bergen sah man neue Scharen in wilder Hast über die steilen Pfade dem Ufer zueilen, wahrscheinlich angelockt von dem Anblick eines Schiffes, das in so unmittelbarer Nähe des Landes langsam dahinfuhr. Zahlreiche Flüsse und Bäche durchfurchen die Täler; am bedeutendsten sind der Mävlu (Powellfluß) und der Vulvut (Henry Reid-Fluß), beide in die Henry Reid-Bucht mündend.

Im nachstehenden wird hauptsächlich der Sulkastamm besprochen werden; der Schilderung sind die Aufzeichnungen des Bruders Hermann Müller zugrunde gelegt.

Die Sulka haben sich, wie bereits erwähnt, im Laufe der Zeit, bedrängt von den Gaktei, weiter nach Kap Orford hin zurückziehen

Tafel 12. **Weibergruppe von den „Lieblichen Inseln“.**

müssen; sie bewohnten vor nicht gar langer Zeit auch die Brauninsel, unweit von Kap Turner, und besuchen heute noch diese Insel in ihren Fahrzeugen, um dort Schildkröten und Fische zu fangen. Gegen ihre Feinde, die Gaktei, sind sie hier sicher, da dieselben keine Fahrzeuge besitzen, auch nicht schwimmen können.

Der Stamm zerfällt in zwei Abteilungen. Männer der einen Abteilung dürfen nur Frauen der anderen zur Heirat erwählen, und die Kinder gehören der Abteilung der Mutter an. Der geschlechtliche Umgang zwischen Angehörigen derselben Abteilung wird wie fast überall in Melanesien als Blutschande angesehen und mit dem Tode der Schuldigen bestraft. Jede Abteilung zerfällt wieder in verschiedene Familien, kha (Ast) oder ngausie (Schlingpflanze). Von jeder Abteilung sind neun solcher „Äste" namentlich bekannt.

I. Abteilung: o ngaurul, o letun, o tiling, o mamran, o masra, o keir, o luongan, o pamlikol, o kambuin.

II. Abteilung: o sos, o kemun, o kegen, o ngelmon, o sir, o pokan, o tigim, o mierlaut, o mugulpun.

Bei den Sulka wählt das Mädchen ihren Mann. Sie „legt ihr Herz auf den Mann ihrer Wahl", wie man wörtlich sagt: „T'el ka ngaung mang." Sie schüttet in der Regel ihrem Vater oder einem anderen nahen Verwandten ihr Herz aus, und dieser sagt dann etwa: „Warte, wir werden ihn einladen, um für dich zu arbeiten." Er begibt sich dann zu dem betreffenden jungen Manne und macht ihm den Heiratsantrag. Willigt dieser ein, so wird er zum Gehöfte der Braut geführt, wo diese schon einen gerösteten Taro für ihn bereit hält, den sie ihm bei seiner Ankunft mit einem Halsschmuck überreicht. Die Annahme dieser Geschenke gilt als Einwilligung. Den Halsschmuck gibt der Jüngling seinen Eltern, welche hierauf ihrem Sohne die Gegengeschenke für seine Braut überreichen. Letztere gibt dieselben ebenfalls ihren Eltern. Der Jüngling bleibt nun in dem Gehöft seiner zukünftigen Schwiegereltern und hilft dem Schwiegervater bei der Arbeit, namentlich bei der Anlage einer neuen Pflanzung für das junge Paar. Nach einiger Zeit wird ein Tag bestimmt, an welchem der Vater der Braut dieselbe ihrem Zukünftigen zuführt, bei welcher Gelegenheit sich zahlreiche Zuschauer einfinden. Der Vater nimmt seine Tochter bei der Hand, führt sie zu ihrem Bräutigam und übergibt sie demselben. Letzterer faßt die Braut

bei der Hand und schlägt mit ihr den Weg nach dem Gehöfte seiner Eltern ein; alle Zuschauer folgen. Der Jüngling übergibt seiner Mutter die Braut, und ein Schwein wird geschlachtet, das er nebst einheimischen Gerichten an die Zuschauer austeilt, worauf diese auseinander gehen.

Für die junge Braut, die von nun an bis zu ihrem Hochzeitstage a mogäang heißt, beginnt jetzt ein oft mehrmonatliches Einsiedlerleben. In dem hinteren Teil der Hütte ihrer Schwiegereltern wird ihr durch eine Scheidewand eine Wohnung hergerichtet, worin sie sich mit einem anderen jungen Mädchen, der Schwester oder Nichte des Bräutigames, welche in dieser Zeit a savlaure heißt, aufhalten muß. Während dieser Zeit ist es ihr untersagt, zwischen Steinen geröstete Taros, Fleisch, Fisch und gewisse Früchte als Nahrung anzurühren. Auch Wasser darf sie nicht trinken; ihren Durst kann sie durch Zerkauen von Zuckerrohr stillen. Ihre Nahrung, bestehend in gewissen Früchten und Taros, die am Feuer geröstet sind, wird von der savlaure hergerichtet. Die mogäang selbst darf nichts anrühren, um Feuer zu machen oder zu rösten. Die savlaure zerlegt die geröstete Taroknolle in kleine Stückchen, nachdem sie die äußere verkohlte Schale fortgeworfen, denn auch diese darf die mogäang nicht anrühren, und die letztere führt nun die Stückchen mit einer Kokosblattrippe zum Munde, denn mit der Hand dieselben anzufassen, ist verboten. Auch eine Art genießbare rote Erde wird ihr in dieser Zeit zu essen gereicht. Die mogäang darf von keinem Manne gesehen werden; muß sie ausgehen, so trägt sie einen langen, vom Scheitel bis zu den Füßen reichenden Mantel aus Bananenblättern oder verdeckt ihren Körper mit einer Matte; auch muß sie beim Gehen pfeifen, damit die Männer auf sie aufmerksam gemacht werden und ihr rechtzeitig aus dem Wege gehen können. Es werden ihr von den Weibern Verzierungen auf die Brust, den Leib und den Rücken, teils mit Obsidiansplittern eingeritzt, teils mit glühenden Kokosblattrippen eingebrannt, wofür der Bräutigam die Weiber mit Schweinefleisch bewirten muß. Derselbe baut in dieser Zeit sein Haus.

Diese Absonderung der Braut hat eine große Ähnlichkeit mit der Absonderung junger Mädchen im Rosselgebirge auf Neumecklenburg.

Ist die Absonderungszeit verstrichen, so wird der Hochzeitstag angesagt; es werden Schweine geschlachtet und Nahrungsmittel in Menge herbeigeschafft. Am Abend vorher kommen die Weiber nach dem Gehöft

und verbringen die Nacht singend bei der mogäang und führen dieselbe am frühen Morgen ans Wasser zu einem Bade. Nach demselben kaut man die aromatischen Vankiefrüchte, speit die zerkaute Masse über die Braut und reibt sie damit ein. Dann gibt man ihr einen neuen Lendengürtel, schmückt sie mit bunten Dracänenblättern und hängt ihr die von ihrem Bräutigam zu diesem Zwecke geschenkten Hals- und Armbänder um. Dies geht unter fortwährendem Gesang der Weiber vor sich. Inzwischen werden die Männer im Gehöfte beschenkt. Ist die Braut nach Landessitte geschmückt, so führt man sie ins Gehöft, wo man sie bereits erwartet. Die Weiber führen darauf einen Tanz auf und nehmen nach demselben Geschenke in Empfang. Damit hat die Feier ein Ende; die Besucher verlieren sich nach und nach, und die Neuvermählten bleiben in ihrer Hütte.

Wir begegnen hier der eigentümlichen Annahme, daß durch den geschlechtlichen Verkehr sowohl der Mann, als auch das Weib, Verheiratete sowohl wie Unverheiratete verunreinigt werden. Diese Verunreinigung heißt a sile, ausgesprochen etwa wie a sle. Die Verheirateten können sich von dieser Verunreinigung jeder selbst reinigen, was sie bei ihrer Verheiratung — die Männer von den Männern, die Frauen von den Frauen — lernen. Die mit sle behafteten Nichtverheirateten, denen man angeblich die Verunreinigung an den Augen ansehen soll, werden gemieden, und die Kinder werden von den Eltern vor ihnen gewarnt; man nimmt nichts von ihnen an und achtet besonders darauf, daß sie sich nicht den Tanzinstrumenten (o kol) nähern. Durch ihre bloße Gegenwart würden sie die Malerei dieser Instrumente beschmutzen. Ein mit sle Behafteter soll nach der Annahme der Eingeborenen daran sterben, wenn nicht eine bestimmte Reinigungszeremonie an ihm vorgenommen wird. Deshalb sollen diejenigen, welche sich vergangen haben, es sofort bekennen und jemand bitten, sie zu reinigen.

Diese Reinigungszeremonie geht bei Männern öffentlich auf folgende Weise vor sich. Es wird ein gewisses Quantum Kokoskern ausgepreßt und unter Hermurmeln von Zauberformeln mit Meerwasser und Ingwer vermischt. Nachdem der Verunreinigte diese Mischung getrunken, wird er ins Meer gestürzt und muß die Blätter, aus denen er die Arznei genommen hat, mit sich nehmen und auf dem Meeresgrund unter Steine legen. Nach diesem Bade wirft er seine früheren Kleidungsstücke fort

und bindet sich ein neues Lendentuch um. Währenddessen singen die am Strande sitzenden Männer einen bestimmten Gesang. Auch diejenigen, die zwei Personen im geschlechtlichen Verkehr angetroffen haben, werden als verunreinigt angesehen und bedürfen einer Reinigung, die in diesem Falle jedoch viel einfacher ist.

Gebiert eine Frau, so hat das in den Augen der Eingeborenen zur Folge, daß die Männer feige werden, daß die Waffen ihre Kraft verlieren und daß den zum Pflanzen bestimmten Taroablegern ihre Keimfähigkeit genommen wird. Um nun dies zu verhüten, wird folgende Zeremonie vorgenommen. Sobald bekannt wird, daß eine Frau geboren hat, versammeln sich die männlichen Bewohner des Gehöftes im Männerhause (a ngaulu), bringen Äste von einer starkriechenden Baumart, brechen die Zweige ab und legen die abgestreiften Blätter aufs Feuer. Alle Anwesenden nehmen Zweige mit jungen Blattkeimen in die Hände. Einer spricht gewisse Worte über Ingwer, den er in seiner Hand hält, und teilt ihn darauf an die Anwesenden aus. Diese kauen ihn und speien ihn auf die Zweige, welche dann in den Rauch gehalten und nachher auf die Schilde und Waffen im Hause, auf die Taroableger, auf die Dächer und über die Haustüren gesteckt werden.

Die Neugeborenen erhalten von der Mutter den Namen einer Person ihrer Verwandtschaft.

Die erstgeborenen Söhne sowohl als Töchter werden in den meisten Familien vor den anderen Kindern bevorzugt. In den ärmeren Familien geschieht es weniger, weil die Mittel zu den erforderlichen Festlichkeiten fehlen. Sind die erstgeborenen Kinder herangewachsen, so wird ihnen zu Ehren ein Fest gegeben, bei welchem die Knaben o teivol (d. i. Bevorzugte, Erhabene, Unnahbare), die Mädchen o kuhuingol (in demselben Sinne) werden. Bei diesen von den Eltern gegebenen Festen, zu denen auch die anderen Verwandten beisteuern, sitzt das Kind auf einem Sitze, den Hals, die Arme, den Nacken und die Lenden möglichst geschmückt. Das Kopfhaar ist ringsum so geschoren und zugestutzt, daß es einen Kranz um den Kopf bildet. Knaben sind nackt, Mädchen haben die übliche Kleidung. So sitzen die Gefeierten und lassen sich von der zusammenströmenden Menge bewundern. Es wird nun beim Knaben die Einkleidung vorgenommen. Ein naher Verwandter tritt zu ihm hin, reibt ihm die Lenden mit einem neuen Lendentuch, leise Zauberformeln

vor sich hin murmelnd, und bekleidet darauf das Kind mit dem neuen Kleidungsstück. Von nun an darf der Knabe nicht mehr unbekleidet gehen. Jetzt kommen verschiedene maskierte Personen zum Vorschein und führen einen Tanz auf, worauf alle Anwesenden beschenkt werden. An diesem Tage wird auch der Steip in die Geheimnisse der Masken eingeweiht; er wird in das Haus der Masken geführt, wo ihm alles gezeigt und ihm aufs lebhafteste eingeschärft wird, den Weibern nichts davon zu verraten. Vor seinen Augen wird ein freiwillig sich dazu anbietender Mann durchgeprügelt und ihm mit derselben Strafe gedroht, falls er den Weibern die Geheimnisse verraten sollte. Der Geprügelte erhält als Schmerzensgeld ein neues Lendentuch.

Damit ein Kind schnell gehen lerne, werden seine Beinchen mit Grasstengeln geklopft und dabei die Worte gesprochen:

„A nhar volvol, a nhar volvol,
Ja volvol in kam sisir k'ol!"

d. h. „Leichter Fuß, leichter Fuß, sei leicht, damit du gehst und stehst."

Damit das Kind schnell sprechen lerne, klopft man seinen Mund und sagt:

„Gu nere, gu nere! Ja muiiang i tit kar i nan! Ja muiiang i lenar!" d. h. „Mund sprich, Mund sprich! Beschimpfe deinen Vater und deine Mutter; beschimpfe deine Kameraden!"

Um ein Kind zu entwöhnen, bringt man es nach einem benachbarten Gehöft, damit es seine Mutter nicht sieht. Als Ersatz für die Muttermilch kaut man Zuckerrohr, speit den Saft in die hohle Hand und nährt damit das Kind.

Die Knaben werden von einem Maskierten, a mongan, durchgeprügelt, damit sie sich kräftig entwickeln und groß werden.

Wenn die Knaben ein gewisses Alter erreicht haben, ungefähr 10 bis 15 Jahre, so werden sie beschnitten. Gelegentlich dieser Zeremonie kommt die ganze Bevölkerung der benachbarten Ortschaften zusammen. Die Operation findet im Männerhause statt, das verwendete Instrument ist ein scharfer Obsidiansplitter. Nach der Beschneidung werden den Knaben die Nasenflügel durchstochen. Die Beschnittenen müssen so lange im Hause bleiben, bis ihre Wunden vernarbt sind. Im Essen und Trinken verhalten sie sich wie die mogäang. Gehen sie aus,

so tragen sie einen Mantel wie diese, und die kol-Instrumente werden geblasen, um die Weiber zu ermahnen, ihnen aus dem Wege zu gehen. Sind ihre Wunden etwas vernarbt, so werden sie mehrere Tage nacheinander an einen abgelegenen Platz am Meeresufer geführt. Kokoskern wird gerieben, auf ein Taroblatt gelegt und Meerwasser darauf geschüttet. Dann taucht man Dracänenblätter mit einem anderen Kraut (porkhe) hinein. Einer flüstert Zauberworte über Ingwerwurzeln, kaut dieselben und tut das Gekaute zu der Mischung. Hierauf werden die Knaben einzeln gepackt, in die Höhe gehoben und ins Meer geworfen. Damit sie sich beim Hineinpurzeln überschlagen, muß der Betreffende, welcher den Knaben hebt, mit den Zähnen dessen Kopfhaar festhalten, um ihn in die richtige Lage zu bringen. Nach dem Bade gibt man ihnen von dem geriebenen Kokoskern zu essen, und mit der Mischung müssen sie sich mittelst der Dracänenblätter einschmieren. Die letzteren legt man nach dem Gebrauch auf junge holaut-Bäumchen, weil man glaubt, man werde dann auch so schnell wachsen wie diese Bäumchen.

Zur Zeit der Beschneidung heißen die Knaben a vorongtuk (d. h. wörtlich „die Nasen"), und die sie bedienenden Männer werden o savlaure genannt.

Sind die Wunden vollständig geheilt, so wird ein großes Fest veranstaltet. Am Morgen des Festtages werden die vorongtuk gebadet, eingeschmiert und geschmückt wie die mogäang am Hochzeitstage. Dann werden sie zum Gehöfte geführt, wo Männer und Frauen tanzen. Bei dieser Gelegenheit tanzen auch verschiedene maskierte Personen. Die vorongtuk sehen von einem für sie errichteten Gerüste oder vom Hausdache herab dem Tanze zu. An einigen Orten nehmen die Tänzer sie auf die Schultern und tanzen mit ihnen umher. Von jetzt an können sie sich wieder öffentlich blicken lassen, müssen aber Personen anderen Geschlechtes noch aus dem Wege gehen und sich überhaupt in der ersten Zeit vor jedem Umgange mit ihnen hüten.

Die Sulka sind der Meinung, daß die Beschneidung notwendig sei zur Zeugungsfähigkeit, sowie zur Stärkung und zum kräftigen Wachstum der Jünglinge. Wer sich der feierlichen und öffentlichen Beschneidungszeremonie entzogen hat, wahrscheinlich um die damit verbundenen Kosten zu sparen, läßt sich heimlich beschneiden.

Eine wichtige Zeremonie im Leben eines jungen Sulka ist das Schwärzen der Zähne. Die von den Tumuip eingehandelte Schwärze a kät (wahrscheinlich eine manganhaltige Erde) wird mit der geschabten Rinde eines Baumes, girpil, vermischt, welche Mischung dann a mui heißt. Von dem Augenblick an, wo die Schwärzung an den Jünglingen vollzogen wird, heißen sie für ihr ganzes späteres Leben o gitvungol. Meistens wird die Zeremonie an mehreren Jünglingen zugleich vorgenommen. Die jungen Männer müssen sich ans Feuer legen, wobei sie ihren Körper durch vorgelegte Holzstücke oder Bananenstämme vor der Hitze schützen. Wenn ihnen die Schwärze an die Zähne gestrichen ist, müssen sie dieselben so nahe wie möglich ans Feuer halten, während die assistierenden Männer ihnen mit den Händen die Augen bedecken, damit diese von der Hitze keinen Schaden leiden. Die Operation zieht natürlich wieder viele neugierige Besucher ins Gehöft; die Männer halten sich teils im Hause, teils draußen auf, die Weiber sitzen alle im Freien. Während der Zeremonie wird gesungen:

„Kekät to ri vunginaie, e, e, e!
Kekät to ri vunginaie, e, e, e!
Pel mui ri vunginaie, e, e, e!
Pel mui ri vunginaie, e, e, e!
Vangei ka lo moge to, e, e, e!
Ka lo moge to e, e, e“ usw.

Will die Schwärze an den Zähnen nicht halten, so ist das die eigene Schuld der gitvungol. Man sagt: „sie haben noch etwas Böses auf dem Herzen“ und müssen dies erst beichten. Haben sie irgend etwas bekannt, so nimmt einer der assistierenden Männer ein Stück Holz und spießt damit nach dem Feuer, wobei er, je nach der begangenen Tat, bestimmte Worte spricht. Daraufhin soll die Schwärze halten.

Sobald der erste Anstrich trocken ist, wird gerufen: oh! uh! eh! und es erfolgt ein zweiter Anstrich. Währenddessen werden die Gäste mit Schweinefleisch, Yams und Taro bewirtet. Den gitvungol wird weiches Essen hinten in die Mundhöhle geschoben, damit sie es gleich verschlucken können, ohne es kauen zu müssen. Wenn sie zu trinken verlangen, wird ihnen Wasser in den weit geöffneten Mund getröpfelt.

Damit die Schwärze an den Zähnen festhält, werden den gitvungol Schnüre unter Zauberbeschwörungen an die kleinen Finger, die kleinen Zehen und die Kopfhaare gebunden. Zu demselben Zwecke werden Kokosfiederblätter zusammengeflochten und im Hause aufgesteckt. Beim Ausgehen muß ein Begleiter mit einem Instrument, veren genannt, rasseln, um gewisse Vögel und Eidechsen zu verscheuchen, deren Blick allein genügt, die Schwärze von den Zähnen verschwinden zu lassen.

Nachdem von Sachverständigen festgestellt worden ist, daß die Schwärze gut eingebeizt ist und hält, werden die gitvungol ans Wasser geführt und gewaschen, wobei wieder Zauberworte über sie gesprochen werden. Die ihnen angelegten Zauberschnüre werden entfernt und an bestimmte Pflanzen gebunden; das Kopfhaar wird ihnen rings um den Kopf weggeschoren, während es in der Mitte stehen bleibt; nun werden sie eingeschmiert und bemalt, bekommen ein neues Schamtuch und einen neuen Halsschmuck, sowie ein neues Säckchen, a gol, auf ihre Schultern gehängt. In eine Hand gibt man ihnen ein Kalkgefäß, in die andere Betelblätter und kehrt zusammen ins Gehöft zurück, wo die Gäste mit einem Festmahl bewirtet werden.

Um nun etwa bei den Zeremonien in den Leib gelangte Schwärze wieder zu entfernen und zu verhüten, daß sie schade, werden nach einigen Tagen eigens zu diesem Zwecke im Hause aufgehängte Ingwerknollen zum Meere gebracht, dort zerstampft und der ausgepreßte Saft, gemischt mit Meerwasser, den gitvungol zu trinken gegeben. Dann werden sie mit geriebenem Kokoskern im Munde ins Meer gestoßen, wo sie unter der Oberfläche eine Strecke fortschwimmen müssen. Nach dem Auftauchen müssen sie die geriebene Kokosnuß im Munde verzehren, wonach sie zum Gehöfte zurückkehren.

In den Tagen vor dieser Reinigungszeremonie müssen sie sich vor dem Umgang mit Frauen hüten und dürfen, wenn erhitzt, kein Wasser trinken. Kommen sie in der Hitze zum Wasser, um zu trinken, dann müssen sie die kleine Zehe oder den kleinen Finger so lange ins Wasser halten, bis sie abgekühlt sind. Sie geben an, sie würden in dieser Zeit von dem kät in Versuchung geführt, sich mit Weibern abzugeben. Hätten sie den Versuchungen nicht widerstanden, so ginge er unter Spott von ihnen, und ihre Zähne würden wieder weiß.

Stirbt ein Sulka, so versammeln sich sämtliche Eingeborene aus den benachbarten Gehöften um ihn, um zu weinen und zu klagen. Der Verstorbene wird auf seinem Lager gerade ausgestreckt und geschmückt; auch das Innere des Hauses wird ausgeschmückt. Die Pflanzung des Verstorbenen wird verwüstet; die eßbaren Früchte werden verteilt, junge Fruchtbäume abgehauen, Schweine geschlachtet und verteilt, sowie die Waffen des Verstorbenen zerbrochen. Bei reichen und angesehenen Toten werden auch deren Frauen getötet. Die Gäste bleiben bei der Leiche, welche am folgenden Tage unter vielem Wehklagen beerdigt wird. Es wird ein enges, tiefes Loch im Hause gegraben, und auf einem in demselben angebrachten Querholz wird der Tote in sitzender Stellung befestigt. Der Oberkörper ragt aus dem Loche hervor, über welchem ein kleines, turmartiges Gebäude errichtet wird, das man mit Bananenblättern gut umhüllt. Das Loch wird so mit Blättern ausgefüttert, daß keine Erde an die Leiche kommt. Rings um dies Türmchen legt man Steine und entzündet ein Feuer, das beständig unterhalten wird. Die Verwandten schlafen eine Zeitlang bei der Leiche, die Männer an der einen Seite, die Frauen in der anderen Hälfte des Hauses.

Nach einiger Zeit findet die Austreibung der Seele des Verstorbenen statt. Ganz heimlich teilt man sich die zur Austreibung festgesetzte Zeit mit, damit die Seele es nicht hört und sich etwa zum Widerstande rüsten kann. Am Abend vorher werden viele trockene Kokosblätter zusammengetragen und am folgenden Morgen in aller Frühe, wenn die kau-Vögel ihre ersten Lockrufe ertönen lassen, erheben die Eingeborenen plötzlich ein großes Geschrei; man schlägt an die Wände des Hauses, schüttelt und rüttelt an denselben, zündet trockene Kokosblätter an, springt mit ihnen nach allen Richtungen herum und wirft sie dann auf die Wege. Dadurch erschreckt, glaubt man, hat die Seele des Verstorbenen sich nun sicher auf und davon gemacht. Diejenigen, welche bei dem Grabe geschlafen haben, werden jetzt mit Schweinefleisch und Feldfrüchten beschenkt und schlafen von da ab wieder in den eigenen Häusern.

Ist das Fleisch an der Leiche vollständig in Verwesung übergegangen, so werden die Gebeine aus dem Grabe genommen und in Blätter eingehüllt. Der Beutel mit den Gebeinen wird im Hause aufgehängt. Nach einiger Zeit findet ein Gedächtnisfest zu Ehren des Toten statt,

zu dem vorher die Schweine und Feldfrüchte in Abteilungen für die einzelnen Familien zurechtgelegt werden. Beim Feste nimmt dann der Sohn des Verstorbenen den Beutel mit den Gebeinen seines Vaters auf die Schulter und weist jeder Familie ihr Schwein und ihre Früchte an, worauf er die Gebeine wieder ins Haus zurückbringt. An diesem dreitägigen Feste tanzen Männer und Frauen, letztere ohne und mit Maskierung.

Baut sich jemand eine neue Hütte, so wandern die Gebeine aus der alten Wohnung in die neue hinüber.

Eingeborene, die keine Verwandten haben, oder nach Ansicht ihrer Landsleute Böses getan haben, oder außerhalb des Gehöftes erschlagen worden sind, werden nach ihrem Tode nicht im Hause beerdigt. Man legt ihre Leichname auf Felsen, auf Gerüste im Walde, oder begräbt sie dort, wo sie erschlagen worden sind. Solche, die plötzlich gestorben sind, werden nicht beerdigt. Man macht im Hause ein Gerüst, wickelt den Toten in Blätter und läßt ihn auf dem Gerüst im Hause verwesen. Vor die verschlossene Tür des Hauses legt man Früchte und verläßt das Gehöft.

Um ihre Schätze, ihren Halsschmuck, ihre Armbänder, ihre Hunde- und Opossumzähne und Ähnliches vor Dieben zu schützen, begraben viele dieselben im Walde in einer alten Holztrommel, die mit einem Stein verdeckt wird. Stirbt jemand, ohne vorher das Versteck seiner Schätze verraten zu haben, so bleibt seine Seele in Gestalt einer großen Maus bei denselben. Sucht nun der Erbe den Schatz und scheucht dabei die Maus auf, so forscht er nicht weiter. In der Nacht erscheint alsdann die Seele dem Suchenden und sagt: „Du hast mich von meinen Schätzen aufgejagt, geh, hole sie dir!“ Am nächsten Morgen geht der Glückliche dorthin, wo er die Maus aufgejagt hat, und hebt den Schatz.

Bei der Erwähnung der Festlichkeiten ist Schweinefleisch als Hauptbestandteil des Mahles genannt worden. Nichtsdestoweniger gibt es bei den Sulka sowohl Männer als Frauen, die kein Schweinefleisch essen und die man o lapgiel nennt, zum Unterschiede von o ngemsilang, den Schweinefleischessern. Die Mutter bestimmt, ob ihr Kind ein lapgiel oder ein ngemsilang sein soll. Die lapgiel bilden keinen besonderen Geheimbund. Wenn bei Festen andere mit Schweinefleisch beschenkt werden, erhalten die lapgiel entweder Fisch oder Fleisch von anderen

Tieren. Die abtrünnig gewordenen lapgiel haben keine besondere Strafe zu befürchten und werden nur dadurch gebrandmarkt, daß man sie lapgiel peaik nennt.

Stirbt ein Kind, so muß der Vater desselben dem Onkel mütterlicherseits ein Geschenk, bestehend aus Muschelgeld, Armbändern usw., für den Verlust eines Stammesmitgliedes zahlen.

Die Seele des Menschen kommt nach dem Tode an einen Ort, der Mlol genannt wird. Über das Leben der Seelen an diesem Orte, den die Sulka sich innerhalb der Erde vorstellen, haben sie nur unklare, verschwommene Vorstellungen. Ehe die Seele nach Mlol kommt, trifft sie auf zwei Felsen, Kilkil und Kovangal, wo sie über ihr Leben befragt wird. War sie freigebig, so kann sie weiter ziehen; war sie aber geizig, so muß sie zurück gegen Süden in das Gebiet der O Mengen wandern. Dort wird sie in einen Felsen verwandelt und muß in der Brandung stehen.

Die Seelen trinken aus den Flüssen Lonan und Lopo. Diejenigen, welche getötet worden sind, müssen das mit Blut gefärbte Wasser trinken, in dem sie sich gebadet haben.

In der Nacht herrscht große Furcht vor den Seelen der Verstorbenen, weil man glaubt, sie irren dann umher und verspeisen Menschen. Eine Art von Seelen, a kavengol, leuchten bei Nacht wie die Leuchtkäferchen. Die Sternschnuppen sind nach Ansicht der Sulka Seelen, die in die Höhe geschleudert werden, um ins Meer zu tauchen. Der Schweif rührt daher, daß ihnen von anderen Seelen trockene Kokosblätter angebunden und angezündet werden, die dann während des Fluges durch die Luft lichterloh verbrennen.

Der kōt ist ein dem Menschen feindlich gesinntes, höheres Wesen. Alle heftigen Naturerscheinungen, wie Erdbeben, Blitz und Donner, haben auch den Namen kōt. Der gefürchtetste unter allen ist der Blitz, der unfehlbare Rächer für verschiedene Vergehen. Ein kōt soll sich auch in einigen Gewässern aufhalten. Im Flusse Vleomem z. B. lebt ein kōt in Gestalt einer Schlange, im Flusse Lerum ein solcher in Gestalt eines Oktopus. Kommt nun ein Fremder und badet in einem der genannten Flüsse oder trinkt aus demselben und lacht dabei, so nimmt der kōt Besitz von ihm und erschafft Steine und Würmer in seinem Leibe, so daß er unbedingt krank werden und sterben muß, wenn es nicht

mittlerweile einem Zauberer gelingt, den kōt auszutreiben. Letzteres geschieht durch Auflegen von Taroblättern und Ingwer auf die Brust und den Leib des Kranken und Hersagen von Zauberformeln. Ist der Zauberer glücklich und gelingt ihm die Operation, so kommen zu allgemeinem Erstaunen die Steine oder Würmer aus dem Leibe des Kranken auf die Blätter und werden verbrannt.

In dem Untergange des Ortes Pahalum, welcher durch einen Erdrutsch verschüttet wurde, erblicken die Sulka einen Racheakt des kōt. Sie erzählen sich darüber folgendes: Die Bewohner des Ortes Pahalum hatten eine Schlange aufs Feuer gelegt, um sie zu braten, ohne zu wissen, daß in dieser Schlange ein kōt wohne. Nachdem die Schlange anscheinend genügend gebraten war, nahmen sie dieselbe vom Feuer, um sie zu zerschneiden. Zu ihrem Erstaunen aber merkten sie, daß sie noch ganz roh war und frisches Blut herausfloß. Als sie nun beschäftigt waren, sie wieder einzuwickeln, um sie von neuem zu braten, wurde es plötzlich dunkel, und ein starkes Erdbeben entstand, aber nur um Pahalum herum; das Getöse jedoch vernahm man in allen umliegenden Ortschaften. Ein Berg stürzte auf Pahalum und begrub es. Eine einzige Person, ein kleines Mädchen, Lonesil, kam mit dem Leben davon; ein herabfallender Stein zerschmetterte ihr aber noch ein Bein. Ein Bach, Sirar, sprudelte auf der Unglücksstätte aus dem Boden hervor und läuft nun dort, wo früher die Ortschaft stand.

In Gewässern und Felshöhlen gibt es nach den Vorstellungen der Sulka Wesen mit Körpern ähnlich den Menschenkörpern, nur plumper und mißgestaltet. Diese sogenannten mokpelpel oder vutangmem leben von gewissen Pflanzen und verschlingen Menschen mit Haut und Haaren; daher die große Furcht vor ihnen. Eigentümlicherweise sollen die mokpelpel-Männer immer in ihren Wohnungen bleiben und selten gesehen werden, während die Weiber derselben häufig ausgehen. Letztere aber soll man schon von weitem hören, weil beim Laufen ihre übermäßig langen Brüste ein klatschendes Geräusch machen. Hört man so eine mokpelpel-Frau herankommen, so hämmert man mit einem Steinbeil an einen Baum; dann soll sie sofort Kehrt machen.

Allgemein wird von den Sulka die Existenz von Zwergen behauptet. Dieselben sollen in Felsspalten leben und Früchte aus den Pflanzungen stehlen. Da sie sehr klein von Gestalt sind, stellen sie sich einer auf des

anderen Schulter, um bis an die Früchte zu gelangen, die sie behutsam abbrechen, damit sie nicht auf den Boden fallen und ein Geräusch verursachen. Die Frucht, welche von Hand zu Hand nach unten bis auf den Boden gelangt, wird hier von ihrem Häuptling in Empfang genommen.

In der Ortschaft Kolvagāt wohnt ein Mann namens Kolol, der in einem dunkeln, eigens dafür gebauten Hause zwei auf dem Boden sitzende Steinfiguren aufbewahrt, die ngur pei (unsere Großmutter) und ngur es (unser Großvater) heißen und deren Namen bei abergläubischen Zeremonien angerufen werden. Man bringt ihnen Feldfrüchte zum Opfer und läßt sie bei ihnen verfaulen. Wenn Kolol die Figuren so stellt, daß sie ihr Angesicht einander zuwenden, so sollen die Pflanzungen gut gedeihen. Stellt er sie aber so hin, daß sie einander den Rücken zukehren, so soll Hungersnot entstehen und die Menschen eine Art Ausschlag bekommen. Ein Vorfahr des Kolol soll beim Graben am Fuße eines Berges auf diese beiden Figuren gestoßen sein und ihnen auf ihre Bitte hin ein Haus gebaut haben.

Die bei Krankheiten, Wunden und Geschwüren angewendeten abergläubischen Zeremonien zur Erwirkung der Heilung heißen a peim. Man nimmt hierzu Ingwer, Kalk, Betelnüsse und Betelblätter, welche gekaut werden. Mit der Mischung wird der Kranke berührt und werden Zeichnungen auf seinen Körper gemacht unter Aussprechen gewisser Zauberworte. Tritt die gewünschte Wirkung nicht ein, so ist an der Zeremonie dies oder jenes fehlerhaft gewesen. Dem Zauberer muß aber auf alle Fälle seine Mühe vergütet werden.

Um einer gebärenden Frau in ihren Geburtswehen Linderung zu verschaffen, stellt sich ein Mann, der Mitleiden mit ihr hat, krank, legt sich ins Männerhaus und krümmt sich so oft zusammen, als das Geschrei der gebärenden Frau zu ihm hinüberdringt. Die Männer kommen herbei und stellen sich an, als wenn sie seine vorgeblichen Schmerzen lindern wollten. Dies dauert so lange, bis die Geburt stattgefunden.

Folgende Zauberei wird angewandt, um zu bewirken, daß ein Mädchen jemand zur Ehe begehre. Man nimmt eine Dracäne, flüstert Zauberworte über Ingwer, kaut ihn, legt ihn auf die Dracänenblätter und reibt letztere damit, wobei der Name des betreffenden Mädchens genannt wird. Die Blätter werden dann im Hause aufgehängt und

Feuer darunter gemacht; dies geschieht am Vorabend eines Tanztages. An diesem Tage selbst steht man früh auf, schüttet gekauten und bezauberten Ingwer in einen Blatttrichter mit Meerwasser und besprengt sich mit dieser Mischung mittelst der Dracänenblätter Brust und Rücken. Das Blattbüschel legt der Jüngling nach dem Gebrauch auf einen Pfosten der Hütte und geht zum Tanze. Erblickt er hier das Mädchen, so begibt er sich in dessen Nähe und sucht es mit seinem Rücken zu berühren. Wenn sich nun hernach das Mädchen niedersetzt, so soll es in Ohnmacht fallen und auf Fragen der Anwesenden zur Antwort geben: „Der N. N. hat mich bezaubert, ich will ihn heiraten. Sagt ihm, daß er komme und mich heile." Der junge Mann bezaubert nun Wasser und schickt es ihr, sie trinkt dasselbe und ist genesen. Nach den üblichen Zeremonien werden die beiden dann verheiratet.

Faßt ein junger Mann eine Neigung zu einem Mädchen, so kann er zur Gewinnung ihrer Gegenliebe auch folgendes Verfahren anwenden: Er wickelt in Bananenblätter gewisse Pflanzenarten, legt an einem abgelegenen Ort das Päckchen aufs Feuer und singt ein Lied, in welchem der Name des betreffenden Mädchens mehrmals wiederholt wird. Dies setzt er mehrere Tage fort, bis irgendwo ein Tanzfest stattfindet. Bei dieser Gelegenheit dreht er sich aus bezauberten Tabaksblättern eine Art Zigarre und gibt dieselbe einem Verwandten des Mädchens, der in das Geheimnis eingeweiht ist, zu rauchen. Dieser raucht einen Teil davon ganz in der Nähe des Mädchens und bläst letzterem den Rauch ins Gesicht. Den Rest gibt er dem Bewerber zurück, der ihn in zwei Teile zerlegt, wovon er den einen in das Nest einer beißenden Ameisenart, den anderen aufs Feuer legt. In der Nacht empfindet das Mädchen nun plötzlich eine heftige Neigung zu dem jungen Mann. Sie soll öffentlich nach ihm weinen, ihn bei der Hand nehmen und bitten, sie doch zu heiraten. Selbst wenn der Jüngling sie anscheinend kalt zurückstößt, soll sie mit Bitten und Weinen nicht nachlassen. Wenn man sie fesselt, soll sie, sobald sie wieder frei ist, zu dem jungen Manne laufen und nicht nachgeben, bis daß er sie heiratet.

Wenn eine Frau ihrem Manne entläuft, so kann dieser sich auf folgende Weise rächen. Er macht eine Schlinge in einen Bindfaden, schleicht sich vorsichtig in die Nähe des Hauses, in welchem die Frau sich aufhält, und hält hier die offene Schlinge in Bereitschaft, indem er

Zauberworte über dieselbe flüstert. Sobald die Frau spricht, zieht er die Schlinge zu. Darauf macht er einen Spalt in eine bestimmte Schlingpflanze und steckt den geknoteten Bindfaden hinein. Sobald dann der erste Regen auf die Frau fällt, sollen sich ihre Glieder krümmen, sie soll Wunden bekommen, allmählich abmagern und sterben, falls es nicht vorher einem Zauberer gelingt, sie zu entzaubern. Dieses Verfahren, das „Stimmen binden" oder „Laute binden" heißt, kann auch gegen Männer angewendet werden.

Ein anderes Verfahren ist folgendes: Der Mann sucht von der weggelaufenen Frau Haare zu bekommen, tut dieselben in eine ausgehöhlte Frucht und trägt sie eine Zeitlang mit sich umher, abwartend ob die Frau nicht zurückkomme. Ist dies nicht der Fall, so wirft er die Frucht mit den Haaren in ein Wasser, worin der kōt sich aufhält. Dieser soll dann in die Frau hineinfahren und sie von innen zernagen, so daß sie unter großen Schmerzen stirbt.

Bindet der Mann die Haare an eine gewisse Schwalbenart, so soll dadurch bewirkt werden, daß die Frau unbeständig wird und von einem Manne zum anderen läuft.

Merkt ein schlaues Weib, daß ihr Mann Haare von ihr hat, so geht sie wieder zu ihm, stellt sich, als ob sie bei ihm bleiben wolle, sucht in den Besitz der Haare zu kommen und entflieht mit ihnen.

Weigert sich eine Frau, sich von einem Manne mißbrauchen zu lassen, so kann dieser sich auf folgende Weise rächen. Ist die Frau eine mogäang, so paßt der Mann in der Nähe ihrer Wohnung auf, wenn der Mond im ersten Viertel ist. Sobald die Frau hinausgeht, um sich im Mondlichte von ihrer Gefangenschaft zu erholen, bläst der Mann aus seiner Hand Kalk gegen den Mond und lispelt dabei die Worte: „ivu, ivu, ivu, vur!" Hierdurch soll bewirkt werden, daß sie Mißgeburten zur Welt bringt oder so häufig schwanger wird, daß sie bald sterben muß.

Noch ein anderes Verfahren ist folgendes: Früchte von drei verschiedenen Bäumen schneidet man auf oder bohrt ein Loch hinein, streut in den Spalt oder das Loch Kalk und flüstert dabei gewisse Zauberworte. Hierauf zerschmettert man die Früchte auf Wegen, welche die Frau gehen muß, oder gräbt sie ein. Tritt nun die Frau auf die Frucht oder ein Stückchen derselben, so wird sie so oft schwanger, daß sie davon

ſtirbt. Wenn ein Mann nach einer Frau Verlangen hat und dieſe nichts von ihm wiſſen will, ſo kann er ſich dieſelbe folgenderweiſe geneigt machen. Er nimmt eine Kokosnuß, murmelt darüber Zauberformeln und ſpuckt auf den Kern. Dann wird die Nuß ſo gelegt, daß die Frau oder das Mädchen davon eſſen muß. Geſchieht dies, ſo verliert ſie ihren Widerwillen gegen den Mann und folgt ihm willig.

Um ſchwangeren Frauen die Entbindung zu erſchweren, bedient man ſich des folgenden Mittels. Der Mann, der die Frau ſo beſtrafen will, ſtellt ſich krank und darf nicht ſprechen. Von Zeit zu Zeit zappelt er mit Armen und Beinen, wodurch bewirkt werden ſoll, daß auch die Leibesfrucht ſolche Bewegungen macht und ſo ihrer Mutter Schmerzen verurſacht. Glaubt er die Frau genügend gepeinigt zu haben oder fürchtet er, daß ſie ſterben werde, ſo ſtellt er ſich wieder geſund, und die Frau wird ohne weitere Schwierigkeit entbunden.

Ein ſehr verbreitetes Mittel, um Perſonen zu ſchaden, iſt die mumut-Zauberei. Man ſucht zunächſt von der zu ſchädigenden Perſon einen Speiſereſt oder einen Reſt von einer Betelnuß oder ein Betelblatt zu bekommen, und bringt dieſes zum Zauberer. Dieſer teilt es in zwei Teile und macht daraus zwei Päckchen. Eines derſelben legt er auf den Boden und macht Feuer darüber; das andere bindet er mittelſt einer Schnur an eine Rute und ſteckt dieſe neben einer Pfütze in den Boden, ſo daß die Schnur mit dem Päckchen bis ins Waſſer hineinreicht. Nach einigen Tagen kommt er wieder und ſieht nun die Seele der zu tötenden Perſon, welche an der Pfütze ſitzt und hineinſtiert; er muß ſehr leiſe auftreten, damit er die Seele nicht verſcheucht. Nun geht er zu dem Feuer, das er über dem anderen Päckchen angemacht und beſtändig unterhalten hat, und ſieht dort dieſelbe Seele ſitzen und ſich wärmen. Nun wird die betreffende Perſon krank, und zwar von dem Geruche einer gerösteten Taroknolle, was ſeinen Angehörigen als Zeichen gilt, daß er das Opfer einer mumut-Zauberei geworden iſt. Der Bezauberte muß ſterben, wenn nicht ſchnell ein Gegenzauber angewendet wird. Zu dieſem Zwecke legt man Blätter zwiſchen die Finger und Zehen des Kranken, ebenſo hinter ſeine Ohren. Dann wird irgendein fliegendes Inſekt gefangen, an einen dünnen Faden gebunden und auf ſeinem Hinterleibe mit Kalk beſtreut. Dieſes tut man in ein Bambusröhrchen und bläſt es weg, damit es fliege. Es ſoll nun den Zauberer aufſuchen und auf ihn

Tafel 13. **Dorfszene in Nakanai.**

zufliegen; die Menge der Zuschauer folgt unter Schreien und Rufen; an Zaubersprüchen fehlt es selbstverständlich auch nicht. Das Insekt streut im Fliegen Kalk auf den Zauberer und macht ihn allen erkenntlich. Er wird jetzt ersucht, die Päckchen aus dem Feuer und aus dem Wasser wieder fortzunehmen; tut er es, so wird der Bezauberte wieder gesund. Kann der Zauberer nicht in Güte durch Geschenke zur Rücknahme bewogen werden, so braucht man auch wohl Gewalt, um ihn zu zwingen.

Ein Getränk aus einer zerriebenen wilden Gurkenart und dem Wasser einer jungen Kokosnuß, alles wohl umgerührt mit dem Knochen eines fliegenden Hundes, soll die Wirkungen des mumut-Zaubers bedeutend abschwächen.

Fruchtbäume werden auf folgende Weise gegen Diebe geschützt. Man spricht über bestimmte Gräser Zauberworte und legt sie an die Baumstämme. Tritt nun jemand darauf, so wird er irrsinnig, ißt Tabakblätter und rohe Taroknollen und treibt anderen Unsinn; er läuft mit Lanzen, Keulen und Steinen in die Gehöfte hinein und jagt alles von dannen; bleibt jemand stehen, so wirft er nach ihm. Man kann sich vor ihm retten, indem man ihm die Worte o torhuk! o torhuk! zuruft; daraufhin läßt er sofort den bereits gehobenen Arm wieder sinken. Er treibt so lange sein Unwesen, bis beherzte Männer ihn ergreifen, zu Boden werfen und binden. Nach kurzer Frist macht man ihn wieder los, flüstert geheimnisvolle Worte über einen kleinen Taro, eine Banane und eine Art gelber Erde und gibt es ihm zu essen, worauf er wieder verständig wird.

Ein anderes Mittel besteht darin, daß man den Kopf einer gewissen Vogelart an den Stamm des Fruchtbaumes legt. Wer auf denselben tritt, gebärdet sich wie irrsinnig und sucht besonders Vögel nachzuahmen. Oder auch, es werden Malatschlingpflanzen in der Pflanzung ausgespannt und andere verzauberte derselben Art unter ersteren in den Boden vergraben. Tritt einer auf die vergrabenen Schlingpflanzen, so sollen seine Oberschenkel anschwellen und er sich das Rückgrat brechen.

Überhaupt werden alle gegen Diebstahl zu schützenden Sachen mit verzauberten Gegenständen belegt, welche einem Dieb, der unvorsichtig auf dieselben tritt, Schaden zufügen.

Durch Treten auf sma-Pflänzchen bekommt der Dieb starken Durchfall. A honpére-Pflanzen sollen ihm Kopfweh verursachen; ngitip-Pflänzchen sollen bewirken, daß die Knochen des Diebes zerbrechen.

Kokos- und Betelpalmen werden durch Verzauberung ihrer eigenen breiten Blattstielenden vor Dieben sichergestellt und Tabakpflanzen durch verzauberte Steine. Treten auf mat-Holz bewirkt beim Diebe Durchfall; wer auf has-Blüten und Hundeexkremente tritt, soll lüstern werden bis zur Raserei und Weiber am hellen Tage belästigen, so daß er getötet werden muß.

Klettern auf Fruchtbäume, die mit einem bezauberten Stein beworfen worden sind, soll Anschwellung der Hoden verursachen; Treten auf kisong-Pflänzchen verursacht ein Geschwür an der Nase, auf mip-Rinde Geschwüre in der Achselhöhle.

Schon das Hermurmeln von Zauberworten über Zäune soll bewirken, daß der Dieb, welcher Holz von letzteren stiehlt, einen geschwollenen Kopf bekommt.

Auch nachträglich, nach dem Diebstahl, kann man dem Diebe noch beikommen, indem man einen Menschenknochen an der Stelle des gestohlenen Gegenstandes in den Boden steckt; davon soll der Dieb abmagern und schließlich sterben.

Für jedes der Übel, die sie sich beim Diebstahl zuziehen, haben die Diebe wieder Gegenzauber, außer für das zuletzt genannte, gegen welches sich jedes angewandte Heilmittel als unzureichend erweist.

Der Unterkiefer eines Menschen wird mit Rindenstoff umwickelt, darüber eine Lage Rotang mit gunhi-Rinde geflochten und ein Stückchen Ingwer daran gebunden. An den beiden Enden bleibt der Knochen bloß. Man trägt ihn als Schutzmittel im Kampfe an einer Schnur um den Hals. Wird gegen jemand, der ein solches Schutzmittel trägt, eine Waffe gehoben, so zeigt er dem Angreifer nur den Knochen, und jenem soll die Waffe aus der Hand fallen, so daß er völlig wehrlos dem Angegriffenen gegenübersteht. Gegen die Gaktei soll jedoch dies Schutzmittel nicht helfen, da dieselben auch solche haben, die viel stärker sind als die der Sulka und diese machtlos machen. Auch vor gewöhnlichem Mord schützt ein Unterkiefer nicht, nur soll der Mörder eines Unterkieferträgers auf dieselbe Weise umkommen wie der von ihm Erschlagene. Nicht jeder kann sich einen solchen Talisman verschaffen, weil nur wenige die dazu nötigen Zauberworte kennen und deren Geheimnis für nichts in der Welt käuflich ist.

Durch gewisse Zauberworte vor dem Untertauchen im Wasser kann man bewirken, daß man es lange unter der Oberfläche aushalten kann.

Dieselben Worte sollen auch einen Brustkranken heilen. Wenn während des Aussprechens derselben der Körper des Kranken mittelst eines mit Wasser gefüllten Taroblattes, das mit Bindfäden umwickelt ist, gerieben wird, so soll der Krankheitsstoff in das Blatt mit Wasser fahren.

Neue Kähne sollen durch Bespritzen mit Baumzweigen unter Zauberworten flink gemacht und vor dem Untergang geschützt werden. Ein neuer Schild wird unter Zauberformeln geschwungen, damit er leicht werde. Durch Zauberei mit Ingwer und Worten sollen Fangnetze fruchtbar gemacht werden, so daß viele Schweine hineingeraten. Nimmt man aber Vogelfedern statt Ingwer, so soll das Netz zerreißen und die Wildschweine wieder entkommen.

Man kann den Wald bezaubern, so daß die Jagd eines feindlich gesinnten Menschen dort erfolglos bleibt, und man hat einen anderen Zauber für ein neues Haus, der den Bewohnern desselben glückliche Tage bringen soll.

Neue Trommeln, Flöten und die Tanzinstrumente dürfen nicht gebraucht werden, bevor sie bezaubert sind, damit sie um so sicherer die Bewunderung und das Lob der Zuhörer erwerben.

Um Hunde bissig zu machen, damit sie Wildschweine stellen, wird eine Mischung von geriebenen Menschenknochen, Taros und Knospen gewisser Bäume, die mit Worten bezaubert worden ist, in den weit geöffneten Rachen des Tieres gestopft, wobei der Ober- und Unterkiefer des Hundes mit Stücken alten Lendentuches auseinander gehalten werden. Zu der obigen Mischung kommt noch ein bezauberter Ingwertrank. Betel wird gekaut und damit unter gewissen Worten Zehen, Ohren und Schnauze des Hundes berührt. Hierauf wird der Hund so auf das Hausdach geworfen, daß er auf der anderen Seite wieder herunterkommt. Am anderen Morgen in aller Frühe gibt man dem Tiere warme Taro zu essen, wäscht unter Zauberworten mit einem vaul-Blatt dessen Augen und nimmt ihn dann mit auf die Jagd.

Ein junges Schwein wird trächtig gemacht dadurch, daß man ihm Kokosnuß mit Kokosmilch zu trinken gibt und Zauberworte hermurmelt, oder man wendet dieselbe Zeremonie an, die bei Frauen angewandt wird. Zauberformeln bewirken auch, daß die Schweine schnell wachsen und fett werden.

Hat man ein Stück Wald zu einer neuen Pflanzung ausersehen, so wird am Tage, bevor man anfängt denselben zu roden, Ingwer darauf

geworfen und zertreten. Ist das Grundstück gereinigt, und fängt man an, die Umzäunung zu pflanzen, so wird abermals Ingwer an die ersten Zaunpflanzen gelegt; dadurch soll der ganze Zaun gut gedeihen. Ingwer und eine gewisse Art Zuckerrohr sind auch die ersten Pflanzen, die man auf dem eingezäunten Platz unter Zauberspruchen pflanzt. Hat man Verdacht, daß der Platz vorher bezaubert worden sei, so springt jemand, während der abgehauene Wald verbrannt wird, mit einer Dracäne, einem langen bemalten Steine und Ingwer auf demselben umher und schreit öh! öh! öh! Dadurch wird die Zauberei des Feindes unwirksam gemacht. Um das Wachstum und Gedeihen der Taros und Yams zu fördern, springt man entweder, bevor man sie pflanzt, mit ihnen, Zauberworte sprechend, in der Pflanzung umher, oder man kaut Betel und berührt mit dem Speichel die zu pflanzenden Ableger, wobei wieder Zauberworte gemurmelt werden. Auch steckt man in ihrer Nähe honpére-Zweige und Ingwer in den Boden zu demselben Zwecke.

Damit Bananen und Zuckerrohr gut gedeihen, pflanzt man unter Zauberformeln Ingwer in ihrer Nähe. Auch enthält sich mancher zu diesem Zwecke des Badens im Meere, des Genusses von Speisen, zu deren Herstellung Seewasser verwendet wird, und von Taros, die zwischen heißen Steinen gar gemacht sind.

Wenn die Kokospalmen nicht viel tragen, so tritt ein Sulka dieselben mit seinen Füßen, und zwar in aller Morgenfrühe, sobald die kau-Vögel ihre Lockrufe erschallen lassen, und spricht dabei Zauberworte.

So wie man den Pflanzungen durch Zauberei nützen kann, so kann man ihnen durch andere Zauberformeln mittelst anderer Medien auch wiederum schaden, damit sie mißraten.

Auch Regenmacher gibt es bei den Sulka. Um Regen hervorzuzaubern, schwärzt man Steine mit gebrannten vankie-Früchten und legt sie nebst gewissen Pflanzen und Knospen in die Sonne. Hierauf legt man Sträucher ins Wasser, die Steine auf dieselben und darüber wieder Sträucher, wobei ein bestimmter Gesang gesungen wird; dann wird über den Haufen im Wasser ein Häuschen gebaut, und der Regen soll alsdann nicht lange mehr auf sich warten lassen.

Hat es lange genug geregnet, und man wünscht, daß der Regen wieder aufhört, so werden Steine unter Zauberformeln aufs Feuer gelegt, und wenn sie glühend sind, draußen in den Regen hingelegt. Die

Regentropfen, welche dann darauf fallen, verbrennen sich, und es hört auf zu regnen. Zu demselben Zwecke wird auch heiße Asche in die Luft geschleudert, wobei nach der Meinung der Sulka sich der Regen verbrennt.

Wenn ein Feind eine Pflanzung anlegt, so können die Sulka durch gewisse Worte bewirken, daß eine lange Dürre entsteht, durch welche die Pflanzung notwendigerweise eingehen muß.

Stürmische See, um mißliebige Personen, die auf derselben sich befinden, umkommen zu lassen, wird auf folgende Weise hervorgebracht. Eine Feder wird unter Anwendung von Kalk bezaubert und in einem kleinen Hause über ein Feuer gehängt. Beginnt die Feder sich über dem Feuer hin und her zu bewegen, so wird die See stürmisch. Will man sie wieder beruhigen, so nimmt man die Feder von dem Feuer fort. Ein anderes Verfahren zu demselben Zwecke ist folgendes: Die Sulka fangen zwei Vögel, einen tongtong und einen mursongik, reißen jedem eine Feder aus und lassen sie wieder fliegen. Der Zauberer bindet die Federn an einen Faden mit einem kangi-Blatt und befestigt den Faden an einer Angelrute, welche er so am Meeresstrande in den Sand steckt, daß die Federn bis nahe zur Oberfläche des Meeres herabhängen. Hat er nun seine Zauberformeln gesprochen, so versteckt er sich, und alsbald wird das Meer stürmisch bewegt werden. Bei Gewittern wird eine Lanze vor dem Hütteneingang in die Erde gesteckt, so daß die Spitze nach oben zeigt. Dies soll das Einschlagen des Blitzes verhindern, weil man glaubt, er fürchte sich, weil er sich an der Lanzenspitze verletzen könne. Erdbeben meint man dadurch zu vertreiben, daß man die Muschelhörner ertönen läßt und die großen Holztrommeln rührt.

Kommen Eingeborene zum Besuch in eine Ortschaft, so wird an diesem Tage weder Zuckerrohr noch Pit gepflanzt, weil man glaubt, daß sie alsdann nicht keimen würden. War an dem Tage, an welchem der Besuch unerwarteterweise gekommen ist, schon Zuckerrohr oder Pit gepflanzt, so zieht man die Stecklinge wieder aus und stellt sie beiseite. Den Pflanzstock legt man des Nachts draußen hin, damit er kalt werde. Abends wirft man einen Feuerbrand auf den Weg zur Pflanzung und ruft: „Vorgestern sind Kriegsleute gekommen (= die Knospen der Stecklinge), heute ist N. N. mit seinen Kriegsleuten gekommen."

Auch über die Menschen soll aus Anlaß des Besuches Schläfrigkeit kommen, so daß sie am hellen Tage einschlafen.

Wer die Schlingpflanze a kopurik durchreißt oder bloß berührt, dessen Arm soll verdreht werden. Wenn man die mehr als kopfgroße Frucht der Rankenpflanze a lopakau berührt, bekommt man einen angeschwollenen Kopf so dick wie die Frucht.

Wird jemand, der zum Fischen geht, verwünscht, z. B. mit den Worten: „Fange Menschenknochen! Fange deine Seele! Fange N. N." (einen Toten), so wird seine Arbeit dadurch unfruchtbar, und er wird nichts fangen.

Gehen die Sulka nach der Grenze der Gaktei hin und halten sich dort auf, so nennen sie ihre Feinde nicht beim Namen, denn sonst würden diese schnell kommen und sie töten. Sie nennen dann die Gaktei dort o lapsiek (d. i. faule Holzstämme) und glauben, daß dadurch die Glieder ihrer gefürchteten Feinde schwerfällig werden.

Durch gewisse Handlungen soll die Rache des kōt (siehe Seite 187) herausgefordert werden, so daß der Schuldige vom Blitze erschlagen wird oder durch ein anderes Naturereignis seinen Tod findet. Solche Handlungen sind z. B. einen Hund anlügen, ein Tier tanzen lassen, eine Schlange im Wasser töten, lebendige Tiere ins Wasser werfen, einen Vogel an den Füßen aufhängen u. a. Auch wer am Tage die alten Volkssagen erzählt — man soll es nur des Abends oder des Nachts tun —, wird vom Blitze erschlagen.

Wenn ein Knabe von den Eingeweiden oder der ungeborenen Leibesfrucht geschlachteter Tiere ißt, so wird ihm im Kriege der Bauch aufgeschlitzt werden, so daß die Eingeweide heraushängen. Genießt ein Knabe das Fleisch vom Kasuar oder von einer gewissen Fischart, so soll er in der Zeit, wenn ihm die Zähne geschwärzt werden, starken Durchfall bekommen. Ißt er vom guvin-Fische, so soll er in der genannten Zeit, wenn er den Mund ans Feuer halten muß, einen so spitzen Mund bekommen wie dieser Fisch.

Ein Ring um die Sonne bedeutet, daß irgendwo jemand umgebracht ist. Der Ring ist das Blut des Erschlagenen, das um die Sonne kreist. Ein Ring um den Mond bedeutet, daß irgendwo ein großes Fest gefeiert wird. Das Phosphoreszieren des Meeres wird durch Seelen hervorgerufen, die bei der Nacht im Meere baden.

Den Kindern wird verboten, viel zu lärmen und lustig zu sein, weil man glaubt, ihre Fröhlichkeit verursache Besuch von fremden Eingeborenen.

Wenn jemand nieſt, ſo glaubt der Sulka, jemand habe ſeinen Namen genannt.

Die Sulka erzählen ſich folgendes: Mehrere Luonganleute (ſiehe Stammeseinteilung) leben abgeſchieden von den anderen in eigenen Dörfern. Sie verfertigen Masken in Geſtalt eines großen Fiſches. Iſt die Maske fertig und für gut befunden, ſo ſchlüpft ein Mann rücklings durch den großen Rachen hinein. Die Maske iſt ſo groß, daß er im Innern hinreichend Platz findet. Kalk und Ingwer werden mitgenommen und ſollen das Eindringen des Meerwaſſers in die Maske verhindern. Der Inſaſſe der Maske führt einen langen, ſcharfen Stein zum Schneiden mit ſich und ſchwimmt nun mit der lekal genannten Maske umher und ſucht nach Menſchen. Erblickt er nun z. B. jemand beim Baden, ſo ſchwimmt er an ihn heran, ſchneidet ihn in der Bruſtgegend durch und zieht den unteren Teil des durchgeſchnittenen Menſchen in den Rachen der Maske hinein, während er ſich nach dem Schwanzende hin zurückzieht. Ein Kind wird von ihm nicht durchgeſchnitten, ſondern bloß getötet und ganz mitgenommen. Der lekal ſchwimmt nun wieder nach ſeiner Heimat und brüſtet ſich bei ſeinen Landsleuten mit der verübten Tat: „Ich habe den Meinigen umgebracht, geht ihr nun auch und verſucht es!“ Dabei zieht er die gemachte Beute aus der Maske hervor; dieſelbe wird nach dieſer Schauſtellung eingeſcharrt. Bei ſtarkem Wellengang kann der lekal nicht vorwärts. Wird er dann müde, ſo ſteigt er ans Ufer, kriecht aus der Maske, die er auf ſeine Schultern nimmt, und geht zu Fuß am Strande weiter. Kalk und Ingwer machen ihn unſichtbar. Zuweilen wird er von den Sulka gehört, wie er die Stimme eines Schweines nachahmt.

Eine andere Erzählung iſt die folgende: Vor langer Zeit lebte ein Mann, der ſich im Waſſer ſpiegelte. Da er ſah, daß er häßlich ſei, ſprang er ins Meer und lebt ſeitdem darin. Seine Frau, die mit ihm ins Meer ſprang, gebar ihm viele Kinder, und ſo ſind jetzt die rul-Menſchen zahlreich geworden. Nimmt man Taros im Kahne mit aufs Meer, ſo zieht ihr Geruch die rul-Menſchen an, und ſobald man ſie erblickt, wirft man ihnen die Taros zu. Die rul-Menſchen erhaſchen die ihnen zugeworfenen Taros und verfolgen den Kahn nicht weiter, den ſie anderenfalls ſicher durchlöchert haben würden.

Gewiſſe Zauberer, o erīp, verſtehen, auf geheimnisvolle Weiſe den Tod der Menſchen zu verurſachen, welche Tötungsweiſe ſie „pur-mea“

(= Leute bezaubern) nennen. Dieser Glaube der Sulka ist von größtem Einfluß auf ihr Leben, und ohne Kenntnis desselben würden viele ihrer Sitten und Gebräuche unverständlich bleiben.

Jeder Tod einer kräftigen Person, außer solchen, die im Kampfe fallen oder als Selbstmörder sterben, wird dem pur-mea zugeschrieben und Rache für ihn verlangt. Die o erīp-Zauberer können aber diese ihre Zauberei nur gegen eine Person anwenden, die von ihnen allein angetroffen wird. Sobald Zeugen dabei sind, wirkt der Zauber nicht; daher erklärt sich auch die Scheu der Sulka, allein auszugehen. Der Zauberer tötet seine Opfer entweder durch Erschlagen, Erdrosseln, Durchbeißen der Kehle, Drücken auf verschiedenen Körperteilen, wodurch ein Bluterguß ins Innere bewirkt werden soll, durch Eintreiben eines Stückes einer Lanze oder eines Zuckerrohres durch den After in den Leib u. dgl. Seine Mordinstrumente hat er vorher bezaubert. Um das Opfer zu fangen, legt er Schlingen oder wirft mit einem bezauberten Steine nach ihm, worauf dasselbe fallen soll; dann stürzt er sich auf dasselbe und tötet es auf eine der oben beschriebenen Weisen. Ist der Tod eingetreten, so wirft der Zauberer eine Handvoll bezauberte Erde über den Toten, welcher dann wieder lebendig wird und nach Hause geht. Dort angekommen, fühlt er sich krank und legt sich nieder, wobei er wohl sagt: „Man hat mich mit pur-mea bezaubert!" Dies Geständnis kann ihn noch retten, weil dann ein Gegenzauber angewandt wird. Leider legen aber viele das Geständnis nicht ab, weil sie auf ihre Umgebung, die sie hat allein ausgehen lassen, böse sind. Der Tod tritt je nach der Art und Weise, wie der Zauberer ihn behandelt hat, nach kürzerer oder längerer Frist ein. Zuweilen nennt der Sterbende kurz vor seinem Tode den Mörder, und den Verwandten liegt dann die Pflicht ob, den Toten zu rächen.

Nach der Beerdigung reißt ein Mann vor den Augen des Toten (bevor man das Türmchen über dem Oberkörper der Leiche umwickelt hat) eine Bohnenschote auseinander. Wenn es Nacht geworden ist, so kommt ein Auge des Verstorbenen aus dem Grabe. Es ist leuchtend und anfangs klein, wird aber immer größer, summt wie ein fliegender Käfer und steigt im Hause auf und nieder. Die Anwesenden nehmen Stengel des Pit, reiben dieselben drehend in den Händen und schreien: „möl! möl! möl! preng! preng! preng!" oder pfeifen. Das Auge geht nun

zur Tür hinaus und schlägt den Weg zum Gehöfte des Mörders ein. Auf- und niedersteigend umkreist es Bäume; schreiend und pfeifend folgt die Menge bis zum Gehöfte des Mörders. Das Auge geht hinein und umkreist den Mörder, bis dieser es auf den Boden schlägt und ein Feuer darüber anzündet, worauf es mit einem lauten Knalle verschwindet. So ist also der Mörder bekannt.

Andere Methoden zur Erkennung des Mörders sind ebenso unsinnig wie diese. Es wird z. B. ein Baum (Erythrina indica) gefällt, geschmückt, verzaubert und in ein Loch vor das Haus des Toten gestellt. Dann soll derselbe auf Fragen durch Zeichen den Mörder zu erkennen geben.

Den Verwandten des Verstorbenen liegt die Pflicht ob, den Tod des Verstorbenen durch Ermordung des erkannten Zauberers zu rächen. Letzterer kann sich jedoch, wenn er genügend Halsschmuck und Armbänder hat, noch freikaufen, anderenfalls muß er sterben, wie unschuldig er auch sein mag. Die Verwandten dingen zur Rache meistens einen gewandten, kräftigen Mann, welcher mit einigen Helfershelfern die Tat vollbringt. Nach der Tat bleibt er eine Zeitlang bei den Verwandten, welche ihn wiederum vor der Rache der Verwandten seines Opfers schützen müssen. Es wird sogleich die große Trommel geschlagen, und eine Menge Bewaffneter kommt zu dem Gehöfte, wo der Rächer weilt. Die Partei des Ermordeten kommt ebenfalls bewaffnet zusammen, sucht die Leiche und beerdigt sie. Am folgenden Tage versammeln sich beide Parteien im Gehöfte des Rächers. Es wird gesungen, das Tritonshorn geblasen, und die Männer führen Kriegstänze auf, wobei sie sich gegenseitig ihre Lanzen in die Schilde werfen. Nachdem alle bewirtet worden, findet noch ein Scheinkampf statt, bis endlich Geschenke an die Verwandten des Ermordeten ausgeteilt werden und Frieden geschlossen wird. An einem der folgenden Tage bringt der Mörder seine Mordwaffe feierlich zu dem, der ihn gedungen hatte; dieser hängt sie in seiner Hütte auf und veranstaltet zu guter Letzt einen allgemeinen Festschmaus.

Wie tief der Glaube an den Zaubermord pur-mea bei den Sulka eingewurzelt ist, geht daraus hervor, daß ihr täglicher Abschiedsgruß eine Anspielung auf denselben ist. „Nga pur in“ (= sie töten dich!), ruft man einem Scheidenden nach und „mur tugus“ (= uns alle!) ist seine Antwort.

e) Die Stämme des westlichen Neupommern und der Französischen Inseln.

Je weiter wir auf Neupommern nach Westen fortschreiten, desto weniger wissen wir über das Leben der dortigen Bevölkerung. Vom Sankt-Georgs-Kanal bis zur Dampierstraße ist nur eine Ansiedlung von Europäern vorhanden, und die gemachten Beobachtungen sind infolge mangelnder Sprachkenntnisse äußerst lückenhaft und ungenau. Mit der Landschaft Nakanai unterhalten die Eingeborenen einzelner nördlicher Distrikte der Gazellehalbinsel allerdings einen regen Verkehr, aber was sie uns von den Sitten und Gebräuchen der Nakanaileute mitteilen, klingt vielfach recht unglaublich und muß cum grano salis aufgenommen werden. Nach den Erzählungen dieser Gazellehalbinsel-Argonauten sind die Nakanaileute ihnen in jeder Hinsicht tief unterstellt, und sie gefallen sich in Schilderungen, welche den Zweck haben, sie als bessere und vollkommenere Menschen darzustellen. Dies ist ein charakteristischer Zug aller Eingeborenen; alle erdenkliche Schlechtigkeiten werden dem lieben Nachbar in die Schuhe geschoben, manchmal ohne alle Veranlassung, und wir können ziemlich sicher annehmen, daß die Wirklichkeit sich bei näherer Bekanntschaft ganz anders präsentiert.

Über den Stamm der Sulka sind wir bereits recht gut unterrichtet. Durch P. W. Schmidt (Globus Band LXXXVI Nr. 5), dem die Aufzeichnungen des Herrn Pater Bley über die Sulkasprache zur Beurteilung vorgelegen haben, wissen wir, daß dieselbe den „*papuanischen Sprachen*" zugesellt werden muß, d. h. Sprachen, welche keine Beziehungen zum asiatischen Festlande erkennen lassen, im Gegensatz zu den „austronesischen oder malaiopolynesischen Sprachen" (polynesischen, melanesischen, indonesischen), welche bezüglich ihres Ursprunges auf das südliche Hinterindien, ja möglicherweise bis auf das nördliche Vorderindien hinweisen. Dasselbe gilt von der Nakanaisprache wie von der Bainingsprache, und wir dürfen wohl annehmen, daß je weiter wir auf Neupommern nach Westen kommen, um so vorherrschender das Papuaelement sein wird. Soweit uns die Ethnographie dieser Gegenden bekannt ist, zeigt sie überwiegend papuanische Züge und stimmt also mit der Verbreitung der Sprachen überein.

Die Bezeichnungen „papuanisch“ und „melanesisch“ sind bisher ziemlich willkürlich gebraucht worden. Erst nachdem wir die Sprachen der bisher als Papua und Melanesier bezeichneten Volksstämme näher kennen gelernt haben, werden wir imstande sein, die Gebiete der beiden Völkergruppen strenger und genauer abzugrenzen. Vorderhand sind diese Bezeichnungen gewissermaßen allein geographische Begriffe, so daß wir unter „papuanisch“ alles verstehen, was zu der großen Insel Neuguinea gehört, unter „melanesisch“ dagegen alles, was von Fiji und Neukaledonien aus nordwestlich in zahlreichen Inselgruppen, Neuhebriden, Santa Cruz, Salomoinseln, Bismarckarchipel, sich bis zu den Admiralitätsinseln und den noch weiter westwärts gelegenen kleinen Inselchen erstreckt. Innerhalb dieser Gebiete wird es uns erst mit der Zeit möglich sein, zu bestimmen, welche Stämme sprachlich als rein papuanische, welche als rein melanesische zu kennzeichnen sind, ethnographisch oder anthropologisch wird es wohl nie gelingen, eine scharfe Sonderung aufzustellen.

Schon bei dem Stamm der Sulka fällt uns die körperliche Ähnlichkeit mit den Bewohnern von Kaiser-Wilhelms-Land auf, und bei den Leuten auf der gegenüberliegenden Küste von Nakanai ist diese Ähnlichkeit noch größer. Nichts deutet darauf hin, daß hier mit den Stämmen der Gazellehalbinsel jemals ein enger und intimer Verkehr stattgefunden hat, der zu einer starken Vermischung beider Volksstämme hätte führen können. Baining und Nordostgazellebewohner könnten bei oberflächlicher Betrachtung vielleicht als Glieder eines und desselben Stammes angesehen werden, dagegen genügt eine geringe Bekanntschaft, um z. B. Sulka und Nakanaileute von den Bewohnern der Gazellehalbinsel zu unterscheiden. Die breite Nase und die groben Gesichtszüge der letzteren sind bei den westlichen Nachbarn in geringerem Maße vorhanden. Bei diesen tritt im Gesicht durchgehends ein semitischer Zug auf, namentlich in der Form der Nase, der in Neuguinea fast überall angetroffen wird. Je weiter wir nach Westen gehen, desto häufiger ist dieser Zug. Ich entsinne mich, vor einigen Jahren auf einer Reise mit S. M. S. „Möwe“ nach der Willaumezhalbinsel, an welcher unter anderen auch der damalige Kaiserliche Gouverneur Herr von Bennigsen und Herr Geheimrat Dr. R. Koch teilnahmen, einen alten Häuptling am Hannamhafen gesehen zu haben, dessen jüdischer Typus uns allen geradezu auffiel. Diese Ähnlichkeit wurde zur Lächerlichkeit gesteigert, als der alte Herr sich auf

seinen Wunsch meinen Kneifer auf das wulstige Riechorgan setzte und nun, ohne es zu wissen, an die typischen jüdischen Bankiers erinnerte, die uns aus den „Fliegenden Blättern" so wohl bekannt sind. Diese charakteristische Gesichtsform, die namentlich bei den Männern stark hervortritt, ist der einzige körperliche Unterschied zwischen den Weststämmen und den Bewohnern der Gazellehalbinsel. In der Hautfarbe, im Haarwuchs und in der Körperlänge habe ich keine Unterschiede finden können, wenigstens keine allgemeinen. Die Nakanaileute zeichnen sich vielfach durch ihren hohen Wuchs aus, im allgemeinen geht jedoch die Körpergröße nicht über das Mittelmaß hinaus. Die Hautfarbe ist im westlichen Neupommern im ganzen etwas heller als auf der Gazellehalbinsel, jedoch glaube ich dies den lokalen Einflüssen zuschreiben zu müssen. Auf den Pflanzungen habe ich beobachten können, daß Leute aus dem westlichen Neupommern bei ihrer Ankunft heller erschienen als die Gazellebewohner, wohl aus dem Grunde, weil ihre Heimat aus schattigen Wäldern besteht; diese hellere Farbe war jedoch bereits nach einem Monat verschwunden, wenn die Leute in den Pflanzungen ihrer täglichen Arbeit nachgingen.

Kleine Nuancen in der Hautfarbe findet man überall innerhalb der einzelnen Stämme, und die hellere oder dunklere Farbe als charakteristisches Kennzeichen zu verwenden, halte ich für sehr mißlich. Papua und Melanesier haben eine braune, Polynesier eine braungelbe Grundfarbe, und innerhalb dieser beiden Gruppen können Extreme vorkommen, bald nach der einen, bald nach der anderen Seite, welche es sehr schwer machen, den Grundton zu erkennen. Ein recht interessantes Beispiel ist augenblicklich im Bismarckarchipel zu beobachten. Dort haben sich auf einer kleinen Insel der Neulauenburg-Gruppe vor einiger Zeit zwei Deutsche angesiedelt, welche unbekleidet sich während des ganzen Tages der Sonne aussetzen und eine strenge vegetarianische Diät halten. Die beiden Leute, die dem hellblonden germanischen Typus angehören, haben infolge dieser Lebensart nach einiger Zeit die Hautfarbe der Samoaner angenommen, und wäre nicht das blonde Kopfhaar und der blonde Bart, dann wären sie von den samoanischen Missionslehrern, die vielfach auf Neulauenburg tätig sind, nicht zu unterscheiden.

Auf einer Strecke der Südküste von Neupommern, beginnend etwa 15 Seemeilen westlich vom Kap Roebuck und sich bis gegen Kap Pedder

hin erstreckend, einschließlich der vorgelagerten Lieblichen Inseln, finden wir eine eigentümliche Form des Schädels, hervorgebracht durch künstliche Deformation. Es ist mir aus dem ganzen Schutzgebiete nichts Ähnliches oder Verwandtes bekannt, auch in den Salomoinseln kennt man diesen eigentümlichen Gebrauch nicht, der uns erst wieder auf der Insel Malikolo (Neuhebriden) entgegentritt. Die Sitte erstreckt sich nicht bis zur gegenüberliegenden Nordküste Neupommerns, obgleich die Bewohner beider Küsten auf dem Landwege vielfach in friedlichem Verkehr stehen. Die Deformation wird von beiden Geschlechtern geübt, ist aber nicht allgemein, denn neben den deformierten Köpfen sieht man in jeder Dorfschaft auch eine Anzahl natürlicher Formen.

Abb. 23. **Weibergruppe von den „Lieblichen Inseln".** (Die Kinder zeigen die Umwicklung des Kopfes.)

Über die Veranlassung und den Zweck dieser Deformation habe ich nichts in Erfahrung bringen können; auf meine Frage: Warum? wurde mir immer wieder die Antwort zuteil: Die Frauen sagen, daß es schön ist! Ich bin daher zu der Annahme geneigt, daß wir es hier mit einem jener so weit verbreiteten Gebräuche zu tun haben, welche allein den

Zweck haben, die Schönheit zu erhöhen. Die Schädeldeformation steht demnach wohl in einer Reihe mit der Tätowierung, den Ziernarben und den Wunden, die sich bei zahlreichen Naturvölkern die Männer machen, um den Weibern begehrenswert zu erscheinen.

Die Deformation wird gleich nach der Geburt des Kindes in Angriff genommen, indem man den Kopf oberhalb der Augen mit Binden aus Rindenzeug fest umwickelt. Diese Umwicklung wird täglich erneuert und so lange fortgesetzt, bis die erwünschte Form erzielt ist, d. h. bis das Kind etwa 18 Monate alt ist. Besser als irgendwelche Beschreibung wird die Abbildung 10 auf Seite 57 von einem etwa vierzehnjährigen Knaben die eigentümliche Form des deformierten Schädels zeigen, welche diesen Leuten bei den hiesigen Ansiedlern die charakteristische Bezeichnung „Spitzköpfe" zugezogen hat. Abgesehen von dieser künstlichen Deformation des Oberkopfes sind die Leute in ihren Gesichtszügen wie in ihrem übrigen Körperbau ihren Nachbarn durchaus ähnlich.

In einer jeden Dorfschaft gibt es einen Häuptling; sind die Dorfschaften sehr groß, dann unterstehen sie vielfach mehreren Häuptlingen. Eine große Gewalt scheint der Häuptling nirgends zu besitzen, er scheint der Mittelpunkt zu sein, um den sich die Familienhäupter oder Familienältesten zur Beratung versammeln. Sowohl auf den Französischen Inseln wie auf den Lieblichen Inseln konnte ich beobachten, daß Vorschläge des sogenannten Häuptlinges von den älteren Dorfbewohnern gelegentlich entschieden verworfen wurden und daß derselbe sich den Ansichten der Mehrheit willig fügte. Bei allen Festlichkeiten scheint der Häuptling der Leiter, gewissermaßen der Festordner zu sein, und auch im Kriege nimmt er die Stellung eines Führers ein, wenn sein Alter ihm dies erlaubt. Bei einem Friedensfeste zwischen den Eingeborenen von Arawa und einem gegenüberliegenden Dorfe der Hauptinsel von Neupommern zogen die Arawaleute festlich geschmückt in ihren Fahrzeugen nach dem Dorfe der früheren Widersacher. Der Arawahäuptling hielt eine Anrede an die am Strande versammelten Festlandkrieger, die von einem derselben beantwortet wurde. Dann wurden Betelnüsse von einer Partei der anderen angeboten, und die Arawaleute verließen ihre Kanoes und mischten sich unter ihre früheren Feinde. Von beiden Seiten wurden dann Schweine, Hunde, Feldfrüchte aller Art, Fische usw. herbeigeschleppt und gemeinschaftlich verzehrt. Nach Aussage der Leute sollen jedoch die

Kriege sehr häufig sein, und eine geringfügige Veranlassung führt zu Fehden und zu Blutvergießen. Eine Folge davon ist wohl, daß an Stellen, wo man früher ziemlich große Dörfer antraf, nach wenigen Jahren kein Haus und kein Mensch zu finden ist, da die Einwohner sich einen neuen Wohnplatz gesucht haben. Auf den Inseln sind die Dorfschaften von größerem Bestand, wahrscheinlich weil ihre Lage eine geschütztere ist, räuberischen Überfällen weniger ausgesetzt.

Dieser allgemeinen Unsicherheit ist wohl auch die Befestigung der Dörfer zuzuschreiben, bestehend aus einer Palisadenwand mit einem engen Eingange. In Nakanai sind diese Palisadenwände stellenweise sogar doppelt, und einem Feinde möchte es schwer fallen, dieselben unbemerkt zu passieren. Auf einem kurzen Ausflug landeinwärts vom Möwehafen traf ich umfangreiche Pflanzungen, die von den auf den Inseln am Möwehafen wohnenden Eingeborenen bestellt wurden. Die in den Pflanzungen angelegten Schutzhütten waren ebenfalls von einer doppelten, hohen Palisadenwand umgeben, und bei unserer Annäherung suchten die sämtlichen Männer in ihrer Festung Zuflucht. Erst nach langem Zureden öffneten sie den verrammelten Eingang und gestatteten uns den Zutritt. Außer einer primitiven Hütte war nichts bemerkbar als eine ziemlich roh gearbeitete Schlitztrommel aus Holz, die man bei unserem Herannahen kräftig bearbeitete, wohl um den Nachbarn eine Warnung zu geben. Bei unserem Weggang wurde die Trommel abermals geschlagen, und als wir etwa zehn Minuten weiter eine ähnliche Festung erreichten, fanden wir die Leute zwar bewaffnet, aber ruhig vor dem Eingange stehend, woraus man schließen darf, daß auch diese Eingeborenen ihren Nachbarn verständliche Trommelsignale zu geben verstehen.

Offene Schlachten werden nicht geschlagen. Jede Partei sucht die andere zu überraschen, und wer sich in diesem Vorhaben gestört sieht, tritt eiligst den Rückzug an. Dennoch können diese Kriege mitunter einen recht blutigen Ausgang haben und verhältnismäßig vielen Menschen das Leben kosten. In der Bucht, welche die Willaumezhalbinsel auf ihrer Westseite mit der Hauptinsel bildet (Stettiner Bucht der Karten), liegen zahlreiche, früher bedeutend stärker bevölkerte Dorfschaften. Eine derselben hatte ich vor Jahren besucht und fuhr dann weiter bis zur Ostseite der Halbinsel, woselbst Kehrt gemacht wurde. Auf der Rückreise ankerte das Schiff abermals vor demselben Dorfe, aber obgleich

kaum eine Woche zwischen den beiden Besuchen lag, fand ich das Dorf, das aus etwa 40 Hütten bestanden hatte, jetzt völlig zerstört. Die Häuser waren eingeäschert, und ein abscheulicher Leichengeruch vertrieb uns schnell aus der verödeten Gegend. Einwohner benachbarter Dörfer, die in ihren Fahrzeugen längsseits kamen, erzählten uns, daß Inlandstämme das Dorf überfallen und alle Einwohner erschlagen hätten. Da nun die nächsten Nachbarn recht häufig die ärgsten Feinde sind, so schenkte ich diesen Erzählungen nicht viel Zutrauen; in diesem Falle mag man mir aber die Wahrheit erzählt haben, denn in den Nachbardörfern fand ich die größte Aufregung, Weiber und Kinder wagten sich nicht aus der Umzäunung heraus, und diese selber war verstärkt und ausgebessert, um einem Überfalle gewachsen zu sein. Wer nun auch den Überfall ausgeführt haben mag, so viel ist sicher, daß durch denselben nicht weniger als hundert Eingeborene das Leben eingebüßt hatten.

Daß unter solchen Umständen die Zahl der Bevölkerung nicht zunimmt, darf uns nicht wundern, um so mehr da noch viele andere Umstände zur Abnahme derselben beitragen. Es ist häufig als sicher hingestellt worden, daß die Kolonisation durch Weiße, durch die von denselben eingeschleppten Krankheiten und Laster, die allmähliche Ausrottung der Naturvölker zur Folge habe. Namentlich dem Spiritus in Gestalt von ganz gemeinem Schnaps wird das Aussterben der Naturvölker zugeschrieben. Nun mag es allerdings Gegenden geben, wo der Schnaps diese Folgen hat, obgleich man in Afrika, wo der Genuß dieses Kulturstoffes in großer Blüte steht, nicht viel von einer Abnahme verspürt. Im Schutzgebiet von Neuguinea kann man dem Schnaps nicht die Schuld geben, denn hier ist die Verabfolgung desselben an Eingeborene verboten, wie denn eine Einfuhr zum Verkauf an Eingeborene niemals stattgefunden hat. Es sind eben ganz andere Faktoren, die den Untergang der Südseevölker herbeiführen. Um auf Neupommern zurückzukommen, so hat auf dem westlichen Teil der Insel vor Jahren eine Blatternepidemie ganz ungeheure Lücken gerissen. Die Seuche war aus Java nach Friedrich-Wilhelms-Hafen eingeschleppt worden, und die dortigen ungenügenden Schutzmaßregeln hatten zur Folge, daß die Krankheit einen großen Teil der Küste von Kaiser-Wilhelms-Land heimsuchte und dann durch den Verkehr über Nukinsel nach Neupommern übersprang, wo sie sich auf der Südküste etwa bis zum Südkap, auf der

Tafel 14. Jüngling von Unea (Französische Inseln).

Nordküste bis nach Nakanai hin verbreitete. Die Folgen dieser verheerenden Seuche, gegen welche die Eingeborenen völlig schutzlos waren, ist heute noch daran zu erkennen, daß die früher recht zahlreiche Bevölkerung einzelner Distrikte bedeutend abgenommen hat, und daß man nur erwachsene Männer und Weiber, sowie den jungen Nachwuchs, der nach der Seuche geboren wurde, antrifft. Die Bevölkerung, die damals im Kindes- wie im Greisenalter stand, scheint völlig vernichtet worden zu sein. Nicht ganz so verheerend wie Seuchen, jedoch auch schädlich, wirkt die auf dem westlichen Neupommern weit verbreitete Sitte, daß bei dem Tode eines Eingeborenen seine Frauen stranguliert werden und daß wohl nirgendwo im Archipel die Abtreibung der Leibesfrucht und die Tötung von Kindern in solchem Maße stattfindet wie hier.

Auf den Bau der Hütten verwendet man keine besondere Sorgfalt; eine Ausnahme machen diejenigen Gebäude, die gewissen Festlichkeiten und Zusammenkünften der Männer dienen, namentlich bei Beschneidungszeremonien. An manchen Orten, wie z. B. in Nakanai und in der Gegend von Kap Merkus, bewohnen mehrere Familien gemeinschaftlich eine Hütte. Dieselben sind lang und niedrig mit mehreren Eingängen; das Innere ist mitunter durch Mattenwände in verschiedene Abteile geteilt, ebenso häufig jedoch auch nicht. Hier haust alt und jung auf der bloßen Erde. In Nakanai sieht man häufig Männer und Weiber neben dem Familienliebling, einem fetten Schwein, im Schlafe ausgestreckt, und daß die Reinlichkeit unter solchen Umständen nicht sonderliche Beachtung findet, ist selbstredend. Wenn der Boden durch Regengüsse aufgeweicht ist, entstehen in den Hütten Schmutzlachen, die ohne weitere Umstände als Ruheplätze für Mensch und Tier benützt werden, so daß es häufig recht schwer fällt, die Schweine von den Eingeborenen zu unterscheiden. Auf den Französischen Inseln baut man, wenn das Terrain es erlaubt, die Hütten in gegenüberliegenden Reihen, und dasselbe beobachtete ich auf der Willaumezhalbinsel; eine allgemeine Regel läßt sich für die Gruppierung jedoch nicht aufstellen, denn ebenso häufig findet man die Hütten um einen freien Platz gruppiert oder unregelmäßig über einen solchen zerstreut. Nach dem Westende von Neupommern hin finden wir Anklänge an den Häuserbau des gegenüberliegenden Kaiser-Wilhelms-Landes, indem neben den auf ebener Erde gebauten Hütten auch solche vorkommen, welche auf Pfählen ruhen mit

einem erhöhten Fußboden, unter dem sich ein freier Raum für Aufbewahrung von allerhand Gegenständen befindet. Auch Pfahldörfer treffen wir in dieser Gegend, welche sich von denen in Kaiser-Wilhelms-Land nur wenig unterscheiden. Die offene Meeresküste wird für diese Anlagen niemals gewählt, man bevorzugt geschützte Buchten mit seichtem Wasser, umgeben von Mangrovesümpfen, die den Bewohnern der Pfahldörfer Sicherheit gewähren gegen angreifende Feinde, teils weil sie als Schlupfwinkel benutzt werden, teils auch weil sie ihrer Natur nach das Herannahen eines Feindes erschweren, ja stellenweise völlig unmöglich machen.

Obgleich die große Mehrheit der Eingeborenen von West-Neupommern ihren Wohnungen keine allzu große Sorgfalt widmen, so sind sie dafür in ihrer Ernährung recht anspruchsvoll und sorgen für eine ziemlich reiche Abwechslung in den Nahrungsmitteln. Die Knollen der Taropflanze und die der Yamspflanze, namentlich jedoch die erstgenannten, werden in regelrechten Pflanzungen angebaut; Bananen sind überall angepflanzt, und auch die Kokosnuß fehlt nicht, wenn auch nicht in großen Beständen wie auf der Nordhälfte Neumecklenburgs. Dies geringe Vorkommen der Kokospalme hat unsere bisherige große Unkenntnis mit diesen Stämmen zur Folge gehabt, denn die Händler, die sich sonst überall niederlassen, wo Produkte einzutauschen sind, fanden hier nirgends ein ergiebiges Feld für den Handel; die einzige Ausnahme bilden die Französischen Inseln, deren große Kokosbestände auf eine frühere, bedeutende Bevölkerung schließen lassen. Das Essen wird am Kohlenfeuer geröstet, zwischen glühenden Steinen gar gemacht oder in den hervorsprudelnden kochenden Quellen gekocht wie auf der Insel Naraga (Französische Inseln). Von den Tamiinseln, auf der Küste von Kaiser-Wilhelms-Land, aus wird ein mehr oder weniger lebhafter Handel mit irdenen Kochtöpfen, namentlich längs der Südküste von Neupommern bis Südkap hin, getrieben. Auf der Nordwestküste ist dieser Verkehr geringer und scheint sich nicht über Kap Raoult hinaus zu erstrecken. In den genannten Gegenden findet man daher gelegentlich die bekannten Tamitöpfe, wenn auch nur in wenigen Exemplaren. Leute aus Arawa haben mir den Preis der Töpfe angegeben, und derselbe ist selbst nach Eingeborenenbegriffen ein sehr hoher.

Schweine und Hunde liefern den Eingeborenen animalische Nahrung, und auch die verschiedenen Beuteltiere des Waldes werden zu diesem

Abb. 24. **Männer von Möwehafen.**

Zweck in großer Anzahl erlegt. Schildkröten fängt man längs der Küste in großen weitmaschigen Netzen; ähnliche Netze, aber aus dickeren Schnüren hergerichtet und von enormer Länge, dienen bei den Treibjagden im Walde zum Umstellen großer Flächen, nach welchen die gejagten Tiere, hauptsächlich Wildschweine, getrieben werden.

Ich will hier eine eigentümliche, ich möchte sagen ganz alleinstehende Industrie anführen, die in der Gegend von Möwehafen getrieben wird, nämlich die Gewinnung des Seesalzes. Man baut hier niedrige Hütten mit einem einfachen Schutzdach zum Abhalten des Regens. Die beiden Seitenwände sind offen, so daß man zwei leichte Gerüste, eines auf jeder Seite, hervorziehen und wieder hineinschieben kann. Diese etwa 75 Zentimeter breiten Gerüste dienen einer großen Anzahl nebeneinanderstehender kleiner Tröge aus Pandanusblättern als Unterlage. Die Tröge enthalten Seewasser, welches, der Sonne ausgesetzt, verdampft; durch wiederholtes Hinzugießen von Seewasser und fortgesetztes Verdampfen bildet sich in den Trögen eine Salzkruste; wenn dieselbe dick genug erscheint, werden die Blatttröge zusammengerollt und zu Bündeln verschnürt, um an die im Inland wohnenden Nachbarn verhandelt zu werden. Daß diese Salzgewinnung sich von hier aus nicht weiter verbreitete, da doch Salzwasser fast überall einen Handelsartikel bildet, hat wahrscheinlich in der großen Abgeschlossenheit der einzelnen Stämme voneinander seinen Grund.

Eßgerät und was dazu gerechnet werden kann, ist verhältnismäßig reichhaltig. Fast jeder erwachsene Mann trägt an einer Schnur um den Hals oder zwischen Arm und Armring gesteckt oder in dem fast niemals fehlenden Achselkörbchen ein spachtelartiges Knochenwerkzeug, womit er seine Betelnüsse aufbricht oder das Fleisch von den Kokosschalen loslöst. Scharfe Bambussplitter dienen neben scharfgeschliffenen Austernschalen überall als Messer zum Zerlegen der Nahrungsmittel. Auch die Kokosreibe, eine Cardiummuschel, festgebunden an einem Brettchen, fehlt nirgends. Die Speisen werden vielfach auf frischen Bananenblättern aufgetragen, man bedient sich für diesen Zweck jedoch auch geflochtener kreisförmiger Schalen oder Teller mit und ohne Rand, sowie Holzschüsseln von länglicher Form, wie sie uns aus den Tamiinseln bekannt sind. Ich habe Grund anzunehmen, daß viele der Schüsseln, welche wir auf den Tamiinseln und um Finschhafen herum antreffen,

auf der Südküste Neupommerns in den Gegenden von Südkap bis Kap Merkus angefertigt werden. Nicht nur daß die dortigen Eingeborenen angeben, daß Holzschüsseln von den Tamileuten mit Vorliebe eingetauscht werden, sondern ich fand auf den kleinen bewohnten Inseln am Möwehafen auch Schüsseln in den verschiedensten Stadien der Bearbeitung. Das charakteristische Ornament, welches das eine Ende dieser Art Holzschüsseln, namentlich der großen Exemplare, ausgezeichnet, war in allen Fällen sorgfältig ausgeführt, ebenso die kleineren Seitenornamente. Diese Art von Schüsseln findet man vom Südkap an bis nach dem äußersten Westen sowie auf der Willaumezhalbinsel und den Französischen Inseln. Für die beiden letztgenannten Gegenden ist die Anfertigung an Ort und Stelle ausgeschlossen; die Französischen Inseln beziehen die Holzschüsseln von der gegenüberliegenden Hauptinsel Neupommern, und auf der Willaumezhalbinsel bezeichnet man das Innere der Hauptinsel als Herkunftsort; wahrscheinlich gehen die Schüsseln auf dem Handelswege von einer Küste der Insel bis zur anderen.

Das Kochen ist überall eine Verrichtung der Weiber, obgleich auch die Männer gelegentlich Hand anlegen, namentlich bei dem Rösten der Schweine und Hunde. Die Hauptmahlzeit fällt, wie bei den meisten Melanesiern, auf den Spätnachmittag, nachdem man am Tage in den Pflanzungen, im Walde oder auf dem Meere das nötige Material gesammelt hat. Etwaige Überreste werden in Körbe gepackt und bis zur nächsten Mahlzeit aufbewahrt; in diesem Falle nimmt man morgens beim Aufstehen einen Teil der Vorräte zu sich. Junge Kokosnüsse liefern nur bei festlichen Gelegenheiten das Getränk; für gewöhnlich wird kaltes Wasser bei den Mahlzeiten getrunken, und als Wasserbehälter dienen fast ausnahmslos leere Kokosschalen mit einem Blattstöpsel, manchmal einzeln, manchmal mit Schnüren umsponnen und zu zweien oder dreien zusammengeknüpft.

Die Feuerbereitung geschieht durch Reiben wie überall im Bismarckarchipel.

Die Genußmittel der Eingeborenen dieses Teiles von Neupommern sind überall dieselben, nämlich Tabak und Betel mit dem nötigen Zubehör. Der Tabak, der auf der Gazellehalbinsel und im übrigen Archipel vor gar nicht langer Zeit zuerst von den weißen Händlern eingeführt wurde, wird im westlichen Neupommern schon lange benutzt und ist

zweifellos von dem gegenüberliegenden Kaiſer-Wilhelms-Land importiert worden. Das einheimiſche Kraut iſt, wohl zum Teil infolge ungenügender Zubereitung, übelriechend und von ganz abſcheulichem Geſchmack; nichtsdeſtoweniger iſt das Rauchen überall verbreitet, und jung und alt ſcheint vom größten Wohlbehagen durchdrungen zu ſein, wenn es den ſtinkenden Qualm in die Luft bläſt. Das Kraut wird zwiſchen den Händen zuſammengerollt und mit einem grünen Blatt umwickelt; die dicke Zigarre geht, nachdem der Raucher einige kräftige Züge gemacht, zu dem Nebenmann und ſo weiter, bis der letzte Reſt verglommen iſt. Beim Betelkauen benützt man dieſelben Ingredienzen wie überall: Arekanüſſe, Betelpfeffer oder Blätter ſowie gebrannten Kalk. Die Kalkbehälter ſind häufig mit großer Sorgfalt gearbeitet, teils aus einer flaſchenähnlichen Kürbisart, teils aus einem Stück Bambusrohr.

Die nahe Verwandtſchaft dieſer Stämme mit den Papua tritt namentlich in ihren Ornamenten und Schmuckſachen hervor. Auf den Franzöſiſchen Inſeln und auf Willaumez treffen wir die flügelartigen Armbänder mit Naſſaſchnecken benäht, die wir von Kap Cretin bis Friedrich-Wilhelms-Hafen finden, daneben ſtehen Eberhauer und Hundezähne als Schmuck in hohem Anſehen, ganz wie auf der gegenüberliegenden Küſte von Kaiſer-Wilhelms-Land. Daneben haben ſich dann auch Formen ausgebildet, welche für gewiſſe Gegenden als typiſch bezeichnet werden müſſen. Die beiden Abbildungen 25 und 26 geben einen annähernden Begriff von dem Reichtum der Schmuckſachen, ſowie von der Ähnlichkeit mit gleichen Gegenſtänden aus Neuguinea und den charakteriſtiſchen Abweichungen einzelner Gegenden. Schmuck wird namentlich bei Tänzen und Feſtlichkeiten angelegt, obgleich er im gewöhnlichen Leben niemals ganz fehlt. In Nakanai, in der Gegend von Möwehafen und auf den Arawainſeln ſind es namentlich die Männer, die ſich durch Schmuck auszeichnen; die Mädchen und Weiber ſind weniger geſchmückt und ſcheinen die Schmuckgegenſtände der Männer gelegentlich zu borgen. Einen charakteriſtiſchen Weiberſchmuck habe ich jedenfalls niemals in jenen Gegenden beobachten können.

Als Kopfſchmuck verdienen namentlich hervorgehoben zu werden die geflochtenen Ringe, welche man in Nakanai bei gewiſſen Veranlaſſungen trägt. (Abb. 26, Fig. 17, 18.) Dieſe Ringe, ſechs bis zehn an der Zahl, ſind 1 bis 5 Zentimeter breit, d. h. der unterſte Ring iſt der

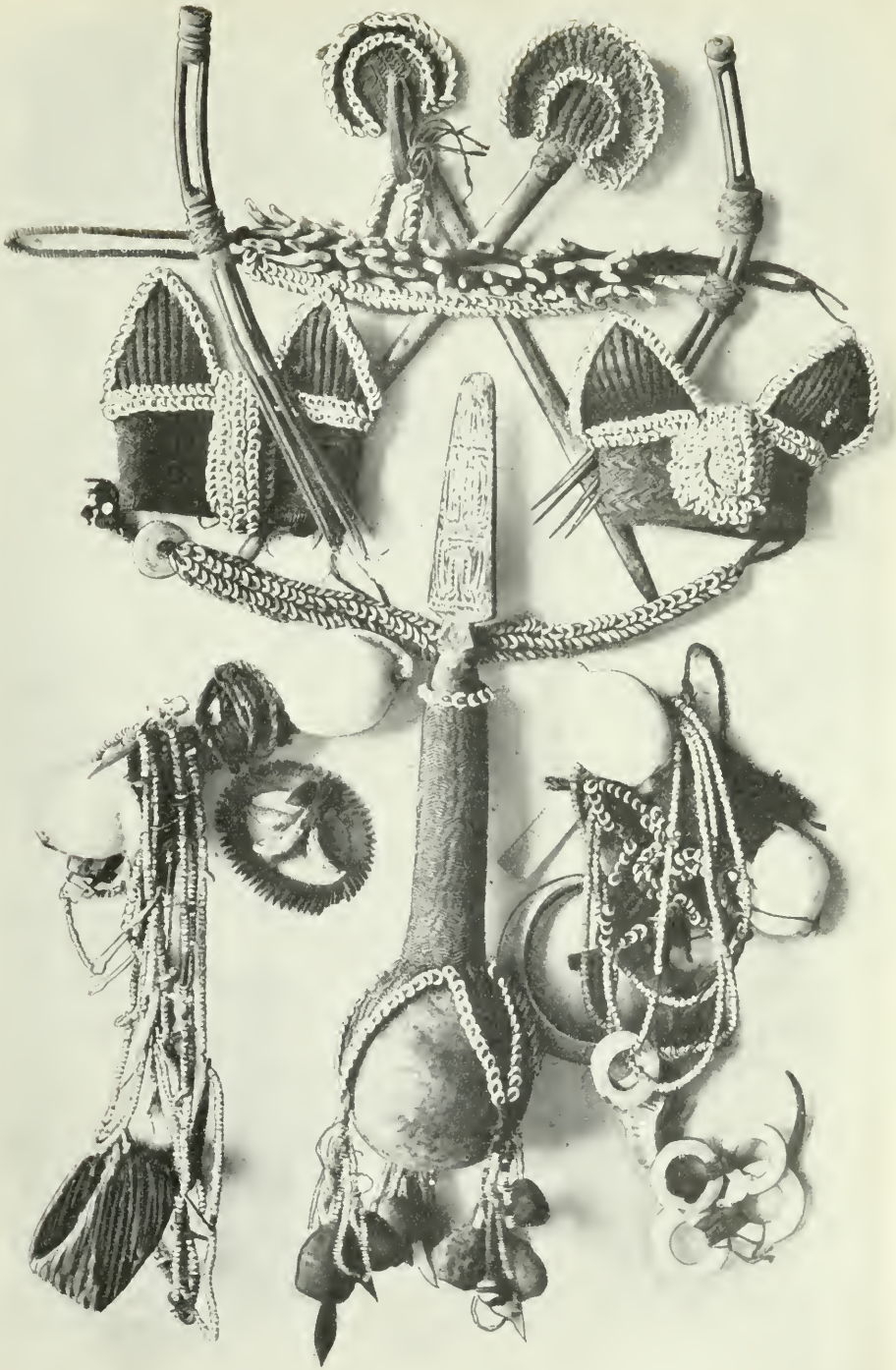


Abb. 25. **Schmuck und andere Gegenstände von den Französischen Inseln.**

1 und 2 Kalkspachtel; 3 und 4 Haarstocher; 5 Stirnband; 6 und 7 Armbänder; 8 Kalkbehälter; 9 Gürtelband; 10 und 11 Brustschmuck; 12 und 13 Halsbänder; 14 Armband; 15 Brustschmuck; 16 Haarschmuck.

ſchmälſte, jeder darauf folgende wird allmählich breiter. Der äußere Rand des flachen, aus feinem Flechtwerk hergeſtellten Ringes, iſt mit ſchuppenartig übereinander gelegten Muſchelplatten (Naſſa) benäht. Bei dem Gebrauch ſtülpt man zunächſt den ſchmälſten der Ringe über das wolkenartig aufgeſtocherte Haar, dann folgt der zweite Ring und allmählich die übrigen, ſo daß der breiteſte Ring die oberſte Lage bildet. Statt der Ringe werden auch geflochtene Aufſätze getragen, die aus einem einzigen Stück beſtehen von der Form eines abgeſtumpften Kegels, auf deſſen Außenſeite die Naſſaplatten dann ringförmig angenäht ſind, wodurch derſelbe Effekt entſteht wie bei den übereinandergelegten Ringen. Über dieſem Schmuck iſt dann das Haupthaar in Geſtalt einer Halbkugel friſiert und mit den kleinen bunten Federchen verſchiedener Papageienarten beſteckt, eine Friſur, die unſtreitig als ſehr geſchmackvoll und originell bezeichnet werden muß. Powell gibt in ſeinem Buche „Wanderings in a wild country“ eine Abbildung dieſes Kopfſchmuckes, jedoch iſt dieſelbe falſch arrangiert, indem er den breiteſten Ring unten und den ſchmalſten oben ſtellt, ſtatt daß die Anordnung gerade umgekehrt iſt. Das Geſicht wird überall durch Bemalung verſchönert; in Nakanai wird es mit roter Ockererde eingerieben und darauf um Augen, über Wangen und Naſe weiße Linien mit Kalkpulver angebracht. Das Naſenſeptum iſt wie auf der Gazellehalbinſel durchſtochen und eine Kaſuarſchwinge, am Ende mit Naſſaplatten verziert, durch die Öffnung geſteckt. Ohrringe in den verſchiedenſten Formen trifft man überall. Ein allgemein verbreiteter Ohrring beſteht aus einer ringförmigen Scheibe aus Schildpatt im Durchmeſſer von 3 bis 6 Zentimeter, deſſen Außenrand mit Naſſaplättchen benäht iſt. (Abb. 26, Fig. 9.) Dieſe Ohrringe (sip am Südkap) trägt man einzeln oder in Bündeln von ſechs bis zehn in den ſtark erweiterten Ohrläppchen. Auf der Inſel Mérite (Lnea) hat der Ohrſchmuck eine große Ähnlichkeit mit demſelben Schmuck auf Kaniet und Wuwulo, wo er allerdings nur von Weibern getragen wird, wogegen er auf der genannten Inſel eine Auszeichnung der Männer iſt. Das ungemein ſtark erweiterte Ohrläppchen, das bis zur Schulter herabhängt, wird mit einer großen Anzahl von Schildpattringen verſehen, etwa 15 Millimeter im Durchmeſſer. Die Zahl der Ringe iſt verſchieden und beträgt von 50 bis über 100; am unteren Ende iſt dann noch ein geflochtenes Band von etwa 4 Zentimeter Breite und 12 Zentimeter Länge, dicht beſtickt mit vier bis ſechs Reihen

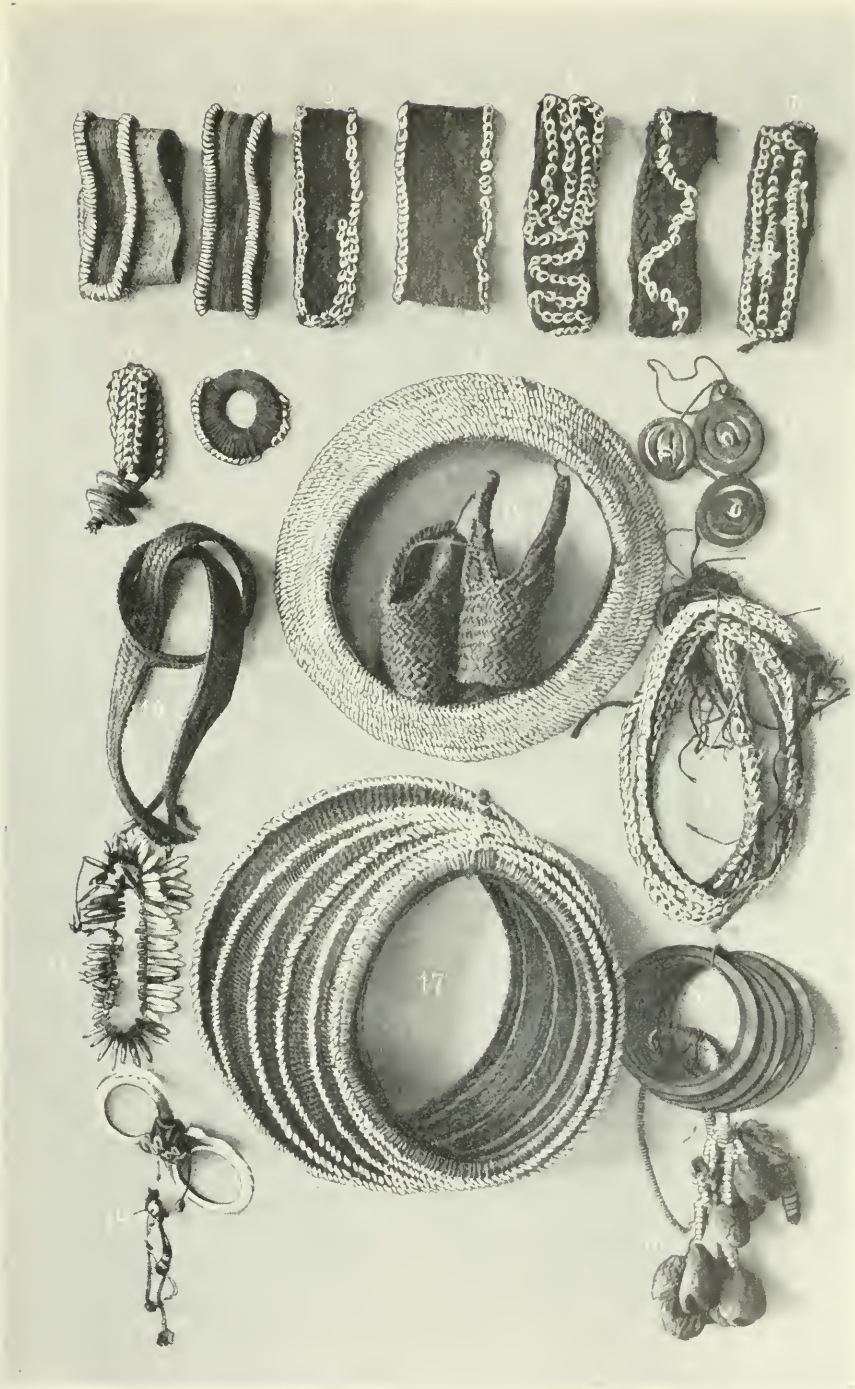


Abb. 26. **Schmuckgegenstände von der Willaumezhalbinsel und der anliegenden Küste.**

1 bis 7 und 13 Armbänder; 8 und 9 Ohrringe; 10 und 11 Gürtel; 12 Halsbänder; 14 Brustschmuck; 15 Schildpattarmringe; 16 Gürtelornament (Nassel); 17 und 18 Kopfringe.

Nassaplatten, durchgeschoben und umgebogen, so daß der ganze Schmuck nicht viel unter $^1/_2$ Kilo wiegen wird. Auf den Arawainseln trägt man allein dies geflochtene, mit Nassaschnecken verzierte Band, an dessen Ende eine oder mehrere Seeschnecken angehängt sind, es wird in dieser Gestalt noknok genannt.

Stirnbänder sind namentlich auf den Französischen Inseln und auf Willaumez beliebt, finden sich jedoch in derselben Form auch auf der gegenüberliegenden Südküste von Neupommern, wo man sie neningo nennt. Sie sind etwa 20 Zentimeter lang und bestehen aus einem unteren Band aus zwei bis drei Reihen schuppenartig übereinander gelegter Nassaplättchen. Darüber steht eine vierfache Reihe von Hundeeckzähnen, die so angeordnet sind, daß die Reihen der Zähne einander entgegengestellt sind, d. h. die Spitzen aller Zähne in der unteren Reihe sind z. B. nach rechts gerichtet, die in der zweiten Reihe nach links, in der dritten nach rechts und in der vierten nach links. (Abb. 25, Fig. 5.)

Zum Aufstochern des Haares bedient man sich verschiedener kammähnlicher Instrumente, die man in der Frisur stecken läßt, teils um sie fortwährend zur Hand zu haben, teils auch um als Schmuck zu dienen. (Abb. 25, Fig. 3, 4.) In dem letzten Falle ist dann der hervorstehende Teil des Stochers oder Kammes verziert teils durch bunte Vogelfedern, teils durch Umwicklung mit Nassaschnecken, Coixsamen oder dergleichen. An der Montaguebucht tragen die Männer mächtige Perücken aus Kasuarfedern, die auf einem halbkugelförmigen Geflecht befestigt sind, welches die obere Hälfte des Kopfes bedeckt. Auf dem obersten Scheitel ist ein roter Federbusch aus Papageienfedern angebracht. Ich bin geneigt, diese Perücke als Kampfschmuck anzusehen, möglicherweise ist sie auch ein Tanzschmuck; jedenfalls habe ich diese Kopfbedeckung nur bei meinem ersten Besuch beobachtet, als die Leute sich aus Unbekanntschaft mit den Weißen feindselig zeigten; später habe ich sie nicht im Gebrauch gesehen, obgleich sie mir zum Verkauf angeboten wurde.

Der Bart wird fast überall auf dem ganzen westlichen Neupommern wie auf den Französischen Inseln entfernt; teils durch Rasieren mit scharfen Obsidiansplittern, teils auch durch Herauszupfen der einzelnen Barthaare. Zu dem letzteren Zweck bedient man sich verschiedener Seemuscheln; die Haare werden zwischen den beiden Muschelschalen eingeklemmt und durch einen schnellen Ruck entfernt, oder man klemmt jedes

einzelne Haar zwiſchen zwei dünne Schnüre, dreht dieſe zuſammen, wodurch auch das Haar mit den Schnüren zuſammengedreht wird, und reißt es dann heraus.

Hals- und Bruſtſchmuck iſt bei allen Stämmen reichlich vertreten und wird, je mehr man ſich dem Weſtende Neupommerns nähert, den Schmuckſachen derſelben Art des gegenüberliegenden Kaiſer-Wilhelms-Landes nicht nur in der Form, ſondern auch im Herſtellungsmaterial ähnlicher. Naſſaſchnecken und Coixſamen werden in verſchiedener Anordnung als Schnüre und Bänder einfach oder in mehreren Strähnen um den Hals gewunden, ebenſo Schnüre aus etwa 3 Zentimeter langen Stückchen von Kaſuarſchwingen, dermaßen aufgereiht, daß die einzelnen Stücke durch zwei oder drei Naſſaſchnecken getrennt ſind; ſtatt der Naſſaſchnecken werden auch, obgleich nicht ſo häufig, Coixkerne verwendet. Derartige Schnüre findet man ſowohl auf der Nordküſte wie auf der Südküſte und auf den Franzöſiſchen Inſeln; ſie ſcheinen überall als eine Art von Geld angeſehen zu werden, jedenfalls bewahrt man ſie in ſehr großen Mengen, in Körben verpackt, in den Hütten, ſo daß ſie anſcheinend nicht ausſchließlich als Schmuckgegenſtand Verwendung finden. Zu dieſem Behuf windet man ſich dieſelben in zahlreichen Reihen um den Hals, ſo daß ſie über die Bruſt hinabhängen. An dem Halsſchmuck iſt nun recht häufig das vor der Bruſt hängende Bruſtornament befeſtigt. Dieſes, das in vielen Teilen von Kaiſer-Wilhelms-Land auch einen Schutz für die Bruſt bildet, weshalb wir es dort auch wohl als Kampfſchmuck bezeichnen, iſt hier ausſchließlich Ornament und nicht imſtande, den Träger gegen irgendwelche Verwundung zu ſchützen. Auf der Nordſeite Neupommerns wie auf den Franzöſiſchen Inſeln treffen wir die aus Kaiſer-Wilhelms-Land bekannten Ovulaſchnecken, in der Regel ſo befeſtigt, daß ſie in der Längsachſe mit ihren Enden aneinanderſtoßen. An der Verbindungsſtelle ſind Flechtereien angebracht, beſtickt mit Naſſaſchalen oder mit Coixſamen, und ein dreilappiges Geflecht, mit Naſſaſtickerei verziert, bildet den unteren Teil des Schmuckes. (Abb. 25, Fig. 10, 11.) Auf der Südküſte ſcheinen Schweinehauer in höherem Anſehen zu ſtehen als Ovulaſchnecken; in der Regel ſind ſie paarweiſe angeordnet; je mehr ſie ſich der völligen Ringform nähern, deſto größer iſt ihr Wert. Kleinere Eberhauer, welche nur einen Halbkreis bilden oder noch kleiner ſind, werden entweder paarweiſe oder zu

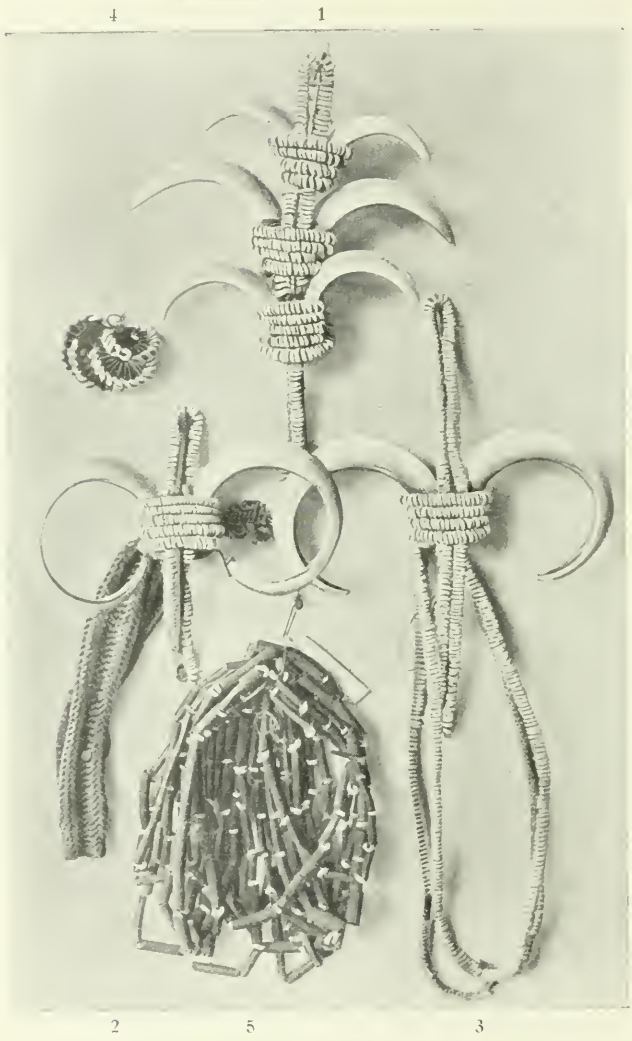


Abb. 27. **Schmuckgegenstände von der Südküste Neupommerns.**

1 Brustschmuck; 2 und 3 Brustschmuck mit Halsband; 4 Ohrringe; 5 Geldschnur (auch Halsband).

mehreren Paaren an einem von 15 bis 25 Zentimeter langen stabartigen Flechtwerk, das an den Rändern mit Nassaschnecken verziert ist, befestigt; die Befestigungspunkte sind mit Nassaschnüren umwunden. (Abb. 27, Fig. 1—3.) Derartige Brustornamente werden immer an Schnüren aus Nassaschnecken, aufgereiht wie das Tabu der Gazellehalbinsel, getragen, oder auch wohl an Bändern aus feinen Fasern und in eigentümlicher Weise geflochten. Die Nassaschnecken, die hier so zahlreich als Schmuckgegenstand Verwendung finden, scheinen nicht wie auf der Gazellehalbinsel die Stelle des Geldes zu vertreten. Sie sind auf dem größten Teil der Südküste Neupommerns als eddi bekannt, eine Bezeichnung, welche an den Namen der tellerförmigen Halskragen, middi, der Gazellehalbinsel erinnert. Ich verweise

auf die nähere Beschreibung dieses Ornamentes bei der Besprechung der Schmuckgegenstände der Gazellehalbinsel.

Neben den vorher angegebenen Schmucksachen finden wir auf der Nord- wie auf der Südküste als Brustschmuck große aus Muscheln geschliffene Ringe, welche paarweise aneinander befestigt sind nach Art der Eberhauer. Sie sind fast immer aus dem dicken Ende einer bestimmten großen Art Conusschnecke hergestellt; Tridaenaringe habe ich niemals bemerkt, wohl weil man die Kunst des Durchbohrens nicht kennt.

In sehr hohem Ansehen steht ein Brustschmuck aus der großen, goldig geänderten Perlmutterschale. Die Außenseite der Schale ist sauber abgeschliffen und poliert und das Verschlußende völlig abgetrennt, so daß von der Schale nur ein halbmondförmiges Stück übrigbleibt. Es ist sehr schwer, in den Besitz dieser Brustplatten zu gelangen, denen man anscheinend einen sehr hohen Wert beilegt.

Abb. 28. **Ornament von einem Trochusarmring.**

Gürtel werden nicht überall getragen, kommen jedoch zuweilen vor. In Nakanai wickelt man sich Schnüre, hergestellt aus den Peleschеiben aus Neulauenburg, die auf dem Handelswege bis hierhin gelangen, um die Taille. Namentlich die Männer tragen bei festlichen Gelegenheiten solche Schnüre in großer Anzahl, so daß sie einen dicken Wulst bilden, Die Sulka und fast alle Bewohner der Südküste tragen Lendenschürzen aus Rindenzeug; dieselben sind bis 4 Meter lang und etwa 25 Zentimeter breit und werden vielfach mit sehr geschmackvollen Mustern bemalt.

Armringe sind in großer Mannigfaltigkeit vorhanden. In Nakanai fertigt man dieselben aus Schildpatt und legt eine größere Anzahl, manchmal bis 20, übereinander; sie sind dann in der Regel durch dünne Bastfäden aneinander befestigt. Trochusringe sind überall vorhanden, sowohl solche, welche nur wenig bearbeitet sind, als auch solche, die sorgfältig geschliffen und poliert sind. Auf der Nordküste, westlich von der Willaumezhalbinsel, sind die Trochusarmringe auf der Außenseite mit einem eingeritzten Muster versehen und die Vertiefungen mit einer schwarzen Harzmasse ausgefüllt, so daß ein Ornament in Schwarz und

Weiß entsteht, wie das in Abbildung 28 reproduzierte. Derartig ornamentierte Armringe findet man auch zahlreich auf der gegenüberliegenden Küste von Neuguinea, wohin sie auf dem Handelswege über die Rookinsel gelangen. Von weit größerer Bedeutung sind jedoch die geflochtenen Armringe, die in der Form wie in der Ornamentierung eine sehr große Mannigfaltigkeit aufweisen, jedoch fast immer die größte Übereinstimmung mit ähnlichen Sachen aus Kaiser-Wilhelms-Land zeigen. (Abb. 25 und 26.)

Sämtliche Armbänder sind geflochten, und zwar besteht das Geflecht aus dünnen, etwa millimeterbreiten Fasern, die teils ihre natürliche graue oder graubraune Farbe besitzen, teils rot, gelb und schwarz gefärbt sind. Die Herstellung ist so sorgfältig, daß man im ersten Augenblick glaubt, ein dichtes, glattes Gewebe zu gewahren. Vielfach wird der Faserstoff erst zu Schnüren geflochten, die 3 bis 5 Millimeter breit sind, und diese Schnüre werden dann zu Armbändern verarbeitet, wodurch das Flechtwerk eine gröbere und rauhere Textur erhält. Auf den Französischen Inseln wie fast auf der ganzen Nordküste, jedoch am häufigsten nach dem Westen hin, wird eine aus goldgelbem Faserstoff hergestellte Schnur zu solchen Flechtwerken verwendet; dieselbe ist identisch mit den Schnüren, die Dr. Finsch in seinen „Erfahrungen und Belegstücke", Tafel XXII (14), Figur 3, aus Finschhafen abbildet. Derartige goldgelbe Schnüre haben eine weite Verbreitung, ich habe sie sowohl in Huonbucht wie in Finschhafen und an der Astrolabebucht angetroffen. Sie werden anscheinend als Handelsartikel angefertigt, denn westlich von der Willaumezhalbinsel wie in Huonbucht wurden mir große Knäuel dieses Stoffes angeboten. Neben dieser geflochtenen gelben Schnur findet man namentlich westlich von Willaumez eine ebenso hergestellte dunkelbraune Schnur, und beide werden in der Regel zusammen als Material für Armringe verwendet in der Weise, daß die goldgelben Schnüre sich auf dem dunkeln, braunen Grunde als Ornamente abzeichnen.

Selten bestehen die Armringe aus einfachem Geflecht, in den allermeisten Fällen sind sie benäht mit Nassaschnecken; die Ränder sind fast immer mit einer einfachen oder einer doppelten Reihe dicht aneinander liegender Nassaplatten geziert, häufig sind auch senkrechte Reihen derselben Schnecke quer über das Geflecht von Rand zu Rand gelegt, oder sie bilden zwischen dem Ober- und Unterrand eine Zickzacklinie. Von Nakanai an der ganzen Nordküste entlang wie auf den Französischen

Inseln sind die Armringe nicht selten am Oberrand mit dreieckigen, einfachen oder doppelten Lappen versehen, wie wir dies in Kaiser-Wilhelms-

Abb. 29. Männer aus Mérite (Französische Inseln).

Land so häufig finden. Derartige Armringe aus Willaumez sind von solchen aus Finschhafen kaum zu unterscheiden, obgleich die Industrie an beiden Orten eine lokale ist. Allerdings ist hier nicht ausgeschlossen, daß derartige Erzeugnisse auch auf dem Wege des Tauschhandels oder

als Geschenke bei Festlichkeiten, als Heiratsgut usw. von Hand zu Hand oder von Stamm zu Stamm gehen und gelegentlich weit von ihrem Herstellungsort angetroffen werden können.

Auf der Südküste trägt man die mit Nassa benähten Armbänder weniger, hier sind einfache, dicht geflochtene, 2 bis 3 Zentimeter breite Armbänder gebräuchlicher; am Südkap steckt man dahinter ein Büschel aus weißen Fasern oder einige lange, gebleichte Pandanusblattstreifen.

Das Handgelenk wird auf der Willaumezhalbinsel und auf den Französischen Inseln mit einer Manschette aus dicht anliegendem Geflecht umgeben. Diese Manschette ist nicht selten aus verschiedenartig gefärbten Faserstreifen geflochten, so daß bunte Muster entstehen. Ein ganz ähnliches enganliegendes Geflecht umgibt in denselben Gegenden auch recht häufig das Fußgelenk und reicht von den Knöcheln manchmal 10 bis 15 Zentimeter am Bein hinauf. Diese beiden Gegenstände werden dem Träger direkt auf den Körper geflochten und können nur durch Abschneiden entfernt werden. Fußgelenkringe aus etwa 5 bis 7 Millimeter breiten Rotangstreifen, von wulstiger Form und 5 bis 7 Zentimeter breit, werden sowohl im Norden wie im Süden getragen.

Als Körperschmuck müssen auch die überall vorkommenden Ziernarben betrachtet werden, die man sowohl bei Frauen wie bei Männern antrifft. Gewöhnlich sind Brust und Arme mit diesen Narben versehen, stellenweise auch die Oberschenkel. Sie sind in der Anordnung sehr willkürlich und bilden niemals eine bestimmte Figur; am häufigsten sind Kreise oder Reihen von mehreren nebeneinander liegenden Quer- oder Längsnarben.

Tätowierung wird nur ganz vereinzelt angetroffen und beschränkt sich auf einzelne breite Linien, entweder über den Augen oder auf den Wangen. Diese Bänder bestehen aus etwa 3 Millimeter langen dicht aneinander stehenden Linien, die mit einem scharfen Obsidiansplitter eingeritzt und danach mit schwarzem Farbstoff, in der Regel Kohlenpulver aus verkohlter Kokosnußschale, eingerieben werden. In Nakanai trifft man diese Tätowierung am häufigsten, und sie ist zweifellos dort von den Gazellehalbinsel-Eingeborenen eingeführt worden, weil sie dieselben Muster aufweist wie dort.

Die Waffen, deren man sich im westlichen Teil von Neupommern bedient, sind überall derselben Art, nämlich Schleuder, Speere und Keulen.

Tafel 15. Dorf auf den Französischen Inseln (Naraga).

Als Schutz gegen Verwundungen führt man überall Schilde, wie in Kaiser-Wilhelms-Land, dagegen sind bisher noch nirgends Bogen und Pfeile beobachtet worden. Um das Südkap herum finden wir eine Waffe, welche in ihrer Art für die Südseeinseln und auch für Neuguinea eine Ausnahme bildet, nämlich das Blasrohr, a iu oder lambu, und den daraus geschossenen Pfeil, ingra. Als Kriegswaffe gebraucht man allerdings das Blasrohr nicht, es wird ausschließlich auf der Vogeljagd verwendet, immerhin ist es beachtenswert, daß dieses indonesische Instrument hier auftritt. Das Blasrohr ist hergestellt aus verschiedenen aneinander gefügten, etwa daumendicken Stücken einer besonderen, dünnwandigen Bambusart. Die einzelnen Rohre werden sorgfältig ineinander geschoben, die Verbindungsstellen mit Harzmasse bestrichen und dicht mit feiner Faserschnur umwickelt. Das ganze Instrument ist 3 bis 4 Meter lang. Die Pfeile bestehen aus einem meterlangen, dünnen Bambussplitter; das eine Ende ist zu einer langen, nadelscharfen Spitze zugeschnitten, das andere Ende ist auf einer Länge von 10 bis 15 Zentimeter dicht umwickelt mit einem daunenartigen Pflanzenstoff. Auf der Jagd nach Vögeln schleicht sich der Jäger möglichst nahe an seine Beute heran und richtet dann das lange Blasrohr gegen dieselbe, so daß er einen Baumzweig oder dergleichen als Unterstützung hat. Der Pfeil wird nun mit voller Kraft aus dem Rohr hervorgeblasen, und auf etwa 20 Meter trifft ein geübter Schütze fast immer sein Ziel. Zur Jagd auf Vierfüßer, namentlich auf Schweine und Känguruhs, bedient man sich des Speeres im Verein mit den bereits erwähnten weitmaschigen Stellnetzen, gegen die man das Wild treibt. Die Jagdspeere sind von den Kriegsspeeren nicht verschieden, wohl aber weichen die Speere in den verschiedenen Gegenden der Form nach bedeutend voneinander ab. In Nakanai, bei den Sulka und den benachbarten Stämmen ist der Speer aus einem gewissen Palmenholz hergestellt und in der Regel 3 bis 4 Meter lang; das spitze Speerende ist sehr häufig mit einer Klaue des Kasuares versehen, welche unter Umständen bei dem Herausziehen des Speeres aus der Wunde in dieser stecken bleibt und dadurch zu starken Entzündungen und Eiterungen Veranlassung gibt. Aus Nakanai ist eine 4 bis 5 Meter lange Lanze bekannt, die wohl nur in seltenen Fällen als Waffe Verwendung findet, vielmehr eine Art von Zeremonialspeer ist, der bei besonderen Veranlassungen von besonders

dazu Berechtigten als Auszeichnung getragen wird. Das vordere Ende ist mit einer Kasuarklaue bewehrt, auf dem hinteren Ende ist ein Kasuarschenkelknochen befestigt; etwa 25 Zentimeter oberhalb des Knochens ist der Speer mit einer Lage von dünnen Palmblättern umwickelt, und diese Blätterumwicklung dient als Unterlage für ein langes Band aus flachen mit den Rändern aneinander stoßenden Nassaschnecken (Abb. 30), mit dem der Speer auf 1 bis $1^1/_2$ Meter Länge dicht umwickelt ist. Das obere wie das untere Ende der Umwicklung ist mit einem manschettenartigen Geflecht aus Bastfäden umgeben, außerdem sind in die Umwicklung kleinere und größere Troddeln aus weißen Kakadufedern eingefügt. Die gewöhnlichen Kampfspeere haben niemals diese Verzierung, sondern sind vollständig glatt von einem Ende bis zum anderen.

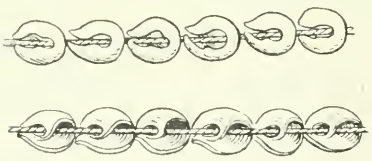


Abb. 30. **Schnüre mit Nassaschnecken zur Umwicklung des Speerschaftes.**
a Oberseite; b Unterseite.

Auf den Französischen Inseln und auf Willaumez, wie östlich und westlich davon finden wir die Speere am vorderen Ende mit zwei Reihen von Widerhaken versehen. Diese Widerhaken bestehen entweder aus starken gebogenen Dornen einer gewissen Pflanzenart, häufiger jedoch aus den stacheligen Dornen, womit verschiedene Fischarten bewehrt sind. Diese Widerhaken sind 5 bis 15 Millimeter lang, sehr spitz und scharf und in Abständen von $2^1/_2$ bis 6 Zentimeter in zwei einander gegenüberstehenden Längsreihen angebracht. Der so bewehrte Teil des Speeres ist 75 Zentimeter bis 1 Meter lang. Die Befestigung der Widerhaken ist sehr charakteristisch. Jeder Haken hat als Basis eine breite Fläche, und diese ist auf sinnreiche Weise zur Befestigung benützt. Zunächst wird das Ende des Speeres mit einer etwa millimeterdicken Faserschnur dicht umwickelt, und die Widerhaken, je zwei gegenüberstehend, durch daneben gelegte, etwa 5 Millimeter breite Rotangstreifen in die Umwicklung eingeklemmt. Die Streifen, welche die breite Basis der Haken bedecken, befestigen dieselben mittelst der Umwicklung an dem Speerkörper. Der ganze bewehrte Teil des Speeres wird dann noch zur größeren Sicherung der Widerhaken mit Parinariummasse eingerieben, wodurch dieselben mit dem Schaft so eng verbunden werden, als ob sie an denselben angewachsen wären. Den Abschluß bildet eine breite Umwicklung aus

rotgefärbten Fasern und geflochtenen Schnüren; in regelmäßigen Abständen sind zwischen den Widerhaken kleine Büschel aus rotgefärbten Fasern und Coixsamen angebracht, auch wohl Büschel farbiger Vogelfedern. Eine andere Form des Speeres hat eine glatte Spitze mit oder ohne Kasuarkralle und auf dem hinteren Ende einen Kasuarknochen. Etwa 20 Zentimeter unter dem Knochen ist der Speer mit Faserstoff umwickelt bis zu einer Länge von 30 oder 35 Zentimeter. Diese Umwicklung besteht aus rotem Faserstoff an beiden Enden, etwa 8 bis 10 Zentimeter lang, in der Mitte ist eine Umflechtung aus schwarzen, roten und gelben, etwa 2 Millimeter breiten Faserstreifen. Bei guter und sorgfältiger Ausführung der Beflechtung sind die einzelnen farbigen Geflechtstreifen dermaßen angeordnet, daß gelbe, rote und schwarze Ringe und Zickzacklinien miteinander abwechseln. Das Geflecht erinnert vielfach an ähnliche Umflechtungen der Speere in Bougainville oder der Keulen aus den südöstlichen Salomoinseln. Obgleich die Anfertigung der verschiedenen Kampfspeere wohl überall bekannt ist, so ist doch das Material nicht überall vorhanden. Auf den Französischen Inseln werden Kasuarklauen und Kasuarknochen von dem gegenüberliegenden Neupommern auf dem Wege des Tauschhandels erworben. Die Kasuarknochen sind in der Regel zu Bündeln von je zehn Stück zusammengeschnürt, und in den Hütten auf Mérite und Deslaes findet man solche Bündel häufig in größerer Anzahl aufbewahrt.

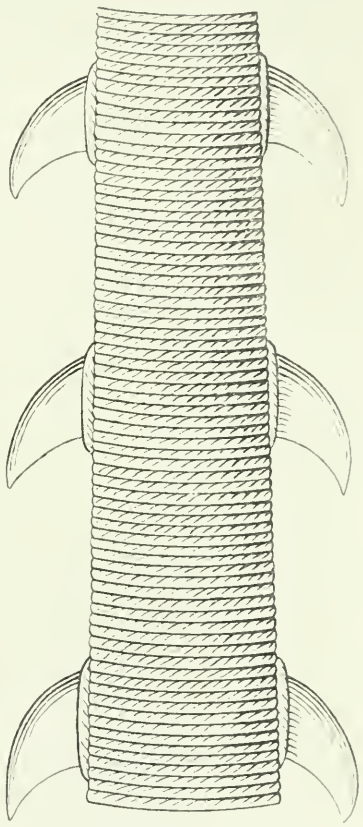


Abb. 31. Befestigung der Widerhaken am Speer durch Umwicklung.

Nach dem Westende Neupommerns hin sind diese Speere mit Widerhaken seltener; der Kriegsspeer ist in der Regel völlig glatt und

rund mit einer langen Spitze, auch das Hinterende ist bedeutend verdünnt, und der dickste Teil des Speeres ist immer die Mittelpartie desselben. Bei Kap Gloucester habe ich vor Jahren ganz vereinzelt Speere gesehen, die etwas unterhalb der Spitze mit Opossumfell umwickelt waren. Da solche Speere in Kaiser-Wilhelms-Land häufig sind, aber anscheinend nur vereinzelt auf dem Westende Neupommerns vorzukommen scheinen, so ist wohl anzunehmen, daß sie dorthin auf dem Wege des Tauschhandels gelangt waren.

Zu den Fernwaffen gehört die überall gebräuchliche Schleuder. Dieselbe ist, wie auf der Gazellehalbinsel, aus einem schalenartigen Polster aus Pandanusblatt hergestellt, mit zwei langen Schnüren. Auf den Französischen Inseln und auf der Nordküste von Neupommern wird das Polster aus dem faserigen Geflecht, welches die Basis der Kokosblätter bedeckt, hergestellt, und die beiden Schnüre sind aus feinen Fasern sorgfältig geflochten. Die Schnur, die man bei dem Schleudern des Steines in der Hand behält, ist mit einer Schildpattscheibe von der Größe eines Zweimarkstückes versehen, die das Entschlüpfen der zwischen Mittel- und Zeigefinger gehaltenen Schnur aus der Hand verhindern soll. Die zweite Schnur, die beim Schleudern losgelassen wird, hält man zwischen Daumen und gebogenem Zeigefinger; sie ist am oberen Ende glatt, so daß sie leicht losgelassen werden kann.

Schleudersteine werden überall in den Flußbetten gesammelt, wo man dieselben in der gewünschten Form und Größe in großer Anzahl findet. Auf den Französischen Inseln bezieht man seinen Bedarf von der gegenüberliegenden Hauptinsel Neupommern, und dort sieht man auf den Märkten kleine weitmaschige, aus Lianen geflochtene Beutelnetze mit dem Schießbedarf angefüllt.

Keulen finden wir namentlich bei den Sulka und deren Nachbarstämmen, und zwar in eigentümlicher Form und in höchst sorgfältiger Ausführung. Die beiden Abbildungen geben die Formen der hauptsächlichsten Keulen dieser Gegenden. Alle diese Keulen haben am Griffende einen größeren oder kleineren kegelförmigen Knauf.

Die Keule, Abbildung 32, Figur 1 findet man häufig auf der Nakanaiküste, jedoch ist sie unzweifelhaft von den Bergstämmen eingehandelt. Bei den Sulka ist diese Keule ziemlich allgemein verbreitet. Die ganze Keule ist rund und das Schlagende im Durchschnitt schmal lanzettförmig,

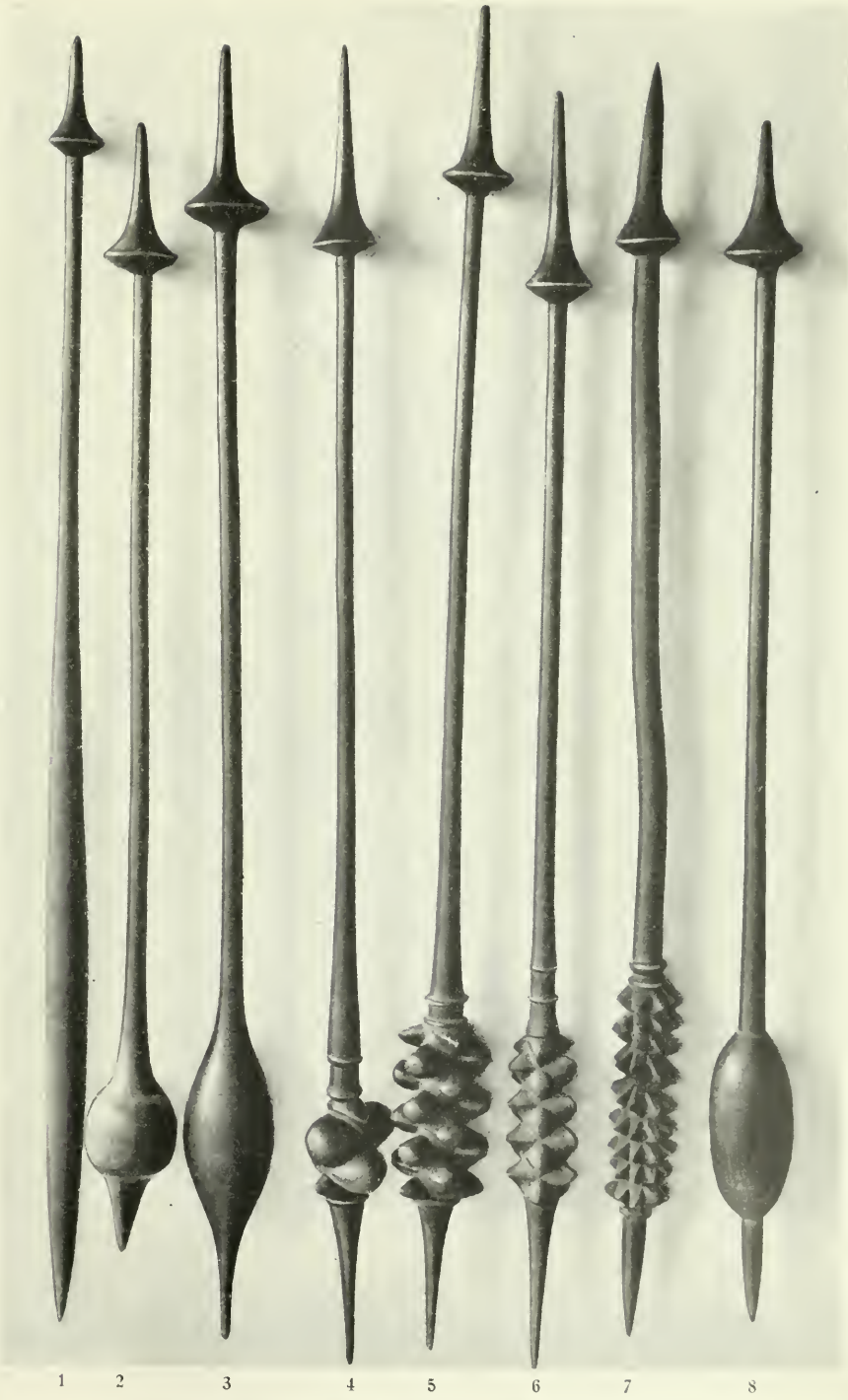


Abb. 32. Keulen der Sulka und O Mengen.

Abb. 33. Keulen aus der Gegend zwischen Jacquinot- und Montaguebucht.

ziemlich spitz verlaufend. Die Keulen Figur 2, 3 und 8 sind bei den Sulka und deren Nachbarstämmen ebenfalls recht häufig, Figur 2 erinnert stark an die bei den Baining virki genannte Keule, die auf der Nordost-Gazellehalbinsel auch als tawa oder talum bekannt ist, wo der Keulenknauf jedoch nicht wie bei den Sulka in eine Spitze verläuft. Figur 3 und 8 sind gewissermaßen Modifikationen von Figur 2, jedoch könnte Figur 8 dadurch entstanden sein, daß man versuchte, eine Keule mit Steinknauf nachzuahmen. Die Keulen Figur 4, 5, 6 und 7 sind aus derselben Gegend, jedoch wohl hauptsächlich ein Erzeugnis des Inlandstammes der Tunuip oder, wie er von den Nakanaileuten genannt wird, Paleawe, weshalb man auch dann und wann diese Keulen in Nakanai antrifft, wohin sie

als Kriegsbeute gelangten. Sie sind am Schlagende in Ananasform geschnitzt mit drei bis acht Reihen von Knäufen, die so angeordnet sind, daß die eine Reihe der Knäufe stets in den Zwischenräumen der Nebenreihe steht. Die allermeisten dieser Keulen zeichnen sich durch sorgfältig ausgeführte Arbeit aus.

Die Abbildung 33 zeigt eine Reihe von Keulen aus den Gegenden zwischen Jacquinot- und Montaguebucht, welche uns erst in neuester Zeit bekannt geworden sind, und die namentlich ihrer Form nach von anderen Keulen des Schutzgebietes erheblich abweichen. Die Keulen Figur 1 und 2 sind von derselben Grundform, Figur 2 unterscheidet sich jedoch wesentlich von Figur 1 dadurch, daß das Blatt durch Flachrelief und durch Bemalung in verschiedenen Farben ausgezeichnet ist. Das breite, blattartige Schlagende ist dick und schwer, der untere Rand mit einer schärferen Schneide. Das geschnitzte augenartige Ornament des Keulenblattes Figur 2 finden wir wieder auf den Keulen Figur 3 und 4, die übrigens ohne alle weitere Ornamentierung sind. Sie sind nach unseren Begriffen eine recht unhandliche Waffe; die kleinere, Figur 3, ist mit einer Hand wohl zu regieren, Figur 4 erfordert jedoch infolge ihres Gewichtes beide Hände. Die Form Figur 3 erinnert annähernd an einen Bumerang der Australier, wird jedoch stets als Handwaffe verwendet*. Die Keulen Figur 5 und 6 scheinen eine Holznachahmung eines verloren gegangenen Steingerätes zu sein. Man unterscheidet deutlich den Stiel und die Klinge, welch letztere allerdings hier mit dem Stiel zusammen aus einem einzigen Stück Holz gefertigt ist. Das Instrument erinnert stark an die obenstehend abgebildete Zeremonialart von der Normanbyinsel (Englisch-Neuguinea), welche jedoch eine

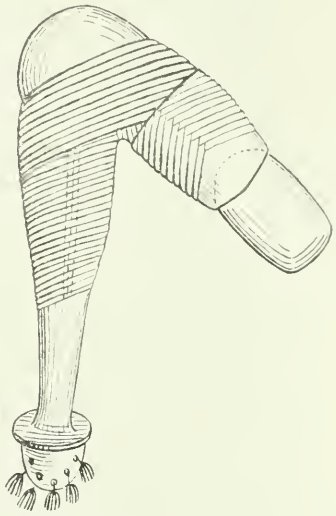


Abb. 34. **Steinbeil von der Normanbyinsel.**

* Howitt bildet in seinem „Native Tribes of South East Australia" auf Seite 265 eine Anzahl von Keulen ab, von denen namentlich Nr. 4, genannt Luiangel, aus dem westlichen Australien, mit dieser Keule große Ähnlichkeit hat.

Abb. 35. **Schild der Sulka.**

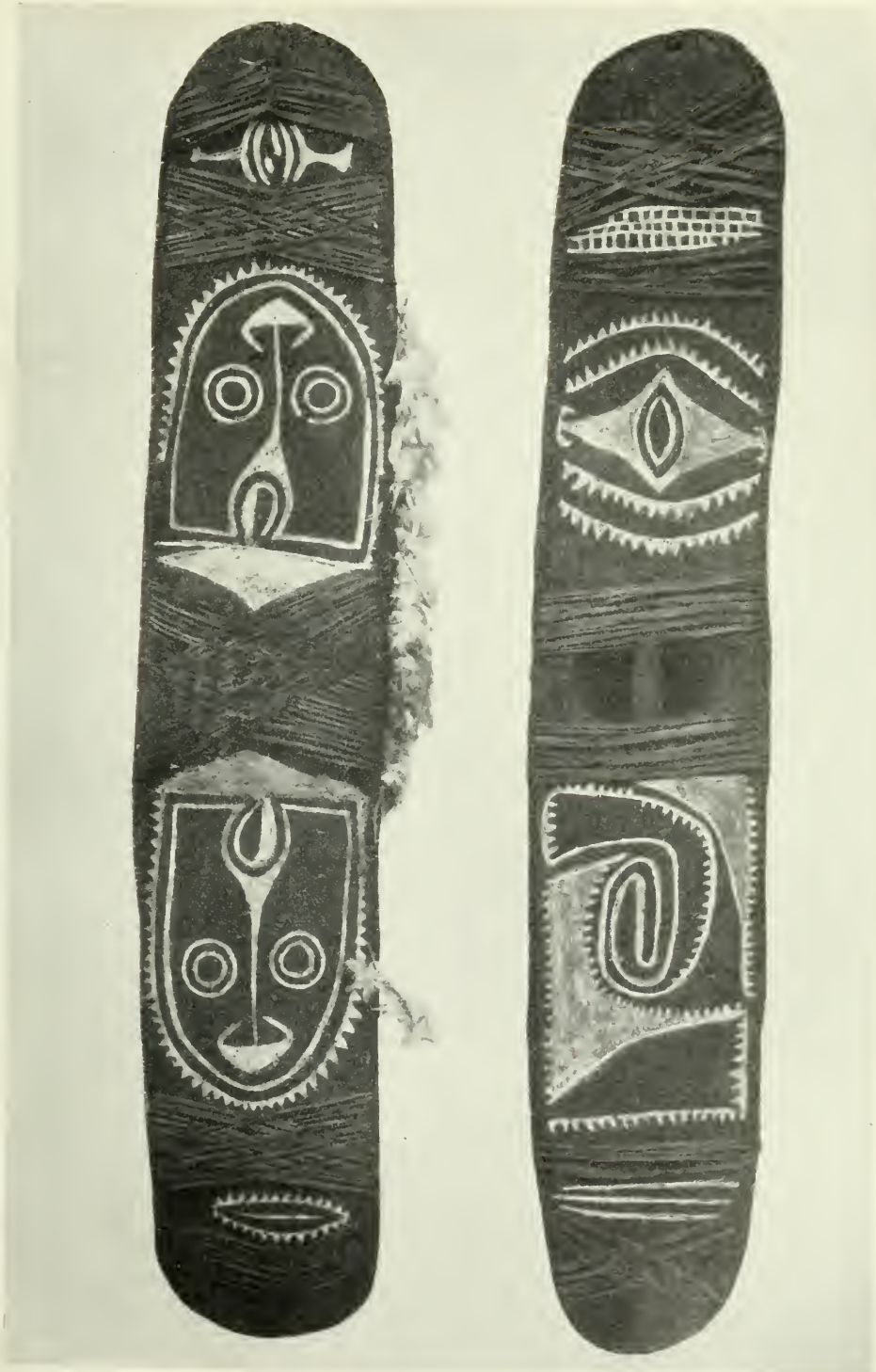


Abb. 36. Schild der O Mengen.

sauber geschliffene Steinklinge hat. Eine andere Ähnlichkeit ist die, daß die imitierte Axtklinge, wie dies namentlich in Figur 6 sichtbar ist, von geringer Dicke ist, genau wie die Steinklingen der Normanbyaxt. Nach Aussage der Eingeborenen ist jedoch die Axt in Montaguebucht eine Kriegswaffe und nicht, wie auf der Normanbyinsel, eine Staats- oder Zeremonialaxt.

Weiter nach dem westlichen Neupommern hin verlieren die Keulen anscheinend an Bedeutung; was mir aus diesen Gegenden zu Gesicht gekommen ist, besteht aus ziemlich rohen lattenförmigen Keulen mit einem einfach verlaufenden oder mit einem Dreieck endenden Stielende, eine Modifikation der kegelförmigen Knäufe der Nachbarstämme.

Als Abwehr gegen Waffen aller Art dienen auf dem ganzen westlichen Neupommern Schilde, welche auf der Gazellehalbinsel völlig unbekannt sind; ein hinreichender Beweis dafür, daß die Halbinselstämme niemals mit den westlichen Stämmen in eine nähere Verbindung gekommen sind oder gar von diesen abstammen. Soweit uns bisher bekannt geworden ist, sind auf dem westlichen Neupommern drei verschiedene Arten von Schilden im Gebrauch. Die Form der Abbildung 35, welche einen Sulkaschild von der Vorder- sowohl wie von der Rückseite zeigt, ist für diesen Distrikt charakteristisch. Die Ornamentierung ist allerdings verschieden, jedoch kehren auf allen die Hauptmotive immer wieder. Die Form ist immer dieselbe, nämlich ein langgestrecktes Oval, dessen langer Durchmesser etwa dreimal so groß ist als der kurze. Die Schilde sind aus einem leichten, weißen Holz gearbeitet, die Vorderseite leicht gebogen und die Ränder umsäumt mit einer Benähung aus Rotangstreifen. In dem Schnittpunkt der beiden Durchmesser tritt ein vorspringender Buckel hervor, dem auf der Rückseite die Vertiefung entspricht, welche die in Richtung der Längsachse verlaufende Handhabe enthält. Über den Buckel laufen auf der Außenseite eine Anzahl von Rotangstreifen, auf dem höchsten Punkt des Buckels sich kreuzend.

Sowohl Vorder- wie Rückseite der Sulkaschilde sind mit eingeschnittenen Ornamenten verziert und diese durch verschiedenartige Bemalung hervorgehoben. Hier finden wir abermals, wie bei den Bainingornamenten, daß die Deutungen, die wir Europäer denselben beilegen, gründlich falsch sind. Die beiden Figuren der Außenseite rechts und links von dem zentralen Buckel würde wohl ein jeder als menschliche

Figuren deuten; die kreisrunden oder richtiger annähernd runden Ornamente der Vorder- wie der Rückseite könnte man als Augenornamente deuten und aus den Schnörkeln ringsherum dementsprechend eine stilisierte Menschenfigur konstruieren. Nur schade, daß die Sulka, welche diese Figuren einritzen und bemalen, von einer solchen Auslegung absolut nichts wissen wollen, ja, einem geradezu ins Gesicht lachen, wenn man eine solche Bedeutung insinuiert. Allerdings bin ich nicht imstande, hier eine Erklärung der Ornamente zu geben, denn eine solche zu erhalten war mir bisher unmöglich; daß den Zeichnungen jedoch eine Bedeutung zusteht, ist unzweifelhaft, wir werden uns aber hier, wie in so vielen Fällen, gedulden müssen, bis eine nähere Kenntnis des Stammes uns darüber belehrt.

In der Gegend östlich wie westlich von der Montaguebucht, auf der ganzen Nakanaiküste von der Duportailinsel an bis nach der Willaumezhalbinsel und noch westlich über diese hinaus, sowie auf den Französischen Inseln finden wir eine andere Form von Schilden, die, wenn auch in einzelnen Details abweichend, doch dieselbe Grundform haben und dieselbe Anordnung der Ornamentierung. Es ist dies ein Zeichen, daß hier zwischen den Bewohnern der Nordküste und denen der Südküste eine Verwandtschaft besteht, die sich auch in anderen Sachen bekundet.

Die Grundform dieser Schilde ist ein langes Rechteck mit stark abgerundeten Ecken, die Länge etwa fünfmal so groß als die Breite. Die Ränder sind meistenteils benäht, jedoch häufig mit einem Saum von aufgereihten weißen Daunenfedern ornamentiert. In der Mitte ist in der Regel ein Buckel, der die rückseitige Höhlung für die Handhabe enthält; derselbe ist mit rotgefärbten Rotangstreifen kreuzweise dicht überflochten; ebenso sind die beiden Enden der Schilde mit kreuzweise übereinander gelegten Rotangstreifen verziert, oder wohl richtiger verstärkt, um ein Spalten des leichten Holzes zu verhindern. Auch hier ist sowohl Rückseite wie Vorderseite ornamentiert, und auf der Vorderseite hat die Zeichnung auch die Bedeutung eines Gesichtes. Die Ornamentierung der Rückseite zu enträtseln ist mir bisher nicht möglich gewesen. (Abb. 36.)

Diese Schilde weichen nun in der Ornamentierung voneinander ab je nach den verschiedenen Distrikten. Die Schilde von Montaguebucht

auf der Südseite sind denen der Landschaft Nakanai auf der Nordseite fast ganz gleich. Die letzteren sind jedoch in der ganzen Ausführung und Ornamentierung weit primitiver und roher; die Bemalung ist vielfach nur angedeutet, ebenso die eingeritzten Muster. Häufig fehlt auch die Benähung der Ränder mit Rotangstreifen und die kreuzweise Umschnürung des Schildes. Auf Willaumez und auf den Französischen Inseln kommen jedoch recht bedeutende Abweichungen vor, wie denn überhaupt dort die Schilde mit weit größerer Sorgfalt hergestellt sind. Die Form ist schlanker und schmaler als bei den Nakanai und Montaguehafen-Stämmen, und die Länge ist etwa siebeneinhalbmal größer als die Breite. Die Ornamentierung der Vorderseite ist dieselbe wie bei den Nachbarn, auch hier erkennen wir ein stilisiertes Gesicht auf der oberen wie auf der unteren Schildfläche der Vorderseite. Der Buckel der Vorderseite ist hier in Gestalt eines Vogels geschnitzt und bemalt, und die Umschnürung des ganzen Schildes mit breiten rotgefärbten Faserbändern ist eine weit sorgfältigere. Der ganze Rand des Schildes ist aufs zierlichste und sorgfältigste mit einem dichten Rotanggeflecht benäht, woran in kleinen Abständen Troddeln aus Faserstoff oder aus Vogelfedern baumeln. Die Ornamentierung der Rückseite ist ebenso sorgfältig aus-

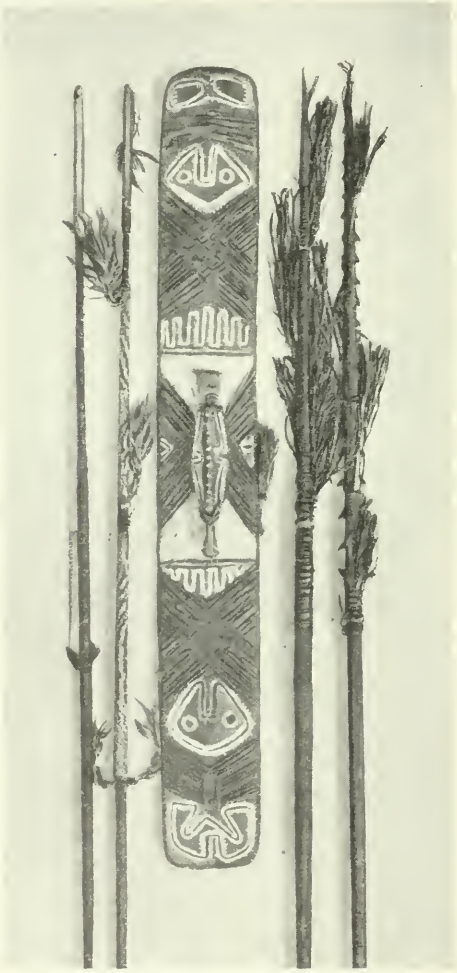


Abb. 37. Schild und Speere von den Französischen Inseln.

geführt; die Umrisse der Zeichnung sind in dem weichen Holz leicht eingeritzt und die Bemalung in Weiß, Schwarz und Rot ausgeführt. Nach Aussage der Eingeborenen stellen diese Figuren, die namentlich in zwei Formen immer wiederkehren, gewisse Seetiere vor. (Abb. 37.)

Die vorstehend beschriebenen Schilde haben trotz aller Verschiedenheit dennoch manches Übereinstimmende und sind unstreitig nur als Variationen einer und derselben Grundform anzusehen. Weiter im Westen, um das Südkap herum und von da an weiter tritt eine ganz verschiedene Form auf. Die Schilde bestehen hier aus drei konveren Latten, so angeordnet, daß neben der breiten Mittellatte zwei schmälere Latten liegen, die durch Umschnürung mittels Rotangstreifen und anderen Faserbändern nebeneinander befestigt sind. (Abb. 38.) Die Breite der mittleren Latte ist ebenso groß wie die Breite der beiden Seitenlatten. Durch die Umschnürung sind drei etwa quadratische Felder entstanden und an beiden Enden je ein rechteckiges Feld; sämtliche Felder sind mit flach eingekerbten Ornamenten versehen und dieselben durch Bemalung hervorgehoben. Die Ornamente der Rückseite sind seltener eingeritzt, sondern meist nur aufgemalt. Über die Bedeutung der einzelnen Ornamente habe ich bisher nichts Zuverlässiges in Erfahrung bringen können.

Alle diese Schilde sind aus einer sehr leichten Holzart hergestellt und werden im Kampfe mit der linken Hand gehalten, um den Körper zu decken. Die meisten Exemplare sind von Speeren durchlöchert, und die Eingeborenen besitzen eine große Gewandtheit im Auffangen der Speere. Im Montaguehafen konnte ich beobachten, wie man beim Angriff den Schild in der linken Hand mit wenig gebeugtem Arm vor sich hinhielt, um die Waffen der Gegenpartei aufzufangen; daneben verstand man es geschickt, dem Feinde immer die Schmalseite des Körpers darzubieten und die Schilde durch diese Stellung möglichst auszunützen.

Ganz am Westende von Neupommern sollen noch andere Formen vorkommen, jedoch sind mir diese nie zu Gesicht gekommen; der in Abbildung 38 abgebildete Schild ist jedenfalls am Westende von Neupommern sehr verbreitet.

Die Steinaxt wird nirgends als eigentliche Kriegswaffe verwendet, sie ist in erster Linie Handwerksgerät. Die Formen der Steinärte sowie das Material der Klingen sind in den verschiedenen Distrikten nicht immer dieselben. Eine ganz charakteristische Axt finden wir auf den

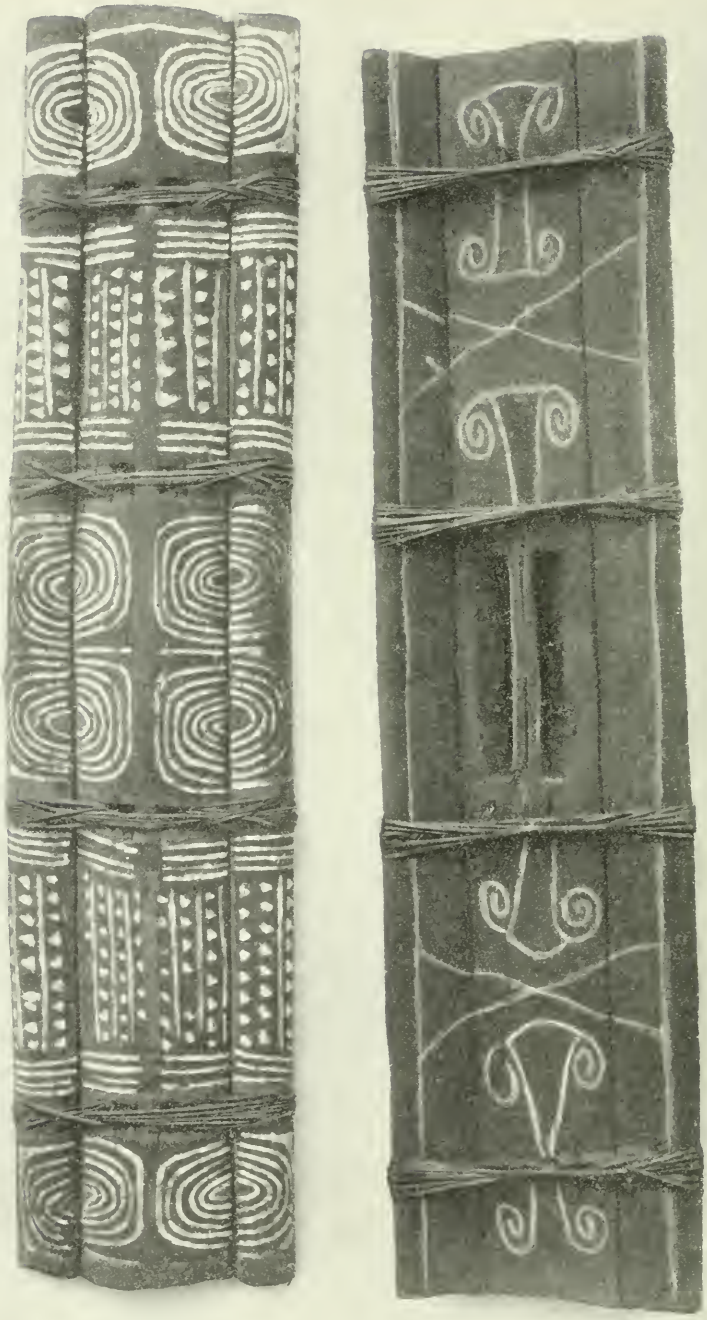


Abb. 38. **Schild vom Südkap.**

Französischen Inseln, auf der Willaumezhalbinsel und auf der gegenüberliegenden Südküste von Neupommern um das Südkap herum. Die Klinge ist nicht in einem Holzstiel oder Holzfutteral befestigt, sondern, wie einige Steinärte aus den nördlichen Salomoinseln, mit einem Stück Rotang umschlungen. Die Klingen (Abb. 39) sind von verschiedener Größe aus einer harten, schwarzen Steinart hergestellt und fast auf der ganzen Oberfläche sorgfältig geglättet und poliert. Um den eigentümlichen Stiel in seiner Lage zu halten, sind an beiden Seiten etwa ein Drittel von der Spitze kleine Vorsprünge angeschliffen; unterhalb dieser Vorsprünge wird der die Handhabe bildende Rotangstock um die Klinge gebogen und dann mit dünnen Rotangstreifen zusammengeschnürt und dicht umflochten. Diese Umflechtung reicht etwa 8 bis 10 Zentimeter von der Klinge am Stiel herab. Ich habe diese Art von Ärten als Handwerksgerät verwenden sehen bei der Herstellung von Hauspfosten, dieselben werden jedoch auch als Sagoklopfer zum Auflockern des inneren Markes der Sagopalme verwendet, und in meinem Besitz ist ein Exemplar, das in der Stettiner Bucht auf der Ostseite der Willaumezhalbinsel erbeutet wurde, als Eingeborene dieser Gegend bei einem Versuch, das Boot eines Europäers zu überfallen, zurückgewiesen wurden. Die Verwendung ist daher wohl zeitweilig auch die einer Waffe.

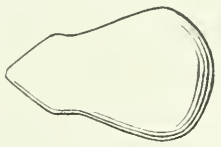


Abb. 39.
Steinbeilklinge von Willaumez.

Westlich von der Willaumezhalbinsel findet man recht häufig Ärte in Gebrauch, deren Klingen aus Tridacnaschale hergestellt sind. Sie haben die Form von Hohlmeißeln und stecken in einem konischen Futteral, bestehend aus zwei innen ausgehöhlten Hälften. Dies Futteral wird um das hintere Ende der Klinge gelegt und dann mit Rotangstreifen fest zusammengeschnürt. Die Handhabe besteht aus einem knieförmigen Holzstiel, dessen kurzes Ende zugespitzt ist und in die obere enge Öffnung des Holzfutterales gesteckt wird.

Ähnlich ist auch die Befestigung der Steinärte aus Nakanai, jedoch ist die Klinge in dieser Gegend nicht aus Tridacnaschale, sondern aus lavaartigem Gestein angefertigt, die Form auch nicht die eines Hohlmeißels, sondern einer gewöhnlichen Axt mit gerader, abgerundeter Schneide. Das Holzfutteral der Nakanaiärte ist weit dünner und zierlicher gearbeitet, auch im Verhältnis länger als die Futterale östlich von

Willaumez; zur Verschnürung bedient man sich hier eines aus starken Fasern gedrehten dünnen Strickes, mit dem das ganze Holzfutteral von unten bis oben dicht umschnürt ist.

Überall auf dem großen Westteil Neupommerns spielen Obsidiansplitter eine große Rolle als Schneidewerkzeuge. Das Material ist überall vorhanden, und Splitter mit haarscharfen Schneiden lassen sich leicht abtrennen. Alle Schnitzwerke, die wir in dieser Gegend treffen, sind mit solchen Obsidiansplittern angefertigt, und an Stellen, wo man die Enden der Kanoes mit Ornamenten in Flachrelief versieht, oder wo man die Holzschüssel mit vertieften Schnitzereien ornamentiert, liegen diese Splitter in großer Anzahl herum. Wird ein solches Messer unbrauchbar, dann wirft man es fort, ohne zu versuchen, die Schneide wiederherzustellen, und bricht einen neuen Splitter ab.

Perlmutterschalen werden ebenfalls überall als Schneidewerkzeuge gebraucht, namentlich die auf den Strandriffen nicht seltene schwarzrandige Perlmuschel.

Die Küstenstämme, namentlich aber die Insulaner der vorgelagerten kleinen Inseln, sind *Seefahrer*, jedoch in verschiedenem Maßstabe. Bei einigen erstreckt sich die Seefahrt nur auf kleine Fahrten längs des Strandes von einem befreundeten Dorf zum anderen, oder auf Fischereifahrten nach unbewohnten Inseln der Nachbarschaft; andere sind dagegen Seefahrer im wirklichen Sinne des Wortes und scheuen sich nicht, mit ihren Fahrzeugen verhältnismäßig lange Reisen über See anzutreten. Selbstverständlich übt dies einen Einfluß auf den Bau und die Ausstattung der Kanoes aus, welche um so vollkommener sind, je ausgedehnter die damit gemachten Fahrten werden und je mehr Ansprüche auf deren Seetüchtigkeit gemacht werden müssen.

In Nakanai, am Südkap und an vielen Stellen der Westspitze sind die Kanoes lange Einbäume, kunstlos hergestellt aus einem ausgehöhlten Baumstamme, der besseren Stabilität wegen mit einseitigen Auslegern und einem Schwimmer ausgerüstet. Die beiden Enden sind gelegentlich mit Flachreliefs geschmückt, die durch Bemalung hervorgehoben werden; in den allermeisten Fällen ist jedoch keinerlei Ornamentierung angebracht. In Nakanai entfernt man nach dem jedesmaligen Gebrauch die Ausleger und schiebt den Kanoekörper unter das Dach der Hütte zum Schutz gegen Sonne und Witterungseinflüsse. Die Sulka verwenden auf die

Tafel 16. Dorfszene auf den „Lieblichen Inseln“.

Herstellung bedeutend größere Sorgfalt; ihre Fahrzeuge sind breiter und geräumiger, an beiden Enden mit kleinen Aufsätzen geziert, und die beiden Bordwände sind durch eine aufgenähte Längsplanke erhöht. Die beiden Schnäbel und die Bordplanken sind durch Bemalung ornamentiert, und diese Figuren erinnern häufig recht lebhaft an die modernen europäischen Ornamente, die wir mit dem Worte „Jugendstil" bezeichnen, wie denn überhaupt alle Bemalung aus dieser Gegend außerordentlich charakteristische Muster bildet, zu denen wir im ganzen übrigen Schutzgebiet keine Gegenstücke finden und deren Eigentümlichkeit noch weiter dadurch erhöht wird, daß neben der gangbaren roten, weißen und schwarzen Farbe auch verschiedene grüne und gelbe Pigmente in der Malerei Anwendung finden. Auf den Französischen Inseln und weiter nach dem Westende der Insel Neupommern hin finden wir noch vollkommenere Fahrzeuge, deren Seetüchtigkeit bedeutend höher steht und die nicht nur ausschließlich durch Schaufelruder, sondern auch durch Segel fortbewegt werden, und zwar sind diese Segel von der Form derjenigen, wie sie z. B. auf den Tamiinseln gebraucht werden.

Die Größen der Fahrzeuge sind sehr verschieden; auf der Nordküste und auf der Südküste habe ich lange Kanoes beobachten können, die manchmal 20 Insassen trugen. Die Kanoes tragen auf See nie eine solche Belastung; selten sieht man sie auf hoher See mit mehr als sechs Insassen, obgleich sie in der Nähe des Strandes in ruhigem Gewässer auch manchmal bis 20 Eingeborene befördern. Auf den Lieblichen Inseln und von da weiter nach Westen trifft man auch manchmal das große Segelkanoe mit zwei Masten, welches in Neuguinea so allgemein ist. Die Eingeborenen geben an, daß sie diese Fahrzeuge im Westen von anderen Eingeborenen käuflich erwerben. Über Kap Merkus hinaus nach Osten zu habe ich sie nicht beobachtet.

Ich will hier noch erwähnen, daß namentlich auf der Südküste von Neupommern recht häufig Eingeborene aus dem südöstlichen Neuguinea angetrieben werden. So wurden vor etwa 15 Jahren eine Anzahl von Eingeborenen aus dem D'Entrecasteaux-Archipel am Südkap angetrieben, und am Kap Gloucester traf ich Leute aus den Trobriandinseln, die dort bereits so lange ansässig waren, daß sie die Sprache der dortigen Eingeborenen sprachen, und sich so wohl fühlten, daß sie eine Heimbeförderung abschlugen. Nach Aussage der Eingeborenen auf

Arawa (Liebliche Inseln) sollen dort verschiedentlich hellfarbige Eingeborene angetrieben, jedoch erschlagen worden sein, weil sie sich zur Wehr setzten. Zwei ältere Frauen gibt es jedoch heute noch auf der Insel, welche durch ihre hellere Hautfarbe und durch ihre Gesichtszüge verraten, daß sie aus den südöstlichen Neuguineainseln herstammen. Durch diese Einwanderung wird es auch erklärlich, daß mir z. B. bei Kap Roebuck Gegenstände angeboten wurden, die zweifellos von den Woodlarkinseln stammten, und wie weit überhaupt diese Verschlagungen reichen, zeigt der Umstand, daß mir vor Jahren auf der Insel Roissy ein Schild aus Trobriand angeboten wurde, der, obgleich sehr alt, noch immer Spuren der eigentümlichen, nirgendwo anders gefundenen Bemalung zeigte.

* * *

Herr Dr. Hagen hat uns in seinem vorzüglichen Buche „Unter den Papuas" von Seite 143 bis Seite 166 eine Zusammenstellung der verschiedenen Theorien über die Herkunft der kraushaarigen Menschenrassen gegeben und uns auch seine eigenen, davon etwas abweichenden Ansichten entwickelt. Schließlich jedoch, wenn wir alle noch so annehmbar scheinenden Theorien erwogen haben, kommen wir doch noch immer bei der Frage: Woher stammen diese Völker, welchem Menschenstamme gehören sie an? zu der Antwort des Herrn Dr. Hagen: Ich weiß es nicht, niemand weiß es, die Papuas selbst auch nicht! Ich habe schon verschiedentlich betont, daß in dem ganzen Gebiet die Bevölkerung eine außerordentlich gemischte ist; eine reine Rasse nachzuweisen ist uns bisher nirgends gelungen. Gewisse äußere Merkmale, namentlich das Kopfhaar, sind als unterscheidende Kennzeichen wohl mit Recht aufgestellt worden. Aber zwischen diesen zwei großen Hauptgruppen, der kraushaarigen und der schlichthaarigen, gibt es so außerordentlich viele Abstufungen, daß wir, wenn daneben andere charakteristische Merkmale herangezogen werden, häufig nicht imstande sind, zu sagen, ob die Eigentümlichkeiten der einen oder der anderen Gruppe überwiegen.

Bezüglich des Bismarckarchipeltypus kommt Dr. Hagen zu der Ansicht, daß er eine selbständige Form, dem austral-papuanischen Gebiet angehörend, ist, die sich hier entwickelt hat und die innig und nahe verwandt ist mit der australischen Form. Beide gehören zusammen und bilden eine sekundäre Hauptvariation des Menschengeschlechtes. Der

Abb. 40. **Dorfszene auf Kombiuß („Liebliche Inseln").**
Haus nach Kaiser-Wilhelms-Land-Typ.

Verfasser weist mit Recht auf die große Ähnlichkeit z. B. der Neupommern und der Queensländer hin, und diese Ähnlichkeit ist auch Beobachtern wie Dr. Finsch aufgefallen.

Aus Reisebeschreibungen und anderen Schilderungen wissen wir nun, daß in Tasmanien bis vor nicht gar langer Zeit ein Stamm saß, der noch weit größere Ähnlichkeit mit den noch lebenden Eingeborenen von Neupommern zeigte. Vor allen Dingen hatten die Tasmanier das krause Haar der Archipelbewohner, während die heutigen Australier in der Regel schlichtes, lockiges Haar besitzen. Sehen wir uns nun die nebenstehende Karte an, welche dem Werke „Island Life“ von Alfred Wallace entnommen ist, so glaube ich, daß es keine Schwierigkeit bietet, den Grund der Ähnlichkeit der Tasmanier und der Archipelbewohner aufzuklären. Die Karte zeigt die mutmaßliche Gestalt Australiens zu Anfang der Tertiärperiode. Zu jener Zeit bestand der Weltteil aus zwei großen Hauptteilen, West- und Ostaustralien, die durch einen breiten Meeresarm getrennt waren. Die nördlichste Spitze Ostaustraliens bildete das heutige Kap York. Es ist anzunehmen, daß Ostaustralien zu jener Zeit von einem kraushaarigen Menschenstamm bewohnt wurde, der mit den Bewohnern Neuguineas und den Bewohnern des Bismarckarchipels, wenn nicht völlig identisch, doch sehr nahe verwandt war. Die Bewohner Westaustraliens gehörten zu einem verschiedenen Stamm, welcher den Alfuren wahrscheinlich sehr nahe stand. In einer späteren Periode, als durch Hebung das beide Hauptinseln trennende Meer allmählich verschwand und eine feste Brücke beide Inseln verband, entstand eine Wanderung der Stämme, und namentlich waren es die schlichthaarigen Westaustralier, die auf dem neuen Wege nach Osten vordrangen, die kraushaarigen Ostaustralier vernichteten und sich mit den Überresten vermischten. Im Süden blieben die Tasmanier unberührt von dieser Einwanderung, weil in einer späteren Periode die Baßstraße ihre Heimat von dem übrigen Ostaustralien trennte und den Eindringlingen im Süden ein unübersteigbares Hindernis entgegensetzte, wie ihnen auch im Norden das Meer in ihren Wanderungen Halt gebot.

Zwischen Kap York und dem Bismarckarchipel schiebt sich das hohe Ostende von Neuguinea hinein, dessen Bevölkerung, wie wir sie bis vor wenigen Jahren kannten, mit den Bewohnern der Gazellehalbinsel oder des südlichen Neumecklenburg nicht viel gemein hat. Seitdem jedoch der

um die Erforschung so hochverdiente Gouverneur des britischen Neuguinea, Sir William Mac Gregor, im Jahre 1896 diesen Teil der Insel durchquerte, wissen wir, daß auf den Gebirgen ein Volksstamm wohnt, der von den Küstenbewohnern auffallend verschieden ist und mit den Leuten von der nordöstlichen Gazellehalbinsel eine weit größere Ähnlichkeit hat. Ein Mitglied der Expedition, das einige Jahre später zum ersten Male Eingeborene aus der Umgegend meines Wohnortes sah, war erstaunt über die große Ähnlichkeit der Neupommern mit den Eingeborenen, die er vor Jahren bei der Besteigung des Mount Seratchly angetroffen hatte.

Wenn ich in einem früheren Abschnitt die Bevölkerung der Insel Neupommern, mit Ausschluß der Stämme der Gazellehalbinsel, als den Völkerstämmen Neuguineas nahe verwandt hingestellt habe, so bezieht sich dies nur auf die Bevölkerung der Strandregion beider Inseln. Zwischen Südkap und Kap Roebuck wohnen im Gebirge einzelne Stämme, die sich auffallend von den Ufferstämmen unterscheiden, die ich jedoch nur in wenigen Exemplaren gelegentlich einer Tour längs der Küste kennen gelernt habe. Sie waren mir durch ihre große Gesichtsähnlichkeit mit den Gazellehalbinselleuten aufgefallen, und auf Befragen erklärte man mir, daß sie Kriegsgefangene, also Sklaven, aus dem Gebirge waren.

Abb. 41. **Wahrscheinliche Gestalt Australiens am Anfang der Tertiärzeit.** (Das heutige Australien ist im Umriß eingezeichnet.)

Wir sind danach imstande, die vollständige Kette einer Bevölkerung, welche alle Merkmale eines eng zusammenhängenden und verwandten Stammes aufweist, von Van-Diemens-Land bis nach Neumecklenburg zu rekonstruieren.

Ob nun dieser Stamm die ursprüngliche Bevölkerung bildete, oder ob vor ihm ein anderer vorhanden war, ist schwer zu bestimmen, denn

wohl nirgends findet sich eine solch weitgehende Vermischung verschiedener Rassen wie auf den Inseln des Stillen Ozeanes. Daß alle diese Inseln in der Urzeit von einer dunkeln Rasse bewohnt gewesen, scheint sicher zu sein; ob diese Rasse nun den Negritos, den Alfuren oder den Australiern nahe gestanden hat, wird schwer nachzuweisen sein, um so mehr da alle drei Stämme und andere dazu anscheinend vielfach miteinander vermischt worden sind, teilweise durch allmähliche Einwanderung in neue Gebiete, ermöglicht durch Überbrückung der trennenden Meeresarme infolge gewaltiger Hebungen. Ebenso mögen große Senkungen Länderkomplexe zerrissen und die Bevölkerung auf zahlreiche Inseln und Inselgruppen verteilt haben.

Daß bei der Verteilung der Bevölkerung über den Stillen Ozean die geologischen Verhältnisse vielfach maßgebend gewesen sind, dürfen wir als sicher annehmen. Wie im Westen eine bedeutende Hebung nachzuweisen ist, so ist in Zentralpolynesien oder im Osten eine ebenso starke Senkung nachweisbar, wie dies z. B. durch die Bohrungen in dem Atoll von Funafuti, ausgeführt durch Professor Sollas im Auftrag der Royal Society, London, im Jahre 1896, nachgewiesen worden ist.

II. Neumecklenburg und Neuhannover

mit den vorgelagerten Inseln.

1. Das Land.

Die Insel Neumecklenburg (Nova Hibernia von Carteret) ist eine lange, schmale Insel, im Südwesten von der Gazellehalbinsel durch den Sankt-Georgs-Kanal getrennt.

Die Südspitze der Insel, das Kap Sankt George, liegt in 4° 51′ südlicher Breite und 152° 52′ östlicher Länge. Schon aus weiter Ferne sind die über 2000 Meter hohen Berge des südlichen Teiles der Insel sichtbar. Näher herankommend, gewahrt das Auge vom Strande aus bis zu den höchsten Berggipfeln hinauf einen anscheinend ununterbrochenen Wald, auf der Ostseite hie und da mit eingestreuten grünen Grasfeldern. Tiefe Täler trennen verschiedene von Süden nach Norden streichende Bergketten, von denen die zentrale Kette, das Rosselgebirge, die höchste ist. Nach Osten wie nach Westen treten die Gebirge fast unmittelbar bis ans Meer heran, nur hie und da ist ein schmales Vorland vorhanden. Aus den zahlreichen Schluchten ergießen sich kleinere und größere Bäche ins Meer; schiffbare Flüsse gibt es keine. In der trockenen Jahreszeit sind diese Bäche größtenteils harmlose Rinnsale, nach einem starken Tropenregen, namentlich in der regenreichen Nordwestzeit, verwandeln sie sich plötzlich in reißende Gebirgswässer, welche mächtige Urwaldbäume ins Meer schwemmen und gewaltige Felsblöcke und Geröllmassen mit sich führen. Namentlich auf der Ostseite in dem Distrikt Siara, südlich von Kap Santa Maria, sind diese Wasserläufe besonders mächtig, und die Betten der Bäche sehen im Vorbeisegeln aus, als wären es breite, ins Land hineinführende Kunststraßen.

Auf den Karten führt ein Teil der Insel immer noch den Namen Tombara, eine Bezeichnung, die die Eingeborenen nicht kennen und die aus dem Wort „tanbar“ (Südostwind oder Südostrichtung) entstanden ist. Es wäre endlich an der Zeit, daß dieser Name von den Karten verschwände.

Der hohe Südteil der Insel erstreckt sich in der Hauptrichtung von Süden nach Norden mit einer nach Nordwesten gerichteten gebirgigen Fortsetzung. Die größte Breite der Insel beträgt hier etwa 30 Seemeilen, die Nordsüdlänge etwa 60 Seemeilen. Die Fortsetzung dieses Gebirgslandes erstreckt sich in Nordwestrichtung noch etwa 25 Seemeilen weiter und fällt dann ziemlich steil nach einer Einsenkung ab, welche diesen Teil mit dem Hauptteil der Insel, der von dem Schleinitzgebirge durchzogen wird, verbindet. Diese Einsenkung ist zwischen den Dorfschaften Kurumut im Westen und der Nabutubucht im Distrikte Bo im Osten nicht viel über 5 Seemeilen breit. Nach Nordwesten streichend, bildet das Schleinitzgebirge das Rückgrat der Insel und erniedrigt sich dann allmählich, um endlich in dem flachen Nordkap zu enden.

Die ganze Länge der Insel vom Kap Sankt George bis zum Nordkap beträgt etwa 200 Seemeilen.

Im Osten liegt eine Anzahl kleiner Inseln vorgelagert. Von Süden kommend, treffen wir zunächst die kleine Gruppe Sankt John (von den Salomoniern Wuneram, von den Bewohnern der gegenüberliegenden Küste Neumecklenburgs Aneri genannt), welche aus einer größeren, gebirgigen, und einer kleineren, hügeligen Insel besteht. Soweit ich erfahren konnte, heißt die größere Insel bei den dortigen Einwohnern Ambitlé, die kleinere Bábase. Nordwestlich von Sankt John liegt die kleine Gruppe der Caensinseln. Dieselbe besteht aus einer südlichen Insel, Malenaput, welcher im Südosten, durch schmale Meeresarme getrennt, die kleineren Inseln Malelif, Maletafa und Bit vorgelagert sind, und aus einer nördlichen Insel, Tanga, von der Südinsel durch einen etwa 6 Seemeilen breiten Meeresarm getrennt.

Etwa 45 Meilen nordwestlich von den Caensinseln folgt die größere Insel Gerrit Denys, Lir oder Lihir und in nördlicher Richtung von dieser die kleinen Inseln San Bruno (Mali), San Joseph (Massait), San Francisco oder Maur. Etwa 30 Seemeilen westlich von Gerrit Denys liegen die zwei Gardnerinseln und, durch einen Meeresarm von der nördlichen derselben getrennt, die Fischerinsel oder Simberi. Hinsichtlich der Namen der beiden Gardnerinseln bin ich noch im unklaren. Obgleich ich sie recht oft besuchte und vielfache Erkundigungen einzog, gelang es mir nie, befriedigende Resultate zu erlangen. Immer wurden mir andere und neue Namen genannt, so daß ich schließlich zu

der Meinung gekommen bin, daß man mir die Namen einzelner Distrikte anführte. Auf den heutigen Karten ist die Straße, welche die beiden Gardnerinseln trennt, falsch angegeben; sie liegt etwas weiter nördlich und trennt die Inseln so, daß die nördliche derselben die kleinere ist, die südliche die größere. Auf dem gegenüberliegenden Neumecklenburg nennt man die beiden Gardnerinseln Tabar.

Alle diese Inseln sind hoch und gebirgig und größtenteils vulkanischer Natur. Auf Gerrit Denys und Sankt John steigen stellenweise noch zahlreiche heiße Quellen aus dem Boden, und die ursprünglichen Krater sind noch deutlich zu erkennen. Außer dem vulkanischen Gestein treten auch gehobene Korallenformationen auf, und sämtliche Inseln sind mehr oder weniger mit Korallenriffen umgeben.

Südlich von dem Nordwestende der Insel Neumecklenburg liegt die dreieckige Sandwichinsel (Djaule) mit einer kleinen Insel am Nordende. Diese Insel besteht durchweg aus gehobenen Korallenbänken.

In dem Zwischenraum zwischen Neumecklenburg und dem etwa 25 Seemeilen weiter westlich gelegenen Neuhannover liegen zahlreiche kleinere und größere Inseln und Inselchen, welche ethnographisch teils zu Neumecklenburg, teils zu Neuhannover gehören. Zwei, auch für die größten Schiffe passierbare Straßen, die Steffenstraße und die Byronstraße, führen von Norden nach Süden durch dies Inselgewirr. Sämtliche Inseln bestehen aus Korallenkalk.

Die Insel Neuhannover selber hat von Osten nach Westen etwa 25 Seemeilen, von Norden nach Süden etwa 20 Seemeilen Durchmesser. Im Norden und Nordosten liegen auf Korallenriffen einzelne kleine gehobene Koralleninseln, und diese bilden mit ihren Riffen und der gegenüberliegenden größeren Insel verhältnismäßig gute Ankerplätze. Etwa 4 Seemeilen südwestlich von dem westlichsten Vorsprung Neuhannovers, dem Kap Königin Charlotte, liegen die kleinen, niedrigen Portlandinseln auf einem gemeinschaftlichen Riff. Die Hauptinsel Neuhannover besteht teilweise aus gehobenen Korallenformationen, der höhere Teil der Insel weist jedoch anderes Gestein auf, ohne daß bisher eine geologische Untersuchung erwiesen, welcherart dasselbe ist.

Der Flächeninhalt der sämtlichen vorhergenannten Inseln beträgt zusammen annähernd 13500 Quadratkilometer, d. i. etwa die Größe des Großherzogtumes Mecklenburg-Schwerin, und die Ausdehnung der Inseln

von Kap Sankt George im Süden bis Kap Königin Charlotte im äußersten Nordwesten 247 Seemeilen oder 470 Kilometer.

Ich werde jetzt versuchen, eine detaillierte Schilderung von Neumecklenburg zu geben, wie ich dasselbe nach zahlreichen Umfahrungen kennen gelernt habe. Es sind auch hier namentlich die Küsten, die bekannt sind; die Erforschung des Inneren ist erst in der allerneuesten Zeit in Angriff genommen worden. Das südliche Hochland mit dem mächtigen Rosselgebirge macht einen großartigen Eindruck durch die Steilheit seiner Berge wie durch die vielfache Durchfurchung derselben mit tiefen Schluchten und Tälern, durch welche die Gebirgsbäche schäumend und brausend ihren Weg nach dem Meere suchen. Die Ostküste fällt durchgehends steil zum Meere ab, und erst im nördlichen Teil, südlich von der Nabutubucht, verflacht sich das Gelände. Die Westküste trägt denselben Charakter, nur daß hier ein wenig nördlich vom Kap Sankt George einige kleine Häfen liegen, welche uns schon seit den Zeiten Dampiers und Carterets bekannt sind. Der erste dieser Häfen, Port Praslin, liegt hinter der kleinen Insel Latau, zwischen dieser und der Hauptinsel, ist jedoch von geringer Bedeutung als Ankerplatz. Etwas besser ist der kleine Hafen, der etwa 2 Kilometer nördlicher liegt und von der kleinen Insel Lambom (Wallisinsel) und der Hauptinsel gebildet wird. Er ist infolge der hohen Berge der Hauptinsel und der gleichfalls beträchtlichen Höhe der Insel Lambom einigermaßen gegen die vorherrschenden Winde geschützt, wird aber wohl niemals als Hafen von Bedeutung werden, da das umgebende Land steil und felsig und weder für Erbauung von Häusern noch für Anlage von Pflanzungen geeignet ist. Hier war es, wo die bekannte Expedition des Marquis de Ray Anfang der achtziger Jahre eine Zeitlang ihr Leben fristete. Der Hafen wird auf den Karten Port Breton genannt. Etwa 5 Seemeilen weiter nördlich wird durch die kleine Insel Lamassa (Kokosinsel) und die Hauptinsel ein weiterer Hafen gebildet, der Carteret-hafen. Derselbe ist, wenn auch etwas geräumiger als die zwei vorgenannten, dennoch aus denselben Gründen von geringem Wert. Einen solchen könnten die Häfen nur dann gewinnen, wenn es gelänge, im Inneren der Insel mineralische Schätze irgendeiner Art zu finden und dieselben auf dem Landwege dorthin zu schaffen. Unwahrscheinlich ist es nicht, daß die Gebirge dieses Teiles der Insel Minerale bergen.

Schon zu Ende der siebziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts wurde von geologischen Autoritäten Australiens nach Untersuchung der ihnen zugestellten Gesteinproben die Wahrscheinlichkeit des Vorkommens von Mineralien ausgesprochen; neuerdings hat man an einer Stelle Kohlen gefunden, die allerdings als minderwertig bezeichnet werden; da man jedoch nur die alleroberſten Schichten untersucht hat, ist es nicht unmöglich, daß weitere Untersuchungen in tieferen Schichten ein besseres Resultat zeigen werden. Weder an der Ost-, noch an der Westküste

Abb. 42. **Nordspitze der Insel Nusa.** Gehobene Korallenriffe.

findet man auf diesem Teil der Insel völlig sichere Ankerplätze; die steilen Ufer fallen unter der Meeresfläche ebenso schroff in die Tiefe, und in unmittelbarer Nähe des Ufers findet man Tiefen von mehreren hundert Metern.

Das Rosselgebirge entsendet nach Nordwesten einen etwa 1000 Meter hohen Gebirgsrücken, welcher nach dem Dorfe Kures hin allmählich niedriger wird. Nach dem Sankt-Georgs-Kanal hin fällt diese Fortsetzung des Gebirges steil ab, nach Osten hin von Kap Matanteberen bis nach dem auf den Karten als „Große Bucht" bezeichneten Meereseinschnitt ist dem Gebirge ein nicht unbedeutendes Flachland von vorzüglicher

Fruchtbarkeit vorgelagert, und östlich von dem Kap ist ein zeitweilig recht geschützter Ankerplatz (Elisabethhafen) gelegen. Diese Ebene ist besonders stark bewohnt, und Dorf reiht sich hier an Dorf. Auch die gegenüberliegende Küste ist recht gut bevölkert, sowie der Distrikt Siara, südlich von Kap Santa Maria auf der Ostküste, und die Distrikte Topaia und Laur auf der Westküste. Landeinwärts in den Tälern und auf den Berghalden wohnt eine Bevölkerung, welche mit den Strandbewohnern gewöhnlich auf Kriegsfuß steht. Soweit wir wissen, ist jedoch das Gebirge im ganzen nur spärlich besiedelt.

Der vorher beschriebene Südteil der Insel bildet gewissermaßen die eine Hauptabteilung von Neumecklenburg, die von dem nach Nordwesten weiter streichenden Teil geologisch verschieden ist.

Zwischen Kures und der Großen Bucht (Nabutubucht) befindet sich eine Einsenkung, die nicht über 200 Meter Höhe erreicht und von Ufer zu Ufer etwa 5 Seemeilen breit ist. Der nun folgende Teil der Insel, durch diese Senkung mit dem südlichen Gebirgsland verbunden, ist durchweg gehobener Korallenkalk, der einen langen, nach Nordwesten streichenden Rücken bildet, das Schleinitzgebirge. Schon in der äußeren Form unterscheidet sich dieses Gebirge von dem südlichen Hochland. Die Berge sind breite, abgerundete Kuppen und die Täler weniger steil und tief; auch die Höhe ist geringer und erreicht kaum 1000 Meter. Die größte Breite zeigt dieser Teil der Insel in der Gegend der Gardnergruppe gegenüber, etwa 21 Seemeilen oder zirka 40 Kilometer. Nach Nordwesten hin verflacht sich das Schleinitzgebirge allmählich und endet schließlich in einen sanften Hügelrücken, der in das nordwestliche Flachland verläuft.

Daß dieser Teil der Insel verschiedenen Hebungsperioden unterworfen gewesen ist, kann man auf der Nordostküste deutlich beobachten. Hier bilden die Küste vielfach steil abfallende Korallenkalkwände, welche wie ein oft unterbrochener Wall von der Gardnerinsel sich bis zum Nordkap hin erstrecken. Landeinwärts fällt dieser Wall nicht steil ab, sondern geht allmählich in eine Ebene über, die teilweise sehr sumpfig ist. Diese Ebene ist von verschiedener Breite und von den Eingeborenen wegen ihrer Fruchtbarkeit besonders geschätzt. Hat man sie durchschritten, so steht man plötzlich vor den steil abfallenden Korallenkalkwänden des Gebirges, die stellenweise noch deutlich die frühere Uferlinie zeigen, wo

die Meereswellen durch tiefe Unterwaschungen Grotten mit weit überhängenden Decken gebildet haben. Die sumpfige Ebene ist unstreitig in der Vorzeit eine Lagune gewesen, welche durch ein von Passagen durchbrochenes Barrierenriff begrenzt wurde, das jetzt den äußeren Uferwall bildet. Sehr deutlich tritt diese Bildung am Nusahafen auf der Nordwestspitze der Insel auf. Auf dem zum Teil abgeholzten früheren Barrierenriff, das recht steil zum heutigen Ufer abfällt, liegt die Regierungsstation Käwieng und die Häuser verschiedener Händler, dahinter eine ausgedehnte Tiefebene, die frühere Lagune, welche jetzt zum großen Teil mit Kokospflanzungen und Ansiedlungen der Eingeborenen bedeckt ist. Daß aber auch dieses frühere Barrierenriff einer abermaligen Hebung unterworfen worden ist, zeigen die tiefen Unterwaschungen, welche jetzt wenigstens 10 Meter über der Meeresfläche liegen. Einen weiteren Beweis dafür liefern ferner der Dietertberg (220 Meter) und vor allem die Mausoleuminsel (Salapio) zwischen Steffen- und Byronstraße, die eine ausgesprochene Terrassenbildung haben und deutlich die verschiedenen Erhebungsstadien erkennen lassen.

Ein Resultat dieser Hebungen ist nun der ganze Archipel, der den Zwischenraum zwischen Neumecklenburg und Neuhannover ausfüllt.

Doch ehe ich mich der Schilderung dieser Inseln zuwende, will ich den jüngsten Teil der Insel Neumecklenburg etwas näher beschreiben. Die Nordostküste sowohl wie die Südwestküste sind ohne Häfen; stellenweise ist ein Strandriff vorgelagert, an dem sich das Meer mit großer Gewalt bricht; wo das Strandriff fehlt, wälzt der Ozean seine Wellen direkt gegen die Felsen des Ufers. Die Nordostküste bis zum Nordkap ist gut bevölkert, und hier sind recht ansehnliche Kokosbestände, deren Ertrag von den Eingeborenen an die hie und da ansässigen Händler verkauft wird. Die Südwestküste ist weniger reich an Kokosbeständen und an Niederlassungen, aber dennoch ziemlich gut bevölkert; die Dörfer liegen hier in kürzeren oder längeren Abständen vom Strande, und die Eingeborenen sind hinsichtlich ihrer Ernährung namentlich auf Taro und Sago angewiesen. Südlich von der Nordwestecke liegt die kleine Insel Djaule (Sandwichinsel), welche in der Mythologie der Nord-Neumecklenburger eine große Rolle spielt. Sie ist etwa dreieckig, mit einer nach Westen gekehrten Basis von zirka $4^1/_2$ Seemeilen Länge, die beiden anderen Seiten sind etwa 7 und 6 Seemeilen lang. Auch diese Insel

sowie die westlich davon gelegene Bogenganginsel (Archway Island) und die an der gegenüberliegenden Küste von Neumecklenburg gelegene kleine Angriffsinsel bestehen aus gehobenen Korallenformationen. Der Bendemannberg (200 Meter) ist auf Djaule die höchste Bodenerhebung. Zwischen den dem Nordwestende von Neumecklenburg vorgelagerten Inseln bieten sich der Schiffahrt gute Ankerplätze; am bekanntesten ist der kleine Nusahafen, ein wenig südlich vom Nordkap. Hier finden Schiffe bis zu mittlerer Größe einen sicheren und geräumigen Hafen, im Osten begrenzt von der Hauptinsel, im Westen von den kleinen Inseln Nusa, Nusalik und Nago. Hier sind dann auch infolgedessen die verschiedenen Agenturen der auf der Insel handeltreibenden Firmen ansässig, und hier ist auch der Sitz der Kaiserlichen Stationsbehörde für diesen Teil der Insel.

Erst neuerdings sind Kulturen auf Neumecklenburg in Angriff genommen. Einige der kleinen Inseln an der Steffenstraße sind von Weißen mit Kokospalmen bepflanzt worden, und die Kaiserliche Regierung hat umfassende Kokospflanzungen am Nusahafen, bei der Regierungsstation Käwieng, angelegt. Der Handel mit den Eingeborenen besteht seit Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, zu welcher Zeit die Firma Hernsheim & Co. die erste Niederlassung auf der kleinen Insel Nusa gründete, und bald darauf eine zweite in dem etwa 20 Seemeilen südöstlich vom Nordkap gelegenen Kapsu. Diese beiden ersten Niederlassungen haben eine Zeitlang ein recht prekäres Dasein geführt; bald wurden sie von den Eingeborenen überfallen und die Händler getötet, bald wurden sie wieder mit unternehmenden Leuten besetzt, die das Geschäft in Gang hielten. Heute, wo die Verhältnisse einigermaßen geregelt genannt werden können, haben sich bereits eine ganze Anzahl solcher Handelsstationen auf der Nordostküste etabliert.

Früher als der Händler war der Missionar auf dem Felde, denn 1875 gründete die Wesleyanische Mission bereits die ersten Stationen auf der Küste Neumecklenburgs, der Neulauenburg-Gruppe gegenüber. Sie hat hier gute Fortschritte gemacht und unterhält dort heute eine größere Anzahl von Missionen unter Leitung samoanischer oder Viti-Lehrer, die von einem weißen Missionar kontrolliert werden. Seit 1902 hat sich auf dieser Küste auch die Katholische Mission, welche in Neupommern ihren Hauptsitz hat, niedergelassen.

Der zwischen Neumecklenburg und der Insel Neuhannover gelegene Archipel besteht, wie bereits erwähnt, ausschließlich aus gehobenen Korallenbänken und Schuttinseln, die sich im Laufe der Zeit mit einer üppigen Vegetation überzogen haben. Zahlreiche Straßen und Meeresarme, teils für größere Schiffe fahrbar, teils nicht einmal für kleinere Boote passierbar, trennen dieselben. Am wichtigsten sind die beiden von Norden nach Süden führenden Durchfahrten, welche als Steffenstraße und Byronstraße bekannt sind. Weniger tiefe Straßen, jedoch immerhin für Schiffe mittlerer Größe passierbar, sind der Albatroskanal zwischen der Baudissininsel und der Kabienhalbinsel der Hauptinsel, sowie die Ysabelstraße zwischen der Ostküste von Neuhannover und der dieser Küste vorgelagerten Reihe von kleineren Inseln. Ein Teil dieser Inseln ist bewohnt, die größere Anzahl jedoch ohne Bevölkerung, wohl aus dem Grunde, daß bis vor nicht gar langer Zeit bald die Neuhannoverleute, bald die Neumecklenburgleute, je nachdem die Bewohner der Inseln ihnen stammesverwandt waren oder nicht, dieselben überfielen und töteten. Neuerdings, wo friedlichere Verhältnisse sich angebahnt haben, mehren sich die Ansiedlungen auf den Inseln, und unternehmende Weiße haben einen Teil derselben erworben, um sie allmählich in Kokospflanzungen umzuwandeln.

Die Insel Neuhannover ist in ihrer Südwesthälfte gebirgig und zerklüftet, nach Nordosten flachen die Berge allmählich ab und bilden eine ansehnliche, hügeldurchzogene Ebene, welche am Strande von einem Saum von Mangrovesümpfen umfaßt wird. Das Gebirge ist noch nicht genügend bekannt, besteht jedoch nicht ausschließlich aus gehobenen Korallenbänken, obgleich diese auch an der Küste vorkommen. Die Berge zeichnen sich durch ihre Steilheit aus, und einige derselben, wie der etwa 400 Meter hohe Stoschberg, hat die allergrößte Ähnlichkeit mit einem gigantischen Zuckerhut. Der Boden Neuhannovers ist äußerst fruchtbar, und da im Norden und Osten genügend sichere Ankerplätze vorhanden sind, so eignet sich die ganze Nordosthälfte der Insel ganz vorzüglich für den tropischen Plantagenbau.

Neumecklenburg ist in dieser Hinsicht von geringerer Bedeutung. Zwar gibt es auch hier größere und kleinere Strecken, die sich vorzüglich für den Anbau tropischer Produkte eignen, aber die Schwierigkeiten, die dem Schiffsverkehr durch den Mangel an guten und sicheren Ankerplätzen

erwachsen, werden einer schnellen Entwicklung der Insel stets hinderlich sein. Nach Anlage der Regierungsstationen hat die Kaiserliche Verwaltung mit großer Energie den Wegebau betrieben. Gute Fahrwege führen bereits von dem Nordende Neumecklenburgs längs der Ostseite wie längs der Westseite und sind an mehreren Stellen durch Querwege, die beide Küsten der Insel miteinander in Verbindung setzen, zu einem den Handel fördernden Wegesystem ausgebaut.

2. Die Eingeborenen.

Wenden wir uns jetzt der Bevölkerung zu, so können wir auch hier wie auf Neupommern verschiedene Hauptstämme unterscheiden, welche ebenfalls, wie dort, von bestimmten Zentren ausgehend, sich über die Umgegend verbreitet haben. So wie der gebirgige Südteil der Insel geologisch wesentlich verschieden ist von dem weniger hohen Nordwestteil, so unterscheiden sich auch die Bewohner der beiden Teile in vielen Beziehungen bedeutend voneinander. Die Bewohner des Südteiles sind, wie ich dies unter Neupommern näher begründet habe, den Bewohnern der Neulauenburg-Gruppe und der Nordost-Gazellehalbinsel nahe verwandt. Die Bevölkerung des Nordwestteiles ist sprachlich wie ethnographisch sehr verschieden von ihren südlichen Nachbarn, obgleich eine Verschmelzung beider Stämme und ein allmähliches Übergehen des einen in den anderen deutlich erkennbar ist. Die schmale Einschnürung zwischen Kures und der Ostküste, also dort, wo die letzten Ausläufer des Rosselgebirges nach Norden abfallen, ist wohl die ursprüngliche Grenze der beiden Stämme gewesen. Der Südstamm hat, diese Grenze überschreitend, sich mit dem Nordweststamm vermischt. Eine weitere Besiedlung des Nordwestteiles der Insel scheint von Neuhannover aus stattgefunden zu haben. Überhaupt finden wir bei näherer Beobachtung der Bevölkerung stark ausgeprägte Unterschiede, welche darauf hinweisen, daß hier eine Mischung sehr verschiedener Elemente stattgefunden hat. Im Südteil der Insel ist dies nicht ganz so auffallend wie im Nordwestteil. In dem letzteren finden wir jedoch neben dunkelbraunen oder schwarzbraunen Leuten, welche kaum von einem Bewohner von Buka oder Bougainville zu unterscheiden sind, helle Individuen, deren Hautfarbe nicht dunkler ist als die der Samoaner oder Tonganer. Die hellere Hautfarbe ist namentlich bei den Weibern häufig, und viele derselben erinnern trotz des krausen Haares auffallend an Polynesierinnen. Einige

der ansässigen Händler haben mit eingeborenen Mädchen Ehen abgeschlossen, und die aus diesen Verbindungen hervorgegangenen Kinder haben recht häufig glattes, hellblondes Haar, sowie blaue oder graue Augen; in Europa würden sie in einer vollblütigen Kinderschar durchaus nicht auffallen. Es würde, glaube ich, überhaupt eine interessante Aufgabe sein, die verschiedenen Mischlinge, die jetzt in so großer Anzahl auf den Südseeinseln angetroffen werden, genauer zu studieren. Es kommen durch diese Kreuzung verschiedener Stämme manche eigentümlichen Formen zum Vorschein, die geeignet sein könnten, uns einen Wink zu geben über die Herkunft von Stämmen, die wir heute als Vertreter eines einheitlichen Typus ansehen, die jedoch möglicherweise das Resultat einer Kreuzung verschiedener Rassen sein können. So kenne ich z. B. ein etwa vierzehnjähriges Mädchen, dessen Vater ein Chinese, dessen Mutter eine Vollbluteingeborene der Gazellehalbinsel ist. Würde man das Mädchen nach Wuwulu oder Aua senden, so würde man es unzweifelhaft als eine dortige Eingeborene ansehen; Hautfarbe, das leicht gewellte Haar, die charakteristischen, wenn auch weniger schief stehenden Mongolenaugen, alles ist genau wie auf den genannten Inseln.

In einem anderen Fall, wo die Mutter eine Neumecklenburgerin mit ausgesprochenem melanesischem Typus und der Vater ein Europäer von semitischer Herkunft, ist die Tochter von dunkler Hautfarbe mit starkem Kraushaar und prononcierter Semitennase. Wiederum ist das Kind eines blonden Norwegers aus der Ehe mit einer hellen Neumecklenburgerin von ausgesprochenem europäischem, fast nordischem Typus; es hat flachsblondes, leicht gewelltes Kopfhaar, blaue Augen und eine Hautfarbe, welche nur einen ganz leisen Stich ins Gelbliche besitzt. Die Tochter eines Franzosen aus Südfrankreich und einer Neumecklenburgerin könnte man ihrem ganzen Typus nach als eine Italienerin aus der Umgegend Roms ansehen.

Vermischungen zwischen Neumecklenburgerinnen und Salomoniern, Eingeborenen aus Buka oder Bougainville, haben in der Regel den väterlichen Typus am schärfsten ausgebildet, ebenso haben Kinder von Neupommernweibern und Salomoniern den Typus der letztgenannten. Der Sohn eines Bukainsulaners und einer Frau aus Nauru hat die dunkle Hautfarbe des Vaters und das schlichte, straffe Haar der Mutter. Kinder, deren Mutter eine Frau aus Neuhannover und deren Vater

ein Eingeborener aus Buka mit deutlicher Beimischung einer helleren Rasse ist, haben einen Typus, der bald dem des Vaters, bald dem der Mutter am nächsten steht, und zwar haben die männlichen Kinder einen ausgeprägteren Salomoniertypus als die Mädchen.

Die auf der Ostseite vorgelagerten kleineren Inseln und Inselgruppen, die, wie bereits erwähnt, älteren vulkanischen Ursprunges sind, haben auf der Hauptinsel Kolonien gegründet, deren Bewohner sich heute noch in Sitten, Gebräuchen und Sprache von der Nachbarschaft unterscheiden. Tanga und Aneri haben vor vielen Jahren eine Kolonie auf der Ostseite von Süd-Neumecklenburg gegründet, im heutigen Distrikt Siara, der, etwa 8 Seemeilen südlich von Kap Santa Maria beginnend, eine Anzahl recht gut bevölkerter Dorfschaften umschließt, die einen Küstenstreifen von etwa 10 Seemeilen Länge einnehmen. Die beiden Inselgruppen unterhalten mit Siara noch heute einen lebhaften und freundschaftlichen Verkehr, während sie mit allen Nachbarn mehr oder weniger auf Kriegsfuß stehen. Tanga und Aneri bilden ferner die Brücke, über welche eine stetige Verbindung für Handels- und Tauschzwecke mit der Gruppe Nissan und dadurch mit Buka und den Salomoinseln überhaupt besteht. Auf diesem Wege sind Eigentümlichkeiten des einen Volkes zu dem anderen gewandert, teilweise um in genauer Nachahmung aufgenommen, teils um mehr oder weniger modifiziert zu werden, ohne jedoch ihren Ursprung vollständig zu verleugnen. In der ethnographischen Schilderung werde ich darauf zurückkommen.

Ebenso haben Tabar und Lihir Kolonien auf der gegenüberliegenden Hauptinsel Neumecklenburg gegründet, mit denen sie noch heute in freundnachbarlichem Verkehr stehen. Vor etwa 20 Jahren bestand zwischen diesen Kolonien noch kein friedliches Verhältnis. Seitdem hat sich dies sehr geändert; besonders hat die Arbeiteranwerbung, welche auf den Pflanzungen die Leute der verschiedenen Distrikte miteinander bekannt machte, die den Verkehr hemmende Barriere eingerissen; was noch an Feindschaft übriggeblieben war, hat die Verwaltung dann durch Machtgebote beseitigt.

Der Charakter des Volkes ist im Norden und im Süden völlig verschieden. Im Süden finden wir eine große Ähnlichkeit mit den Bewohnern der Gazellehalbinsel. Das Volk hat dort denselben verschlossenen, fast mürrischen Charakter, nur wenig geneigt zu Mitteilsamkeit. Dies zeigt sich auch in der Anlage der Dorfschaften, welche fast überall aus

einzelnen, umfriedigten Gehöften bestehen, innerhalb welcher die Bewohner den spähenden Blicken der Nachbarn nicht ausgesetzt sind. Dem Fremden und den Fremdlingen ist man abgeneigt, und wo sich eine Gelegenheit bietet, äußert sich dies in Angriffen und Überfällen. Seit der Gründung der Missionen und durch den Einfluß der Kaiserlichen Verwaltung haben sich Feindseligkeiten gegen Weiße erheblich vermindert, und Händler können sich jetzt überall unbelästigt niederlassen.

Die Bevölkerung Nord-Neumecklenburgs ist bedeutend lebhafter und besitzt im ganzen eine höhere Intelligenz als die des Südens. Tanz und Gesang, ausgedehnte Festlichkeiten mit großen Schmausereien sind hier an der Tagesordnung, und die Arbeit wird nach Kräften beiseite geschoben. Dennoch ist der Nord-Neumecklenburger in den Pflanzungen ein gesuchter Arbeiter, denn infolge seiner höheren Begabung begreift er leicht und versteht nach kurzer Anleitung die ihm übertragene Arbeit. Weiß er, daß er beobachtet wird, dann schafft er nach Kräften, kehrt man ihm jedoch den Rücken, dann legt er die Hände in den Schoß und faulenzt. In seiner Heimat ist er unter Umständen recht aufdringlich und frech, wenn er weiß, daß er es unbestraft so treiben kann. Er beugt sich jedoch willig der Macht und wird nach kurzer Zeit ein brauchbarer Untertan. Da ein Menschenleben ihm nicht viel gilt, so sind in früheren Jahren die Überfälle Weißer und deren Ermordung leider recht häufig gewesen. Seitdem jedoch für Nord-Neumecklenburg eine Polizeistation errichtet ist, hat dies aufgehört, und die früher so sehr verrufene dortige Küste gehört heute zu den sichersten Gegenden des Archipels. Die Eingeborenen haben ihre Dorfschaften durch breite Fahrwege verbunden, die fortwährend gut in Ordnung gehalten werden, sie haben Flüsse und Bachläufe mit soliden Brücken überbrückt und setzen ihren Stolz darin, die Arbeit sorgfältig auszuführen. Von der Nordspitze Neumecklenburgs an kann man jetzt längs der Ostküste auf guten Wegen eine 200 Kilometer lange Spaziertour unternehmen, allein ausgerüstet mit einem Stecken und ein wenig Tabak, um an Träger oder für gern geleistete Gefälligkeiten eine Belohnung zu erteilen. Die Missionen haben in Nord-Neumecklenburg noch keinen nennenswerten Erfolg zu verzeichnen, und erst in allerneuester Zeit, nachdem die Kaiserliche Regierung geordnete und gesicherte Verhältnisse geschaffen, haben einzelne Stationen begonnen, den Eingeborenen das Christentum zu lehren.

Kannibalismus war bis vor nicht langer Zeit überall auf Neumecklenburg und Neuhannover gebräuchlich. Durch den Einfluß der Missionen wie der Kaiserlichen Verwaltung ist diese Sitte in der Gegenwart auf einzelne Teile beschränkt worden. In dem Rosselgebirge z. B. findet man sie heute noch in Blüte, und auch da, wo der europäische Einfluß sich geltend macht, wird sie oftmals im geheimen ausgeübt.

In der Regel waren es die Leichen der im Kriege Erschlagenen, die von der Gegenpartei verspeist wurden, wenn es ihr gelang, dieselben in ihre Gewalt zu bekommen. Aber nicht nur im offenen Kampf erbeutete man den so sehr geschätzten Braten, sondern namentlich in hinterlistigen und plötzlichen Überfällen. Alles, was getötet wurde, ward fortgeschleppt, Männer, Weiber und Kinder, Alte wie Junge. Manchmal wurden Züge nach weit entfernten Distrikten unternommen, um Menschenfleisch zu erbeuten. Bei solchen Gelegenheiten vereinigten sich dann mehrere Distrikte zum gemeinschaftlichen Raubzug. Die Überfälle fanden in der Regel in der Nacht statt, und man rieb den Körper mit schwarzer Farbe ein, um sich unkenntlich zu machen. Die erbeuteten Leichen wurden mit möglichster Schnelle davongeschafft und ihrem Bestimmungsorte zugeführt.

Auf der Küste von Neuhannover habe ich vor Jahren eine Anzahl solcher Menschenjäger überrascht, die in vier Fahrzeugen, etwa fünfzig Männer enthaltend, von einem Raubzuge zurückkehrten. Nach einer lebhaften Jagd gelang es, das eine der Kanoes vom Ufer abzuschneiden; die Insassen sprangen mit ihren Waffen ins Wasser, um den dichten Mangrovewald des nahen Ufers zu erreichen, was ihnen auch gelang. Das erbeutete Kanoe enthielt drei Leichen, zwei Jünglinge und ein eben erwachsenes Mädchen; alle drei waren durch Axthiebe getötet und mit Speeren durchbohrt, die leblosen Körper mittels Lianen an dicke Holzstäbe festgeschnürt. Die entkommenen Fahrzeuge führten, wie ich später erfuhr, eine ebenso schauerliche Ladung; leider glückte es uns nicht, den Räubern dieselbe abzujagen. In dem etwa zwei Stunden entfernten Wasserhafen trafen wir dann später den Rest des überfallenen Stammes, dem die Leichen ausgeliefert wurden.

An Ort und Stelle angekommen, werden die Leichname von den Weibern unter lautem Jubel und Geschrei in Empfang genommen und sofort die Zubereitung begonnen. Diese besteht darin, daß der Leichnam

zunächst am Strande mit Sand abgerieben und gewaschen wird. Die Zerstückelung erfolgt dann, nachdem die Leichen einige Stunden ausgestellt und durch Trommelsignale die Nachbarn herbeigerufen worden sind, um den Triumph des Stammes zu feiern und nebenbei auch um einen Teil des Bratens zu ergattern. Die Häuptlinge haben das Recht, die besten Leckerbissen für sich zu reservieren, müssen jedoch dem Festgeber den Vorrang lassen und demselben für den ihnen verabreichten Teil in Muschelgeld zahlen. Jeder sucht ein kleines Stück zu erlangen, denn durch den Genuß glaubt man in den Besitz erhöhter Tapferkeit oder Stärke oder Verschlagenheit zu gelangen. Allerdings wird der Kannibalismus im Laufe der Zeit bei vielen Eingeborenen auch eine Leidenschaft. Eigene Stammesangehörige sowie die Leichname solcher, die dasselbe Totemzeichen haben, werden nicht verzehrt. Wie man sich in dem letztgenannten Falle ausfindet, ist mir noch nicht klar geworden, weil die Totemzugehörigkeit nicht durch äußere Merkmale kenntlich gemacht ist, daß jedoch diese Leichen nicht gegessen werden, ist eine unbestrittene Tatsache. Gefangene werden in einzelnen Fällen zu Tode gemartert, ganz wie in früheren Zeiten auf der Gazellehalbinsel. Auf der Insel Lir oder Lihir ist noch heute eine Grausamkeit üblich, die hoffentlich bald der Vergangenheit angehören wird. Hat der Häuptling ein Verlangen nach Menschenfleisch, dann versammelt er, nachdem er den Namen des Opfers vorher einer Anzahl seiner Vertrauten mitgeteilt hat, seinen ganzen Stamm einschließlich der Sklaven, die auf Kriegszügen erbeutet worden sind. Alle sitzen auf dem freien Dorfplatz in weitem Kreise. Auf ein Zeichen des Häuptlinges stürzen sich die Eingeweihten auf das Opfer, halten es fest und stoßen ihm hinter dem Schlüsselbein ein Loch in den Körper. Durch diese Öffnung werden glühend gemachte kleine Steine in den Körper gezwängt, und der Unglückliche wird dann losgelassen. Unter entsetzlichen Qualen stürzt er nun umher, bis der Tod ihn erlöst. Dieser gräßliche Gebrauch soll früher in größeren Teilen von Neumecklenburg üblich gewesen sein, und auch auf Neulauenburg ist er bekannt, wohl aber nur durch Hörensagen infolge des Verkehres mit der gegenüberliegenden Küste von Neumecklenburg. Auf der Sankt-Johns-Insel soll man früher die Sklaven gelegentlich bei lebendigem Leibe in den dortigen heißen Quellen gebrüht haben, ein Gebrauch, der vor einigen Jahren einer Anzahl dort auf Besuch

weilender Eingeborenen von Nissan (Salomonier) so abscheulich vorkam, daß sich zwischen ihnen und ihren Gastgebern fast ein ernster Streit entsponnen hätte. Und doch sind die Nissanleute auch arge Anthropophagen. Kannibalismus und Menschenquälerei stehen daher nicht immer in notwendigem Zusammenhang, wenn wir auch für Neumecklenburg und einzelne Teile Neupommerns einen solchen konstatieren müssen. In diesem Zusammenhang will ich noch darauf aufmerksam machen, daß, wenn auch die Menschenfresserei bei den Melanesiern weit verbreitet ist oder richtiger war, von einer allgemeinen Sitte nicht die Rede sein kann. Wir finden in vielen Teilen Neupommerns den Gebrauch als eine Scheußlichkeit gebrandmarkt, die nur bei den Nachbarn vorkommt, die man als auf einer tieferen Stufe stehend verachtet. Selbst in den Admiralitätsinseln gibt es sowohl unter den Moánus wie unter den Matánkor zahlreiche Einzelstämme, welche sich des Genusses von Menschenfleisch enthalten. Es muß wohl eine Eigentümlichkeit der Menschheit sein, daß man auf Anthropophagen als auf eine tiefere, verkommene und verachtenswerte Stufe des Geschlechtes hinabblickt. Nichts kann dem zivilisierten Menschen verabscheuenswerter erscheinen als der Kannibalismus; wenn wir jedoch sehen, daß Menschen auf ihre kannibalischen Nachbarn mit Verachtung blicken, obwohl sie mit ihnen auf einer und derselben Entwicklungsstufe stehen und ihre Anschauungen von Recht und Unrecht in allen anderen Dingen teilen, so sind wir gezwungen anzunehmen, daß auch bei den sogenannten Wilden im tiefinnersten Herzen ein Gefühl vorhanden ist, welches vor derartigen Ausartungen gegen die eigene Rasse zurückschaudert.

Ich will hier noch das Verhalten der Melanesier gegenüber den ermordeten Weißen erwähnen. Ich habe während eines langjährigen Aufenthaltes im Lande noch nie einen Fall konstatieren können, in welchem erschlagene Weiße wirklich von den Melanesiern verzehrt worden sind. Die Leichen der Ermordeten sind bisweilen wohl zerstückelt worden und einzelne Teile nach entfernten Distrikten gekommen, gewissermaßen als Belegstücke des verübten Mordes, aber von einer Verzehrung dieser Teile ist nichts Sicheres bekannt. Es erscheint unbegreiflich, warum der Kannibale, der seinesgleichen verspeist, einen Weißen verschmähen sollte. Berücksichtigen wir jedoch den bodenlosen Aberglauben der Melanesier, der meiner Ansicht nach ihn auch zur Menschenfresserei getrieben hat,

weil er von der Verzehrung der Leichen Erschlagener eine Vervollkommnung des einzelnen Individuums erwartet, so ist es uns auch begreiflich, daß er den Leichnam eines getöteten Weißen nicht verzehrt, weil seiner Meinung nach der Geist des Erschlagenen einen gewissen Einfluß über ihn ausüben würde, der ihm nicht wünschenswert erscheint. Der verstorbene König Goroi in den Shortlandinseln hat mir auf Befragen und ohne darauf hingeleitet zu werden, dieselbe Erklärung gegeben, allerdings mit der nicht sehr schmeichelhaften Bemerkung: Spirit belong all white men, no good! = Die Geister (oder die Seelen) der Weißen sind nicht gut! Im allgemeinen erhält man wohl die Antwort: Das Fleisch der Weißen schmeckt nicht gut! Ich halte dies für eine Ausflucht, hinter der der schlaue Eingeborene seine Angst vor dem Geiste des Erschlagenen verbirgt. Damit in Übereinstimmung steht dann auch, daß in einzelnen Fällen Teile des Skelettes erschlagener Weißen von den Eingeborenen aufbewahrt worden sind, weil man ihnen besondere Kräfte und Eigenschaften zuschrieb. So wurde der Oberarmknochen eines in Kambaira auf der Gazellehalbinsel erschlagenen Europäers lange Zeit von einem dortigen Häuptling in seinem Armkörbchen herumgetragen, weil er sich dadurch einen Teil der Geistesüberlegenheit des Ermordeten zuzuwenden vermeinte.

Vollständig irrig ist ferner die Ansicht, daß das Vorhandensein von Schädeln oder menschlichen Unterkiefern in den Hütten ein untrügliches Zeichen für den Kannibalismus der Bewohner ist. In einzelnen Fällen ist dies allerdings der Fall, oft jedoch sind diese Skeletteile Erinnerungszeichen an Verstorbene, Eltern, Verwandte oder Freunde, und haben mit Kannibalismus so wenig zu schaffen wie die Haarlocke, die man in Europa zum Gedächtnis Verstorbener aufbewahrt. Mancher Eingeborene ist infolge dieser Pietät gegen Verstorbene das Opfer unbedachter Strafexpeditionen geworden, da die Anwesenheit dieser menschlichen Überreste als ein nicht anzuzweifelndes Zeugnis seiner Schuld angesehen wurde.

Ebenso irrig ist die Ansicht, daß der Kannibalismus der Hauptfaktor des großen Rückganges der Bevölkerungszahl ist. In manchen Gegenden ist allerdings durch die Kopfjägerei die Bevölkerung einzelner Distrikte stark dezimiert worden, aber im ganzen ist der Verlust an Menschenleben infolge des Kannibalismus im Verhältnis kaum größer als die enormen Verluste, welche die Kriege der zivilisierten Staaten

herbeiführen. Wir finden bei vielen Völkern der Südsee eine rapide Abnahme der Bevölkerung, trotzdem dieselben nicht dem Kannibalismus huldigen. Die einzelnen Faktoren hier aufzuzählen oder zu erörtern, würde zu weit führen. Es scheint jedoch, daß allen Südseestämmen eine gewisse Lebensmüdigkeit anhaftet, welche ihnen die zum Leben nötige Energie raubt und bereits lange vor Ankunft der Weißen eine allmähliche Abnahme der Bevölkerung zur Folge hatte.

* * *

Die Eheschließung ist in den einzelnen Teilen der Insel wesentlich verschieden. Im Süden finden wir, wie auf der Gazellehalbinsel, den Kauf der Weiber durch die Familienältesten, die dann das gekaufte Mädchen an jüngere Stammesangehörige abgeben. In Neuhannover und in Nord-Neumecklenburg ist dieser Gebrauch zum Teil auch vorhanden, jedoch nicht in dem Maße wie im Süden. Die jungen Mädchen führen dort im ganzen ein weit freieres und ungebundeneres Leben, bis sie schließlich einen Gemahl erwählen. An sehr vielen Stellen ist es nicht der junge Mann, der die ersten Schritte macht, sondern die junge Dame, die durch Vermittlerinnen dem Betreffenden kundtun läßt, daß sie ihn durch ihre Wahl zu beglücken gedenke. Ist der Erwählte damit einverstanden, dann leben sie hinfort zusammen als Mann und Weib. Geschenke werden ausgetauscht und ein Festessen wird veranstaltet. Die Ehen werden aber ausschließlich zwischen zwei Individuen geschlossen, die verschiedene Totem- oder Stammeszeichen haben. Ehen innerhalb einer Totemgruppe finden niemals statt, und geschlechtlicher Umgang zwischen Gliedern derselben Totemgruppe wird als Blutschande angesehen und mit dem Tode bestraft.

Von großer Stabilität ist die Ehe im Norden nicht. Die beiden Parteien können sich nach Belieben trennen, und die Frau geht dann zu ihrer Sippe zurück und mit ihr etwaige während der Ehe geborene Kinder. Auch Weibertausch kommt häufig vor, immer jedoch nur zwischen Mitgliedern einer und derselben Totemgruppe. Durch dies recht lockere Verhältnis leidet nun der Stamm und das Volk überhaupt in hohem Maße, denn die Weiber sehen Kinder als ein unbequemes Anhängsel an und gebrauchen die verschiedensten Mittel zur Abtreibung der Leibesfrucht, teils mechanische, wie starkes Kneten des Unterleibes,

Herabspringen von einem hohen Steinblock oder Baumstamm, starke Umschnürung des Unterleibes usw., teils auch Medikamente, hergestellt aus verschiedenen ihnen bekannten Pflanzen. Durch diese Unsitte schwächen sich die Weiber derart, daß sie früh sterben und zur Vermehrung des Stammes nicht beitragen, so daß der letztere immer mehr an Zahl zurückgeht. Man darf als sicher annehmen, daß die Zahl der Weiber um die Hälfte geringer ist als die Zahl der Männer, und in der Zeit meines Aufenthaltes im Archipel hat sich die Bevölkerung dieser Gegenden rapid vermindert. Noch weiter dezimierend wirkt der Gebrauch, daß ganze Dorfschaften oder Verbände sich gelegentlich verpflichten, überhaupt keine Kinder zu haben. Ich kenne zwei früher recht zahlreich bewohnte Distrikte, die infolge einer solchen Verabredung heute fast ganz und gar ausgestorben sind. Die Veranlassung zu dieser Sitte ist zum Teil wohl die den Eingeborenen angeborene Indolenz. Eine zahlreiche Familie bedingt erhöhte Arbeit und vermehrte Mühewaltung, deshalb entzieht man sich derselben durch Vernichtung des Nachwuchses. Es tragen jedoch auch andere Gründe dazu bei, namentlich das Totemwesen, welches die Wahl eines Gatten oder einer Gattin häufig sehr schwierig macht, weil eine große Gruppe nicht imstande ist, aus einer kleineren Gruppe, die nur über eine geringe Anzahl heiratsfähiger Mädchen verfügt, das nötige Weibermaterial zu erlangen. Der unerlaubte geschlechtliche Umgang in der eigenen Sippe greift dann im geheimen um sich und damit auch die Abtreibung der Leibesfrucht. Bedenkt man nun, daß die Mädchen schon mit dem elften oder zwölften Jahre sich dem geschlechtlichen Umgang ergeben und durch allerlei barbarische Mittel die Leibesfrucht abtreiben, so ist es klar, daß der Körper nach mehrmaliger Wiederholung dieser Prozedur derartig geschwächt wird, daß bereits in jungen Jahren das Weib überhaupt unfruchtbar wird und eine spätere, richtige Ehe kinderlos bleibt. Mädchen von 16 oder 17 Jahren machen durchaus kein Hehl daraus, daß sie schon drei- oder viermal einen Abort herbeigeführt haben. Auch noch andere Gebräuche, die wir noch nicht genau kennen, wirken hier mit. In dem einen der oben genannten Distrikte war die Unfruchtbarkeit der Weiber das Resultat eines Verbotes oder eines Gelübdes, das seit dem Tode eines mir namentlich bezeichneten Häuptlinges aufs schärfste durchgeführt wurde. Ob der Verstorbene vor seinem Tode das Verbot erlassen oder ob man

nach seinem Tode ihm zu Ehren das Gelübde abgelegt hatte, darüber bin ich trotz aller Mühe nie ins klare gekommen. Ich bin jedoch zu der Ansicht geneigt, daß wir es hier mit einem jener uns unbegreiflichen Gebräuche zu tun haben, die hie und da gelegentlich vorkommen und den Zweck haben, einen Verstorbenen zu ehren. Als ein Beispiel will ich hier anführen, daß auf der Gardnerinsel vor Jahren nach dem Tode eines einflußreichen Häuptlinges die Ehrung darin bestand, daß die ganze Sippe monatelang kein Wort sprach und alle Sippengenossen stumm wie die Fische aneinander vorübergingen. Was es heißt, sich einen solchen Zwang aufzuerlegen, kann nur derjenige beurteilen, der die lebenslustigen, aufgeweckten Eingeborenen jener Insel kennt, und wer sich diesem Zwange willig beugt, dem wird es auch nicht darauf ankommen, sich einem Eheverbot zu fügen, um so mehr da hierbei noch andere unterstützende Motive mitwirken.

Diesen Gebräuchen gegenüber hilft kein Machtgebot der Behörden, keine Drohung und keine Ermahnung. Vielleicht könnten die christlichen Missionen Wandel schaffen, aber das Christentum der Eingeborenen besteht vorderhand in Äußerlichkeiten, der Volksgeist hängt noch am Alten und ist den althergebrachten Sitten unterworfen.

Polygamie ist überall erlaubt; nach dem Obengesagten ist es jedoch begreiflich, wenn sie nur in einzelnen Fällen zur Ausübung kommt. Das Eheleben ist ein wenig ideales; die Frau ist zum großen Teil das Arbeitstier, sie besorgt den größten Teil der Feldarbeiten, hat aber daneben noch viel freie Zeit zum Faulenzen, die sie sich auch reichlich zunutze macht. Gehorsam dem Ehegatten gegenüber ist eine Tugend, die sie nicht kennt oder nur in geringem Maße übt, und eheliche Zwistigkeiten gehören zur Tagesordnung. Der Herr Gemahl greift, wenn ihm endlich die Geduld reißt, zum Stock oder zu den Fäusten, und dies hat dann zur Folge, daß die Frau, wenn sie es bewerkstelligen kann, zu ihrer Sippe läuft und bei den Verwandten Hilfe sucht. Die ehelichen Zwistigkeiten führen daher vielfach zu Streitigkeiten und zu blutigen Fehden von langer Dauer.

Die Geburt des ersten Kindes wird immer mit großen Schmausereien gefeiert. Eine eigentümliche Sitte ist, daß bei dieser Gelegenheit Scheinkämpfe zwischen den Männern und den Weibern stattfinden. Die ersteren bewaffnen sich mit kurzen, dabei aber recht derben

Stöcken, die letzteren ergreifen Steine, Erdschollen, harte Früchte u. dgl., und beide Parteien gehen anscheinend erbittert aufeinander los. Nach einem kurzen Kampf, wobei es recht tüchtige Hiebe setzen kann, trennt man sich unter Lachen und Necken und setzt sich befriedigt zum Mahl. Bei allen diesen Festlichkeiten auf Neumecklenburg darf das Schwein nicht fehlen. Je größer die Anzahl der Schweine und je größer die Exemplare, desto mehr Ruhm erntet der Festgeber. Bei einem Feste zu Ehren eines Verstorbenen in einem Dorfe auf der Nordostküste zählte ich gelegentlich 37 Schweine, 80 bis 200 Pfund wiegend, daneben waren wohl etwa 5000 bis 6000 Pfund Taroknollen aufgestapelt, gegen 300 Bananenbündel und wohl ebenso viele der runden, käseartig geformten Pakete von Sago. Das Schlemmen dauert bei solcher Gelegenheit denn auch mehrere Tage, und die Teilnehmer vertilgen ungeheure Quantitäten, die einem europäischen Zuschauer das höchste Erstaunen abnötigen. Portionen von 4 bis 5 Pfund Schweinefleisch, ebensoviel Taro, einige Handvoll Bananen und eine Anzahl Sagokuchen vertilgt ein einzelner ohne merkbare Anstrengung.

Besondere Gebräuche bei Eintritt der Pubertät finden nicht statt. Der Knabe übt sich mit seinen Altersgenossen im Speerwerfen und geht, wenn er größer ist, mit den älteren Leuten auf Fischfang. Ist er groß genug, dann zieht er mit ihnen in den Kampf. Die Mädchen halten sich an ihre Mutter, gehen mit derselben aufs Feld und werden schon früh im Tanzen unterrichtet. Wenn sie größer sind, knüpfen sie eine Liebschaft an, eine heimliche oder eine öffentliche, bis sie sich dann gelegentlich verehelichen und unter die Haube kommen. Dies ist kein bildlicher Ausdruck, denn in der Tat legen alle verheirateten Weiber nach der Eheschließung eine aus Pandanusblättern gefertigte Haube, gogo, an, welche eine entfernte Ähnlichkeit mit den altpreußischen Grenadierhauben hat. Diese Haube wird in Gegenwart der Männer stets aufgesetzt und nur abgelegt, wenn die Frau sich unbeachtet weiß. Knaben und Jünglingen gegenüber ist man nicht sehr sorgfältig, jedoch erfordert die Etikette, daß man bei dem Herannahen eines älteren, verheirateten Mannes den gogo sofort aufstülpt. Diese Sitte ist aus Neuhannover eingeführt und hat sich über einen großen Teil von Nord-Neumecklenburg verbreitet. Auf den später zu erwähnenden Schnitzwerken finden wir die dargestellten Weiberfiguren häufig mit dem gogo

bekleidet, ein Zeichen, daß dies Schnitzwerk zu Ehren einer verstorbenen Ehefrau hergerichtet worden ist.

Mit Ausnahme des gogo ist die Frau nicht allzu reichlich mit Bekleidung geplagt. An einer Schnur, die um den Bauch gelegt ist, hängt vorn wie hinten ein Büschel aus Faserstoff, der teils in naturfarbenem Zustand, teils rot gefärbt ist. Junge Mädchen zeigen sich, wie Gott sie erschaffen, und die Männer gehen gleichfalls ausnahmslos im adamitischen Kostüm. In der Neuzeit bedecken sich beide Geschlechter mit bunten Kalikostoffen; die Männer stolzieren in Hose, Jacke und Hut herum und sehen in diesem zivilisierten Aufzug unbeholfen und vielfach auch recht unsauber aus. Die unbekleideten braunen Gestalten der früheren Zeit machten unstreitig einen bedeutend angenehmeren Eindruck auf den fremden Beschauer.

Bei diesen bekleideten Eingeborenen wird es uns recht deutlich, daß die Kleidung des Menschen wohl ursprünglich aus dem Bestreben hervorging, sich zu schmücken; denn eine Bekleidung als Schutz gegen Witterungseinflüsse ist in dem ganzen Bismarckarchipel nicht nötig. Daher sieht man denn auch gelegentlich einen Insulaner, der sich stolz in einen alten Winterpaletot hüllt, ein Geschenk irgendeines Ansiedlers, dem das Aufbewahren dieser Mottenfalle nicht der Mühe wert schien. Daß sich der Eingeborene in den fremden Federn nicht wohl fühlt, das kann man bei mannigfacher Gelegenheit beobachten, aber die Nachahmungssucht und die Meinung, jetzt bedeutend schöner zu scheinen, kurz, die Mode läßt ihn das Opfer bringen. In vielen Fällen halte ich die Bekleidung mit europäischen Stoffen für geradezu gesundheitswidrig. Ein nackter Eingeborener läßt sich vom Regen abwaschen und spürt keine üblen Folgen davon; der bekleidete Eingeborene legt die den Körper eng umschmiegenden, vom Regen durchnäßten Baumwollstoffe nicht ab, sie trocknen ihm am Leibe und rufen Lungenkrankheiten hervor, für die er überhaupt sehr empfänglich ist. Die Nacktheit der Eingeborenen dürfen wir auch nicht als eine Veranlassung zu dem nach unseren Begriffen vielfach unmoralischen Lebenswandel ansehen. Die Nacktheit an und für sich ruft bei einem Eingeborenen keine sinnliche Erregung hervor, und die Schamhaftigkeit eines völlig nackten Neumecklenburgmädchens ist ebenso groß, wenn nicht größer als bei den meisten unserer europäischen Modedamen. Dem Europäer erscheint der Eingeborene im Adamskostüm in der Tat

nicht als nackt, die braune Haut an und für sich ersetzt gewissermaßen den Anzug. Ich habe häufig beobachten können, wie durchreisende Europäerinnen nach ganz kurzer Zeit den Anblick eines nackten Eingeborenen als eine keineswegs anstößige Erscheinung betrachten lernten, während ein nackter Europäer unzweifelhaft ihren Widerwillen oder ihren Zorn erregt haben würde. Selbst einem Weißen, der lange Jahre zwischen Eingeborenen gelebt hat, wird ein nackter Landsmann keine Augenweide sein; der Eingeborene sieht im unbekleideten Zustand weniger entblößt aus als ein nackter Europäer, der einen unbehilflichen, eckigen und ungelenken Eindruck macht, wenn er sich seiner schützenden Hülle beraubt sieht; er weiß nicht, wie er gehen oder stehen soll, die ganze Freiheit und Ungezwungenheit der Bewegungen ist ihm mit dem Ausziehen der Kleider abhanden gekommen, und er erweckt den Eindruck des Anstößigen, während bei dem Eingeborenen genau das Umgekehrte der Fall ist.

Im südlichen Neumecklenburg, wo wie auf der Gazellehalbinsel die Kaufehe üblich ist, herrscht stellenweise eine eigentümliche Sitte, die vielfach als Reisefabel angesehen worden ist, aber dennoch auf Wahrheit beruht, nämlich die zeitweilige Absperrung der jungen Mädchen vor der Verheiratung. Innerhalb einer dicht geschlossenen Hütte wird ein kleineres Gelaß errichtet, hergestellt aus einigen leichten Stangen, bekleidet mit Kokosmatten. (Tafel 18.) Hier hinein begibt sich das junge Mädchen und ist nun auf lange Zeit nur den Eltern sichtbar, die sie mit ausgesuchter Speise reichlich nähren und sie am Abend behufs Verrichtung der Notdurft ins Freie geleiten. Diese Klausur dauert nach Aussage der Eingeborenen 12 bis 20 Monate. Die junge Dame erreicht während dieser Zeit einen beträchtlichen Körperumfang, und die Haut bleicht stark ab, so daß man nach einer gründlichen Waschung eine etwas dunkel geratene Samoanerin vor sich zu sehen glaubt. Sowohl die plumpen Körperformen, wie die Helle der Haut werden als besondere Schönheitsmerkmale angesehen. Eine derartig gemästete Schönheit ist mir nur einmal zu Gesicht gekommen; sie war erst zwei Tage aus der Gefangenschaft entlassen und einer gründlichen Waschung unterworfen worden, welche wohl sehr notwendig gewesen sein mag, da das Waschen während der Klausur für unnötig erachtet wird. Sie war anscheinend einer öffentlichen Ausstellung unterworfen, denn viel Volk saß bewundernd rings herum, und auch ich wurde eigens herbeigeholt, um meiner Bewunderung

Die kleine Hütte, worin das Mädchen ihre Zeit verbringt, ist hinten sichtbar.

Seitenwand der Hütte entfernt.

Tafel 18. **Haus, worin ein junges Mädchen vor der Ehe eingeschlossen wird.**

Ausdruck zu geben. Die Mast hatte in diesem Fall gut angeschlagen. Die Kleine, die etwa 14 Jahre alt sein konnte, war in Wirklichkeit „fett wie ein Schwein", und die neben ihr sitzenden Weiber streichelten bewundernd die fetten Arme und Schenkel oder tätschelten entzückt die dicken Wangen.

* * *

Die Bestattungsgebräuche im nördlichen Neumecklenburg haben manches Eigentümliche. Wenn ein Mann stirbt, so richtet man eine Bahre aus Speeren her, legt darauf die geschmückte Leiche und läßt dieselbe von den Verwandten von Haus zu Haus tragen. Alle Anwesenden stimmen ein lautes Weinen und Wehklagen an, sowohl Männer wie Weiber und Kinder. Auswärtige Verwandte werden schleunigst herbeizitiert und versammeln sich im Trauerhause, Freunde und Bekannte des Verstorbenen eilen ebenfalls herbei.

Am zweiten Tage errichtet man vor der Hütte ein auf vier Pfählen ruhendes Gerüst und legt die Leiche darauf. Je größer das Ansehen des Verstorbenen im Leben gewesen ist oder je mehr Einfluß er ausgeübt hat, um so höher sind die Pfosten des Gerüstes, jedoch selten über 2 Meter Höhe. Unter dem Gerüst wird jetzt ein Holzstoß aufgerichtet, bestehend aus gewöhnlichen Holzscheiten, aber auch aus Schnitzwerken, die bei früheren Totenfeierlichkeiten Verwendung gefunden haben; neuerdings zerschlägt man auch Kisten und Kasten, die durch Arbeiter eingeführt worden sind, und fügt das Holz dem Scheiterhaufen zu. Der sorgfältig hergerichtete Holzhaufen wird nun angezündet, und gleichzeitig besteigt ein naher männlicher Verwandter das Gerüst, in der Hand einen Speer haltend. Mit dem Speer berührt er von Zeit zu Zeit den Kopf der Leiche und singt währenddessen einen eintönigen Gesang; dies wird fortgesetzt, bis die Flammen des Scheiterhaufens ihn nötigen, das Gerüst zu verlassen. Das Feuerungsmaterial wird unterdessen fortwährend erneuert, bis endlich die Flammen das Gerüst zerstört haben und die Leiche in die Glut stürzt. Derselbe Mann, der vorher auf dem Gerüst gestanden, tritt jetzt heran und holt aus der Leiche mittelst seines Speeres die Leber hervor; diese verteilt er an die anwesenden jungen Männer in kleinen Stückchen, zusammen mit etwas Ingwerwurzel. Nach dieser Zeremonie wird weiteres Feuerungsmaterial aufgeschüttet, bis die Leiche

vollends zu Asche verbrannt ist, und wenn die Glut erloschen, errichtet man über der Stätte ein einfaches Schutzdach.

Während des Verbrennens ertönt ein fortwährendes, ohrenbetäubendes Klagegeheul, angestimmt von allen Anwesenden. Nach der Einäscherung wird ein reichliches Festmahl verzehrt; dasjenige der Verwandten ist neben dem Scheiterhaufen hergerichtet, den Freunden und Bekannten des Verstorbenen ist in einiger Entfernung ein ebenso reichliches Mahl bereitet.

Nach einigen Wochen wird die Asche auf dem Verbrennungsorte mit dem Saft von Kokosnüssen vermischt, und mit dem Brei beschmieren sich die Leidtragenden vom Kopf bis zu den Füßen. Bei dieser Gelegenheit wird wieder ein Festmahl für alle Anwesenden veranstaltet. Vorderhand finden dadurch die Trauerfeierlichkeiten ein Ende, bis sie dann bei dem alljährlich wiederkehrenden „malangene“ ihren völligen Abschluß finden.

Die eigentliche Trauerzeit dauert von dem Todestage bis zu dem Tage, an welchem sich die Trauernden mit der Asche (karong) des Scheiterhaufens bestreichen. Während dieser Trauerperiode ist es den Männern nicht erlaubt, das Kopfhaar mit Kalkpulver oder Kalkbrei einzureiben.

Auf Neuhannover ist die Bestattungsweise ähnlich, ich habe jedoch leider niemals Gelegenheit gehabt, einer Beerdigung beizuwohnen. Gehen wir der östlichen Küste Neumecklenburgs entlang, dann ändern sich allmählich, je weiter wir nach Süden kommen, die Bestattungsgebräuche. Die Verbrennung wird beibehalten, aber die vorhergehenden Zeremonien sind verschieden. So wird an einigen Orten z. B. der Leichnam in einer Hütte aufgebahrt, in einem kleinen Kanoe sitzend; der ganze Körper wird mit einem Gemisch aus roter Ockererde und gebranntem Kalk bestreut, und die Hände der in sitzender Stellung aufgebahrten Leiche werden durch dünne, an den beiden Daumen angebundene Schnüre in die Höhe gezogen, so daß die in den Ellenbogen gekrümmten Arme mit aufgerichteten Händen wie in betender Haltung emporstehen. In dieser Stellung wird der Leichnam dann bestattet oder auf einem Scheiterhaufen verbrannt.

In einzelnen Gegenden herrscht die Sitte, daß man bei der Feuerbestattung eine Figur, welche den Verstorbenen repräsentieren soll, aufstellt. Die Figur ist in Lebensgröße und aus einer gewissen Liane ge-

flochten, oder richtiger, der aus Laub und Gras geformte Körper wird mit einem dichten Lianengeflecht umgeben. Das Gesicht wird durch eine Holzmaske dargestellt. Diese Figuren werden während der Trauerfeier auf einem Gerüst ausgestellt und in der Regel am Schluß der Feier mit dem Leichnam verbrannt.

In gewissen Distrikten im Rosselgebirge hat man eine ganz eigentümliche Bestattung oder richtiger Herrichtung der Leichen, die ich allerdings selber zu sehen niemals Gelegenheit hatte, die mir jedoch von einem der dort stationierten Methodistenmissionare mitgeteilt worden ist. Der Leichnam wird zunächst in sitzender Stellung ausgestellt, dann wird er nicht nur mit Korallenkalk eingerieben, sondern im eigentlichen Sinne des Wortes in Kalkpulver verpackt und das Ganze mit Blätter umschnürt. Diese Bündel werden dann in den Hütten auf dem Quergebälk unter dem Dache aufgestellt und aufbewahrt. Mein Gewährsmann, Herr Pierson, sagt mir, daß er solche Bündel gesehen, die nur wenige Tage alt waren, aber keinen Totengeruch verbreiteten; er hat sie zu mehreren in den Hütten der Eingeborenen gesehen, darunter einige, welche anscheinend schon eine ganze Reihe von Jahren aufbewahrt und daher mit einer dicken Staub- und Rußkruste überzogen waren.

Vielfach werden jedoch die Verstorbenen in der gewöhnlichen Weise beerdigt, obgleich in den Distrikten, wo diese Methode üblich ist, auch daneben die Versenkung der Leichen ins Meer vorkommt. Die Wahl der Bestattungsmethode ist jedoch nicht dem Belieben der Hinterlassenen anheimgestellt; aber es ist mir bisher nicht gelungen, über die Art und Weise der Regelung genaue Mitteilungen zu erlangen. Soviel ist gewiß, daß gewisse Leute ausschließlich nach ihrem Tode ins Meer versenkt werden, andere dagegen in der Erde begraben werden. Die erstgenannte Methode ist jedenfalls die vornehmere, da sie ein Privilegium der Häuptlinge zu sein scheint; es ist jedoch wahrscheinlich, daß auch die Totemgebräuche hier berücksichtigt werden, da die Kinder derjenigen Weiber, welche nach ihrem Tode beerdigt werden, gleichfalls auf dieselbe Weise bestattet werden, auch wenn der Ehemann und Vater ins Meer versenkt wird. Doch ist dies nicht eine unumstößliche Regel, denn auf Befragen erklärten Eingeborene, daß sie nach ihrem Tode wie ihre Väter bestattet würden. Wir haben es hier vielleicht, wie so oft, mit Gebräuchen zu tun, die aus anderen Gegenden eingeführt worden sind und bei den

eingewanderten Geschlechtern sich erhalten haben, während sie von der ursprünglichen Bevölkerung teils adoptiert und mit vorher bestehenden Gebräuchen verbunden oder durch dieselben modifiziert worden sind. Ein Zweifel über die Bestattungsmethode besteht nicht, und in den Dorfschaften rangierten sich auf meine Veranlassung diejenigen, welche ihr Grab im Meere, und diejenigen, welche es in der Erde finden sollten, ohne weiteres in zwei gesonderte Haufen.

Überall, wo ich Bestattungen der verschiedenen Arten zu beobachten Gelegenheit hatte, waren die Leichen mit Federbüschen und Schmucksachen geschmückt, und an manchen Orten wurden ihnen, wie auf der Gazellehalbinsel, Muschelgeld oder Waffen, Betelnüsse und Eßwaren mitgegeben.

* * *

Tanz und Gesang werden auf keiner Insel des Archipels so sehr gepflegt wie bei den Neumecklenburgern, wahrscheinlich weil die tägliche Arbeit ihnen für dies Vergnügen hinreichend freie Zeit übrigläßt. Nirgendwo sonst im Archipel finden wir eine solche Mannigfaltigkeit der Tänze mit so verschiedenen Figuren. Auch hier sind die Tänze mimische Darstellungen, und jede einzelne Bewegung ist genau erwogen und einstudiert, so daß eine Gruppe geübter Tänzer in der Präzision der Bewegungen es getrost mit einem europäischen Ballett aufnehmen kann. Die einzelnen Tänze eingehend zu beschreiben, würde eine zu weit führende Arbeit sein, es mag genügen, einige der hauptsächlichsten aufzuführen, die in verschiedene Gruppen geteilt werden können. Die mir zu Gesicht gekommenen Tanzaufführungen lassen sich einteilen in erotische Tänze, Kriegs- und Kampftänze, Tänze, welche pantomimische Darstellungen gewisser Ereignisse sind, und Tänze, die dem Totem oder dem Stammesemblem gewidmet sind. Diese Einteilung gilt jedoch nur für die Männertänze, die Weibertänze habe ich trotz aller Mühe nicht in ein bestimmtes System hineinbringen können.

Die erotischen Tänze sind sehr beliebt und werden hauptsächlich bei den zu Ehren der Verstorbenen stattfindenden Festlichkeiten aufgeführt. Die Tänzer tragen bei dieser Gelegenheit die an anderer Stelle (Abteilung VIII) erwähnten Tatanuamasken, welche den Träger unkenntlich machen. Außer der Maske trägt der Tänzer einen rings um den Leib gehenden Schurz aus Farnkräutern und anderem Laub, der vom Gürtel

bis zu den Knieen reicht. Bei der Aufführung bilden die Zuschauer einen Kreis, innerhalb dessen das Orchester Platz nimmt. Dies letztere besteht aus Holztrommeln und aus Brettern und Bambusstücken, die im Takt geschlagen werden. Unterstützt wird die Kapelle von einem Sängerchor, der sich möglichst viel Mühe gibt, die dröhnenden Trommeln zu überschreien. Zunächst spielt das Orchester eine Art von Ouvertüre. Dann sieht man von der Seite, gewöhnlich aus dem Gebüsch kommend, eine Anzahl der maskierten Tänzer hervortreten; langsamen und bedächtigen Schrittes nähern sie sich dem Tanzplatze, bald stehen bleibend, bald sich nach allen Seiten umblickend, bis sie sich endlich am vorher bestimmten Ort zu einer Gruppe vereinigen. Diese Gruppe führt nun unter Begleitung des Orchesters eine Anzahl gemessener Bewegungen aus, die man wohl kaum als Tanz bezeichnen darf, denn sie bestehen darin, daß die Maskierten einander langsam umkreisen, gleichsam als ob der eine auskundschaften wolle, wer der andere wohl sein könne. Dies dauert etwa zehn Minuten. Dann nähert sich plötzlich, ebenfalls aus dem Gebüsch hervortretend, eine einzelne Maske und bewegt sich nach der Gruppe hin, genau in der vorher beschriebenen Weise. Sowie die Masken diese neue Maske gewahren, geraten sie anscheinend in große Aufregung, trippeln ihr schnellen Schrittes entgegen, ziehen sich dann zurück, während die zuletzt gekommene Maske allmählich sich der Gruppe zugesellt. Es beginnt jetzt eine sehr komische Darstellung, welche die Annäherung des Mannes an die Frau schildert, denn es wird dem Zuschauer schnell klar, daß die zuletzt erschienene Maske ein weibliches Wesen, die ersten Masken jedoch Männer repräsentieren. Die Männer versuchen sich nun dem Weibe angenehm zu machen, wobei jeder einzelne sich bemüht, die anderen zu verdrängen. Vorderhand bleibt die Schöne jedoch anscheinend kalt gegen alle Liebesanträge, schiebt einen sich Anschmeichelnden derb zurück, kehrt einem anderen den Rücken oder gibt durch andere nicht zu verkennende Zeichen ihr Mißfallen kund. Doch endlich erklärt sie sich für besiegt und erkennt einen der Maskierten als ihren Liebhaber an. Dieser ist nun voller Freude, welche er durch allerhand Sprünge um die Geliebte herum ausdrückt. Die verschmähten Liebhaber ziehen sich nun nach einer Seite des Tanzplatzes zurück und überlassen den Platz den beiden Verliebten, die nun eine intimere Annäherung darstellen, nicht ohne anfängliches Sträuben der Schönen, die

jedoch schließlich dem Liebeswerben ihres Erwählten Gehör schenkt. Wenn nun auch, namentlich in der letzten Szene, die Darstellung es an derber Realistik nicht fehlen läßt, so kann man doch nicht sagen, daß der Tanz obszön ist. Das Komische und Groteske ist in der Vorführung zu sehr vorherrschend und wird noch mehr erhöht durch die geschnitzten und bemalten Tatauamasken mit ihren gefärbten Raupen, die an die altbayrischen Helme erinnern. Daß die Eingeborenen in der Aufführung nichts Anstößiges finden, brauche ich wohl nicht zu bemerken; alt und jung, Männer und Weiber, Jünglinge wie Mädchen blicken dem Treiben mit ruhiger Miene zu und zollen den Aufführenden zum Schluß durch laute Zurufe ihre Bewunderung.

Wenn nun der Eingeborene auch in den großen, öffentlichen Versammlungen eine gewisse Dezenz walten läßt, so gibt es daneben auch Tänze, bei denen er absolut keine Schranken kennt. Derartige Aufführungen finden dann aber auf eingefriedigten, dicht eingeschlossenen Plätzen statt, wo die Blicke der Neugierigen, denen solchen Tänzen beizuwohnen nicht erlaubt ist, nicht hineindringen können. Derartige Tänze eignen sich jedoch nicht für eine eingehende Beschreibung.

Die Kriegs- und Kampftänze werden aufgeführt mit derselben Musikbegleitung wie der vorher beschriebene Tanz. Die Tänzer selber besorgen das Singen. Sie stellen sich in einer Doppelreihe oder in mehreren Reihen auf, ein jeder hält in der Hand den gewöhnlichen Kampfspeer. Der ganze Körper ist vom Anfang bis zum Ende des Tanzes in unaufhörlicher Bewegung; die Beine und Füße machen trippelnde, schnelle Bewegungen oder biegen sich in den Kniegelenken, werden rechts und links, vorwärts wie rückwärts geworfen; die Arme schwingen die Speere, machen fingierte Speerstöße, die pantomimisch den Feind zu Boden strecken, worauf der Speer mit einem kräftigen Ruck wieder zurückgezogen wird; dabei wiegt und beugt sich der Oberkörper und der Kopf nach allen Richtungen, aber jede Bewegung ist so genau einstudiert, daß, wenn auch hundert Tänzer gleichzeitig auftreten, die verschiedenen komplizierten und schnell aufeinander folgenden Bewegungen von allen gleichzeitig ausgeführt werden. Die Touren oder Figuren dieser Tänze variieren nun in höchstem Grade, denn bald erfindet einer, bald der andere eine neue Figur, und wenn sie Gefallen erregt, wird sie von den Tänzern geübt und bei der nächsten Gelegenheit zum besten gegeben.

Ebenso mannigfaltig sind die pantomimischen Tänze, welche ein besonderes Ereignis darstellen. Sie unterscheiden sich nicht wesentlich von ähnlichen Aufführungen auf der Gazellehalbinsel, es sei denn, daß die Nord-Neumecklenburger dem ruhigeren und mehr verschlossenen Gazellebewohner an Humor bedeutend voraus sind und in ihren Tänzen die komischen Momente mehr betonen.

Äußerst charakteristisch sind die Tänze, die ich in Ermangelung einer besseren Bezeichnung Totemtänze genannt habe. Hier werden die Bewegungen desjenigen Tieres, welches einer bestimmten Gruppe als Stammesabzeichen dient, dargestellt. In Nord-Neumecklenburg sind es gewisse Vögel, die als Totemzeichen dienen. Die Aufführenden sind immer die Inhaber des betreffenden Totemzeichens. Hier zeigt sich nun, welch scharfer Beobachter der Eingeborene ist, wie sorgfältig er seinen Totemvogel und dessen Gewohnheiten kennt und nachzuahmen vermag. Als Beispiel will ich hier den Tanz der Nashornvogelleute anführen, deren Totem der Nashornvogel (Rhytidoceros plicatus Forst.) ist. Die Tänzer stellen sich zu je zweien nebeneinander in langer Reihe hintereinander auf. Ein jeder hält im Munde einen geschnitzten und bemalten Nashornvogelkopf; die Hände werden meistens auf dem Rücken gefaltet. Der Nashornvogel ist nun bekanntlich ein recht scheuer Patron, der in den höchsten Baumwipfeln die ihm zusagenden Früchte in aller Ruhe verzehrt, aber dabei seine Sicherheit nicht aus den Augen läßt und fortwährend den Kopf nach allen Richtungen bewegt, um sich zu vergewissern, daß kein Feind in der Nähe ist. Zeigt sich ein solcher, dann stößt er einen eigentümlichen Schrei aus und fliegt mit laut rauschendem Flügelschlag von dannen. Alles dies bringen nun die Tänzer in sehr realistischer Darstellung zur Aufführung. Die Köpfe neigen sich rechts und links, vorwärts und rückwärts; das eine Auge wird halb geschlossen, das andere äugt scharf nach einer bestimmten Richtung; jede Bewegung wird ohne Hast, in bedächtiger Ruhe ausgeführt, ganz wie es der Vogel im Leben tut. Zum Schluß wird dann der Schrei ausgestoßen und der rauschende Flügelschlag nachgeahmt.

In einem anderen derartigen Tanz wurde die Taube als Totemtier dargestellt und ihre Verfolgung durch die Schlange, d. h. durch den bösen, dem Totem feindlichen Geist. Die Tänzer stellten sich in zwei langen Reihen hintereinander auf; das vordere Paar repräsentierte zwei Tauben.

Zunächst wurde nun ein gemeinschaftlicher Tanz ausgeführt; dann übernahm allmählich das vordere Paar eine führende Rolle, tanzte einzeln oder zu zweien längs der Reihe der übrigen Tänzer bis zum hinteren Ende derselben, und von da an wieder nach vorne. Diese Bewegungen stellten das Hüpfen der Tauben von Ast zu Ast in den Baumkronen dar. Mittlerweile hatten nun die übrigen Tänzer eine eigentümliche Figur gebildet, welche die Schlange darstellte. Dies wurde folgendermaßen bewerkstelligt. Das hinterste Tänzerpaar trat ein wenig zurück, einer trat vor den anderen, der hintere bog das linke Bein etwas vor und das rechte Bein seitwärts, der zweite setzte sich dann auf das vorgebogene linke Bein des ersten, seinerseits beide Beine in dieselbe Stellung bringend; allmählich schlossen sich dann die übrigen Tänzer ganz in derselben Weise dem Paare an, so daß schließlich eine lange Reihe entstand, in welcher jeder auf dem vorgestreckten Oberschenkel des nächst hinteren Tänzers saß. Diese in ihrer Gesamtbewegung schwerfällige Reihe stellte die Schlange vor, welche versuchte, das Taubenpaar, das mittlerweile einen lebhaften Tanz aufführte, zu umkreisen; von Zeit zu Zeit, wenn diese Absicht bemerkt wurde, flogen die Tauben von dannen, d. h. die beiden Tänzer liefen voneinander fort und vereinigten sich dann wieder zu einem gemeinschaftlichen Tanz. Dies dauerte, bis die Tänzer, namentlich die Schlangendarsteller, völlig erschöpft waren, denn in der beschriebenen Stellung muß ein jeder seine Kräfte aufs höchste anspannen, um den gemeinsamen Bewegungen zu folgen, damit der Zusammenhang nicht unterbrochen wird. Man sieht diese Figur auch bei anderen Tanzaufführungen, und sie hat dann verschiedene Bedeutung; in einem Falle stellt sie Möwen dar, welche sich auf einem schwimmenden Baumstamm niederlassen. Die entsprechenden Bewegungen der Arme und des Kopfes sind in jedem Falle anders.

Die Weibertänze sind nun allerdings auch verschieden, jedoch kommen hier keine pantomimischen Aufführungen vor, sondern die Tänzerinnen sind bestrebt, durch streng abgemessene Bewegungen die Zierlichkeit und Grazie des weiblichen Körpers zum Ausdruck zu bringen. Die paarweise gebildete Tänzerinnenreihe stimmt einen Gesang im allerhöchsten Sopran an. Der Körper ist mit Schmuck, namentlich mit Blumen und bunten Blättern, geschmackvoll dekoriert, und in den Händen hält jede Tänzerin einen hübschen, bunten Blumenstrauß. Zierliche, manchmal

sehr komplizierte Bewegungen werden dann mit Händen und Füßen ausgeführt, und wenn ein solcher Tanz von einer Anzahl junger Mädchen aufgeführt wird, ist es in der Tat ein schöner Anblick. Die schlanken, braunen Gestalten, im Schmuck der Jugend, drehen sich gar zierlich in langsamen Bewegungen, machen kleine Schritte nach vorn oder nach rückwärts, treten dabei mit den Füßchen so sorgsam und leise auf, als ob sie auf Eiern daherschritten, wiegen sich in den Hüften, heben und senken Arme und Hände und werfen dann und wann ihre Blicke auf die Zuschauer, als ob sie sagen wollten: Siehst du wohl, wie schön ich bin? Jede Obszönität wird aufs strengste vermieden.

Daß diese Tänze eine langandauernde Übung erfordern, ist nach dem Gesagten begreiflich. In der Tat wird darauf auch viel Zeit verwendet, und Knaben wie Mädchen werden bereits im frühen Kindesalter von den Älteren unterrichtet. Gar stolz und befriedigt blicken die Mütter, wenn ihre kaum zweijährigen Töchter die Bewegungen der Tänzerinnen mit mehr oder weniger Geschick nachzuahmen suchen.

Die den Tanz begleitenden Gesänge werden teils von den Tanzenden selbst, teils von den Trommelmusikanten gesungen und sind eine fortwährende Repetition bestimmter Sätze, die anscheinend keine Verbindung mit dem Tanz haben und einem europäischen Zuhörer als Unsinn erscheinen. Was ich gelegentlich der Besprechung der Gesänge der Admiralitätsinsulaner (Abteilung IV) gesagt habe, gilt auch für diesen Teil des Archipels. So unsinnig die Gesänge auch einem Uneingeweihten klingen mögen, so verständlich sind sie den Eingeborenen. Sie drücken in knapper Form die Hauptmomente in bestimmten Schlagworten aus, wodurch den Zuhörern die volle Bedeutung der Lieder klar wird.

Ein Teil der Musikinstrumente ist im vorhergehenden bereits genannt worden. Die Trommel ist auch hier ein ausgehöhlter Baumstamm mit einem schmalen Schlitz als Schalloch; durch Stoßen der Seitenwand mit einem Stock wird der weithin hörbare Ton hervorgebracht. Die auf der Insel Neupommern so weit verbreitete sanduhrförmige Schlagtrommel war bis vor wenigen Jahren überall auf Neumecklenburg unbekannt. Neuerdings haben heimkehrende Insulaner, die in Neuguinea und auf der Gazellehalbinsel im Dienst der Ansiedler gestanden, das Instrument nach ihrer Heimat gebracht, und man findet es daher heute hier und dort. Wer mit der Ornamentierung und der

Form dieser Trommeln vertraut ist, kann ohne Schwierigkeit nachweisen, ob ein bestimmtes Exemplar aus der Gazellehalbinsel oder aus Kaiser-Wilhelms-Land importiert wurde. Eine Signalsprache wie auf der Gazellehalbinsel ist nur in Süd-Neumecklenburg vorhanden, im Norden und in Neuhannover nicht.

Sehr eigentümlich und für Nord-Neumecklenburg typisch ist das in Abbildung 43 dargestellte Instrument, das zu den Streichinstrumenten gerechnet werden muß, obgleich es mit den europäischen Instrumenten dieser Gattung nicht die entfernteste Ähnlichkeit aufweist. Es besteht aus einem Holzblock, 35 bis 45 Zentimeter lang, 20 bis 25 Zentimeter breit und 13 bis 17 Zentimeter dick. Die obere Seite ist zu drei durch einen engen Schlitz geteilten Zungen ausgearbeitet, von denen die beiden mittleren etwa 7 bis 10 Zentimeter im Geviert halten und leicht konvex sind. Beim Gebrauch hält der Eingeborene das Instrument zwischen den beiden Knieen und streicht dann mit beiden Handflächen, die erst leicht mit dem Harz des Brotfruchtbaumes eingerieben werden, über die konvexen Seiten der Holzzungen. Der dadurch entstehende Ton, oder richtiger die entstehenden drei Töne haben eine große Ähnlichkeit mit dem Geschrei eines Esels. Dieses eigentümliche Instrument wird von den Eingeborenen nunut genannt, und die Töne, die es von sich gibt, betrachten die Uneingeweihten als Geisterstimmen.

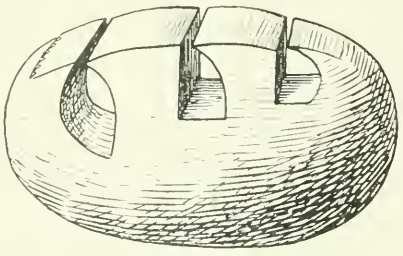


Abb. 43. **Musikinstrument aus Neumecklenburg.**

Ein sehr verbreitetes, namentlich jedoch in Nord-Neumecklenburg heimisches Instrument ist die Panflöte, zusammengesetzt aus fünf bis acht nebeneinander befestigten, allmählich kürzer werdenden Röhrchen von etwa 5 bis 6 Millimeter im Durchmesser. Das Instrument wird nicht bei den Tänzen gebraucht, es dient den Jungen wie den Älteren zur Betätigung ihres musikalischen Genies.

* * *

Die Waffen der Neumecklenburger sind von denen der übrigen Archipelbewohner nicht wesentlich verschieden und bestehen in Keulen,

Speeren und Schleudern nebst Schleudersteinen. Speer und Schleuder sind bei weitem am gangbarsten. Der Keule, als Nahwaffe, hat sich seit der Einführung des Eisens die Axt zugesellt, welche man als Kriegswaffe wie überall mit einem besonders langen Stiel versieht, ähnlich wie auf der Gazellehalbinsel. Das freie Stielende ist mehr oder weniger zu einem breiten, ornamentierten Blatt umgewandelt. Feuerwaffen sind sehr beliebt, jedoch ist die Verabreichung an Eingeborene seit Erklärung der deutschen Schutzherrschaft verboten. Sehr viele der früheren Überfälle und Ermordungen von Weißen waren durch das Bestreben veranlaßt, sich in den Besitz von Feuerwaffen zu setzen, teils um den Strafexpeditionen der Behörde besser gewaffnet entgegenzutreten, hauptsächlich jedoch um den weniger günstig gestellten Nachbarstämmen durch die vorzüglichere Waffe Vorteile abzuringen. Auf keiner der Inseln des Archipels sind so viele und erfolgreiche Überfälle gegen Weiße zu verzeichnen wie auf Neumecklenburg, und es hat zeitweilig große Anstrengungen gekostet, die Friedensstörer zur Ruhe zu bringen oder exemplarisch zu bestrafen. Heute ist dieser Zustand im Verschwinden; die Anlage von Polizeistationen und die Ausdehnung des Wegenetzes hat den früheren kriegerischen und räuberischen Geist gebrochen. Unbelästigt kann der weiße Besucher jetzt auf guten Wegen von Dorf zu Dorf wandern, freundlich begrüßt von alt und jung.

Die Keule ist von Neuhannover bis zum Kap George verbreitet. In Neuhannover sind namentlich zwei Formen vertreten, eine runde und eine flache Form; die Länge beträgt 80 bis 130 Zentimeter. Die runde Form hat am Schlagende etwa 4 Zentimeter Durchmesser, die flache Form ist am Schlagende etwa 7 Zentimeter breit, nach beiden Seiten zugeschärft. Beide Formen sind durch eingeritzte und eingekerbte Ornamente verziert, die den Verzierungen der Speere sehr ähnlich sind. Die Bedeutung der Ornamente werde ich bei der Besprechung der Speere näher erörtern. Die Neuhannoverkeulen haben sich bis nach Neumecklenburg verbreitet, und man findet sie gelegentlich südwärts bis zu der den Gardnerinseln gegenüberliegenden Küste. In der Südhälfte von Neumecklenburg treten ganz andere, den Keulen der Gazellehalbinsel ähnliche Formen auf. Die Formen Figur 1 und 5 auf der Tafel 8 finden wir z. B. bei Kap Strauch, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie von hier aus nach der Gazellehalbinsel eingeführt wurden; die Form

Figur 10 ist im Süden von Neumecklenburg vorherrschend und nachweisbar von dort nach der Gazellehalbinsel verpflanzt. In dem Rosselgebirge treffen wir ferner noch eine Keule, ähnlich der flachen Neuhannoverform, deren äußerstes Schlagende mit einem eigentümlichen Augenornament verziert ist. Dasselbe stellt nach Aussage älterer Leute das Gesicht eines Geistes dar, der im Kampf dem Schwinger der Waffe Kraft und Mut gibt. In den Dorfschaften landeinwärts von Kap Givri sind mir flache Keulen von eigentümlicher Form aufgefallen; dieselben hatten kein ausgeprägtes Schlagende, sondern beide Enden waren zu einem breiten, fächerähnlichen Blatt erweitert, und um sie in der Hand zu halten, mußte man das dünne Mittelstück, das etwa 4 Zentimeter im Durchmesser hielt, umfassen. Als Waffe war dies Gerät schwerlich zu gebrauchen, und nach den mir gemachten Angaben wird es bei Tänzen verwendet. Seit Jahren habe ich mich vergebens bemüht, derartige Geräte zu erlangen, sie scheinen jedoch heute, wie so manches andere, nicht mehr in Gebrauch zu sein. Keulen sind überhaupt wohl niemals viel verwendet worden, und in den europäischen Museen dürften heute mehr Exemplare zu finden sein als in ganz Neumecklenburg und Neuhannover.

Die Schleuder und der Schleuderstein werden heute noch überall auf der Südhälfte von Neumecklenburg verwendet und auch auf den davorliegenden Inseln. Sie haben jedoch in früheren Zeiten eine weit größere Verbreitung gehabt, denn in Gegenden nahe am Nordende von Neumecklenburg findet man beim Wegebau zahlreiche, sorgfältig bearbeitete Schleudersteine, abweichend in der Form von den Geschossen, die heute noch im Süden gebraucht werden. Dampier fand auf seiner Fahrt längs der Ostküste von Neumecklenburg die Schleuder in einer Gegend, wo sie heute nicht mehr vorhanden ist, und die er daher Slinger's Bay (Bucht der Schleuderer) nannte. Die gefundenen Schleudersteine sind durchschnittlich 5 Zentimeter lang und im dicksten Teil $2^1/_2$ Zentimeter im Durchmesser. Die Enden sind zugespitzt. Aus Mangel an Geröllsteinen von geeigneter Form hat man ein dichtes, fast kristallinisches Korallengestein zu Schleudersteinen verarbeitet; im Süden bieten die Bachläufe und der Strand genügendes, fertiges Material in Gestalt abgerundeter Steine, und man benutzt hier diese so, wie die Natur sie bietet, wie dies auch auf Neupommern der Fall ist. In Neuhannover scheint die Schleuder niemals Verwendung gefunden zu haben.

Von weit größerer Bedeutung ist jedoch sowohl auf Neuhannover wie auf Neumecklenburg der Speer. Von Neuhannover aus scheinen zwei verschiedene Speerformen sich nach dem Norden von Neumecklenburg verbreitet zu haben, sowie nach der Sandwichinsel. Beide Formen sind darin gleich, daß sie aus zwei besonderen Teilen bestehen, aus einem Bambusschaft und aus einem Speerblatt oder einer Speerspitze aus hartem Palmenholz, welche mit dem Schaft durch sorgfältige Umwicklung mit feiner, starker Faserschnur fest verschnürt ist. Die am weitesten verbreitete Form hat kreisrunden Querschnitt mit einer langen, allmählich nadelscharf zulaufenden Spitze; die zweite Form hat eine flache, lanzettlich verbreiterte Spitze, auf die in Neuhannover bei älteren Exemplaren häufig ein mit angeschnitzten Widerhaken und Ornamenten versehenes Zwischenstück zwischen Spitze und Schaft folgt. Diese Form hat häufig kein Schaftende aus Bambus und ist dann aus einem einzigen Stück Holz angefertigt. Die Vertiefungen in dem geschnitzten Ornament sowohl wie die Innenseiten der Widerhaken sind in der Regel mit roter Ockererde oder mit gebranntem Kalk ausgefüllt, so daß das dunkle Muster der Schnitzerei deutlich hervortritt. (Abb. 44.) Diese Speere gehören jetzt zu den größten Seltenheiten.

Abb. 44. **Ornamentierter Teil eines Speers aus Neuhannover.**

Auf den Schäften wird nun fast immer eine Ornamentierung angetroffen, die stets demselben Typus angehört. Herr Professor von Luschan hat in seinem Buche „Beiträge zur Völkerkunde" eine Anzahl von guten Abbildungen des abgerollten Ornamentes gegeben (Tafel 36 und 37) und ist der Meinung, daß es sich hier um Überreste einer stilisierten, menschlichen Figur handelt. Die Eingeborenen sind nun freilich anderer Meinung. Die allergrößte Anzahl derselben weiß allerdings nichts darüber

Abb. 45. Ornamentierung einer Keule aus Neumecklenburg.

zu sagen. Ihr ganzes Wissen beschränkt sich darauf: das gehört sich so! oder: das hat man immer so gemacht! Einige alte Neuhannovermänner haben mir jedoch verraten, daß die Figur eine Schlange vorstellt oder richtiger einen Geist in schlangenartiger Gestalt, eine Mitteilung, die den herumsitzenden jüngeren Leuten anscheinend ebenso unbekannt war wie mir. Die Schlange als böser Geist spielt nun auf Neuhannover eine große Rolle, ebenso wie auf Neumecklenburg, wo wir sie als Feind des Totemtieres auf den bekannten Schnitzwerken in verschiedener Weise abgebildet sehen. Dasselbe stilisierte Ornament finden wir nun auch, wie vorher bemerkt, auf den Keulen, hier wie bei den Speerschäften häufig in so wenig erkennbarer Form, daß kaum von einer Deutung die Rede sein kann. In meinem Besitz ist jedoch eine sehr alte, sorgfältig geschnitzte Keule mit flachem Schlagende, dessen eine Seite mit einer Figur in Flachrelief versehen ist, welche die Schlangenform ziemlich deutlich erkennen läßt. Die Vertiefungen sind mit gebranntem Kalk ausgefüllt, und das Ornament hebt sich, wie die Abbildung 45 zeigt, als dunkle Schnitzerei auf weißem Grunde deutlich ab. Auf den Keulen neueren Datums ist die Ornamentierung ebenso nachlässig ausgeführt wie auf den Speerschäften, jedoch ist fast immer ein Kopf zu erkennen, der in demselben Stil gezeichnet ist wie die Köpfe oder Gesichter auf den von Luschanschen Wiedergaben. In den letzten Jahren haben unternehmende Eingeborene sich darauf verlegt, Keulen für den Handel anzufertigen; diese sind daran kenntlich, daß sie von enormer Schwere und mit dreieckigen Kerbschnitten in verschiedener Anordnung ornamentiert sind, worin allerdings das alte ursprüngliche, stilisierte Ornament noch zu erkennen ist, wenn es auch durch die veränderte Technik einen völlig verschiedenen Charakter erhalten hat.

Weiter nach Süden zu finden wir einen anderen Speertyp, der wohl für diese Gegend als ursprüngliche Form gelten kann, bis der Neuhannoverspeer ihn teilweise verdrängte. Er ist selten über 130 Zenti-

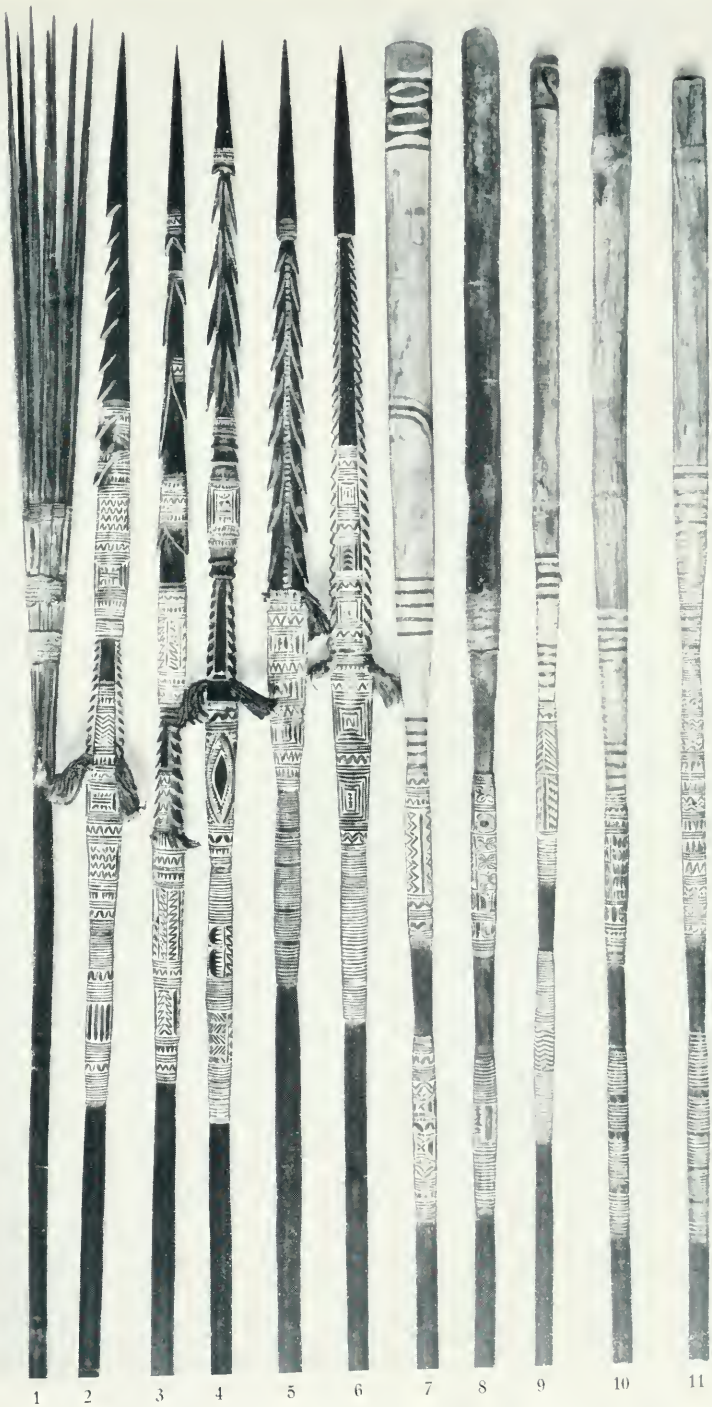
meter lang, am dickſten Teil etwa 1,2 Zentimeter im Durchmeſſer und aus einem Stück Holz gearbeitet. Die Spitze iſt etwa 30 Zentimeter lang und ſcharf angeſpitzt; unterhalb derſelben, um den dickſten Teil des Speeres liegt eine etwa 4 Zentimeter breite Umflechtung aus feinen Faſerſchnüren, in der Regel mit Kalk eingerieben. Der Schaft verjüngt ſich langſam bis zum Ende und iſt dort etwa 6 Millimeter dick, teilweiſe durch eingeſchnittene Kerben und Längsſtreifen geziert. Dieſer leichte Speer iſt in den Händen der Eingeborenen eine recht gefährliche Waffe; durch vielfache Übung iſt ein hoher Grad der Fertigkeit im Werfen erworben worden, und auf 40 Meter habe ich damit lebensgefährliche Wunden austeilen ſehen. Infolge der Leichtigkeit dieſes Speeres iſt es den Eingeborenen möglich, eine größere Anzahl derſelben mitzuführen, gewöhnlich ein Bündel von 10 bis 15, während von den vorgenannten ſchwereren Speeren nur zwei oder drei getragen werden, ſo daß der Krieger Gefahr läuft, nach kurzem Kampf waffenlos zu werden.

Noch weiter im Süden der Inſel, in dem der Gazellehalbinſel gegenüberliegenden Teil finden wir die Formen der letztgenannten Halbinſel wieder, entweder als langen Wurfſpeer mit kreisrundem Querſchnitt, langgezogener ſcharfer Spitze und nach hinten ſtark verjüngtem Schaftende, oder als kräftigeren Speer mit einem menſchlichen Oberarmknochen am hinteren Schaftende.

Die Steinaxt iſt jetzt vollſtändig verſchwunden, und es hält ſchwer, die Klingen zu erlangen. In Neumecklenburg finden wir Axtklingen ſowohl aus Tridacnaſchale wie aus verſchiedenen dunkeln, lavaähnlichen Steinarten. Die Form iſt faſt überall dieſelbe wie auf der Gazellehalbinſel, und Steinklingen beider Gegenden zu einer gemeinſchaftlichen Sammlung vereinigt, würden ſelbſt von dem beſten Kenner nicht nach ihrer Herkunft beſtimmt werden können. Ob die Befeſtigung am Axtſtiel eine verſchiedene geweſen iſt, kann ich nicht ſagen, denn eine geſchäftete Axt iſt mir trotz vielfacher Nachfrage noch niemals zu Geſicht gekommen. Es iſt mir von älteren Leuten bedeutet worden, daß die Klingen am kurzen Ende eines knieförmigen Holzſtieles teils mit dünnen Rotangſtreifen, teils mit Faſerſchnur befeſtigt wurden, alſo wohl ähnlich wie auf der Gazellehalbinſel. Das „Internationale Archiv für Ethnographie“ bringt in Band III Tafel 15 die Abbildung einer geſtielten Axt, angeblich aus Kapſu, etwa 20 Seemeilen ſüdöſtlich vom Nordende

Neumecklenburgs. Herr Professor Giglioli, der dieses Exemplar beschrieben hat und in dessen Besitz es sich befindet, glaubt diese Art als Zeremonialart bezeichnen zu müssen, weil der knieförmige Stiel mit den für Neumecklenburg charakteristischen Schnitzereien geziert ist, die zwei menschliche Köpfe und auf der Rückseite des einen Kopfes eine Eidechse darstellen. Ich habe dies Exemplar lange Zeit als eine Spielerei angesehen, denn ein für den Tauschhandel angefertigtes Exemplar konnte es nicht wohl sein, weil es zu einer Zeit erworben war, da derartige Sachen noch nicht in den Handel kamen; auch war, wie ich mich durch Augenschein überzeugen konnte, die Sorgfalt in der Ausführung der Schnitzerei zu groß, als daß man es als Dutzendware bezeichnen könnte. Aller erdenklichen Mühe und Nachfrage zum Trotz war es mir nicht möglich, in und um Kapsu etwas Näheres über diese Art zu erfahren. Erst viele Jahre später erfuhr ich zufällig in einem Dorfe auf der Küste, etwa der Gardnerinsel gegenüber, daß in früheren Zeiten derartig verzierte Ärte bestimmten Männern bei ihrer Beerdigung ins Grab gelegt wurden. Dieser Gebrauch ist anscheinend seit langer Zeit erloschen, denn jüngere Männer drängten sich heran, um die Abbildung zu besehen, und waren der Fragen ebenso voll wie ich selber. Der Vogel, der auf dem Kopfe der oberen Figur angebracht ist, stellt das Totemzeichen des Verstorbenen dar; die Eidechse auf der Rückseite des Kopfes ist eine Darstellung des bösen Geistes, der in dieser Gestalt dem Totem nachstellt, d. h. dem jeweiligen Totemträger, ein Motiv, das auf zahlreichen Schnitzereien Neumecklenburgs in den verschiedensten Formen wiederkehrt.

Die Steinärte Neuhannovers sind von denen Neumecklenburgs sehr verschieden. Sie bestehen aus einem dichten, sehr feinkörnigen basaltartigen Gestein und haben immer dieselbe Form, wenn auch verschiedene Größe. Ich habe in meiner Sammlung Klingen in allen Größen, von 7 Zentimeter Länge und $2^1/_2$ Zentimeter größtem Durchmesser bis zu 25 Zentimeter Länge und $4^1/_2$ Zentimeter Durchmesser. Die Form ist rund und das obere Ende konisch zugespitzt mit schwach konveren Seiten; die Schneide ist in dem unteren mehr keulenförmigen Ende durch Abschleifen eines Segmentes gebildet, und zwar ist der Schliff nach innen schwach konkav wie bei einem Hohlmeißel. Die ganze Klinge macht den Eindruck, als ob sie eine in Stein ausgeführte Nachahmung der mancherorts, z. B. auf Sankt Matthias, üblichen Terebramuschelärte



Tafel 19. Speere, Sankt Matthias und Emiran.

1 Fischspeer; 2 bis 6 Speerspitzen; 7 bis 11 Schaftenden.

sei. Der Axtstiel ist von der gewöhnlichen, knieförmigen Form, jedoch ist die Klinge nicht fest mit demselben verbunden, sondern steckt in einem Holzfutter, welches es ermöglicht, die Klinge zu drehen, so daß die Schneide nach Bedarf senkrecht oder wagrecht zum Stiel gestellt werden kann. Eine vollständige, gestielte Steinaxt möchte heute in Neuhannover ebenso schwer zu erlangen sein wie in Neumecklenburg; das eigentliche Steinalter ist hier in der verhältnismäßig kurzen Zeit von kaum 20 Jahren vollständig verschwunden und hat dem Eisen der Europäer weichen müssen.

Außer der Axt besitzt der Neumecklenburger nur wenig Gerät. Bei seinen Schnitzereien tritt erst die Axt in Gebrauch zum rohen Behauen des Holzblockes, dann werden mit scharf geschliffenen Muschelschalen die weiteren Arbeiten ausgeführt, und ein Pinsel aus Kokosfasern oder aus anderen Faserstoffen vollendet die manchmal sehr feinen und sorgfältigen Zeichnungen. Der scharfe Vorderzahn eines Beuteltieres wird hauptsächlich zum Schneiden dünner Schildpattplatten verwendet, wie solche vielfach als Schmuck gebraucht werden, und ein zugespitzter Knochen dient als Pfriem oder Bohrer. Zum Glätten der Holzschnitzereien dienen heute noch gewisse Korallenarten und die rauhe Haut des Haifisches.

* * *

Schmuck ist im ganzen bei den Neumecklenburgern weniger gebräuchlich als bei den anderen Archipelbewohnern. Die Bemalung des Körpers mit roter, weißer oder schwarzer Farbe ist bei Festlichkeiten üblich. Dagegen fehlt der Federschmuck fast gänzlich, nur im südlichen Neumecklenburg ist er hie und da gebräuchlich. Da der Kasuar und der Kakadu auf der Insel fehlen, so fällt der wirksame Schmuck aus den Federn dieser Vögel ganz aus. Die Eclectusarten und andere Papageien sowie einige Möwenarten liefern das ausschließliche Material. Auf die Haarfrisur verwendete man früher eine weit größere Sorgfalt als heutzutage. Auf den Tatanuamasken wird dieser frühere Schmuck noch nachgebildet, und auf der Abbildung, die Tasman in seinem Journal gibt, sehen wir, daß diese Frisur zu jener Zeit noch gebräuchlich war. Man hat angenommen, daß diese Raupenfrisur eine Nachahmung spanischer Helme sei, bedenkt dabei jedoch nicht, daß die ersten spanischen Seefahrer keine Raupenhelme trugen, sondern, wenn sie in den Kampf gingen, konische Stahl- oder Eisenblechkappen mit einem vorspringenden

Schirm und ebensolchem Nackenschutz. Heute ist diese Frisur bereits ganz verschwunden. Ein schwacher Rest könnte noch darin gefunden werden, daß sich die Jünglinge oberhalb der Stirn einen niedrigen Haarwulst wachsen lassen, während sie an beiden Seiten des Kopfes über den Ohren das Haar halbkreisartig abrasieren und die kahlen Flächen mit Kalk weiß einreiben. Auf den Bart verwenden die älteren Leute große Sorgfalt; derselbe besteht aus einem Schnurrbart und aus kurzen Bartkoteletten, die vom Ohr herab sich nach den Schnurrbartspitzen hinziehen; die Bärte werden nicht selten mit weißem Kalkbrei betupft. Dennoch sind Bärte nicht die Regel, neben bärtigen Männern sieht man ebenso viele bartlose Individuen. Vollbärte sind nicht häufig, man findet sie hie und da bei älteren Männern.

Ziernarben sind mehr oder weniger gebräuchlich und werden auf den Armen, Schultern und der Brust angebracht ohne besondere Regel in der Anordnung. Tätowieren ist nur im Distrikt Siara üblich, worüber ich noch berichten werde.

Halsbänder gab es früher in recht verschiedenen Anordnungen, heute sind auch sie von europäischen Glasperlen fast völlig verdrängt. Die Halsbänder bestanden im Süden namentlich aus Ketten von menschlichen Zähnen sowie aus Kuskuszähnen, die in mehreren Reihen um den Hals gewunden wurden. Einzelne Samenkerne wurden ebenso benützt. Halskrausen aus Farnkrautblättern, gewöhnlich mit aufgestreuter Ockererde braun gefärbt, werden heute noch bei Tanzfesten getragen. Ein Schmuck, der sich noch immer gehalten hat, wenn auch allmählich im Abnehmen begriffen, ist der Brustschmuck, kapkap genannt. Das kapkap besteht aus einer runden, weißen Scheibe von 3 bis 20 Zentimeter Durchmesser, die aus dem dicken Teil der Tridacnamuschel mit großer Mühe geschliffen wird und einer dünnen Alabasterplatte nicht unähnlich sieht. Auf diese Scheibe legt man eine dünne Schildpattplatte, die mit äußerster Sorgfalt mit einem Muster in durchbrochener Arbeit versehen ist. Die dunkle Schildpattschale mit ihrem zierlichen Muster hebt sich wirkungsvoll von der darunter liegenden weißen Fläche ab. Die beigegebene Abbildung 46 zeigt ältere Stücke, die noch vor der Einführung von Eisengeräten hergestellt sind, während sie heute mit den besseren Geräten bei weitem nicht so sorgfältig ausgeführt werden. Die Stücke Nr. 1 bis 7 stammen aus Neumecklenburg, wo namentlich auf den

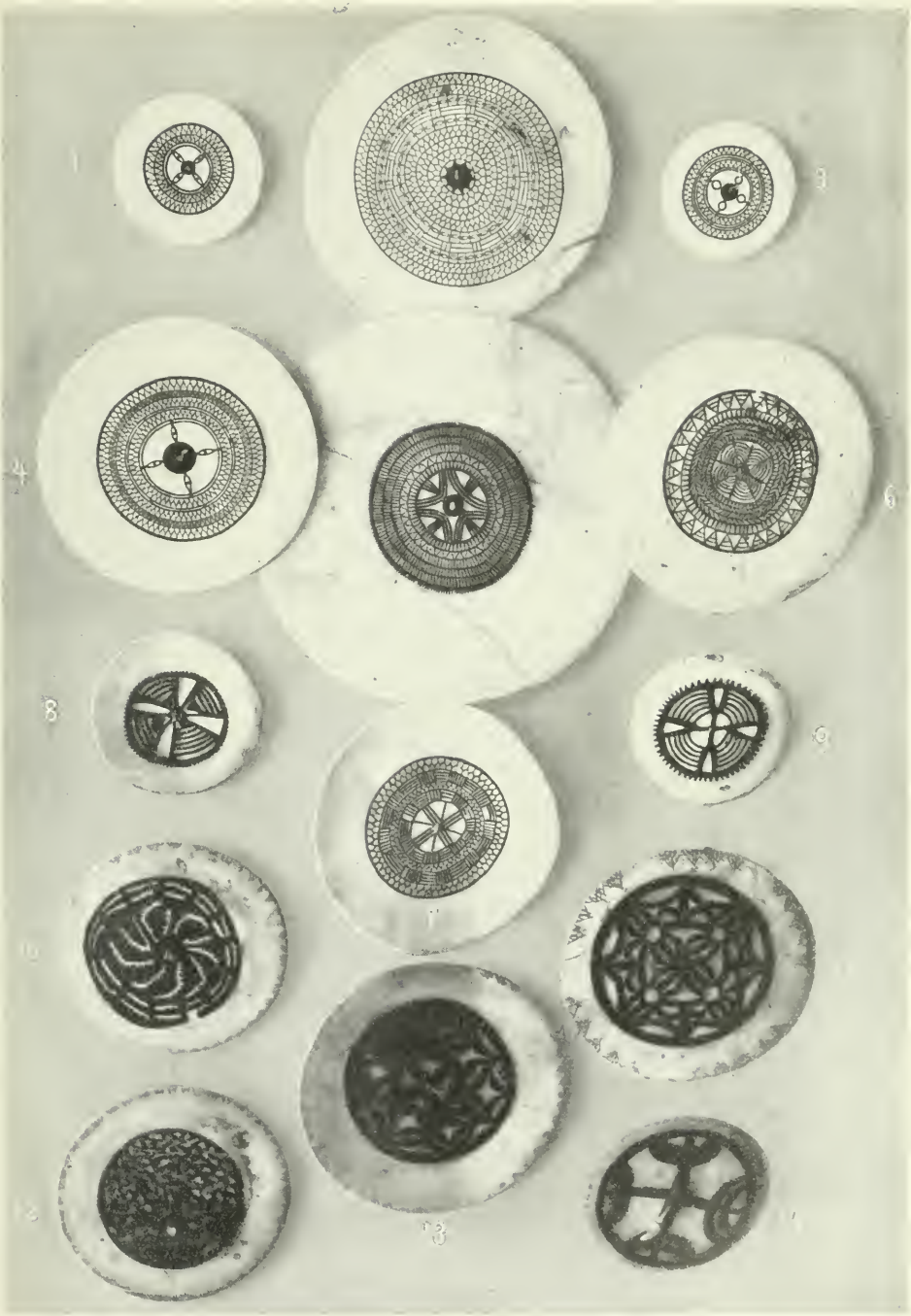


Abb. 46. **Brustschmuck (kapkap).**

1 bis 7 ältere Stücke aus Neumecklenburg; 8 bis 9 aus Neuhannover; 10 bis 14 aus den Admiralitätsinseln.

Inseln Gardner und Fischer die Arbeit besonders schön war, wie das Stück Nr. 2 bezeugt. Die Stücke 8 und 9 stammen aus Neuhannover und stehen in der Sorgfalt der Herstellung bedeutend hinter den Exemplaren aus Nord-Neumecklenburg zurück. Die Stücke 10 bis 14 stammen von den Admiralitätsinseln. Bei diesen ist die Schildpattplatte ebenfalls weniger kunstvoll bearbeitet, auch die Tridacnascheibe ist dicker und plumper und zeigt an den Rändern die charakteristische Schraffierung, die auf dieser Inselgruppe als Ornament häufig auftritt. Das kapkap, das an einer dünnen um den Hals gelegten Schnur befestigt ist, bedeckt, wenn es groß ist, die obere Brust und ist ein spezifischer Männerschmuck, obgleich auch Mädchen und Weiber kleinere Stücke tragen. Die großen Prachtstücke waren von jeher eine Seltenheit und sind heute nur noch in höchst seltenen Fällen zu finden. Die Herstellung so großer Scheiben erforderte außergewöhnlich große Tridacnaexemplare und eine erhebliche Mühe bei der Herstellung.

Auf der Südhälfte von Neumecklenburg, namentlich auf der Westküste, ist ein Kampfschmuck gebräuchlich, der näher beschrieben zu werden verdient, weil etwas Ähnliches, mit Ausnahme einiger Teile der Nordküste von Neupommern und den Französischen Inseln, im Archipel nicht existiert. In diesen Gegenden ist der Kampfschmuck aus Kaiser-Wilhelms-Land entlehnt und hat daneben auch den Zweck eines vor der Brust hängenden Schmuckstückes. In Neumecklenburg fällt dieser Nebenzweck fort, und man sieht den Schmuck, wenn man ihn überhaupt so nennen darf, nur bei den Eingeborenen, die auf einem Kriegszug begriffen sind. Der Schmuck besteht aus einem 8 bis 10 Zentimeter langen Stäbchen, von dessen Enden ein Büschel von braungefärbten, spiralig gewundenen, bandartigen Strähnen herunterhängt. Herr Professor Buchner in München hat diese Strähnen näher untersucht und fand, daß sie aus dem Gespinst einer besonderen Schmetterlingsart hergestellt sind. Die Verwendung ist folgende: Der Träger faßt das Stäbchen zwischen den Zähnen, so daß die beiden Büschel wie ein starrer Bart aus den Mundwinkeln herabhängen, wodurch er ein besonders wildes und furchterregendes Aussehen erhält. Dies ist, soweit ich habe erfahren können, auch der Zweck.

Armringe waren früher weit häufiger als jetzt; sie sind teilweise durch Nachbildungen aus Steingut, die in Deutschland und England

angefertigt werden, ersetzt worden. In Neuhannover und durch ganz Neumecklenburg sind die aus der Trochusschnecke ausgeschnittenen und sauber geglätteten Armringe sehr beliebt und wandern aus Süd-Neumecklenburg über Neulauenburg nach der Gazellehalbinsel. Der Name ist in Neuhannover mapa, in Neumecklenburg und auf der Gazellehalbinsel lai oder lalai. Der Ring ist so aus der Schnecke herausgeschnitten, daß die Scheidewand einer Umdrehung die beiden äußeren Wände verbindet, wodurch ein vorspringender Haken entsteht. (Abb. 47.) Die Ringe sind von 3 bis 5 Millimeter dick und breit und nach der Dicke des Armes von verschiedenem Durchmesser. Sie werden selten einzeln getragen, meistens mehrere übereinander, so daß sie eine breite Manschette bilden. Einige alte Sätze in meiner Sammlung bestehen aus zirka 50 einzelnen, genau aneinander passenden Ringen, die zusammen etwa 20 Zentimeter breit sind. Beim Tragen wird ein Ring nach dem anderen über den Ellenbogen gestülpt und die vorspringenden Haken genau übereinander geordnet; jeder Ring schließt sich exakt dem vorhergehenden an, und da sie mit ziemlicher Gewalt über die Muskeln des Oberarmes gestreift sind, so behalten sie ihre gegenseitige Lage, und die Einbiegung unter dem Haken läuft als lange Rille über den Armschmuck herab.

Abb. 47. **Armring aus Trochusschale.**

Im südlichen Neumecklenburg und im Rosselgebirge sind Armringe im Gebrauch, die eine andere Form haben. Sie sind 2 bis 3 Zentimeter breit und die Außenseite konvex geschliffen. Das Material ist Tridacnaschale. Sehr häufig sind diese Ringe niemals gewesen und ausschließlich ein Besitz der Häuptlinge. Geflochtene Armringe aus dünnen Schnüren, die in verschiedener Weise verknüpft werden, manchmal zu 1 Zentimeter breiten Bändern, manchmal zu Ringen von 5 bis 6 Zentimeter, sind noch immer im Gebrauch; sie sind fast immer mit roter Ockererde gefärbt.

Ich darf nicht vergessen zu erwähnen, daß die Durchbohrung des Nasenseptums sowie die Erweiterung des Ohrläppchens sowohl in Neuhannover wie in Neumecklenburg üblich ist, namentlich in der Nordhälfte. In das Loch des Nasenseptums steckt man einen 6 bis 8 Zentimeter langen, aus Tridacnaschale geschliffenen Stab, die Ohrläppchen werden durch eingeschobene Ringe aus aufgerollten Palmblättern

erweitert, welche leicht federn und das Loch daher langsam vergrößern. Der letztere Schmuck ist sowohl bei Männern wie bei Frauen üblich.

Der sonst übliche Schmuck bei den verschiedenen Festlichkeiten besteht aus Blumen, aus bunten und wohlriechenden Kräutern, womit Kopf, Hals, Rumpf und Gliedmaßen geschmückt werden; namentlich die brennend roten Hibiskusblüten sind, wie wohl bei allen Melanesiern, ein bevorzugter Schmuck, der sich von den dunkeln Haaren und der braunen Haut effektvoll abhebt.

* * *

Der Häuserbau darf für den größten Teil der Insel als ein höchst sorgfältiger bezeichnet werden. In Neuhannover ist die Hütte ein längliches Viereck, die Länge etwa zweimal so groß als die Breite. Auf den niedrigen Seitenwänden ruht ein sanft gebogenes Dachgerüst aus dünnen Stöcken, gedeckt mit den Blättern der Sagopalme oder der Kokosnuß. Die geraden Giebelenden sind mit Matten verkleidet, die sorgfältig geflochten verschiedene Rauten- und Zickzackmuster aufweisen. Der Eingang ist in der Regel in dem einen Giebelende. Teils um die Seitenwände gegen Angriffe von Speerwerfern zu schützen, teils auch um das nötige Brennmaterial stets zur Hand zu haben, stapelt man längs derselben unter dem überhängenden Dach gespaltenes und zerkleinertes Holz auf. Die Neuhannoverbauart erstreckt sich auf den nördlichsten Teil von Neumecklenburg, jedoch bereits mit Anklängen an das weiter südlich gebrauchte Haus, das in der Sorgfalt der Ausführung den Neuhannoverhäusern bedeutend voraus ist. In dem Papua-Album Band II ist auf Tafel 37 ein Haus aus Neuhannover abgebildet, auf Tafel 29, 31 und 35 sind die sorgfältiger gebauten Häuser Nord-Neumecklenburgs und der Fischerinsel dargestellt, die, wie der Augenschein lehrt, einem höheren Typus angehören. Sie sind geräumiger und haben auf der einen Längsseite eine vorspringende Veranda, unter welcher die Türöffnung, die hier stets in der Längswand angebracht ist, ins Innere führt. Beide Giebelenden sind durch angelehnte Dächer verlängert und enthalten die Schlafräume. Die Seitenwände sind höher und erlauben einem Erwachsenen das Eintreten, ohne sich besonders zu bücken, das ganze Gebäude ist überhaupt höher und geräumiger. In dem Inneren aller dieser Häuser ist der Herd, auf dem die Nahrungsmittel bereitet werden. Er besteht aus einer kreisrunden, etwa 1 Meter im Durch-

messer haltenden flachen Grube, in der die Kochsteine liegen, d. h. faustgroße Steinbruchstücke, die zunächst glühend gemacht werden und auf die dann die gar zu machenden Speisen gelegt werden. Andere heiße Steine kommen auf die Speisen, und das Ganze wird dann mit einer dicken Blätterschicht bedeckt, die erst wieder entfernt wird, wenn die Speisen gar sind. Neuerdings beginnen separate Kochhäuser sich einzubürgern, ein Gebrauch, den heimkehrende Insulaner aus der Fremde mitbrachten.

Weiter im Süden wird der Häuserbau primitiver. Auf der Ostküste sind die Wohnhütten noch recht sorgfältig gebaut, auf der Westküste sind sie dagegen zum Teil große, bienenkorbartige Dächer mit einer niedrigen Türöffnung, durch welche man nur kriechend hindurchschlüpfen kann. An manchen Orten wird innerhalb der Hütte der Boden etwa 1 Meter tief ausgehoben, und der Aufenthalt in diesen halb unterirdischen Höhlen ist alles andere als angenehm.

Im ganzen Süd-Neumecklenburg sind die Wohnhäuser von Steinwällen umgeben, wahrscheinlich weil man hier überall eine intensive Schweinezucht treibt und es als notwendig erkannt hat, die Häuser vor den Besuchen der Rüsseltiere zu schützen. Die Eingeborenen sind nämlich in bezug auf Reinlichkeit ihrer Wohnräume sehr anspruchsvoll, und der Boden ist immer sauber gefegt oder, wo das Material vorhanden ist, mit einer dicken Schicht weißen Seesandes bedeckt.

Hausgerät beschwert den Eingeborenen hier ebensowenig wie im übrigen Archipel. Die geringen Habseligkeiten, Speere und Fischgerät liegen auf den Querhölzern des Daches oder hängen von ihnen herab. Eßwaren, in Palmkörben verpackt, stehen übereinander in den Ecken oder hängen, wenn sie den Angriffen der Ratten ausgesetzt sein sollten, auf Holzhaken unter dem Dache. Die Schlafstätte ist äußerst einfach und besteht aus einigen Kokosmatten auf der bloßen Erde oder aus einer niedrigen Pritsche, bestehend aus fünf bis sechs nebeneinander gelegten Blattstielen der Sago- oder der Kokospalme, manchmal auch aus armdicken Rundhölzern ohne weitere Bearbeitung. Auf diesen schmalen Bänken, die selten mehr als 30 bis 40 Zentimeter breit sind, schläft der Eingeborene einen festen und ruhigen Schlaf; ein Europäer würde sicherlich bei der geringsten Bewegung hinunterstürzen. Doch der Neumecklenburger, wie alle übrigen Archipelbewohner, erfreut sich durchweg, auch im Alter, eines gesunden Schlafes. Es gehört in der Regel ein

ſtarker Aufwand an Mitteln dazu, ihn zu erwecken; kräftiges Schütteln, unſanfte Stöße haben erſt nach einiger Zeit den gewünſchten Erfolg, und dann dauert es noch eine geraume Zeit, ehe er ſeine fünf Sinne beiſammen hat. Es verdient allerdings daneben erwähnt zu werden, daß der Eingeborene zeitweilig lange Zeit ohne Schlaf auskommen kann. Auf den Pflanzungen kann man beobachten, wie die Leute, nachdem ſie am Tage recht anſtrengend gearbeitet haben, während der mondhellen Nächte bis ſpät nach Mitternacht tanzen und ſingen oder bei geeignetem Wetter auf den Nachtfiſchfang gehen, um erſt gegen Morgen ein paar Stunden zu ſchlafen. Dies können ſie tagelang fortſetzen, ohne daß eine beſondere Erſchöpfung ſich bemerkbar macht.

Auch auf den Bau ihrer Fahrzeuge verwenden die Küſtenbewohner eine große Sorgfalt. Auf Neuhannover und im äußerſten Norden von Neumecklenburg iſt ein Typ gebräuchlich, der von den weiter ſüdlich verwendeten Booten verſchieden iſt. Das Kanoe beſteht aus einem langen ausgehöhlten Baumſtamm, innen wie außen ſorgfältig geglättet und mit einem langen Vorder- wie Hinterſteven. Der Vorderſteven iſt mit einem ſtiliſierten Kopf geſchmückt, der Hinterſteven mit einer hakenartigen Figur. Dieſer Einbaum hat keine Bordaufſätze; von Bordwand zu Bordwand und über die eine derſelben hervorragend gehen die zwei bis drei Ausleger, an denen der Schwimmer mittelſt knieförmiger Stützen, die mit ihm durch Verſchnürung verbunden ſind, befeſtigt iſt. Dieſe Kanoes ſind von verſchiedener Größe und faſſen zwei bis fünfzehn Inſaſſen. Sie werden durch Schaufelruder ſchnell fortbewegt; neuerdings hat man jedoch auch Segel eingeführt, und in der Umgegend von Nuſahafen ſieht man Fahrzeuge mit einem und mit zwei Maſten. Hier hat ſich in den letzten Jahren ein richtiger Segelſport ausgebildet, und es iſt ein Vergnügen, die leichten Fahrzeuge bei guter Briſe unter dem Druck der großen, aber leichten Kalikoſegel über die Waſſerfläche im eigentlichen Sinne des Wortes dahinfliegen zu ſehen, geführt von einem Steuermann mit einem Genoſſen, der die Segel bedient.

Weiter ſüdlich, ſowie auch auf Gardner- und Fiſcherinſel nimmt das Fahrzeug eine andere Form an. Der untere Teil desſelben iſt aus einem Baumſtamm hergeſtellt; auf beiden Borden iſt jedoch eine Planke von der Länge des Fahrzeuges feſtgenäht, ſo daß die Seitenwände höher

werden und das Kanoe, das in diesen Gegenden stets auf hoher See Verwendung findet, von den Wellen nicht so leicht vollgeschlagen werden kann. Ausleger und Schwimmer sind im ganzen ebenso befestigt wie bei dem vorher genannten Fahrzeug. Ganz verschieden sind jedoch die beiden Steven, an denen ein Schnitzwerk, das außerdem noch mit Farben bunt bemalt wird, angebracht ist. Diese beiden Schnitzereien sind Bildnisse von Schutzgeistern, die gegen böse Meeresgeister, namentlich gegen den Haifisch, schützen sollen, dem man überall in dieser Gegend eifrig nachstellt. Auf der mehrerwähnten Zeichnung in Tasmans Journal ist diese Figur ebenfalls angegeben, jedoch hat der Zeichner die Schnitzerei ziemlich frei wiedergegeben.

In Süd-Neumecklenburg treffen wir abermals den einfachen Einbaum an mit Ausleger und Schwimmer, daneben aber auch das große Reisefahrzeug ohne Ausleger, das den Bukafahrzeugen nachgebildet und über Sankt John nach der gegenüberliegenden Küste der Hauptinsel und von da nach der Westküste und gar nach Neulauenburg verpflanzt worden ist. Dies Fahrzeug ist bereits bei anderer Gelegenheit beschrieben worden, und ich brauche daher hier keine neue Beschreibung zu geben.

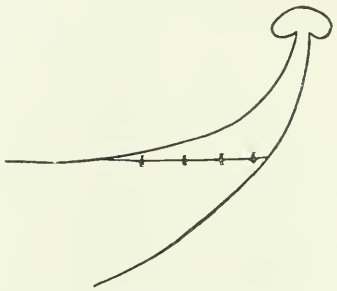


Abb. 48. **Bootsschnabel aus Süd-Neumecklenburg.**

Der Einbaum an und für sich ist von dem der Gazellehalbinsel nur darin verschieden, daß der vorn wie hinten aufgesetzte Schnabel ein flaches, nierenförmiges Blatt trägt, in der Regel rot angemalt. (Abb. 48.) Da die Gegenden der Gazellehalbinsel am Sankt-Georgs-Kanal, südlich von Kap Gazelle, mit der gegenüberliegenden Küste von Neumecklenburg in freundschaftlichem Verkehr stehen, so sieht man auch wohl gelegentlich derartige Kanoeschnäbel in den dortigen Stranddörfern.

Der Fischfang wird in Neumecklenburg teils mit Hilfe des Speeres, teils mit der Angel und teils mittelst Senknetzen von verschiedener Größe ausgeübt. Alle diese Methoden unterscheiden sich nicht wesentlich von denen der übrigen Archipelbewohner.

Charakteristisch für die nördliche Hälfte Neumecklenburgs ist der dort betriebene Haifischfang mittelst eines eigentümlichen Apparates,

den wir sonst nirgendwo im Archipel antreffen und der meines Wissens auch aus keiner anderen Gegend bekannt ist. Der Apparat (Abb. 49) besteht aus zwei getrennten Hauptteilen, die miteinander gleichzeitig Verwendung finden. Der eigentliche Fangapparat besteht aus einem hölzernen Schwimmer, etwa 125 Zentimeter lang; derselbe ist aus leichtem Holz geschnitzt und besteht aus einem runden oder viereckigen Mittelstück, etwa 15 Zentimeter im Durchmesser oder Geviert mit einem durchgehenden, runden Loch von etwa 5 bis 6 Zentimeter Weite. Von diesem Mittelstück gehen lanzettförmig geschnittene Flügel nach beiden Seiten, größte Breite etwa 15 Zentimeter. Diese Flügel sind leicht nach oben gebogen und manchmal ein wenig schrägstehend zur Längsachse, so daß sie die Stellung schwach geneigter Flügel einer Schiffsschraube einnehmen. Durch das Mittelloch ist eine lange, etwa fingerdicke Schleife aus Rotanggeflecht gezogen, und ein Knoten an dem einen Ende verhindert, daß die Schleife durch das Loch hindurchschlüpfen kann. Der Nebenapparat besteht aus einem Reifen aus Rotang, auf dem bis zwölf halbe Kokosschalen, in der Mitte durchlöchert, aufgereiht sind. Das Ganze wird nun folgendermaßen verwendet. Die Fischer begeben sich mit den Apparaten in ihren Fahrzeugen auf See, manchmal mehrere Kilometer weit hinaus. Hier lassen sie das Fahrzeug

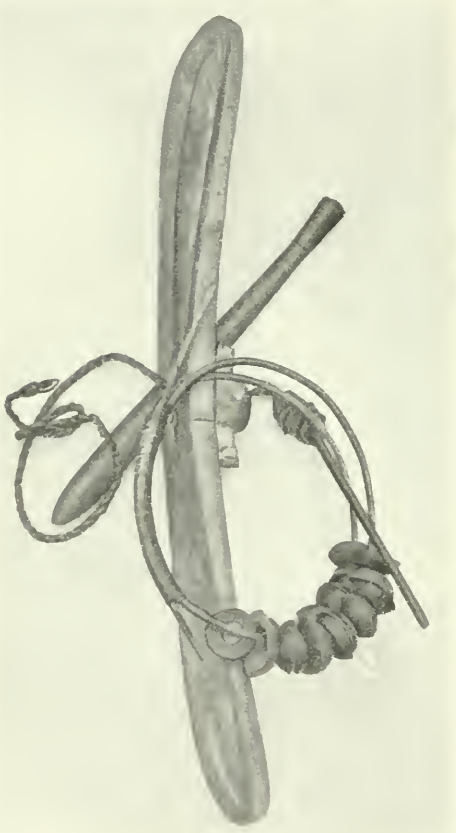


Abb. 49. **Apparat zum Haifischfang.** Neumecklenburg.
1 Schwimmer, 2 Nassel, 3 Schlinge, 4 Keule.

treiben, und einer der Insassen bewegt nun den Reifen mit den Kokosschalen am Bordrande des Fahrzeuges hin und her, wodurch ein klapperndes Geräusch entsteht. Dies Geräusch lockt die Haifische herbei, und das Gehör der Tiere muß ein ganz außerordentlich scharfes sein, denn obgleich vorher kein einziger Hai zu bemerken war, dauert es nicht gar lange, bis dieselben sich dem Klappergeräusch nähern. Ist ein Hai in Sicht, so macht der Eingeborene seinen Fangapparat bereit, indem er das bisher lose herabhängende Ende des Rotangseiles durch das Loch in der Mitte steckt, so daß unter dem Apparat eine Schlinge entsteht. Der Hai, nachdem er mehrmals das Fahrzeug umkreist, nähert sich jetzt der Klapper dicht an der Oberfläche des Wassers, und der Eingeborene dirigiert nun seinen Apparat so geschickt, daß das Raubtier mit dem Kopf durch die Schlinge geht; in dem Moment, wo etwa ein Drittel des Haies durch die Schlinge gegangen, wird diese durch einen kräftigen Ruck zugezogen und befestigt. Der Hai kann nun nicht entkommen, und es ist den Fischern leicht, ihn durch einen Speerstoß zu verwunden, an sich heranzuziehen und ihm durch Knüppelschläge und Speerwunden vollends den Garaus zu machen.

Obgleich Kapitän Keppel in der Beschreibung seiner Reise mit dem Kriegsschiffe „Mäander", Band II, Seite 205, bereits Mitte des vorigen Jahrhunderts diese Art des Haifischfanges ziemlich korrekt geschildert hat, so ist doch bis in die allerjüngste Zeit die Glaubwürdigkeit seines Berichtes bezweifelt worden. Die Veranlassung ist wahrscheinlich die, daß man sich nicht denken kann, daß ein so gewaltiges Raubtier wie der Hai sich so leicht überlisten läßt. Wer jedoch dem Haifischfang in einer oder der anderen Form persönlich beigewohnt hat, wird zugeben, daß der gefräßige Raubritter des Meeres stets sehr geringe Geistesgaben verrät und in der Regel eine leichte Beute wird.

Das Tagebuch Tasmans enthält eine Zeichnung, welche uns zeigt, daß zu der Zeit seiner Reise der Haifischfang in Neumecklenburg genau so wie heute gebräuchlich war. Die Zeichnung stellt ein Kanoe dar mit drei Insassen. Von Bord zu Bord liegen mehrere Haifischfallen, deren Bedeutung als solche aber Tasman nicht begriffen hat, und die er auch nicht in seinem Tagebuch erwähnt. Die Fallen scheint man als eigentümlich geformte Sitze angesehen zu haben.

Die Fischhaken sind jetzt überall durch europäische eiserne Angelhaken verschiedener Größe verdrängt. In früheren Jahren konnte man

die ursprünglichen Geräte in Gebrauch sehen. In Nord-Neumecklenburg war die Form derjenigen von den mikronesischen Inseln nahe verwandt. Das Material war Schildpatt, die Form des Hakens fast kreisrund, und das spitze Ende war mit einem nach außen stehenden Widerhaken versehen. Im Süden Neumecklenburgs war die Form eine andere, ich möchte sagen, primitivere. Hier bestand der Haken aus einem 4 bis 10 Zentimeter langen, etwa 3 bis 8 Millimeter breiten Blättchen aus Schildpatt; das eine Ende war zugespitzt und umgebogen, einen 1 bis 3 Zentimeter langen Haken bildend; am anderen Ende war eine kleine Einkerbung, welche zur besseren Befestigung der Angel an der Angelschnur diente.

Hie und da auf der Ostküste von Neumecklenburg wie auf den vorliegenden Inseln trifft man gelegentlich auch den bekannten polynesischen Fischhaken, bestehend aus einem länglichen Stück Muschelschale mit dem aufgesetzten spitzen Schildpatthaken.

Fischreusen findet man in diesen Gegenden nicht, wohl weil der Meeresboden fast überall sich zu so bedeutenden Tiefen senkt, daß die Reusenfischerei dadurch unmöglich gemacht wird. Um in dem seichten Uferwasser und auf den eben unter Wasser stehenden Riffen kleinere Fische zu fangen, baut man aus Korallensteinen kleinere oder größere Umfriedigungen, in welche die Fische bei Hochwasser hineingeraten, um dann bei eingetretenem niedrigen Wasserstand, der die Umzäunungen teilweise trocken legt, eine leichte Beute zu werden. Für den Fang ganz kleiner Fische konstruiert man an einzelnen Stellen der Ostküste einen ganz eigentümlichen Apparat. Aus Kokosblättern werden lange konische Körbchen geflochten, am offenen Ende etwa 8 bis 10 Zentimeter weit und 75 bis 100 Zentimeter lang. Diese Körbchen werden nebeneinander auf einem doppelkreuzartigen Gestell befestigt, in der Regel 15 bis 20, dermaßen daß die Öffnungen alle nach einer Seite gerichtet sind. Der Fangapparat wird nun in seichtem Wasser von dem Fischer vor sich hingeschoben, und die kleinen Fische geraten in die verschiedenen konischen Körbchen.

Haifische, Delphine und Schildkröten sind überall sehr beliebt und werden dem Fänger mit verhältnismäßig hohen Preisen bezahlt. An Polynesien erinnert die Sitte, daß auf Tabar und Lihir wie auf der gegenüberliegenden Küste der Hauptinsel das Fleisch der Schildkröte den Häuptlingen vorbehalten ist.

* * *

Von Neuhannover im Norden bis zum äußersten Südende von Neumecklenburg sind verschiedene Geldsorten im Gebrauch, die von den Eingeborenen selber fertig gestellt werden. Es ist nicht ganz leicht, den Ursprung der verschiedenen Geldsorten nachzuweisen. Einige derselben haben eine lokale Verwendung, und man findet sie dann selten über die Grenzen des Distriktes hinaus, innerhalb deren sie kursieren; in diesem Falle ist es leicht, ihren wirklichen Ursprung nachzuweisen. In vielen Fällen jedoch kursieren verschiedene Geldsorten nebeneinander und haben auf verschiedenen Plätzen einen verschiedenen Wert, doch meist so, daß sie um so mehr im Wert steigen, je weiter sie sich von ihrer ursprünglichen Heimat entfernen. Es wird dann recht schwer, die Herkunft zu ermitteln, da diese den meisten Eingeborenen nicht genau bekannt ist, und nur durch Zufall findet man den Herstellungsort, der manchmal nur wenige Dorfschaften umfaßt.

Hoch geschätzt wird in Neuhannover und fast auf der ganzen Nordhälfte von Neumecklenburg das auf einigen der kleinen Inseln von Neuhannover hergestellte Geld, das den Namen tapsoka führt. Es besteht aus kleinen, $3^1/_2$ bis 4 Millimeter im Durchmesser und etwa $^1/_2$ bis $^3/_4$ Millimeter dicken rosenroten und weißen Muschelplättchen, gewöhnlich so aufgereiht, daß nach einer Anzahl roter Plättchen eine Anzahl weißer Plättchen folgt. Diese aufgereihten Plättchen werden in Schnüren von etwa 75 Zentimeter Länge in den Verkehr gebracht, deren Preis nach unserer Geldwährung etwa 5 bis 7 Mark beträgt. Das Material, woraus die Plättchen hergestellt werden, holt sich der Eingeborene auf dem Korallenriff. Für die roten Plättchen liefert eine Patellaart das Material, für die weißen Plättchen werden verschiedene weißschalige Bivalven benutzt. Der hohe Wert des tapsoka wird durch die roten Plättchen bedingt, deren Herstellungsmaterial nur eine begrenzte Verbreitung hat. Die einzelnen Plättchen werden erst mit einem Steinchen roh behauen und dann durchbohrt. Der sonst in Melanesien so weit verbreitete Drillbohrer findet dabei keine Verwendung, sondern eine Vorrichtung, in der man wohl zweifellos die Urform des Drillbohrers erblicken darf, nämlich ein etwa 60 Zentimeter langer, sehr feiner und dünner Holzstab von der Dicke einer Kokosblattrippe, am unteren Ende etwa 2 Millimeter dick und allmählich in eine nadelscharfe Spitze auslaufend; am dicken Ende ist mit feinen Bastfäden ein

spitzer Quarzsplitter befestigt. Beim Bohren setzt man die Spitze des Splitters auf das zu durchbohrende Plättchen und dreht den Stab quirlend hin und her zwischen beiden Handflächen. Nach der Durchlöcherung werden die Plättchen sauber abgeschliffen, so daß sie völlig flach und rund erscheinen.

Weiter nach Süden findet man andere Geldsorten verbreitet, die darin mit dem tapsoka übereinstimmen, daß sie zum größten Teil aus Muschelplättchen hergestellt sind, jedoch aus anderen Muschelarten, wodurch das verschiedene Aussehen und der verschiedene Wert bedingt wird. Die Bezeichnungen der Geldarten sind in den Distrikten, innerhalb welcher sie kursieren, größtenteils verschieden. Es gibt nun, wie gesagt, sehr viele Arten solcher Geldschnüre. Einige bestehen aus kleinen etwa 2 Millimeter breiten roten Plättchen, einige aus ebensolchen weißen Plättchen; andere bestehen aus abwechselnd roten und schwarzen aufgereihten Scheibchen, wieder andere aus hellbraunen und rötlichbraunen, aus rosenroten oder aus schwach violetten Plättchen. Alle haben jedoch teils infolge ihrer Form, teils infolge ihrer Farbe, teils auch infolge der Anordnung und Aufreihung der Plättchen einen verschiedenen Wert und eine andere Bezeichnung. Zu den zusammengesetzten Geldsorten gehört vor allen das sogenannte birok aus dem Distrikt Laur; es besteht aus langen Muschelschnüren, die, von einem Mittel- oder Zentralstück ausgehend, viele Meter lang nebeneinander hängen und am Ende mit Schweineschwänzen verziert werden. Sie werden namentlich als Tauschmittel für große Schweine verwendet, die eine so hervorragende Rolle bei allen Festlichkeiten spielen. Aneinander gereihte Geldschnüre werden in vielen Fällen als Leibgürtel verwendet und sind dann gewissermaßen Prunk- oder Renommierstücke.

* * *

Eine eigene Abteilung bildet in Süd-Neumecklenburg der Distrikt Siara auf der Ostküste mit den Inselgruppen Sankt John und Caensinseln. Die Siaraleute nennen die Caensinseln Tánga und Sankt John Aneri, welch letzterer Name auch den Bewohnern der Gruppe bekannt ist, obgleich die beiden Inseln der Gruppe dort Ambitlé (die größere) und Bábase genannt werden. Die Tángaleute nennen Sankt John Finni und Siara Baraff. Die Nissangruppe wird von

den Sankt-John-Eingeborenen Mussón genannt, und die Bewohner von Nissan bezeichnen Sankt John als Wuneram.

Die drei Distrikte verkehren friedlich miteinander, d. h. sie unterhalten Handelsbeziehungen, und während der Dauer dieser Unternehmungen herrscht gewöhnlich Friede.

Aneri kauft von Nissan Schweine und auch Bogen und Pfeile, diese jedoch mehr als Spielerei, da sie niemals allgemein als Kriegswaffe adoptiert worden sind. Als Zahlungsmittel dient eine aus Siara bezogene Art Muschelgeld, welche kémetas genannt wird. Es sind kleine, etwa 2 Millimeter im Durchmesser haltende Muschelscheibchen, die, wenn sie von roter Farbe sind, kémetas kanontang, wenn sie bräunlich sind, kémetas mamang genannt werden; die erste Sorte ist die wertvollere. In Sankt John selber ist ferner ein braunrotes Muschelgeld gangbar, aus Siara eingetauscht und lolot genannt; in Siara, wo es angefertigt wird, nennt man es jaben.

Tánga kauft in Aneri oder Finni Schweine und rote Ockererde und zahlt dafür Armringe, welche als Zahlmittel insgesamt mit dem Gemeinnamen angfat bezeichnet werden. Es gibt zwei verschiedene Sorten von angfat, nämlich anoa ranguk, Armringe, welche auf der Außenseite mehrere parallele, ringsumlaufende flache Rillen haben, und tintol mit einer einzigen tief eingeschnittenen Kerbe auf der Außenseite.

Die anoa ranguk werden nun nach ihrer Breite und nach der mehr oder weniger sorgfältigen Herstellung der äußeren Rillen verschieden benannt und haben einen verschiedenen Wert.

Die schmalen Ringe mit flachen, parallelen Einkerbungen nennt man kisina witi, breitere Ringe mit derselben Art Einkerbung heißen langkaukau, dieselbe Sorte mit tieferen Rillen nennt man aramat, noch breitere mit tiefen Einkerbungen heißen anmalmal, und die ganz breiten und wertvollsten nennt man angfat na liman merivel. Die weniger wertvollen kisina witi sind etwa 15 Millimeter breit, die ganz breiten angfat na liman merivel sind 80 bis 90 Millimeter breit und recht selten.

Die Herstellung dieser Armringe ist sehr mühsam. Man klopft aus einer Tridacnaschale ein passendes Stück zurecht und beginnt nun zunächst die Durchbohrung. Eine solche mittelst Bambusrohr wie in Berlinhafen kennt man nicht, vielmehr verfährt man wie der Baining

auf der Gazellehalbinsel und klopft von beiden gegenüberliegenden Seiten mit einem spitzen Stein so lange, bis ein Loch entstanden ist. Nun haben allerdings diese Armringe vollständig kreisrunde Öffnungen von einer und derselben durchgehenden Weite, ganz wie die gebohrten Armringe aus Berlinhafen. Auf Tánga stellt man diese ebenmäßige Rundung durch weiteres Reiben her, in der Regel benutzt man dazu ein Holzstückchen und Bimssteinpulver; das letztere erhält man von angetriebenem Material. Wir dürfen daher, wenn wir solche Durchbohrungen von Steinen sehen, nicht immer zu dem Schluß gelangen, daß sie mit einem kreisrunden Instrument durchbohrt sind. Vielmehr kann eine Durchstoßung und nachträgliche sorgfältige Bearbeitung dasselbe Resultat herbeiführen. Dem geübten Auge ist die verschiedene Herstellungsart ohne Schwierigkeit kenntlich. Eine Durchbohrung wie in Berlinhafen mittelst eines kreisrunden Instrumentes (Bambusrohr) weist ein vollständig kreisrundes Loch auf. Ein durchstoßenes Loch, selbst wenn es nachträglich noch so sorgfältig nachgearbeitet ist, zeigt stets kleine Abweichungen im Durchmesser. Die Außenseite der Armringe wird nach der Durchbohrung auf einem Stein so lange gerieben, bis die gewünschte Form hergestellt ist. Sowohl die flachen Rillen der anoa ranguk wie die einzelne tiefe Rille der tintol werden dann mit einem scharfen Steinsplitter hergestellt. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Nissanleute durch den Verkehr mit Sankt-Johns-Eingeborenen diese Art der Bearbeitung der Tridacnaschale gelernt haben, da sie bei der Herstellung ihres Tridacnageldes, dort kuamanu genannt, genau so verfahren.

Die Bewohner dieser Distrikte unterscheiden sich vielfach von den Süd-Neumecklenburgern. Sie haben eine eigene Sprache und in ihren Sitten und Gebräuchen charakteristische Züge, die ihren Nachbarn fehlen, daneben aber auch manches, das in seiner Herkunft auf Nord-Neumecklenburg und auf die Salomoinseln deutet, wenngleich es in modifizierter Form erscheint.

In ihrem Äußeren zeigen sie die größte Ähnlichkeit mit den Süd-Neumecklenburgern, mit der Ausnahme, daß wir hier eine eigentümliche Gesichtstätowierung (Abb. 50) vorfinden, welche man mit dem polynesischen Worte tatau bezeichnet, ein ziemlich deutliches Zeichen, woher dieser Gebrauch nach dieser Gegend geraten ist. Die Tätowierung findet ausschließlich bei den Weibern nach der Verheiratung statt und

Tafel 20. Tanzstöcke der Weiber von Sankt Matthias.

erstreckt sich nur auf das Gesicht. Die Weiber sind auch die ausübenden Künstlerinnen. Das Muster besteht aus nebeneinander tätowierten Strichen, die in kurzer Entfernung als eine einförmige blauschwarze Zeichnung erscheinen.

Zunächst zieht sich ein Doppelband solcher Striche von Ohr zu Ohr über die Stirn ein wenig oberhalb der Augenbrauen. Von diesem Doppelband erstreckt sich eine doppelte Zackenlinie, in der Regel fünf Doppelzacken, über die Stirn, von dem Doppelband bis zum Haaransatz reichend. Die Weiber nennen dies Stirnmuster taftaf, von den Männern

Abb. 50. **Gesichtstätowierung in Siara.**

wird es als am vatuat (eine Art große Seeschnecke) bezeichnet. Auf der rechten Wange ist ein blattartiges Ornament angebracht, das von den Weibern bantoang kamas, von den Männern bantoangkaka genannt wird; es ist die Nachbildung eines Farnkrautblattes. Die Tätowierung der linken Wange ist ganz anders und besteht aus einem Doppelstrich, der von dem Ohr über den äußeren Rand des Unterkiefers verläuft bis etwa unterhalb des Mundwinkels; von hier aus läuft der Doppelstrich nach oben in einem Bogen über die Backenknochen bis zum Ohr zurück, demnach die ganze Wange umschließend. Innerhalb dieser Doppellinie befindet sich eine kreuzförmige Zeichnung, so daß der eine Schenkel des Kreuzes vom Ohr bis zum Mundwinkel, der andere von dem oberen Teil des Backenknochens bis zur Mitte des Unterkiefers

läuft. Das Ganze wird als anlis (d. h. Canarinuß) bezeichnet. Beide Muster sind durch eine über den Nasenrücken laufende Doppellinie verbunden, ebenso verbindet eine über das Kinn laufende Doppellinie die unteren Teile beider Muster. Das Kinn ist ferner durch einen Kreis dunkler Striche geziert, ebenso die Nasenspitze durch fünf fächerförmig angeordnete Striche. Ein Zickzackdoppelband, das über die Oberlippe läuft, verbindet ebenfalls die beiden Wangenmuster.

Es ist nun recht auffallend, daß, obgleich keinerlei Verkehr dieser Eingeborenen mit den Bewohnern der Gazellehalbinsel besteht, wenigstens heutigentages nicht, es dennoch nicht schwer fällt, das Muster der Siaratätowierung auch dort nachzuweisen. Allerdings ist es hier nie in der ganzen Ausführung vorhanden, aber die einzelnen noch gegenwärtig gebräuchlichen Muster sind zweifellos einzelne Teile des Siaramusters, welche aus Süd-Neumecklenburg mit den ursprünglichen Kolonisten über den Sankt-Georgs-Kanal kamen (vgl. S. 145).

Über die Sprache ist noch nichts bekannt. Es kommen jedoch recht häufig Wörter vor, welche einen polynesischen Ursprung verraten, und in der Tat sind auf den Inseln, wie auf der ganzen Ostküste von Neumecklenburg Antreibungen verschlagener Polynesier keine Seltenheit.

Was wir sonst über Sitten und Gebräuche dieser Distrikte kennen, ist nicht viel. Jede Dorfschaft hat ein Oberhaupt, welches mit den älteren Familienhäuptern alle wichtigeren Angelegenheiten bespricht. Dieser Dorfhäuptling scheint eine nicht unbedeutende Gewalt zu besitzen, denn man unternimmt nichts, ohne vorher seine Meinung gehört oder seine Erlaubnis eingeholt zu haben.

Weiber werden gekauft. Die Zahlung besteht aus etwa 20 Meter kémetas, vier bis sechs Armringen, ein bis zwei Schweinen, nebst Tarokknollen (pas) und Kokosnüssen (kuen), welche beide zu einem gemeinschaftlichen Festmahl für die Verwandtschaft des jungen Paares Verwendung finden. Die Frau ist das ausschließliche Eigentum des Mannes, und hier, wie z. B. auch auf der Nordost-Gazellehalbinsel, sind die Weiber eine fortwährende Veranlassung zu endlosen Streitigkeiten und Familienzwisten.

Bei der Geburt eines Kindes, namentlich des Erstgeborenen, wird je nach den Vermögensverhältnissen der Eltern ein großes Festessen veranstaltet, én genannt. Dasselbe besteht aus zahlreichen Schweinen,

Fischen und Feldfrüchten. Ist der Vater ein Dorfhäuptling, so steuern alle Dorfbewohner zum Feste bei, so daß nicht selten 30 bis 40 Schweine herbeigebracht werden. Wenn die Knaben etwa zwölf Jahre alt sind, wird abermals ein großer Festschmaus veranstaltet. Man errichtet zu diesem Feste ein eigenes großes Haus, fél tabá, in welchem die herbeigebrachten Schweine, Fische und übrigen Nahrungsmittel niedergelegt werden. Die Knaben nehmen mit den Männern innerhalb des fél tabá Platz und erhalten einen neuen Namen, bei dem sie fortan bekannt sind. Die Weiber dürfen diese Hütte nicht betreten; sie dürfen jedoch die im Freien abgehaltenen Tänze der Männer gebührend bewundern. Das Festessen wird in gesonderten Gruppen verzehrt, wobei die Geschlechter getrennt sind.

Bei dem Tode eines Eingeborenen sind die Feierlichkeiten, je nach dem Ansehen oder Reichtum des Verstorbenen, verschieden. Bei Häuptlingen und reichen Leuten ist der Aufwand am größten und gipfelt in der größeren oder geringeren Anzahl der herbeigebrachten Schweine. Zuweilen werden bis 50 Schweine zu einem gemeinschaftlichen Mahl herbeigeschafft, abgesehen von entsprechenden Mengen anderer Nahrungsmittel. Der Leichnam wird sofort nach dem Tode auf einem in der Hütte errichteten niedrigen Gerüst ausgestreckt und mit Blumen geschmückt und bemalt. Muschelgeld und Armringe werden dann auf der Leiche und auf dem Gerüst aufgehäuft und dem Verstorbenen in die eine Hand eine Lanze, in die andere eine Keule oder die langstielige Kriegsaxt gedrückt. Mittlerweile versammeln sich aus der ganzen umliegenden Gegend die Trauernden, und die Weiber stimmen das übliche Klagegeheul an. Die herbeigebrachten Schweine werden jetzt geschlachtet und nebst den anderen Nahrungsmitteln zubereitet. Die jungen Männer, welche die Herrichtung des Festmahles besorgen, arbeiten im Schweiße ihres Angesichtes. Sobald das Festmahl bereitet ist, schreitet man zur Verteilung desselben an die Anwesenden, und nachdem alle nach Herzenslust geschmaust, geht die Versammlung auseinander, ein jeder nach seiner Heimat. Die Mitglieder des engeren Stammes verbleiben bei der Leiche und richten nach beendetem Festessen das Grab her. Unweit der Hütte wird eine etwa brusttiefe Grube gegraben und der Boden mit schmalen Latten aus dem äußeren harten Holze einer gewissen Palmenart bedeckt; nachdem die Leiche in die Grube versenkt worden, macht man

darüber ein flaches Dach aus ebensolchen Latten, bedeckt es mit bunten Blättern und schüttet nun das Grab zu. Diese Art Beerdigung bezeichnet man mit dem Namen iläni oder offo. Eingeborene geringeren Standes werden nach dem Tode ins Meer versenkt. Man hüllt die Leiche in Kokosblattmatten, beschwert sie mit Steinen und versenkt sie außerhalb des Riffes ins tiefe Wasser. Diese Art der Bestattung wird uli genannt.

Nach Verwesung der in der Erde bestatteten Leiche wird von den Verwandten des Verstorbenen der Schädel ausgehoben und sorgfältig in Blätter eingehüllt; ebenso werden die Oberarmknochen ausgegraben. Bei dieser Veranlassung wird abermals ein großer Schmaus veranstaltet und der Schädel auf dem Festplatze neben den zur Schau gestellten Speisevorräten ausgestellt.

Die Weiber erheben, wie bei der Bestattung, auch hier ihr Klagegeheul. Ist das Fest beendet, so wird der Schädel wieder verscharrt und nicht mehr hervorgeholt. Die Oberarmknochen benutzt man als Ansatz für die Art Speere, welche man mit dem Namen tuanére bezeichnet; sie werden nur von den Verwandten des Verstorbenen gebraucht, und man verbindet damit den Aberglauben, daß der Geist des Verschiedenen dem Träger des tuanére im Kampfe beistehe.

Die Geister der Verstorbenen, d. h. diejenigen der in der Erde bestatteten, bezeichnet man als tanguou oder kenit. Sie sind während des Tages unsichtbar; in der Nacht zeigen sie sich den Überlebenden in Gestalt von Feuerfunken oder Flämmchen. Die Geister der verstorbenen Männer stellen den Weibern nach, die der verstorbenen Weiber schleichen sich an Männer heran. Alle Lebenden flüchten schleunigst bei der Annäherung der Geister, denn dieselben bringen Krankheit, Siechtum und Tod.

Die Geister der im Kampfe oder sonst eines gewaltsamen Todes Verstorbenen bezeichnet man als fiu; sie wandern alle nach Tanga und halten sich dort in zwei großen Felsblöcken, maleu genannt, auf. Auch diese Geister kommen nachts zum Vorschein und fliegen in der Luft herum, mit Vorliebe sich auf bestimmten Bäumen niederlassend. Die Geister der ungeborenen Kinder im Kindbett verstorbener Frauen sind als gesges bekannt. Sie gehen auch tags in Männer- oder Frauengestalt um, schmücken sich mit besonderen, sehr stark riechenden Kräutern und sind dadurch schon von weitem erkennbar. Sie suchen lebende

Männer und Frauen an sich zu locken und dieselben zu geschlechtlichem Verkehr zu verführen. Sie verfolgen namentlich diejenigen, die mit Mitgliedern desselben Totems Geschlechtsverkehr gehabt haben. Die gesges wohnen in Felshöhlen und in Steinen. Andere Geister wohnen im Walde, sie nehmen am Tage die Gestalt eines toten Baumstumpfes an, in der Nacht aber verfolgen sie diejenigen, welche sich gegen das Totem vergangen haben. Man nennt diese Art von Geistern tara. Sie sind schwarz von Farbe und haben glänzende, leuchtende Augen. Auf Aneri glaubt man, daß in hohlen Bäumen der Geist laulauvin wohnt, der mit Vorliebe kleine Kinder verfolgt und sie tötet. Will man daher die Kinder erschrecken oder sie bewegen, schnell nach der Hütte zu eilen, so ruft man ihnen zu: laulauvin kommt!

Schlangen, auch die im Meere wohnende schwarzweiß gebänderte Seeschlange, beherbergen böse Geister, welche namentlich die Entweihung oder Nichtachtung der Totemgebräuche bestrafen. In der Landschaft Siara ißt man zwar die Schlange, aber wenn man einer solchen nachstellt, tötet man sie nur, wenn sie zu entfliehen sucht; macht die Schlange Halt oder ringelt sie sich zusammen oder streckt sie dem Verfolger den Kopf entgegen, so tötet man sie nicht, sondern sagt: „Halt! dies ist eine Schlange aus Tanga oder aus Aneri und keine Siaraschlange.“ Auf den genannten Inseln ißt man die Schlange nicht.

Keulen (marangas), Speere (hiu) und Schleuder (lo) sind die gangbaren Waffen, denen sich seit dem Verkehr mit weißen Händlern die Axt zugesellt hat, die man für Kampfzwecke mit einem besonders langen Stiel versieht.

III. Sankt Matthias und die benachbarten Inseln.

Etwa 50 Seemeilen nordwestlich von der Insel Neuhannover liegt die Insel Sankt Matthias und westlich davon die kleine Insel Kerué oder Emiran, sowie Squally Island (Stürmische Insel).

Seitdem Dampier die Insel entdeckte, hat anscheinend niemand sie besucht bis zum Jahre 1864, wo Arbeiteranwerber aus Viti mit den Insulanern in Verbindung zu treten versuchten. Die anscheinend harmlosen Leute zogen sich beim Landen des Bootes zurück, und die beiden Weißen, welche das Boot führten, ließen sich am Strande nieder, um abzuwarten, wie sich der weitere Verkehr entwickeln würde. Die Eingeborenen schienen allmählich Vertrauen zu gewinnen, näherten sich zaghaft, fielen aber dann plötzlich über die Weißen her, speerten dieselben und griffen auch die im Boot sitzende Bemannung an. Dieser gelang es, nach kurzem Kampf mit einem weiteren Verlust von zwei Leuten zu entkommen.

Durch den Vorgang abgeschreckt, hielten sich bis zum Jahre 1896 andere Schiffe fern. In diesem Jahre versuchte ein Schoner der Neuguinea-Kompanie abermals Verbindungen anzuknüpfen. Die Eingeborenen kamen in ihren Booten längsseits, ein Tauschhandel entwickelte sich, führte aber nach kurzer Dauer zu Feindseligkeiten, und die Weißen griffen zu den Flinten. Der Dampfer „Johann Albrecht" derselben Kompanie versuchte abermals im Jahre 1898 eine Annäherung, jedoch mit demselben Resultat. Anfang des Jahres 1900 hatte ein kleiner Handelsschoner wieder versucht, mit den Leuten friedlich zu verkehren, es wurde ein Tauschhandel angeknüpft, aber dem Besitzer des Fahrzeuges wurde nach kurzem Aufenthalt die Sache bedenklich, er lichtete Anker und ging davon, ohne mit den Insulanern in Zwist geraten zu sein.

Im Mai des Jahres 1900 hatte ich Gelegenheit, die Insel zu besuchen. Der damalige Gouverneur der Kolonie, Herr von Bennigsen,

machte in dem Kaiserlichen Kriegsschiff „Seeadler" eine Reise dorthin, und der Kommandant des Schiffes, Herr Korvettenkapitän Schack, hatte die Güte, mich als Teilnehmer einzuladen. Unser dreitägiger Besuch verlief durchaus friedlich, die Eingeborenen waren zwar sehr scheu und dabei stets kampfbereit, was man ihnen, eingedenk der früheren Vorgänge, nicht verargen konnte. Die kleinen Diebstähle, die vorkamen, und die früher die Hauptveranlassung zu den Streitigkeiten gegeben hatten, ließen wir uns ruhig gefallen, um so mehr da es sich um wertlose Kleinigkeiten handelte und wir den Verlust größtenteils selber verschuldeten, weil wir beim Beobachten der Leute und im Eifer des Tauschhandels unsere Habseligkeiten, die in den Augen der Insulaner begehrenswerte Schätze repräsentierten, außer acht ließen. Obgleich wir mit den Booten des „Seeadler" manchmal bis zu 10 Seemeilen vom Schiff entfernt herumstreiften, bald hier, bald dort landend, und häufig von zahlreichen Eingeborenen umgeben waren, blieb unser Verkehr stets ein friedlicher, und wir kamen zu der Überzeugung, daß eine Niederlassung von Händlern mit einer genügend starken Arbeitertruppe zur Ausbeutung des auf den Riffen vorkommenden Trepang möglich sei, wenn neben Beobachtung der größten Wachsamkeit gewaltsames Vorgehen gegen die Insulaner bei geringfügigen Anlässen vermieden würde.

Die Firma Hernsheim & Co. in Matupi errichtete daher im selben Jahre auf der kleinen Insel Kaleu eine Fischereistation.

Bis zum April 1901 ging die Sache einigermaßen gut. Die weißen Händler waren eifrig bemüht, freundschaftliche Verhältnisse anzuknüpfen, und die Eingeborenen gewöhnten sich langsam an die Anwesenheit der Fremden, begannen Trepang zu fischen und zum Verkauf anzubieten, kurz, es schien, als ob der fernere Verkehr ein friedlicher sein würde. Dieser Zustand wurde plötzlich auf nicht vorhergesehene Weise umgestürzt. Im Bismarckarchipel war der Reisende Herr Bruno Mencke eingetroffen. Ihm stand eine Dampfjacht zur Verfügung, ausgerüstet mit dem Luxus eines Reichspostdampfers, und außerdem mit einer zahlreichen Bemannung von Europäern und Farbigen. Die Absicht des Eigentümers war, die zahlreichen Inseln des Schutzgebietes wissenschaftlich zu untersuchen, und geeignete Hilfskräfte für diesen Zweck befanden sich an Bord des Schiffes.

Bald nach Ankunft im Bismarckarchipel wurde es jedoch klar, daß dem Eigentümer des Schiffes die Wissenschaft nicht so sehr am Herzen lag wie das Vergnügen. Zielbewußte Expeditionen wurden nicht ausgeführt; man besuchte einzelne Küstenstrecken, die bereits seit Jahren gut bekannt waren, und erholte sich dann im Archipel. Herr Mencke schien der Sache bereits überdrüssig zu werden; die Malaria hatte das etwa übriggebliebene Interesse für die Wissenschaft fast ganz vertrieben, aber dennoch entschloß man sich zu einem Unternehmen, um dem stolzen Namen „Erste Deutsche Südsee-Expedition" wenigstens einigermaßen gerecht zu werden. Die Wahl traf die Insel Sankt Matthias, unstreitig einen der interessantesten Plätze des Schutzgebietes. Ethnographisch und anthropologisch war hier manches Interessante zu erwarten, auch die zoologische und botanische Ausbeute schien vielversprechend. Dennoch schüttelte wohl jeder Unbeteiligte nach dem Bekanntwerden des Zieles der Expedition bedenklich den Kopf, nicht weil man dieselbe als unausführbar ansah, sondern weil man keinem der Weißen die nötigen Eigenschaften zutraute, eine solche Expedition zu leiten. Der einzige, der in Betracht gezogen werden konnte, war der an Bord anwesende Zoologe Dr. Heinroth, und daß Herr Mencke diesem die Leitung übergeben würde, war bekanntermaßen ausgeschlossen.

Auf dem Ankerplatz südlich von der Hauptinsel angekommen, erwählte man zum Ausgangspunkt der Expedition einen anscheinend geeigneten Platz am Strande der Hauptinsel, und Arbeiter begannen denselben als Lagerplatz herzurichten. Sobald das Gebüsch gelichtet und ein beschränkter Platz freigelegt, errichtete man Zelte und Hütten und brachte Lebensmittel und Tauschwaren an Land. Mittlerweile hatte man die Entdeckung gemacht, daß manches Notwendige vergessen sei, und das Schiff „Eberhard" erhielt Order, zurückzudampfen, um das Vergessene zu holen. Herr Mencke mit seinem Sekretär Herrn Caro und Herr Dr. Heinroth, sowie der Matrose Krebs mit etwa 40 wohlbewaffneten Eingeborenen bezogen inzwischen das Lager. Von Eingeborenen der Insel war nicht viel zu sehen; einzelne wagten sich zwar schüchtern heran, die Mehrzahl blieb in respektvoller Entfernung, wie es von einer solchen „feigen Bande" zu erwarten war.

In den ersten Tagen ging noch alles gut, und in aller Ruhe legte man sich schlafen. Ob man Wachen ausgestellt hat, scheint zweifelhaft

zu sein. An einem der folgenden Morgen gab man die Order, sämtliche Mauserkarabiner auseinander zu nehmen und zu putzen. Herr Dr. Heinroth war bereits tätig, Herr Mencke und Herr Caro schliefen noch. Eingeborene wurden beobachtet, die unweit des Lagers im Gebüsch herumschlichen, aber da man sie für ungefährlich hielt, ließ man sie unbehelligt. Plötzlich jedoch stürzte sich eine Anzahl derselben auf das Lager, die Herren Mencke und Caro wurden sofort tödlich gespeert und Dr. Heinroth leicht verwundet; der Matrose Krebs stand vor dem Zelte mit geladenem Magazingewehr und versuchte sofort Feuer zu geben, fand jedoch, daß die Patronen verdorben waren und nicht explodieren wollten; auch er wurde durch eine schwere Wunde momentan kampfunfähig gemacht und stürzte besinnungslos zu Boden. Glücklicherweise erholte er sich ziemlich schnell und konnte in der allgemeinen Verwirrung den verwundeten Mencke ins Boot bringen. An Widerstand war im ersten Augenblick nicht zu denken, doch gelang es bald mehreren der Bedeckungsmannschaft, ihre Flinten in Ordnung zu bringen und Feuer zu eröffnen, worauf die Angreifer nach einigen Verlusten sich schnell zurückzogen. Der schwerverwundete Mencke wurde nach der Stationsinsel Kaléu gebracht, wo er schließlich seinen Wunden erlag. Die Leiche des Herrn Caro war von den Angreifern entfernt worden. Nach Rückkehr der Jacht „Eberhard" schiffte Herr Dr. Heinroth sich mit seinen Leuten ein, und die „Erste Deutsche Südsee-Expedition" wurde aufgelöst.

Als im September des Jahres 1903 der Kaiserliche Gouverneur des Schutzgebietes abermals die Insel besuchte, fand er das Grab Menckes geöffnet und die Gebeine davongetragen. Der einzige noch übrige Rest des unglücklichen Reisenden war ein Teil des Oberkiefers, kenntlich durch die mit Goldfüllung plombierten Backenzähne.

Nach diesem Erfolg wurden die Eingeborenen zudringlich und töteten mehrere der Stationsarbeiter, worauf die Firma Hernsheim & Co. ihre Station abbrach, und die Insulaner abermals sich selber überlassen blieben.

Eine Folge der wiederholten Übergriffe seitens der Eingeborenen war, daß der Kaiserliche Kreuzer „Kormoran" beordert wurde, die Insulaner zu bestrafen. Eine nicht unbedeutende Anzahl der Sankt-Matthias-Leute wurde getötet, und einige Weiber und Kinder sowie ein halbwüchsiger Knabe wurden als Gefangene nach Herbertshöhe geführt.

Ich habe den allmählich sich entwickelnden Verkehr der Sankt-Matthias-Bewohner mit den Weißen und die daraus entstandenen Konsequenzen ausführlicher behandelt, weil die Vorfälle im ganzen ein getreues Bild geben von der ersten Annäherung zweier so grundverschiedenen Rassen. Kaum eine einzige Südseeinsel ist zu nennen, auf welcher nicht dieselben Ereignisse sich abgespielt haben. Hoffen wir jedoch, daß den Eingeborenen fernere üble Erfahrungen erspart werden mögen. Der Handel lockt sobald keine Ansiedler nach den Inseln, denn sie sind arm an gewinnversprechenden Produkten, aber die in Herbertshöhe weilenden Gefangenen, welche sich einer humanen und vorsorglichen Behandlung erfreuen, werden möglicherweise nach ihrer Rückkehr in die Heimat das Bindeglied werden zu einer friedlichen Annäherung. Vorderhand ist es dem Verfasser durch Mitteilungen der drei gefangenen Weiber möglich geworden, seine im Jahre 1900 gemachten Beobachtungen (Globus Band LXXIX Nr. 15) zu erweitern und zu korrigieren, obgleich hier wie überall noch sehr vieles nachzuholen sein wird.

M.G.

Abb. 51. **Karte von Sankt Matthias.**

* * *

Die Insel Sankt Matthias liegt auf etwa 1° 37′ südlicher Breite und 149° 40′ östlicher Länge und streicht von Nordwesten nach Südosten bei einer Länge von etwa 33 Kilometern und einer mittleren Breite von etwa 11 Kilometer. Auf der Südseite sind der Hauptinsel eine Anzahl von gehobenen, niedrigen Koralleninseln vorgelagert, welche zum Teil ein Atoll bilden, das durch eine tiefe, schiffbare Passage von der Hauptinsel getrennt ist. In dieser Straße finden Schiffe einen sicheren Ankerplatz.

Die Hauptinsel ist gebirgig, und die weithin sichtbare größte Bodenerhebung, der Berg Malakat, beträgt annähernd 520 Meter. Die Ufer sind durchweg steil mit einem schmalen Strandriff, das nur auf der Südwestseite sich bis zu 3 Kilometer verbreitert. Die Nordostküste ist in ihrer südlichen Hälfte flach und sandig, und das Gebirge tritt bis auf 1 Kilometer vom Strande zurück. Hier liegen eine Anzahl von Dorfschaften unter Palmen zerstreut. Das Gebirge ist nach Aussage der Eingeborenen nicht bewohnt. Die niedrigen Koralleninseln im Süden sind ebenfalls bewohnt, jedoch nicht volkreich. Die kleinen Inseln sowohl wie die Hauptinsel zeigen deutliche Spuren von Erhebungen in langen Zwischenräumen. Die Kalkfelsen sind fast überall von den Meereswellen tief unterhöhlt, auch an Stellen, an welche heute das Meer nicht heranreicht. Der zentrale Teil der Insel besteht, soweit ich zu beobachten Gelegenheit hatte, aus vulkanischem Gestein.

Der Boden scheint auf der Südwestseite von geringer Güte zu sein, die Berghänge zeigen weite Grasfelder und ausgedehnte Gestrüppwälder mit vielen Pandanusbäumen. Die Nordostseite der Insel scheint fruchtbarer zu sein, hier sind die Berghänge zum Teil mit dichtem Wald bestanden, und auch Kokospalmen treten in größeren Beständen auf. Die kleine Gruppe ist daher vorderhand von geringer wirtschaftlicher Bedeutung.

Die zwei Hauptdistrikte auf dem Südostende der Insel scheinen Elemakunaur und Roitan genannt zu werden, nördlich davon liegen auf der Ostseite die recht gut bevölkerten Distrikte Itasidl und Etalat. Die Namen der kleinen Inseln auf dem Riff auf der Südwestseite sind: Noanaur, Kaléu und Vangalu. Die Inseln auf dem südwestlich gelegenen Atoll sind Emusaun, Eiongane und Emanaus. Eine allgemeine Bezeichnung für die ganze Inselgruppe oder für die Hauptinsel scheint nicht vorhanden zu sein.

* * *

Es ist für mich immer aufs höchste anziehend gewesen, mit einer Bevölkerung, wie wir sie auf Sankt Matthias finden, mit solchen vollständig „wilden" Menschen zusammenzutreffen; Menschen, die von einer Zivilisation in unserem Sinne nicht die geringste Ahnung haben. Hier finden wir uns plötzlich in ein Stück Altertum versetzt, ein Altertum, welches viel weiter zurückreicht als die uns bekannten Anfänge der

Abb. 52. Männer aus Sankt Matthias.

Ziviliſation, oder als das, was wir gewöhnlich „Geſchichte“ nennen. Erſt der Neuzeit war es vorbehalten, zu der Einſicht zu kommen, daß es endlich an der Zeit ſei, die Urgeſchichte des Menſchengeſchlechtes zu ſtudieren, und in Muſeen und Sammlungen finden wir die Erzeugniſſe der primitiven Völker mehr oder weniger vollſtändig vereinigt, aber das wirkliche Studium der Naturvölker ſelber wird noch gar lückenhaft betrieben. Wir erforſchen die Tiefen des Meeres, wir ſuchen den Nord- oder den Südpol zu erreichen und verwenden für dieſe Zwecke große Geldſummen. Möchten wir doch endlich zu der Einſicht kommen, daß für abſehbare Zeit das Meer mit ſeinen Tiefen uns in ſeinem jetzigen Zuſtande erhalten bleiben wird, ebenſo wie der Nord- und Südpol, daß aber von Tag zu Tag die Vorgeſchichte unſeres eigenen Geſchlechtes auf der Oberfläche des Erdballes mehr und mehr verwiſcht wird und daß wir alles aufbieten ſollten, die Reſte dieſer primitiven Kulturen zu ſammeln und zu erhalten, denn die ſich mehr und mehr über den Erdball verbreitende moderne Ziviliſation iſt wie ein Stück Radiergummi, das alle alten Zeichen und Linien unwiderruflich auslöſcht.

Sankt Matthias iſt nun ein Platz, wo wir plötzlich mitten in ein Stückchen Altertum des Menſchengeſchlechtes hineinverſetzt werden. Eiſen iſt völlig unbekannt; Meſſer und andere Eiſengeräte werden im Tauſchverkehr zurückgewieſen, dagegen greift man begierig nach roten Perlen oder nach roten Zeugfetzen, und die wulſtigen Lippen verziehen ſich beim Anblick dieſer Schätze zu einem raubtierähnlichen Grinſen, ſo ganz verſchieden von dem wirklichen Lächeln der Befriedigung, welches bei höherſtehenden Menſchenraſſen die Geſichtszüge wie von innen heraus beleuchtet.

Die Inſulaner ſind von Mittelgröße und von dunkelbrauner Hautfarbe. Ich war früher geneigt, ſie als reine Melaneſier anzuſehen, habe jedoch dieſe Anſicht, nachdem ich die in Herbertshöhe untergebrachten Gefangenen näher beobachten konnte, dahin modifiziert, daß ſie Melaneſier ſind mit einer ziemlich ſtarken polyneſiſchen Beimiſchung, wahrſcheinlich von den mikroneſiſchen Inſeln ſtammend. Das Kopfhaar iſt bei einer Anzahl von Eingeborenen kraus und zu kleinen Locken vereinigt wie in Neumecklenburg und auf der Gazellehalbinſel; daneben gibt es jedoch zahlreiche Individuen, welche gelocktes oder gar völlig ſtraffes Haar haben. Die kraushaarigen Inſulaner ſind ſtets dunkler als die Inſulaner mit gelockten oder ſtraffen Kopfhaaren. Die Gefangenen in

Tafel 21. Dorfſzene auf Squally Island.

Herbertshöhe zeigen recht deutlich die verschiedenen Übergänge; namentlich die Beobachtung eines dort von einem der Weiber geborenen Mädchens, dessen sich meine Frau nach dem Tode der Mutter annahm, ergibt den Beweis, daß wir es hier mit einer Mischrasse zu tun haben, in der allerdings das melanesische Element vorherrschend ist. Die Kopfhaare des Kindes waren in den ersten Monaten nach der Geburt fast völlig straff, bei zunehmendem Alter wurde das Haar gelockt, vereinigte sich jedoch nicht wie bei gleichalterigen rein melanesischen Kindern zu den charakteristischen, korkzieherähnlichen, dichtspiraligen Büscheln. Die zahlreichen, rein melanesischen Kinder meiner Nachbarschaft bildeten ein gutes Vergleichsmaterial. Auch die Hautfarbe unterschied sich von dem Schokoladebraun meiner Nachbarskinder, indem sie einen Stich ins Graue aufwies, den ich sonst nirgends beobachtet habe.

Abb. 53. **Weib aus Sankt Matthias.**

Die Gefangenen in Herbertshöhe haben sich als nicht unintelligent erwiesen. Sie erlernten recht schnell das im Archipel gangbare Pidjin-Englisch, zeigten große Vorliebe für Schmuck und bunte Kleider und ließen sich von den Stationsarbeitern, mit denen sie verkehrten, trotz ihrer Minderzahl nichts bieten. Ich bin zu der Überzeugung gekommen, daß sie geistig recht hoch begabt, aber leicht erregbar und jähzornig sind.

Die Frisuren der Insulaner haben nichts Außergewöhnliches. Die Weiber tragen in der Regel das Haar kurz geschoren, die Männer lassen das Kopfhaar etwas länger wachsen, jedoch nie so lang, daß es den Nacken völlig verdeckt.

Von einer eigentlichen Bekleidung der Männer ist keine Rede. Sie sind ausnahmslos beschnitten und bedecken gelegentlich die Eichel

mit einer Cypraea ovula, ganz wie dies auf den Admiralitätsinseln der Fall ist. Die einheimische Bezeichnung dieser Schnecke ist „bule“ (in Samoa nennt man dieselbe Schnecke „pule“). Viele dieser Gehäuse, deren innere Windungen abgeschlagen sind, haben eine glatte, natürlich weiße Oberfläche, andere sind mit einem Muster aus geraden Strichen, Dreiecken und Zickzacklinien verziert, welches sich durch den darin abgelagerten Schmutz schwarz von der weißen Grundfläche abhebt.

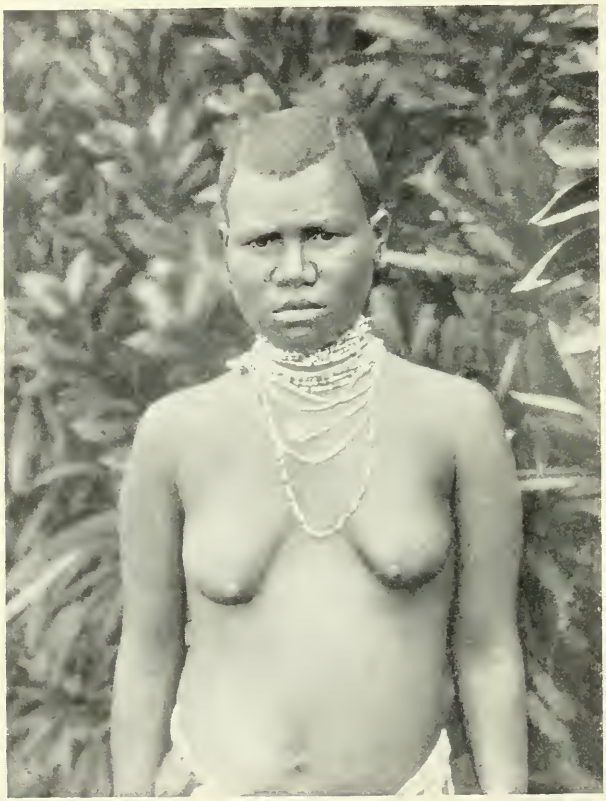


Abb. 54. **Weib aus Sankt Matthias.**

Als Kopfschmuck tragen die Männer große, sorgfältig gearbeitete Kämme (zili) von den verschiedensten Formen; diese Kämme sind hergestellt aus nebeneinander gelegten Blattrippen der Kokosblättchen, die durch ein Zwirngeflecht wie mit einem dichten Gewebe überzogen sind; sie gehören zu den zierlichsten Erzeugnissen der Insulaner und können als typisch für Sankt Matthias bezeichnet werden. (Abb. 55, Fig. 10 bis 18.) Sie dienen nicht als Kämme im eigentlichen Sinne des Wortes, sondern als Kopfornament; die dicht aneinanderstehenden Zähne des Kammes werden in die dichte Perücke gesteckt und dienen einfach als Befestigungsmittel des charakteristischen Kopfschmuckes; das frei hervorragende Stück bildet ein

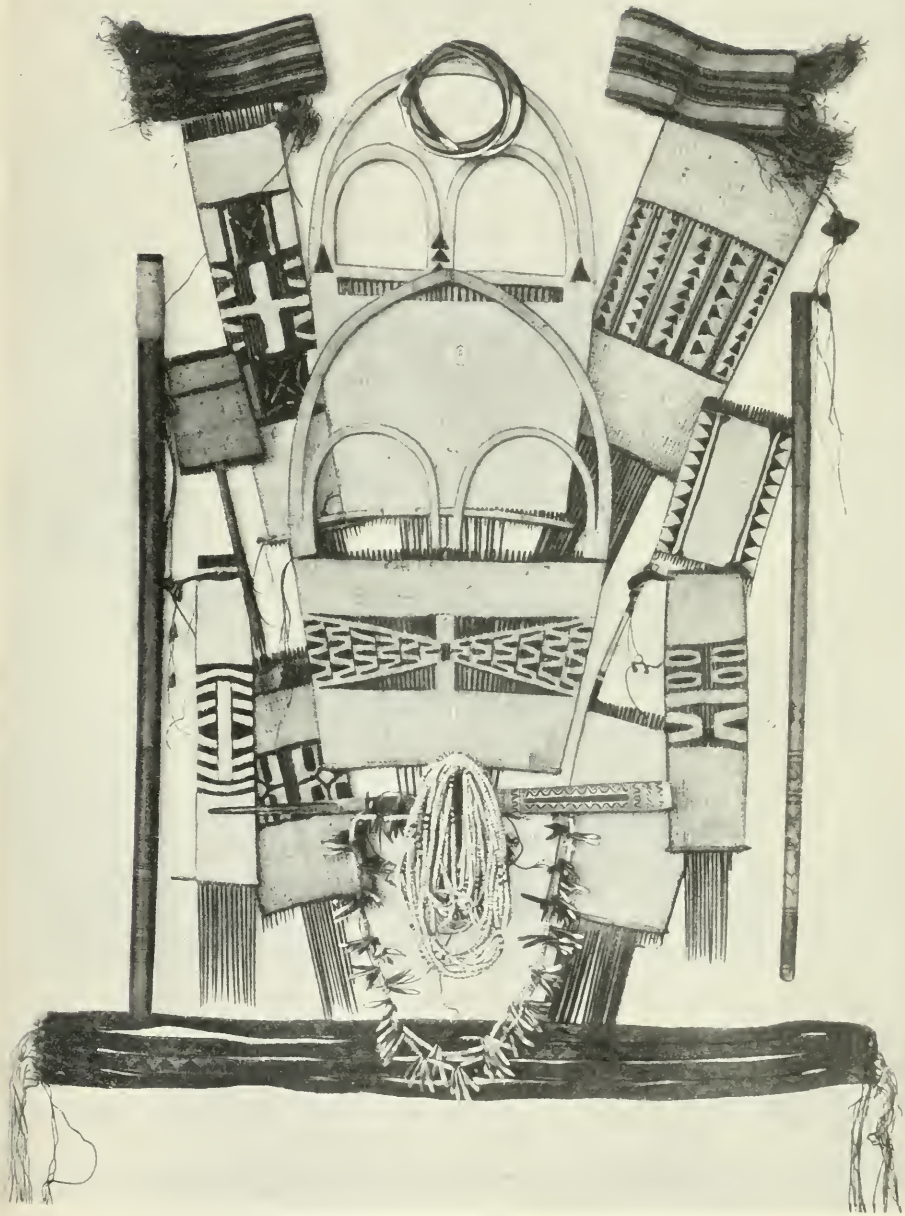


Abb. 55. **Gegenstände aus Sankt Matthias und Emirau.**

weiß und rotbraun bemaltes Viereck mit daran befestigten kleineren und größeren Vierecken, Halbkreisen und Trapezen, die bei jeder Kopfbewegung hin und her schwanken. Dieser Kopfschmuck wird entweder rechts- oder linksseitig hinter dem Ohr befestigt.

Die Männer tragen ferner etwa 2 Zentimeter breite Leibgürtel, (aili), aus schwarzen und goldgelben Faserstreifen geflochten, so daß abwechselnd schwarze und gelbe Dreiecke entstehen; diese Gürtel werden manchmal auch zu dreien oder vieren nebeneinander befestigt, so daß sie ein breites Gürtelband bilden. (Abb. 55, Fig. 3.)

Um den Hals tragen Männer wie Weiber lange Schnüre aus aufgereihten kreisrunden Muschelscheibchen, wungoos genannt; die weißgrauen Scheibchen sind in größeren und kleineren Abständen von einem oder mehreren schwarzen Scheibchen unterbrochen. (Abb. 55, Fig. 9.)

Derartige Gürtel, ebenso wie die Muschelschnüre findet man ebenfalls auf den Admiralitätsinseln. Bei einem Spaziergang fand ich auch das Material, woraus die Muschelschnüre gemacht sind, nämlich eine kleine Conussschnecke, etwa 1 Zentimeter lang, aus deren oberem dicken Ende die Scheibchen hergestellt werden. Aus derselben Conusschnecke werden auf den Admiralitätsinseln die Scheibchen hergestellt.

Die Weiber tragen etwas mehr Bekleidung. Zwei sorgfältig gearbeitete, recht feine Matten sind durch einen Gürtel so befestigt, daß eine der Matten vorn, eine andere hinten herabhängt, von der Taille bis zu den Knieen reichend. Der einheimische Name dieses Kleidungsstückes ist „urungarang“. Der Gürtel ist etwa 5 bis 6 Zentimeter breit und etwa 1 Meter lang. Alle Gürtel, „bais“, sind aus feinen, gelblichgrauen, roten und schwarzen Zwirnfäden hergestellt derart, daß rote, weiße und schwarze Längsstreifen in verschiedener Reihenfolge und Breite entstehen. An beiden Enden bilden die Längsfäden eine etwa 8 bis 10 Zentimeter lange Franse. (Abb. 55, Fig. 4, 5.) Diese Gürtel haben eine auffallende Ähnlichkeit mit Erzeugnissen aus Kusaie, dort tol genannt; auch auf den Banks- und Santa-Cruz-Inseln kommen solche Gürtel vor. In Kusaie werden die Gürtel gewebt, auch in Santa Cruz, wo der Webstuhl von den Karolinen aus eingeführt worden ist. Es war mir schon bei meinem ersten Besuch unzweifelhaft, daß auch auf Sankt Matthias diese Gürtel, sowie die vorhergenannten Weibermatten gewebt werden. Es war mir jedoch nicht möglich, einen Webstuhl zu Gesicht zu

bekommen. Erst bei einem zweiten Besuch im Jahre 1905 gelang es mir festzustellen, daß ein Webstuhl existiere und daß er sich nicht wesentlich unterscheidet von dem auf verschiedenen mikronesischen Inseln gebrauchten (siehe unten Seite 334).

Beide Geschlechter tragen ferner ziemlich roh geschliffene Armringe (mare) aus Trochus, sowie kleine, etwa 7 Millimeter im Durchmesser haltende Schildpattringe (puatil) in der Nasenscheidewand. Die Ohrläppchen waren durchbohrt und stark erweitert, häufig durch zahlreiche Schildpattringe der vorbeschriebenen Art geziert, ähnlich wie auf Nimigo, Ana und Wuwulu, wo jedoch die Ringe bedeutend größer sind. Als charakteristischen Ohrschmuck beobachtete ich ferner dünne, kreisrunde Scheiben aus Schildpatt, etwa $2^1/_2$ bis 3 Zentimeter im Durchmesser; die Fläche war durch kleine dreieckige Öffnungen durchbrochen, so daß ein regelmäßiges Muster entstand. Vom Zentrum bis zur Peripherie läuft ein Schlitz, mittelst dessen man die Scheibe am Ohrläppchen festkneift.

Die Hütten (ale, samoanisch = fale) sind sehr primitiv und im Inneren aufs höchste unsauber. Auf niedrigen Pfählen ruht ein Pandanusdach, gerade hoch genug, um darunter aufrecht stehen zu können. Schlafstellen bemerkte ich nirgends, die Bewohner schienen auf der bloßen Erde ohne jegliche Unterlage zu schlafen. In jeder Hütte befand sich ein Herdfeuer und daneben ein Häuflein von faustgroßen Steinen, die wohl in glühend gemachtem Zustande zum Garmachen der Speisen benützt wurden.

Hausgerät war weder in großer Auswahl noch in großer Anzahl vorhanden. Kleine Holzschalen von 25 Zentimeter Länge und 12 Zentimeter Breite wurden hie und da gesehen, zu klein, um zum Herrichten oder Auftragen der Speisen zu dienen; sie wurden wahrscheinlich zum Anreiben von Ockererde mit Öl verwendet, womit Männer wie Weiber Kopfhaar und Körper einreiben.

Kokosschalen (teo, die reife Kokosnuß trägt die polynesische Bezeichnung niu), gewöhnlich mit einem Maschennetz aus Faserschnur umgeben und zu zweien aneinander befestigt, dienen als Wasserbehälter. Kleine Körbchen aus dichtem Geflecht, von kugeliger oder elliptischer Form, waren ebenfalls im Gebrauch. Sie enthielten in der Regel allerhand Kleinigkeiten, scharfe Muschelstücke, Blätterbündelchen, Seeschnecken u. dgl.; das Geflecht dieser Körbchen war demjenigen ähnlicher

Gegenstände gleich, wie wir sie von den Admiralitätsinseln oder von den Baining kennen. Kleine Netzbeutel (zeri) mit kreisförmigem Holzrand, sowie kleine, unstreitig aus einem gewebten Stoff angefertigte Beutel (tess) dienten ebenfalls zum Aufbewahren von Kleinigkeiten.

Kokosschaber (aisamsap) von eigentümlicher Form wurden in den Hütten angetroffen. Ein Stück eines dünnen Stämmchens oder Baumzweiges war derart hergerichtet, daß vier Seitenzweige je zwei Vorder- und zwei Hinterbeine bildeten; auf dem etwas über die Vorderbeine hervorragenden Ende war eine Muschel (Cardium?) zum Reiben der Kokosnuß angebracht; die Eingeborenen setzen sich bei dem Gebrauch quer über das Stammstück, wodurch dem Instrument der nötige Halt gegeben wird. Diese rohe Form eines Kokosschabers erinnert sehr an das sorgfältig gearbeitete Gerät der Tauuinsulaner.

Zu den weniger häufigen Hausgeräten gehörte ein kurzer Stößer aus Tridaenamuschel; solche Stößer waren etwa 12 Zentimeter hoch, am unteren kreisrunden Ende 7 Zentimeter und am oberen Ende 6 Zentimeter im Durchmesser. Die Seitenflächen und das untere Ende waren durch Reiben geglättet.

In und neben den Hütten fanden wir ferner Fischnetze in verschiedener Größe. Einige waren sehr lang, ich schätzte sie auf etwa 100 Meter, bei einer Breite von $1^1/_2$ bis 2 Meter; der untere Rand war mit Senkern beschwert, teils Steine, teils Korallenstückchen und Seeschnecken; als Schwimmer dienten kleine durchbohrte Holzstückchen, sowie die korkartigen Früchte der Barringtonia. Diese großen Netze werden ubén genannt (samoanisch = ʻupega, ausgesprochen: upenga). Außerdem waren kleine Handnetze, kea, auf knieförmigen Holzrahmen in Gebrauch. Der Fischfang schien überhaupt den Insulanern eine Hauptnahrungsquelle zu sein. Das Handwerkszeug zum Anfertigen von Netzen besteht aus hölzernen Netznadeln, welche an jedem Ende einen Schlitz haben zur Aufnahme des Fadens. Die Netznadeln, aisiel, wechselten an Länge von 25 bis 50 Zentimeter; die beiden Enden zur Aufnahme des Fadens waren leierförmig ausgebuchtet, der Stiel selber kreisrund und das Ganze sauber geglättet. Um die gleiche Größe der Maschen zu regulieren, bedient man sich eines kurzen glatten Holzbrettchens oder eines Stückchens Schildpatt von verschiedener Breite.

Angelhaken, uos, konnte ich bei meinem Besuch nicht erlangen; eiserne Angelhaken, die wir den Eingeborenen anboten, wurden verschmäht. Die Gefangenen in Herbertshöhe sagen mir jedoch, daß Angelhaken teils aus Muschelmaterial, teils aus Schildpatt bekannt sind.

Handwerksgeräte waren vorhanden in Gestalt von geschärften Perlmutterschalen, die zum Schneiden und Schaben verwendet wurden. Daneben kamen auch Äxte vor, iama, die ich hier näher beschreiben werde. Alle Exemplare, die uns angeboten wurden, hatten als Klinge eine Terebraschnecke, deren dickes Ende schräg abgeschliffen war, wodurch eine halbkreisförmige Schneide hergestellt wurde. Klingen aus Stein oder aus Tridaena wurden nicht beobachtet. Ein knieförmiges Holzstück dient als Axtstiel und zur Aufnahme der Klinge. Die Befestigung der Klingen ist eine zweifache; sie werden entweder mittelst Rotangstreifen fest an dem kurzen Arm des knieförmigen Holzstieles befestigt, oder die Klinge steckt fest in einem konischen Holzfutter, welches derart mit dem Stiel verbunden ist, daß die Schneide nach verschiedenen Richtungen gedreht werden kann.

Die Nahrungsmittel der Eingeborenen bestehen, soweit wir zu beobachten Gelegenheit hatten, aus Taro (ási), Bananen (uri), Brotfrucht (ulu, samoanisch ʻulu) und einigen anderen uns unbekannten Erzeugnissen des Pflanzenreiches. Taro und Bananen waren überall neben den Dorfschaften in recht ausgedehnten Beständen angebaut. Kokospalmen kamen eigentümlicherweise nur spärlich vor; ausgedehnte Bestände waren auf den kleinen niedrigen Inseln nicht vorhanden. Auf der Südostseite der Hauptinsel sowie am Nordende kamen hie und da einzelne kleine Bestände vor, am häufigsten jedoch trat die Kokospalme auf der Südhälfte der Nordostküste auf, wie denn auch hier eine dichtere Bevölkerung vorhanden zu sein schien, mit der wir jedoch leider nicht in Berührung kamen. Hunde und Hühner sind nicht vorhanden; ein Halsband aus Muschelplättchen enthielt auch eine Anzahl von Kuskuszähnen, und dies leicht zu erlegende Tier dient hier wie in Neuhannover und Neumecklenburg als Nahrungsmittel. Schweine waren auf den kleinen Inseln nicht zahlreich, sollen jedoch auf der Hauptinsel in großer Menge vorhanden sein. Das Korallenriff sowie das Meer schienen den Eingeborenen einen reichen Beitrag zum Lebensunterhalt zu bieten; täglich sahen wir Kanoes auf Fischfang gehen, und Fische (koko) wurden uns häufig zum Tausch angeboten.

Arecanuß (búa) zusammen mit Betelpfeffer und mit gebranntem Korallenkalk (sangina) dienen als Genuß- und Reizmittel. Die Kalkbehälter (raba oder gaba) hatten die Form derjenigen der Admiralitätsinseln und waren auf der Außenseite mit Brandmustern verziert, welche in Anordnung und Form ebenfalls auf jene Inselgruppe hinweisen. Die Kalkspatel (rama) waren meist einfache Stöckchen, jedoch wurden auch einzelne aus einem harten, schwarzen Holz eingetauscht, deren oberes Ende mit eingeritzten Zickzacklinien und Parallelstrichen ornamentiert war.

Tritonschnecken (kaúe), seitlich durchbohrt mit einem kreisrunden Loch, dienen als Signalhörner. Flöten aus Bambusrohr (tukutaue) mit eingeritzten Brandmustern und von der Form, wie sie von der Gazellehalbinsel bekannt ist, wurden als Tauschobjekt angeboten. Holztrommeln habe ich bei meinem Besuch nicht gesehen, jedoch sollen die überall aus Melanesien bekannten Schlitztrommeln auch hier vorkommen.

Infolge der sehr urwüchsigen Geräte steht der Kanoebau auf keiner hohen Stufe. Die Kanoes (olimo) bestehen aus ausgehöhlten Baumstämmen mit Auslegern und daran befestigtem Schwimmer. Die Größe war verschieden; es waren kleine Exemplare vorhanden für einen, höchstens für zwei Insassen, andere Kanoes hielten acht bis zehn Eingeborene. Keinerlei Verzierung, weder in Gestalt von Bemalung noch von Schnitzerei, war auf den uns zu Gesicht kommenden Exemplaren bemerkbar. Die Fahrzeuge wurden durch Ruder (hose) mit einem breitlanzettlichen Blatt und einem zirka $1^1/_2$ Meter langen Stiel fortbewegt.

Eine weit höhere Stufe der Vollendung nehmen die Waffen der Insulaner, die Speere (walau) ein, die in ihrer ganzen Ausführung zu den vorzüglichsten Erzeugnissen der Melanesier gehören. Sowohl die sorgfältige Schnitzerei wie die außergewöhnlich geschmackvolle und reiche Ornamentierung beider Speerenden geben dieser Waffe der Sankt-Matthias-Insulaner die Berechtigung, unter den Kunstschnitzereien der Melanesier in erste Reihe gestellt zu werden. Die Speere verdienen daher hier wohl, eingehend beschrieben zu werden.

Das Material besteht entweder aus Palmenholz oder auch aus einer festen, dunkelbraunen Holzart von mittlerer Schwere. Die Länge der Speere beträgt im Mittel etwa $2^1/_2$ Meter. Zwei verschiedene Arten sind zu unterscheiden; solche, welche der ganzen Länge nach aus einem einzigen Stück Holz hergestellt sind, und solche, deren Schaftende

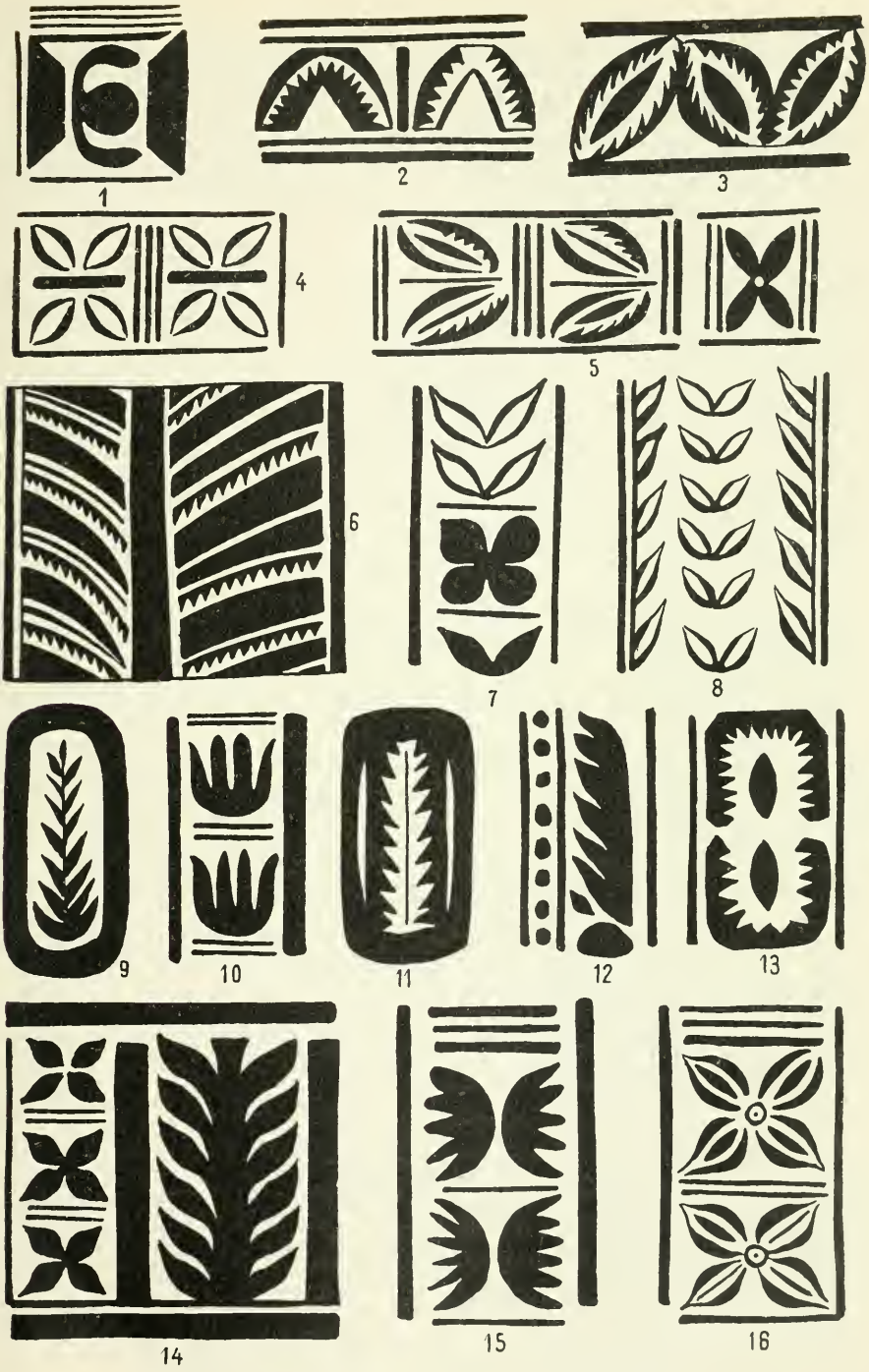


Abb. 56. Ornamente auf Speeren und Tanzstöcken.

aus einem aufgesetzten Stück Bambusrohr besteht. Dieses Stückchen Bambus, etwa 1/2 Meter lang und am dicksten Ende etwa 10 Zentimeter im Durchmesser, ist an einem Ende etwa 10 Zentimeter lang sehr dünn abgeschabt; dies geschabte Ende wird vielfach gespalten und das Schaftende des Speeres hineingesteckt; mit einer feinen, gedrehten Faserschnur werden nun die Lamellen des abgeschabten Rohres fest an den Speerschaft angeschnürt, so daß Speer und Rohr ein einziges, festverbundenes Ganze bilden. Diese Verbindung des Speerschaftes mit einem Bambusrohr erinnert sehr an die ähnliche Verbindung beider Teile in Neuhannover und Nord-Neumecklenburg.

Die Speere aus einem Stück Holz sind am hinteren Schaftende ohne Verzierung; diejenigen, deren Schäfte in einer Bambusscheide stecken, sind am Schaftende größtenteils reich ornamentiert, während das aufgeschnürte Bambusrohr nur selten oder nur ganz wenig durch eingeritzte Ornamente geschmückt ist. Etwa 50 Zentimeter des Speerschaftes, oberhalb des Bambusrohres, sind bei dieser Art von Speeren aufs sorgfältigste ornamentiert, teils durch rings um den Schaft laufende eingeritzte Parallellinien, welche zu verschiedenen Systemen angeordnet sind, teils durch mannigfache Ornamente in Flachrelief, denen meiner Ansicht nach größtenteils Blätter- und Blumenmotive zugrunde liegen. (Abb. 56 und 57.)

Es folgt nun ein 50 bis 70 Zentimeter langer Teil des Schaftes, welcher völlig glatt ist, meistens kreisrund im Durchmesser und 2 1/2 bis 3 Zentimeter dick. Dieser Teil des Speeres ruht in der Hand, wenn der Speerschleuderer seine Waffe kampfbereit hält; bei alten Exemplaren ist er infolge des Gebrauches wie poliert.

Nach diesem glatten Teil folgt die eigentliche Speerspitze, welche auf 70 bis 80 Zentimeter Länge fast bis zur äußersten Spitze aufs sorgfältigste und reichste ornamentiert ist. Die Anordnung der Ornamente ist ähnlich wie am Schaftende, jedoch überwiegen hier die Figuren bei weitem, und die Linienmotive treten zurück.

Die äußerste Speerspitze ist glatt, kreisrund im Durchschnitt und etwa 15 bis 18 Zentimeter lang, darauf folgt eine Reihe von Widerhaken, in der Regel einseitig, jedoch sind auch solche mit zwei gegenüberstehenden Reihen nicht selten. Die Widerhaken und deren Anordnung erinnern bei manchen Speeren an solche von Wuwulu und Aua.

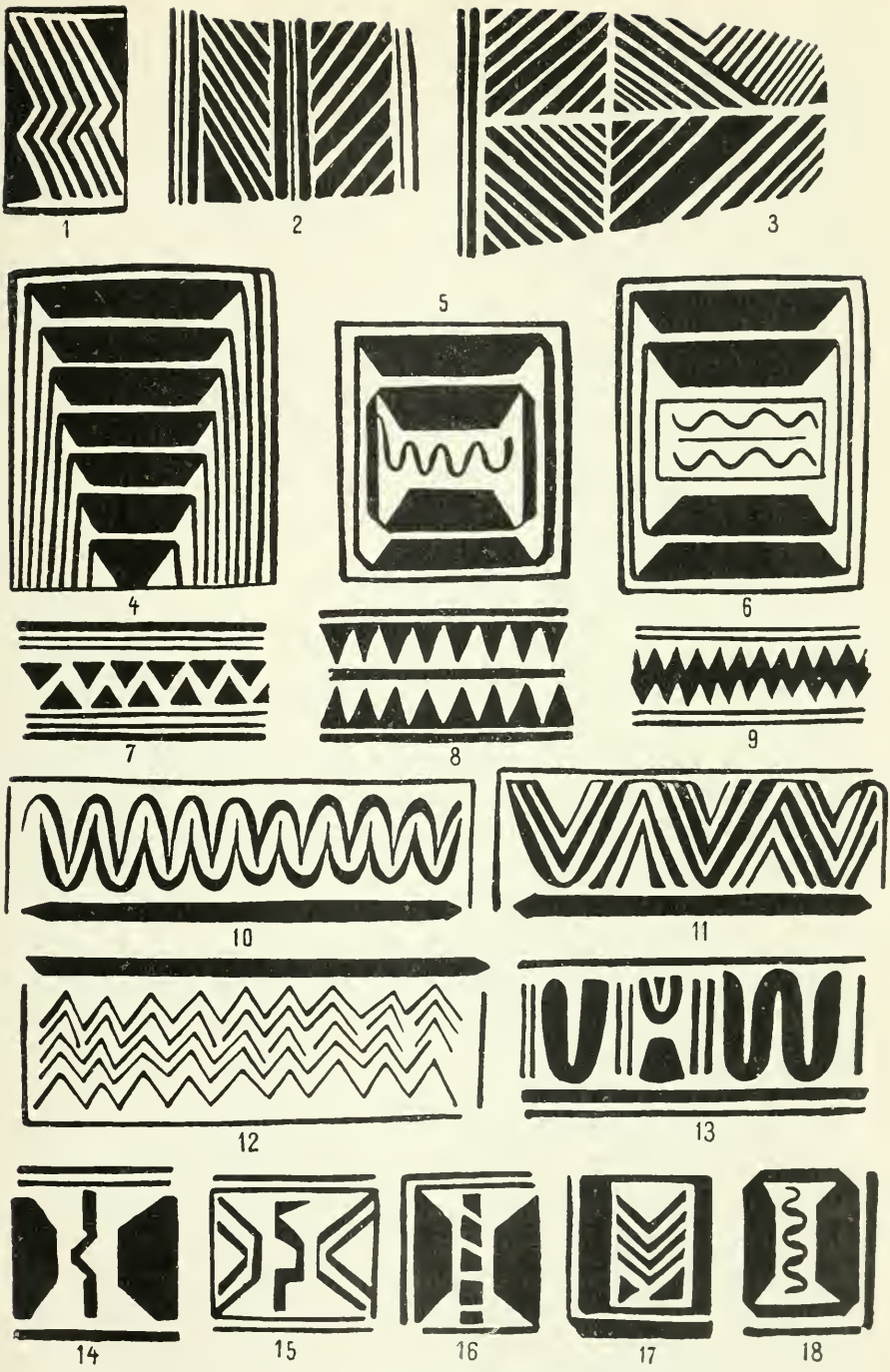


Abb. 57. **Ornamente auf Speeren und Tanzstöcken.**
(Pflanzenmotive, namentlich vom Kokosblatt hergeleitet.)

Einzelne Speere haben unterhalb der eigentlichen Spitze mit den scharf vortretenden Widerhaken eine Anzahl von Kerben, die man als eine verkümmerte Form der Widerhaken ansehen kann. Diese eigentliche Speerspitze wird begrenzt von einem oder mehreren Büscheln von Faserstoff, etwa 5 Zentimeter lang. Der nun folgende Teil bis zum glatten Mittelstück ist schön ornamentiert.

Die Speerspitzen und namentlich die Innenseiten der Widerhaken sind fast immer schwarz und rot bemalt. Durch Einreibung mit gebranntem Kalk in die vertieften Ritzen und Flächen treten die in flachem Relief gehaltenen Ornamente hervor und heben sich in ihrer dunkeln Holzfarbe effektvoll von dem weißen Grund ab. Um das fast immer mit Kalk weiß gefärbte Bambusrohr am Schaftende ziehen sich schmälere oder breitere Linien in rot oder schwarz.

Außer den vorbeschriebenen Kampfspeeren verwenden die Insulaner beim Fischfang einen vielzinkigen Fischspeer. Derselbe ist völlig ohne Ornamentierung und besteht aus einem etwa 3 Meter langen dünnen Stecken, an dessen Ende sechs bis zwölf Spitzen aus hartem Holz in einem Büschel angebracht sind.

Zur Zeit meines Besuches auf Sankt Matthias im Jahre 1900 erhielten wir einzelne schwertförmige Gegenstände aus schwarzgebeiztem Holz, über deren Verwendung es nicht möglich war, Genaueres zu ermitteln. Durch die Straferpedition S. M. S. „Kormoran" kam eine größere Anzahl dieser Gegenstände nach der Gazellehalbinsel, und die Gefangenen in Herbertshöhe geben an, daß diese Gegenstände Tanzstäbe seien, welche von den Weibern bei gewissen Tänzen in der Hand gehalten werden. Der einheimische Name dieser Tanzstäbe ist rama; sie erinnern an ähnliche Objekte aus der Rukgruppe in den Karolinen.

Diese Stäbe sind von 1 bis $1^1/_2$ Meter Länge. Das untere Ende ist spitz zulaufend wie ein Speer, im Durchschnitt meistens kreisrund, teilweise auch elliptisch. Das obere Drittel des Stabes ist breiter, manchmal bis zu 5 Zentimeter verbreitert und von stark elliptischem Querschnitt; es endet in einer Art von Handhabe, manchmal in der Form eines mittelalterlichen Schwertgriffes. Dieser ganze obere Teil ist auf beiden Seiten aufs sorgfältigste ornamentiert; die Einkerbungen und Vertiefungen sind mit Kalk eingerieben wie bei den Speeren. Auch die Ornamente sind im ganzen dieselben, wie wir sie auf den Kampf-

speeren sehen, jedoch kommen auch andere vor, welche auf den Speeren infolge ihrer Form keinen Platz finden.

* * *

Nachdem das Vorstehende bereits geschrieben war, hatte ich im April des Jahres 1905 abermals Gelegenheit, die Insel zu besuchen und namentlich die Bevölkerung der Ostküste der Hauptinsel zu beobachten. Dieselbe ist mit der Bevölkerung auf den südlich vorgelagerten Inseln, wie zu erwarten stand, völlig identisch, wenn auch, wohl infolge besserer Ernährung, etwas kräftiger. Die Hütten dieser Dörfer sind geräumiger und in besserem und reinlicherem Zustand gehalten. Sie scheinen vielfach von mehreren Familien zugleich bewohnt zu sein und haben niedrige Schlafpritschen für die Bewohner. Daneben sind jedoch auch Junggesellen- oder Männerhäuser vorhanden, die von den Weibern nicht betreten werden und stets daran kenntlich sind, daß sie eine große Menge Waffen enthalten. Nach den früheren Vorgängen erwartete ich keinen sehr freundlichen Empfang, war jedoch freudig überrascht zu finden, daß die Eingeborenen überall friedlich und zutraulich waren und keinerlei feindliche Gesinnung zur Schau trugen. Die ihnen gegebene Lektion mag dazu viel beigetragen haben, weit mehr, glaube ich jedoch, haben die von dem Kaiserlichen Gouverneur gemachten freundlichen Besuche gewirkt, sowie der Aufenthalt einzelner Insulaner in Herbertshöhe. Einige derselben brachte ich nach ihrer Heimat zurück und konnte mich durch dieselben, die während ihres Aufenthaltes in Neupommern die lingua franca der Südsee, das abscheuliche Pidjin-Englisch, notdürftig gelernt hatten, mit den Insulanern einigermaßen verständigen.

Ich fand meine früheren Beobachtungen bestätigt und hatte Gelegenheit, den größten Teil der Einwohnerschaft zu sehen. Ich bin zu der Überzeugung gekommen, daß die Gesamtbevölkerung nicht viel über 1000 Seelen beträgt. Die Männer scheinen entschieden in der Mehrzahl zu sein. Die Weiber, entgegen melanesischer Art, mischten sich ungezwungen zwischen die Männer und waren durchaus nicht scheu oder zurückhaltend. Sie zeigten wenige Spuren von harter Arbeit und genossen anscheinend viel mehr Freiheit, als dies bei melanesischen Stämmen gebräuchlich ist.

Obgleich die Insulaner keine eigentlichen Seefahrer sind und wohl selten ihre Küsten verlassen, so hat man doch auf der Ostseite große, sorgfältig hergestellte Kanoes, die ich früher nicht beobachtet hatte. Diese Staatsbarken sind bis 24 Meter lang und an beiden Enden mit großer Sorgfalt und nicht ohne Kunstfertigkeit geschnitzt und bemalt. Auch die senkrechten Hölzer, an denen der Ausleger befestigt ist, waren geschnitzt und mit bunten Farben angepinselt. Die durchbrochene Schnitzarbeit beider Kanoeenden erinnerte lebhaft an die ähnlichen Arbeiten in Kaniet, wie wir sie auf den dortigen Fahrzeugen, namentlich jedoch auf den beiden Enden der dort vorkommenden kahnförmigen Holzschüssel finden. Diese großen Fahrzeuge sind imstande, 30 bis 40 Erwachsene zu fassen.

Auf der Insel Emusaun zeigte man mir einen zerbrochenen Admiralitätsspeer, als Beweis dafür, daß hier gelegentlich ein Verkehr mit den westlichen Nachbarn stattfindet. Soweit ich verstand, rechnete man mir fünf solcher Besuche vor mit dem Bemerken, daß die Gäste nicht gern gesehen würden, weil sie kriegerisch und streitsüchtig wären. Dies stimmt mit dem bekannten Auftreten der Admiralitätsinsulaner überein, auch erzählt man sich noch heute in Papitálai auf den Admiralitätsinseln, daß der jetzt verstorbene Häuptling Po Sing vor Jahren nach Emusaun verschlagen wurde, sich dort kurze Zeit aufhielt, aber dann wegen der ihm gezeigten Feindseligkeit nach Neuhannover reiste und von dort aus wieder nach der Heimat gelangte. Nicht allen Besuchern mag es so gut ergangen sein. Immerhin ist jedoch diese Mitteilung von Interesse, denn sie zeigt, daß eine zeitweilige Einwanderung aus dem Westen stattfindet, und wir können wohl mit Sicherheit annehmen, daß die eigentliche Besiedlung vor langer Zeit von dorther erfolgte, weshalb auch noch heute die große Übereinstimmung mancher ethnographischen Eigentümlichkeiten mit solchen der westlichen Nachbarn. Von einer Einwanderung aus dem Norden hat man in Itasidl Überlieferungen, jedoch muß diese Einwanderung schon lange her sein, auch war es mir nicht möglich, zu erfahren, von wo die Einwanderer kamen, obgleich mit großer Sicherheit nach Norden gedeutet wurde. Daß jedoch eine Einwanderung auch von dorther stattgefunden hat, scheint mir unzweifelhaft und namentlich dadurch erwiesen, daß man in Sankt Matthias wie auf Kerué (Emirau) den mikronesischen Webstuhl antrifft, der nicht von den

Admiralitätsinseln, wo er unbekannt ist, importiert sein kann. Der Apparat, solo oder solu genannt, ist nur etwas kleiner als der mikronesische Webstuhl, so daß man nicht imstande ist, breite Gewebe anzufertigen. Das Weben ist Sache der Weiber, und zwar halten diese den Apparat dadurch gespannt, daß sie in sitzender Stellung den einen Spannstock mit den Füßen, den anderen durch einen um die Taille gelegten Gürtel festhalten. An Geweben fertigt man die schmalen Leibgürtel an, bais genannt, die sowohl von Männern wie von Weibern getragen werden, außerdem Bekleidungsmatten für die Weiber. Diese sind 20 bis 25 Zentimeter breit und wie die Gürtel aus naturfarbenen und braunrot gefärbten Bananenfasern hergestellt. Diese Matten werden verschieden getragen, entweder als vorn und hinten herabhängender Schurz oder je drei Längen zusammengenäht und als rings um den Körper reichenden Lendenschurz getragen.

* * *

Etwa 17 Seemeilen südöstlich von Sankt Matthias, unter 150° 3′ östlicher Länge und 1° 48′ südlicher Breite liegt die Insel, oder richtiger die Inselgruppe Kerué. Sie erstreckt sich in Hauptrichtung von Westen nach Osten und besteht aus drei einzelnen Inseln, der Mittelinsel oder Hauptinsel Emirau, und zwei kleinen Inselchen am Ostende und am Westende, Elemusoa und Ealusau. Die Insel ist ein gehobenes Korallenriff wie die der Insel Sankt Matthias vorgelagerten Inseln und auf allen Seiten von Riffen umgeben; die schmalen Meeresarme, welche am Ost- wie am Westende die kleineren Inseln von der Hauptinsel trennen, sind bei niedrigem Wasser kaum für Boote zu passieren. Die ganze Länge von Osten bis Westen beträgt etwa 8 Seemeilen. Die Südseite verläuft ziemlich regelmäßig und bildet nur in der Mitte eine kleine Einbuchtung mit mehreren Inselchen auf dem Riff, die Nordseite hat am Ostende eine stärkere Einbuchtung. Die Insel ist vollständig bewaldet und trägt ziemlich viele Kokospalmen, namentlich auf der Südküste und am Westende. Hier wohnt dann auch die Bevölkerung, welche im ganzen nicht 500 Seelen übersteigen dürfte.

Die Bevölkerung unterscheidet sich nicht von derjenigen der Sankt-Matthias-Gruppe, es sei denn, daß sie infolge reichlicherer Nahrungsmittel besser genährt und kräftiger erscheint als die letztgenannte.

Die Sprache ist genau dieselbe wie auf Sankt Matthias, und ein gegenseitiger Verkehr besteht namentlich zum Zweck des Austausches von Speeren, welche auf Emirau in großer Anzahl angefertigt werden.

Ich fand bei meinem Besuch die Insulaner freundlich und zuvorkommend, wenn auch geneigt zum Stehlen, wenn sie glaubten, solches unbemerkt ausüben zu können; doch überboten sie in dieser Hinsicht nicht andere Südseeinsulaner, und es war geradezu unterhaltend, mit welcher Schlauheit sie allerlei begehrenswerte Kleinigkeiten verschwinden ließen. Die Häuser sind besser gebaut wie auf Sankt Matthias und liegen am Strande zu mehreren kleinen Ortschaften vereinigt. Jede solche Dorfschaft wird von einem Häuptlinge regiert, den man mir bei meinem Besuch stets zuerst vorstellte. Derselbe schien einen recht bedeutenden Einfluß in seinem Dorf zu besitzen, und ich konnte bemerken, daß man seinen Anordnungen ohne Widerrede Folge leistete. Die Weiber hatten womöglich noch größere Freiheit als auf Sankt Matthias und ließen sich von den Männern nicht viel sagen.

Als einzige Eigentümlichkeit beobachtete ich hier, daß die Männer vielfach neben der weißen Cypräaschnecke als Penisbedeckung auch eine kleine gelbe Kürbisart verwenden, jedoch ist diese nicht wie bei Angriffshafen auf Neuguinea seitlich durchlocht, sondern am Ende mit einer Öffnung versehen.

Ich hatte Gelegenheit, am Westende der Insel eine festliche Zusammenkunft zu beobachten. Vor einer neuen, großen Hütte war ein viereckiger Platz mit Reisig und Gestrüpp eingezäunt; die Weiber hatten anscheinend keinen Zutritt, obgleich sie außerhalb des Festplatzes in großer Anzahl versammelt waren und sich mit dem Zubereiten von Speisen beschäftigten. In dem Hause saßen etwa ein Dutzend Knaben von sechs bis zehn Jahren, und ich darf mit Sicherheit annehmen, daß man im Begriffe stand, ein Beschneidungsfest zu feiern, obgleich mir auf Befragen eine ausweichende Antwort gegeben wurde. Die Knaben waren mit Gürteln und Halsbändern geschmückt und noch unbeschnitten; die Festlichkeit ist daher wohl eine bei solcher Gelegenheit übliche Vorfeier gewesen. In der Mitte des viereckigen Platzes saß ein Haufe von etwa 30 Männern und Jünglingen, die zeitweilig einen lauten Gesang intonierten. Derselbe hatte, in einiger Entfernung gehört, eine große Ähnlichkeit mit dem ernsten, feierlichen Gesang eines katholischen

Tafel 22. **Pfahldorf der Moánus auf Ndrnval.**

Gottesdienstes und endete stets in einen langausgezogenen, allmählich verklingenden Ton. Man ließ sich durch meine Anwesenheit durchaus nicht stören, was um so merkwürdiger erscheinen muß, als ich der erste Weiße war, der wohl jemals die Insel besucht hatte, und man außerhalb des Festplatzes sich an mich herandrängte und mich anstaunte. Außerhalb der Umzäunung war man zu allerlei Kurzweil geneigt; die Weiber verließen ihre Beschäftigung und umringten mich lachend und gestikulierend, im höchsten Grade erfreut, wenn ich ihnen einige bunte Glasperlen in die ausgestreckten kleinen Hände legte. Die Männer sahen lachend zu und waren ihrerseits ebenso erfreut, wenn ich ihnen einen Angelhaken, einen Fetzen rotes Zeug oder einen zweizölligen Nagel überreichte.

Man war auf der Insel unzweifelhaft von den früheren Vorgängen auf Sankt Matthias unterrichtet, denn die Häuptlinge ließen es sich angelegen sein, mir zu bedeuten, daß die Leute ihrer Insel gute Leute seien, die Leute aus Sankt Matthias dagegen schlecht. Die mich begleitenden Sankt-Matthias-Dolmetscher lächelten jedoch bei dieser Behauptung recht ungläubig und erzählten, daß die Emirauleute nicht selten bei ihren Besuchen in Elemakunaur Streit anfangen und sich sehr ungebärdig betragen.

Ich konnte hier in Erfahrung bringen, daß auf beiden Inselgruppen verschiedene Klassen bestehen, die bestimmte Totemzeichen haben und denen das Heiraten innerhalb der Klasse nicht erlaubt ist. Leider waren meine Dolmetscher nicht imstande, mir Ausführliches zu erklären. Da es mir jedoch gelang, sowohl von Sankt Matthias wie von Emirau eine größere Anzahl von Jünglingen als Arbeiter anzuwerben, wird es mir wohl mit der Zeit gelingen, von diesen ausführliche Angaben über Sitten und Lebensweise des Völkchens zu erhalten.

* * *

Das auf den Karten als Squally Island verzeichnete Land besteht in dieser Gestalt nicht. Die Insel liegt nach einer Ortsbestimmung unter 150° 38′ östlicher Länge und 1° 48′ südlicher Breite und ist eine kleine, gehobene Koralleninsel, nicht über 150 Hektar groß; sie ist auf allen Seiten von Riffen umgeben und mit Wald bedeckt, in welchem hie und da einige Kokosnußpalmen sichtbar sind. Als wir uns der kleinen Insel

näherten, kamen uns einige kleine, sehr primitiv gehaltene Kanoes entgegen; es gelang uns jedoch nicht, die Insassen zu bewegen, längsseits anzulegen. Ihre Habgier ließ sie jedoch so weit ihre Furcht vergessen, daß sie sich hinreichend weit näherten, um uns auf einer langen Stange einen geflochtenen Korb zu reichen, der die Bestimmung hatte, etwaige Geschenke aufzunehmen. Dabei zitterten die Leute am ganzen Leibe und schienen ihre Furcht durch lautes Sprechen und Zurufen verbergen zu wollen. Leider war uns kein Wort verständlich; weder die Sankt-Matthias-Leute noch die an Bord befindlichen Eingeborenen aus Neumecklenburg und Neuhannover verstanden auch nur eine Silbe von der Sprache. Dieselbe war sehr reich an Vokalen, und fast jeder Satz endete mit einem langausgezogenen ma oder ha, welches meinen eingeborenen Begleitern eine Quelle großen Vergnügens zu sein schien. Wir mußten in der Nacht vor der Insel beidrehen und konnten erst am folgenden Morgen landen. Zahlreiche Fackeln auf dem Strandriff verrieten während der Nacht, daß die Eingeborenen eifrige Fischer sind. Am folgenden Morgen kamen uns abermals die Kanoes entgegen, als ich jedoch beide Boote zu Wasser ließ und dem Strande zuruderte, folgte man in einiger Entfernung. Am Strande hatte sich die ganze Bevölkerung versammelt, im ganzen etwa 150 Seelen, und es war augenscheinlich, daß man feindlich gestimmt war. Auf dem Riff stand eine ganze Reihe besonders kampfesmutiger Helden, die in der Hand lange Lanzen wurfbereit hielten, dahinter hatte sich die übrige Bevölkerung aufgestellt, teils mit Holzknütteln bewaffnet, teils Geröllstücke in den Händen haltend, sogar Weiber und Knaben hatten sich damit bewaffnet. Da es mir darum zu tun war, auf jeden Fall einen feindlichen Zusammenstoß zu vermeiden, so legte ich mich zunächst aufs Parlamentieren. Solches ist nun nicht gerade eine leichte Sache, wenn beide Parteien auch nicht die geringste Kenntnis der beiderseitigen Sprachen haben, aber ein vorgezeigtes Messer, eine bunte Perlenschnur oder ein Streifen rotes Baumwollenzeug ersetzt in solchen Fällen alle Sprachkenntnis. Über eine Stunde lang dauerte dieser Annäherungsversuch. Bald trieb die Habgier den einen, bald den anderen an mein Boot heran, und jedesmal kehrte er mit einem Geschenk zurück, das allgemeine Bewunderung erregte. Schließlich konnte ich annehmen, daß man sich von unserer Ungefährlichkeit überzeugt hatte, und ließ nun beide Boote durch die Brandung an den Strand gehen.

Abb. 58. **Männergruppe von Squally Island.**

Sofort waren wir umringt, und die Habgier der einzelnen mußte befriedigt werden. Dadurch war man anscheinend friedfertiger geworden, die tapferen Lanzenträger legten ihre Waffen nieder, den Steinwerfern nahm ich ihre Geschosse ab, und allmählich wurde eine Art bewaffnete Neutralität hergestellt. Mit einer bewaffneten Bedeckung von vier Eingeborenen und einem Weißen konnte ich nun schon ein weiteres wagen. Ich hatte am Morgen beobachtet, daß die Eingeborenen alle aus einer Richtung kamen, und dort das Dorf vermutend, schickte ich mich an, dasselbe aufzusuchen. Vorerst hielt ich es jedoch für geraten, den Insulanern eine kleine Schießprobe vorzuführen, und feuerte einige Schüsse auf einen am Strande liegenden angetriebenen Baumstamm ab. Bei jedem Schuß duckte sich das ganze Volk wie auf Kommando, die Probe war jedoch von Erfolg, denn als ich nun nach dem Dorfe aufbrach, folgte mir der ganze Haufe in respektvoller Entfernung. Nach einem Marsch von etwa zehn Minuten erreichte ich das Dorf. Dieses liegt hinter einem Streifen von Gebüsch und Bäumen dicht am Strande und bildet eine lange Straße mit den Hütten der Eingeborenen an beiden Seiten. Die Hütten waren sehr primitiv und bestanden aus auf dem Boden ruhenden blattbedeckten Dächern, unter denen die Schlafpritschen der Eigentümer angebracht waren. Neben diesen Wohnhütten waren jedoch auch zahlreiche kleinere Gebäude vorhanden, welche zur Aufbewahrung von Nahrungsmitteln dienten; diese waren auf vier mannshohen Pandanuspfählen errichtet, etwa 2 bis 3 Meter lang und 1 bis $1^1/_2$ Meter breit. Die Dächer bestanden aus Pandanusmatten. Die Pfähle waren mit Pandanusblättern umwickelt, deren Glätte verhinderte, daß die auf der Insel zahlreich vorkommenden Ratten die Aufbewahrungsräume heimsuchen könnten. Ähnliche Hütten sind aus Matty und Durour wie aus den Palauinseln bekannt. Fischgerät in ziemlicher Anzahl, Senknetze, Handnetze und Hamen waren in großer Anzahl vorhanden, sonst enthielten die Häuser nichts von Belang. Nachdem das Dorf durchwandert, schickte ich mich an, einige photographische Aufnahmen zu machen. Die Aufstellung der Kamera wurde jedenfalls mit großem Mißtrauen betrachtet, meine Bedeckung deckte mir den Rücken, mein Revolver lag auf der Kamera, so daß ich nach allen Seiten gesichert war, und nach Verteilung kleiner Geschenke gelang es mir, einige brauchbare Aufnahmen zu machen. Die offenbare, wenn auch nicht zu Tät-

lichkeiten gediehene Feindschaft der Eingeborenen bewog mich jedoch, meinen Besuch abzukürzen. Der Knall meiner Flinte hatte unzweifelhaft die Leute eingeschüchtert; ich durfte jedoch annehmen, daß man die tödliche Wirkung der Feuerwaffen nicht kannte, und weiß aus Erfahrung, wie leicht in diesem Falle sich Eingeborene verleiten lassen, einen Angriff zu unternehmen, sobald die erste Scheu überwunden ist. Wir zogen uns daher in guter Ordnung nach dem Landungsplatz zurück, und ich war

Abb. 59. **Männergruppe von Squally Island.**

bereits ins Boot gestiegen, als die Eingeborenen, die uns gefolgt waren, den Bootsmann, der am Strande noch einige Perlen verteilen wollte, mit Knütteln überfielen. Einer meiner Farbigen feuerte sofort einen Schreckschuß, und dieser hatte den gewünschten Erfolg, denn der Haufe stob schleunigst auseinander. Ich hatte jedoch noch einen unerwarteten Aufenthalt dadurch, daß einer der mich begleitenden Sankt-Matthias-Leute, der mit einem Speer bewaffnet war, plötzlich ein lautes Kriegsgeschrei anstimmte und in langen Sätzen, seinen Speer schwingend, hinter den Insulanern hersetzte. Der Bootsmann und zwei meiner Leute

mußten nun hinterher geschickt werden, um den tapferen Krieger zurückzubringen. Dieser hatte den ganzen Haufen bis zu dem Dorfe vor sich her gejagt, hier machten die Eingeborenen jedoch Halt, und ein wahrer Steinregen dämpfte den Heldenmut des Verfolgers dermaßen, daß er sich schleunigst zurückzog. Dies ermutigte wiederum die Insulaner zu einem Gesamtangriff, und ich war froh, als ich endlich alle Leute in den Booten hatte und durch die Brandung gehen konnte. Einige Schüsse hielten zwar die Angreifer in respektvoller Entfernung; dennoch erreichte uns eine Anzahl ihrer Wurfgeschosse, glücklicherweise ohne Schaden anzurichten. Nachdem wir durch die Brandung gelangt waren, setzte sich der ganze Haufe in aller Ruhe auf den Sandstrand und schaute unserer weiteren Einschiffung an Bord des Schoners zu.

Obgleich mein Aufenthalt auf der Insel im ganzen kaum zwei Stunden dauerte, konnte ich mir doch ein recht gutes Bild von den Eingeborenen machen.

Der Typus ist unzweifelhaft ausgesprochen melanesisch, aber die verhältnismäßig vielen Individuen mit lockigen, fast straffen Haaren beweisen auch hier den mikronesischen Einfluß. Die Männer sind von Mittelgröße, dunkelbraun und recht kräftig gebaut. Beschneidung wurde bei allen angetroffen, selbst bei verhältnismäßig kleinen Knaben, so daß die Prozedur bereits im frühen Lebensalter vorgenommen werden muß. Die Kopfhaare wurden mittellang oder kurz getragen; eigentümlich ist die Barttracht, indem die Männer den Kinnbart wachsen lassen und zu zwei bis vier langen gedrehten Zöpfen ordnen, die bis an den Nabel herabhängen. Wohl damit die langen Bartlocken bei etwaiger Arbeit nicht im Wege sind, bindet man die Enden mit einer Schnur zusammen und befestigt die letztere um den Hals, so daß die Bartspitzen unter dem Kinn liegen. Einige alte Männer hatten wüste, buschige Vollbärte von graubrauner Farbe ohne Locken, auf welche man sonst recht stolz schien. Kopfhaar und Bart ist, wenn nicht infolge des Alters ergraut, von tiefschwarzer Farbe und verrät, daß eine Behandlung mit gebranntem Kalk nicht stattfindet. Ebenso waren die Zähne blendend weiß, ein Beweis dafür, daß der Genuß von Betel den Leuten unbekannt ist. Sämtliche Männer sind völlig nackt, und auch die Penismuschel ist unbekannt. Die Weiber sind kleiner als die Männer und etwas heller; die Kopfhaare waren bei allen kurz geschoren; ich sah junge Weiber,

welche kaum dem Kindesalter entwachsen, aber schon Mutter waren, und diesem Umstand glaube ich es zuschreiben zu dürfen, daß das ganze weibliche Geschlecht den Eindruck machte, als ob es übermäßig früh gealtert sei. Die Weiber trugen nach mikronesischer Sitte einen gewebten Bastschurz, der rings um den Unterkörper reichte. Es gelang mir, einzelne Teile eines Webstuhles zu erlangen, leider ohne angefangenes Gewebe; leider ging dieser Fund in dem späteren Aufruhr verloren. Ein solcher Weiberschurz ist etwa 125 Zentimeter lang und 50 Zentimeter breit und aus zwei Stücken zusammengenäht. Sie sind sehr roh aus naturfarbenen Pandanusblattfasern angefertigt und gleichen grob gewebten Jutestoffen. Übrigens werden die Schürzen, nachdem sie gewebt sind, nochmals überarbeitet, indem die Weiber dickere Faserschnüre mittelst eines Pfriemes durch die Längsfäden schieben, so daß es scheint, als ob der Einschlag aus abwechselnd dünnen, gedrehten Fäden und dickeren, ungedrehten Strähnen besteht. Ich konnte einen solchen Schurz erwerben, der deutlich die Nachbearbeitung zeigt. Ganz junge Mädchen liefen völlig nackt herum.

Die Insulaner scheinen seit langer Zeit von allem äußeren Einfluß abgeschnitten zu sein. Ich beobachtete keinerlei Schmuck und mit Ausnahme einiger länglichen Holzschüsseln keinen Hausrat. An Geräten waren roh gearbeitete Tridacnaäxte vorhanden mit einer kaum brauchbaren Schneide. Die Klingen waren mittelst eines geflochtenen Bastringes an einem knieförmigen Stiel befestigt.

Die Speere, oder richtiger Lanzen, sind 5 bis 6 Meter lang, aus dem harten Holz der Kokospalme roh gearbeitet, notdürftig geglättet und von großer Schwere, so daß sie gerade nicht zu den furchterregenden Waffen gerechnet werden können. Sie werden ihrer Schwere wegen auch nicht geworfen, sondern nur im Nahkampf als Stoßwaffe verwendet. Jeder sich darbietende Knüttel wurde daneben als Waffe benutzt, und die Korallensteine waren überhaupt die wirksamsten Verteidigungsmittel. Sowohl Männer wie Weiber verstanden es, faustgroße Stücke mit großer Präzision auf weite Strecken zu schleudern, und ich war herzlich froh, als ich bei dem späteren Angriff erst aus Wurfdistanz gelangt war. Anklänge an Sankt Matthias zeigten sich darin, daß einige der Lanzen am hinteren Ende in ein Stück Bambusrohr geschoben waren. Die Kanoes sind einfache Einbäume, vorn wie hinten zugespitzt

und mit dem üblichen Ausleger und Schwimmer; die meisten Fahrzeuge waren für zwei oder drei Insassen berechnet, jedoch lag am Strande ein größeres Kanoe, das wohl gegen zehn Mann zu fassen vermochte. Dies war an beiden spitzen Enden mit einer Verzierung versehen, bestehend aus einem vorstehenden Knauf, der eine entfernte Ähnlichkeit mit einem das Maul weit aufreißenden Fischkopf hatte, obgleich ich nicht behaupten will, daß er wirklich einen solchen vorstellen sollte.

Außer den vorher genannten Fischgeräten waren noch etwa 3 Meter lange Angelgerten vorhanden mit einer 5 bis 6 Meter langen gedrehten Angelschnur. Für Hochseeangeln hatte man ferner einen Apparat, den ich zuerst als einen abnormen Kopfschmuck der uns in den Fahrzeugen entgegenkommenden Männer ansah, weil diese ihn dermaßen in ihren Locken befestigt hatten, daß er über den Rücken herabbaumelte. Ich fand jedoch später, daß der Apparat dem Fischfang dient. Er besteht aus zwei gebogenen Gerten, die dermaßen aneinander befestigt sind, daß sie eine Ellipse bilden mit ziemlich spitzen Enden. Der längste Durchmesser war etwa 50 Zentimeter, der kürzere etwa 25 Zentimeter; der elliptische Raum zwischen den Gerten war mit einer braunen, papierdünnen Substanz bekleidet. Um diesen Apparat war der Länge nach die Angelschnur aufgewickelt. Weder bei diesem Apparat noch bei den Angelruten beobachtete ich Fischhaken; statt dessen waren am Ende der Schnur zwei dünne, zugespitzte Holzstäbchen zu einem Kreuz verbunden, welches wohl den Angelhaken ersetzte; sie erinnerten an ähnliche Geräte in den Gilbertinseln, die hier namentlich zum Fang fliegender Fische benutzt werden.

Daß ein Verkehr mit Weißen wohl nur ganz ausnahmsweise stattgefunden, wohl meistens mit etwa vorbeisegelnden Schiffen, bewies der Umstand, daß keinerlei Erzeugnisse moderner Industrie vorhanden waren; der einzige darauf deutende Gegenstand war ein eiserner Schiffsnagel, der in einem Axtstiel befestigt und zu einer schmalen Schneide geformt war. Die Gegenstände, die ich verteilte, wie Hobeleisen, Messer, Perlen, Spiegel und Armringe, erregten allgemeine und anhaltende Bewunderung.

Es gelang mir nicht, bei der gänzlichen Unmöglichkeit einer mündlichen Verständigung den Namen der Insel zu erfahren: die Bezeichnung auf den Karten als Squally Island (Stürmische Insel) muß unbedingt verworfen werden. Dieser Name, der von Dampier herrührt, bezieht sich

wahrscheinlich auf Emirau und nicht auf diese Insel, die mit der Beschreibung Dampiers durchaus nicht übereinstimmt. Der eigentliche Entdecker ist der Engländer Leutnant King, der auf seiner Reise von Sydney nach Batavia am 19. Mai 1790 im Schiffe „Supply" die Insel zuerst sichtete; seine Ortsbestimmung 150° 31′ östlicher Länge und 1° 39′ südlicher Breite ist annähernd richtig. Er benannte die Insel nach Watkin Tench, dem Befehlshaber der Marinesoldaten, und bis auf weiteres sollten daher alle anderen Namen verschwinden und der Name Tenchinsel beibehalten werden. King gibt nach den Individuen, die ihm in den Kanoes zu Gesicht kamen, eine recht gute Beschreibung der Insulaner, dagegen ist seine Schätzung der Bevölkerung, die er auf gegen 1000 Seelen angibt, auch für jene Zeit viel zu hoch gegriffen. Die kleine Insel wäre nicht imstande, eine solche Bevölkerung zu ernähren, denn die Kokospalmen sind nur spärlich vertreten und tragen außergewöhnlich kleine Nüsse; auch ist die Insel bewaldet, und zwar zeigt der Baumbestand, daß größere Pflanzungen niemals existiert haben. Einige Taroknollen, nicht größer als eine Kinderfaust, waren vorhanden, daneben schienen jedoch die Früchte des Pandanusbaumes und die des Inocarpus edulis ein Hauptnahrungsmittel zu bilden. Der Fischfang ist jedenfalls die Hauptquelle, aus welcher die Insulaner ihren Bedarf an Nahrungsmitteln beziehen.

IV. Die Admiralitätsinseln.

Diese Gruppe bildet gewissermaßen das nordwestliche Endglied jener langen, gekrümmten Kette von Inseln und Inselgruppen, welche sich annähernd von Südosten nach Nordwesten erstreckt und die Neuhebriden, die Salomoinseln und Neumecklenburg mit Neuhannover umfaßt. Die ungefähre Lage der Gruppe ist zwischen 1° 50′ und 2° 50′ südlicher Breite und 146° und 148° östlicher Länge. Sie besteht aus einer größeren Hauptinsel und zahlreichen kleinen Inseln und Inselgruppen. Die erstere ist etwa 50 Seemeilen lang und 10 bis 15 Seemeilen breit mit einer ziemlich gebirgigen Oberfläche, deren höchste Erhebungen annähernd 900 Meter erreichen.

In kleinen Abständen von der Nordküste der Insel liegt auf dem vorgelagerten Korallenriff eine kleine Anzahl von Inseln. Weit zahlreicher sind dieselben jedoch der Süd- und Südostküste vorgelagert, wo sie sich zu einzelnen kleinen Gruppen vereinigen, die zum Teil in recht beträchtlicher Entfernung von der Hauptinsel gelegen sind. Die bedeutendsten dieser Gruppen sind im Osten von der Hauptinsel San Gabriel und San Rafael, im Südosten die Jesus-Maria-Gruppe, im Süden die Gruppen Sankt Andrew und Sankt Patrick, Zuckerhutinsel, Heuschoberinsel, und noch weiter südlich die Purdyinseln und die Elisabethinseln, etwa 40 bis 45 Seemeilen von der Hauptinsel entfernt.

Das Fahrwasser zwischen diesen Inseln ist infolge der zahlreichen Korallenriffe für die Schiffahrt nicht ohne Gefahr, um so mehr da die vorhandenen Karten noch sehr ungenau sind. Recht gute Häfen und Ankerplätze bietet die Hauptinsel an verschiedenen Stellen, und auch zwischen den kleinen Inseln der vorliegenden Gruppen sind geschützte Liegeplätze vorhanden.

Infolge ihrer gebirgigen Natur scheint die Insel nicht von großer Bedeutung für tropische Agrikultur zu sein. Die Gesamtgröße beträgt

allerdings etwa 1900 Quadratkilometer, d. i. die Größe von Sachsen-Koburg und Gotha, aber nur ein geringer Teil dieser Fläche dürfte sich für Kulturen eignen. Möglicherweise sind im Innern der Insel noch ausgedehnte Täler und Hochflächen vorhanden, die sich für Anbau eignen, jedoch vorderhand können wir nur nach der Beschaffenheit der Küste urteilen, da bisher noch kein Weißer über 3 Seemeilen ins Innere gedrungen ist. Der Boden ist, soweit wir nach den bisherigen Erfahrungen schließen dürfen, von vorzüglicher Güte. Das Klima ist feucht, aber nicht ungesund, da die auf den übrigen Inseln des Archipels grassierende Malaria hier nicht sehr stark zu sein scheint.

Neuerdings hat man in der deutschen Presse die Zweckmäßigkeit der Anlage einer Verbrecherkolonie auf diesen Inseln erörtert. Es ist zu wünschen, daß dieser Plan nicht zur Ausführung gelangt. Die Erfahrungen, die England, Frankreich und andere Länder in dieser Beziehung gemacht, laden nicht zur Nachahmung ein. Das System hat sich überall als kostspielig herausgestellt, und die Erfolge, die man sich von den Sträflingen als Kolonisten versprach, blieben weit hinter den bescheidensten Erwartungen zurück.

Die Flora und Fauna der Inseln unterscheidet sich nicht wesentlich von derjenigen der übrigen Inseln des Bismarckarchipels. Schwein und Hund sind vorhanden, das erstere auch in verwildertem Zustand. In den Mangrovesümpfen haust das Krokodil in ziemlicher Anzahl, ein Schrecken der ganzen Bevölkerung; Schildkröten, sowohl Chelone midas wie imbricata sind stellenweise noch immer recht zahlreich und werden eifrig von den Eingeborenen gejagt. Das Meer ist reich an allerhand Fischen, und die dichten Wälder ertönen von dem fortwährenden Girren zahlreicher Taubenarten, von denen Carpophaga oceanica die häufigste ist.

Die Entdecker der Inseln hatten schon zu jener Zeit feindliche Zusammenstöße mit den Eingeborenen, und der Verkehr mit denselben hat sich seitdem nicht wesentlich geändert. Überfälle von Schiffen und Ermordung ihrer Besatzung ist heute noch eine leider allzu häufig wiederkehrende Erscheinung, und trotz wiederholter ernster Bestrafung von seiten der Kaiserlichen Verwaltung ist noch kein Wandel geschaffen. Händler und Handelsniederlassungen können sich nur auf den kleinen isolierten Inseln halten, wo die Weißen wie in einer Festung hausen. In

den letzten Jahren sind nicht unbedeutende Quantitäten Trepang und Perlschale von dort aus in den Handel gebracht worden; neuerdings scheinen jedoch diese Handelsquellen allmählich zu versiegen. Der Kopra-handel ist wegen Mangels großer Kokospalmenbestände nicht von Bedeutung.

Die Bevölkerung dieser Inseln erinnert uns vielfach an die Papua von Neuguinea, mit denen sie äußerlich viele Ähnlichkeiten hat. Eine reine Rasse haben wir jedoch auch hier nicht vor uns. Sehr vieles

Abb. 60. **Partie auf der Insel Lou.**

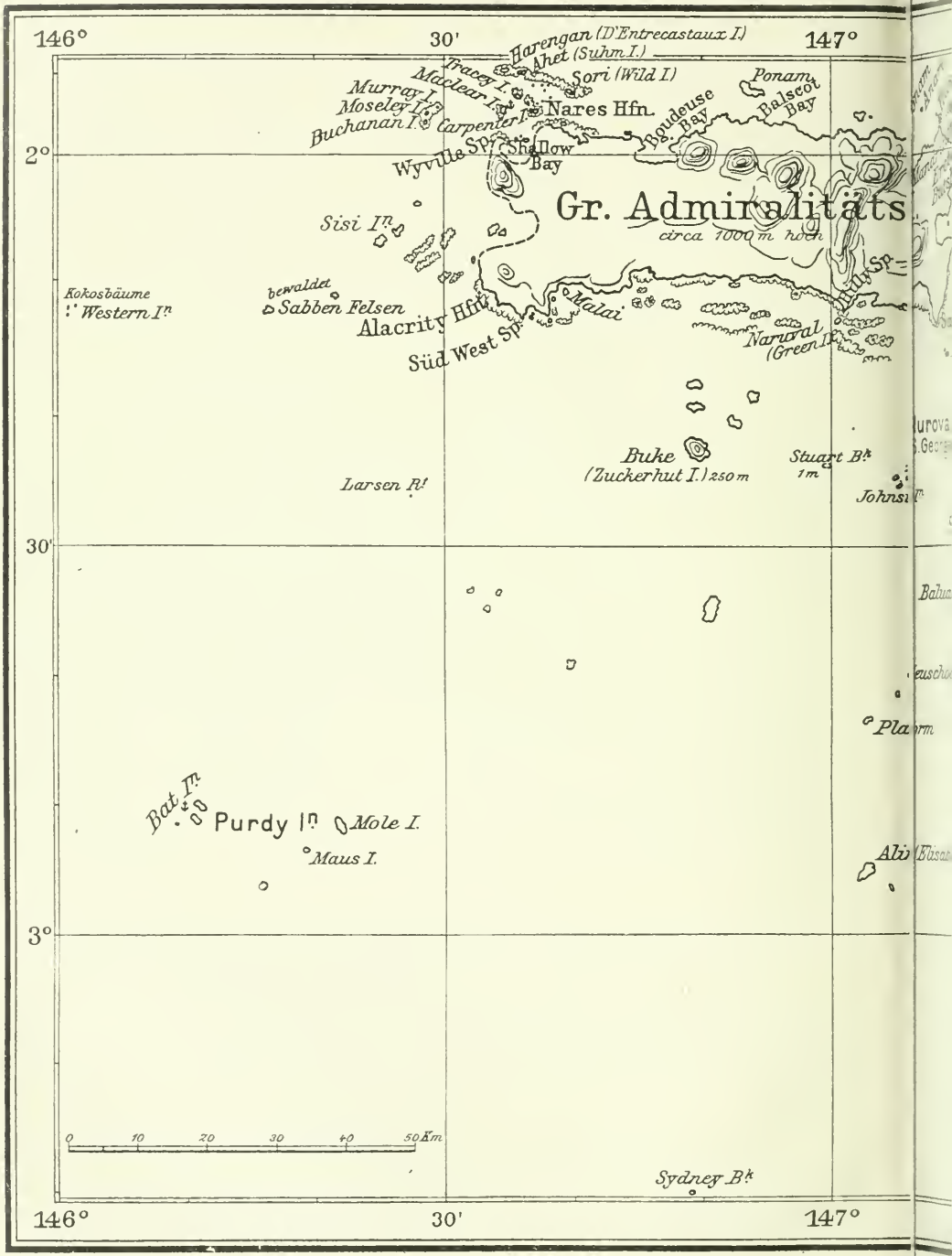
deutet auf Vermischung mit einem hellfarbigen Menschenstamm, wenn auch die Papuaeigentümlichkeiten die vorherrschenden sind. Ein Verkehr mit den gegenüberliegenden Inseln auf der Küste von Neuguinea findet heute noch statt; ob diese Verbindung basiert ist auf althergebrachter Kenntnis der Lage dieser Inseln, oder ob sie eine zufällige ist, läßt sich noch nicht mit Gewißheit feststellen. Im Jahre 1897 traf ich auf der kleinen Insel Jacquinot in der Schouten- oder Le Maire-Gruppe zwei Kanoes aus den Admiralitätsinseln. Diese Fahrzeuge lagen sorgfältig gegen die Sonne geschützt am Strande, und die Insassen waren leicht von den Jacquinotleuten zu unterscheiden durch ihre abweichende Haarfrisur

wie durch den ganzen Habitus. Sie waren, soviel ich verstand, von der Zuckerhutinsel und hatten auf ihrer Fahrt die Purdyinseln berührt, wohin sie periodische Reisen machen, teils um Schildkröten zu fangen, teils um aus den dortigen Kokosbeständen Öl zu gewinnen. Sie schienen mit den Jaequinotleuten auf freundschaftlichem Fuße zu stehen und machten mir begreiflich, daß sie bereits drei Monate hier weilten und erst in weiteren drei Monaten die Rückreise anzutreten gedächten. Auch in Neuhannover machen sie gelegentlich einen Besuch, um bei eintretender günstiger Gelegenheit wieder ihre Heimat aufzusuchen. Daß auf den westlich gelegenen Inseln, wie Luf usw., ihr Einfluß deutlich zu erkennen ist, werden wir bei der Besprechung dieser Inseln sehen.

Ihre engere Verwandtschaft mit den Stämmen auf der Küste von Neuguinea scheint unter anderem auch dadurch gekennzeichnet zu werden, daß man bei ihnen sehr häufig die prononcierte semitische Nasenform antrifft, die jedem Besucher jener Gegend von Neuguinea auffällt, und die im Bismarckarchipel nur in dem westlichen Neupommern wieder auftritt, dessen Bewohner unstreitig mit den Neuguinea-Papua eng verwandt sind. Sonst sind sie wohlproportioniert, von mittlerer Höhe. Das Haar ist kraus, aber weniger dicht als das der Papua; die spiralige Drehung der einzelnen Kopfhaare, welche z. B. in Neupommern (Gazellehalbinsel) und Neumecklenburg die eigentümlichen korkzieherartigen Büschel erzeugt, ist weniger ausgebildet, und es ist nicht selten, Insulaner mit lockigem, ja mit ganz schlichtem Polynesierhaar zu gewahren. Allerdings ist diese Eigentümlichkeit wohl zum großen Teil der hier gebräuchlichen Auffrisierung, respektive dem Kämmen der Kopfhaare zuzuschreiben.

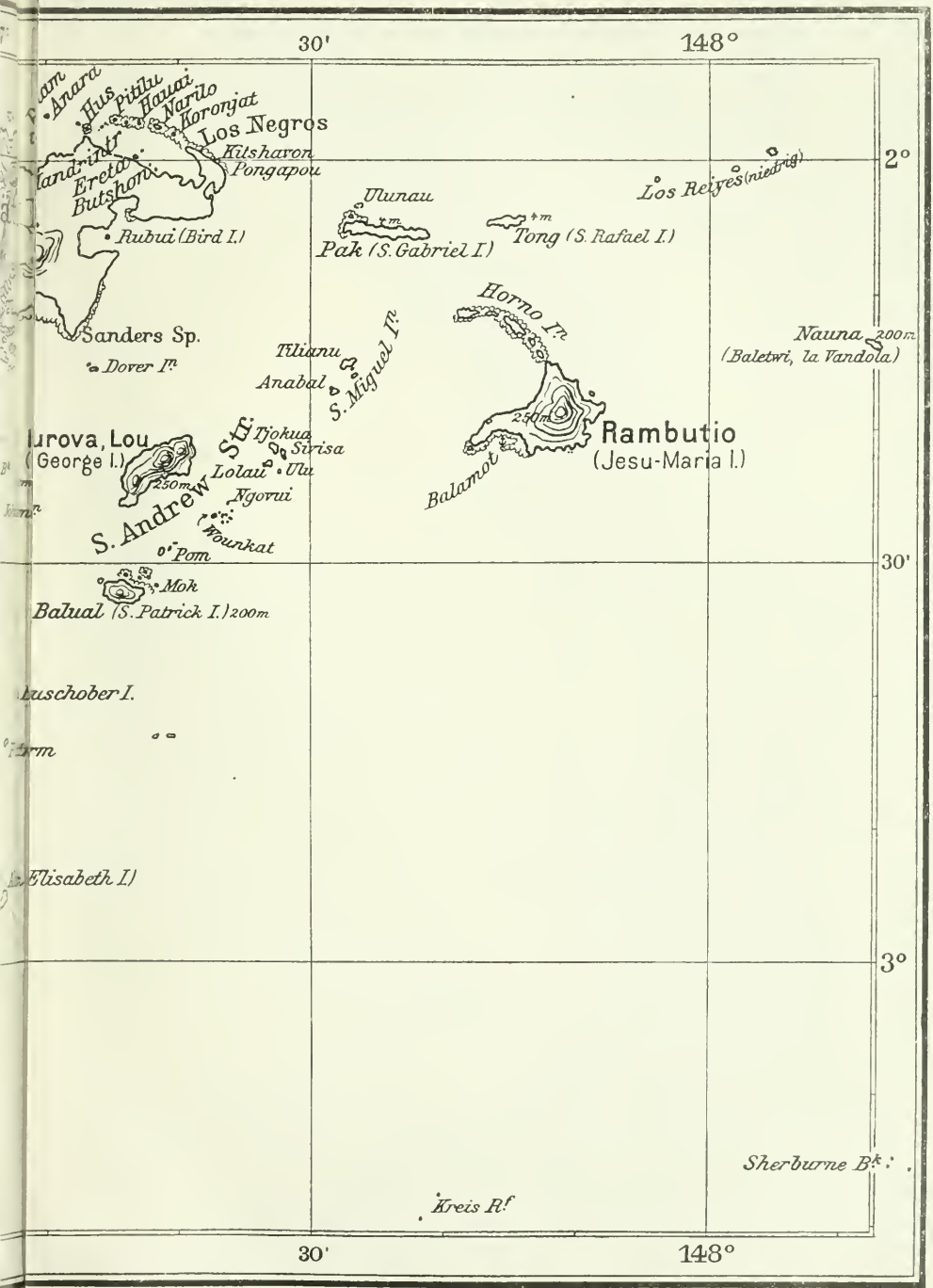
Die Hautfarbe ist bei einigen Stämmen heller wie sonst im Bismarckarchipel; dem Schokoladebraun ist gewissermaßen ein lichteres Gelb beigemischt, welches zuweilen dermaßen das Übergewicht hat, daß die Hautfarbe derjenigen der hellen Samoaner gleichkommt. Solche Fälle scheinen es zu erlauben, auf eine Einwanderung aus Polynesien oder Mikronesien zu schließen. Die Moánus und Ulsiai haben jedoch die Farbe der Bewohner der Gazellehalbinsel.

Geistig scheinen die Insulaner eine höhere Stufe einzunehmen als die übrigen Bewohner des Bismarckarchipels. Sie sind lebhaft und leicht erregbar. Sie begreifen leicht und erlernen spielend allerlei



Dr. M. Groll gez.

ialitätsinseln.



Beilage zu Parkinson, Dreissig Jahre in der Südsee.

Tafel 23. **Männerhaus in dem Dorfe der Matántor auf Lou.**

Verrichtungen, die anderen Eingeborenen noch lange als eine schwere Aufgabe erscheinen. Einige Knaben, die in der katholischen Missionsanstalt sich aufhielten, lernten dort mit überraschender Schnelligkeit Lesen und Schreiben, und einer derselben schrieb nach Rückkehr in die Heimat Briefe an den Pater, der ihn unterrichtet hatte. Bei dem Besuch auf etwa vorsprechenden Schiffen besehen sie sich alles aufs eingehendste und tauschen unter sich ihre Beobachtungen aus, wobei sie eine sehr große Zungenfertigkeit entwickeln, die von Gestikulationen mit Händen und Armen unterstützt wird. Im Gegensatz z. B. zu dem Bewohner der Gazellehalbinsel oder dem Salomonier, der in stoischer Ruhe alles betrachtet, ohne eine Miene zu verziehen, mag es ihm noch so wunderbar erscheinen, ergeht sich der Moánus in lauten Ausrufen des Staunens, und wenn der Gegenstand nicht niet- und nagelfest ist, muß man ein scharfes Auge auf ihn haben, denn wenn er eine Gelegenheit sieht, eskamotiert er mit großer Fingerfertigkeit und der erstaunlichsten Geistesruhe den bewunderten und begehrenswerten Gegenstand in sein Körbchen oder in das längsseits liegende Fahrzeug. Diese Kleptomanie bringt ihn häufig in Unannehmlichkeiten, die zu allerlei Zank und Streit führen, wobei er seinen Mut zeigt, indem er zu seinem nie weit entfernten Speer greift und die gemachte Beute hartnäckig verteidigt. Hierbei kommt nun eine weitere Eigenschaft zum Vorschein, welche ihn dem Händler sehr gefährlich macht, nämlich seine Hinterlist und seine Verstellungsgabe. Heimlich die Waffe bereit haltend, heuchelt er die liebenswürdigste Miene, das ausgelassenste, freundlichste Wesen, um in einem unbewachten Augenblick, den er blitzschnell erspäht und ohne Säumen benutzt, dem Nichtsahnenden den Todesstreich zu versetzen. Fast alle Überfälle werden nach diesem System in Szene gesetzt; erst erfolgt die systematische Einschläferung des Verdachtes, was manchmal Tage und Wochen in Anspruch nimmt; das Opfer glaubt sich von seinen besten Freunden umgeben, bis ihn ein Schlag über den Kopf mit der scharfen Axt seinen Irrtum, leider zu spät, erkennen läßt. Das große Übergewicht und den großen Vorzug der Feuerwaffen schon lange erkennend, haben sich die Insulaner in den letzten fünf Jahren namentlich bemüht, in den Besitz von Gewehren zu kommen. Da dies auf dem Wege des Tauschhandels nicht möglich war, haben sie nach der oben geschilderten Methode sich auf vorsprechenden Handelsfahrzeugen und auf

Handelsstationen ihren Bedarf zu decken gesucht und sind durch ihren Erfolg nun noch gefährlicher geworden wie in früheren Jahren, da sie die erbeuteten Feuerwaffen geschickt handhaben und den gegen sie ausgesandten Straferpeditionen energischen Widerstand leisten, so daß dieselben in der Regel ohne großen Erfolg bleiben.

Die Insulaner selber teilen sich in drei große Stämme, welche sich Moánus, Matánkor und Ulsiai benennen. Die ersteren bewohnen die Küste, bauen ihre Dorfschaften am Strande oder auf dem Riff in flachem Wasser, und ihre Häuser stehen stets auf Pfählen; die letzteren sind Bewohner des Innern und bauen ihre Hütten auf der ebenen Erde. Die Matánkor bilden ein Mittelglied zwischen beiden, sie sind Ackerbauer, aber auch Schiffer, wenn auch nicht in dem Maße wie die Moánus. Der Moánus bezeichnet mit dem Worte Ulsiai einen Eingeborenen, der in einem gewissen Abhängigkeitszustand von ihm steht. Von jeher ist der Moánus als Beherrscher des Meeres durch den Besitz von Fahrzeugen, als geweckter und verschlagener dem Inlandbewohner überlegen gewesen, und in der Tat hält er vielfach heute noch die Gewalt in Händen, indem er den Ulsiai zwingt, ihm Nahrungsmittel zu bauen und dieselben gegen geringes Entgelt oder ohne alle Vergütung an ihn abzugeben; ein ähnliches Verhältnis, wie wir es z. B. auf der Gazellehalbinsel zwischen Ulerbewohnern und Baining finden oder in Bougainville zwischen Strandbewohnern und Bergbewohnern.

In den ethnographischen Museen sind die Erzeugnisse und Geräte der Insulaner gut vertreten, und am auffälligsten sind darunter wohl die Speere mit den haarscharfen Obsidianspitzen. (Abb. 61.) Die letzteren gibt es in allen Größen bis zu einer Länge von 25 Zentimeter. Die Spitze, wie die beiden Schneiden, welche durch Abschlagen kleiner Splitter entstanden sind, haben die Schärfe einer vorzüglichen Stahlklinge. Das breite Ende der Klinge ist teils durch Umwicklung, teils durch Verkittung mit zerstoßenen Parinariumnüssen in einen Holzschaft eingelassen, der gelegentlich geschnitzt und anderweitig ornamentiert ist; die Schnitzereien haben als Motiv häufig die menschliche Figur oder die eines Krokodiles, welch letzteres wir überhaupt in allen Schnitzereien der Insulaner vielfach vertreten finden. Genau wie die Speerspitzen sind die Spitzen der Dolche hergestellt, die gewissermaßen als Speere mit abgebrochenem Holzschaft bezeichnet werden können. Die Dolche werden jedoch nur in

seltenen Fällen als Waffen gebraucht und vertreten vielmehr unsere Messer. Da das Material für Speer- und Dolchspitzen nicht überall vorhanden, oder die Zufuhr nicht den Bedarf zu decken imstande ist, so findet man neben den Obsidianspeeren auch solche mit Holzspitzen, auch wohl solche mit den eingesetzten langen Stacheln der Roche. Eine Art von Kriegsaxt, bestehend aus einem geschnitzten, ornamentierten Holz-

Abb. 61. **Speere von den Admiralitätsinseln.**

schaft, dem eine Obsidianklinge rechtwinklig eingefügt ist, wird hie und da wohl angetroffen; ich glaube jedoch, daß man es hier mit einem Gegenstand zu tun hat, der von den verschlagenen Eingeborenen als Handelsartikel angefertigt wird. Vor etwa 20 Jahren kamen diese Äxte noch nicht in den sonst sehr reichhaltigen Sammlungen von dort vor und erschienen erst in neuerer Zeit auf der Bildfläche. Herr Dr. Thilenius bildet allerdings in seinem Werke Band II, Seite 128 eine solche Axt ab und gibt als Heimat die Insel Pidelo (richtig Pitilu)

auf der Nordküste der Hauptinsel an, erwähnt jedoch nicht, ob er Gelegenheit gehabt, diese Axt in Gebrauch zu sehen. Bei der Pitilu genannten Insel habe ich in früheren Jahren eine große Anzahl von bewaffneten Eingeborenen beobachten können, aber keiner derselben hatte als Waffe eine solche Axt, auch wurde mir keine angeboten, trotz eines lebhaften Tauschhandels, bei dem alles und jedes angeboten wurde.

Bogen und Pfeile, ausschließlich für Jagdzwecke verwendet, sollen hie und da vorkommen; Keulen sind mancherorts gebräuchlich, jedoch immer in ganz geringer Anzahl und im Kampf von weniger Bedeutung.

Steinäxte wurden wohl niemals als Waffen verwendet; sie sind heute vollständig außer Gebrauch, kaum daß es dem Sammler gelingt, die Klingen ohne Fassung zu erlangen. Im Gebrauch waren zwei verschiedene Äxte; eine derselben war sehr primitiv hergestellt, indem die aus einem harten, lavaähnlichen Gestein hergestellte Klinge einfach in das dicke Ende eines keulenförmigen Stückes Holz eingelassen war. Sie wurde und wird wohl heute noch von den Usiai verwendet. Eine andere Art hatte den wohlbekannten kniefömigen Holzstiel, woran die Klinge festgeschnürt wurde. Diese Klingen bestanden teils aus geschärften Terebraschnecken, teils aus Tridaenaschale, teils aus einem graugrünen Gestein. Die Form dieser Äxte hat sich bis auf heute noch erhalten, nur sind die Stein- oder Muschelklingen verschwunden und haben dem Hobeleisen Platz gemacht. Die Stiele sind nicht selten geschnitzt und ornamentiert. Die Moánus und Matánkor besaßen diese Art Äxte.

Geräte finden wir in großer Anzahl, in den verschiedensten Formen und den verschiedensten Zwecken dienend.

Die Töpferei tritt hier wieder auf und wird in ziemlichem Umfange betrieben, weil das Material fast überall vorhanden ist. Dennoch haben sich auch hier wie in Neuguinea gewisse Zentren ausgebildet, welche dieser Kunstfertigkeit besondere Pflege angedeihen lassen und deren Erzeugnisse infolgedessen vollkommener sind. Die gewöhnlichste Topfform ist sphärisch, die Öffnung verengt oder eingeschnürt und mit einem nach außen gebogenen Rand versehen. Es gibt jedoch auch Töpfe ohne diesen Rand, fast von der Form einer tiefen Schale. Wasserkrüge aus Ton sind sehr gebräuchlich, sie haben zwei Öffnungen, die

durch einen Stöpsel aus Bananenblatt oder auch mittelst eines Holzstöpsels verschlossen sind. Infolge ihrer Porosität sind derlei Wasserbehälter vorzüglich geeignet, den Inhalt kühl zu erhalten. Die Herstellung der Töpferwaren ist dieselbe wie auf den Salomoinseln und Neuguinea. Die Weiber sammeln den Lehm, trocknen ihn, pulverisieren und schlemmen ihn und richten eine Menge des plastischen Materiales in Form großer Klumpen oder Kugeln her. Handwerksgerät ist ein flaches, spachtelartiges Stückchen Holz. Zunächst wird der Boden aus einem flach geklopften Stück Lehm geformt, daran legt man Wülste desselben Materiales und klopft dieselben mit der Spachtel flach, auf der Innenseite die linke Hand als Widerstand haltend. Eine Ornamentierung der Töpfe ist nicht üblich, hin und wieder gewahrt man einige einfache, mit dem Fingernagel eingeritzte Linien.

Außerordentlich charakteristisch sind die großen Gefäße, die zum Aufbewahren des gewonnenen Kokosöles angefertigt werden, und die man häufig in den großen Fahrzeugen als Transportgefäße sieht, wozu sie sich infolge ihrer Unzerbrechlichkeit besser eignen, als die vergänglicheren Töpferwaren. Das Gerüst dieser Gefäße bildet ein enges Flechtwerk aus den Blattrippen einer besonderen Farnart. Nachdem die Form des Gefäßes hergestellt ist, wird dasselbe innen wie außen mit einer Lage der zerstampften Parinariumnuß bestrichen und dann zum Trocknen der Masse aufgehängt. Nach wenigen Tagen ist der Überzug trocken und das Gefäß fertig; man kann darin irgendwelche Flüssigkeit aufbewahren, namentlich dienen diese Töpfe als Behälter für das Kokosöl, das vielfach zur Zubereitung der Speisen Verwendung findet. Die Unzerbrechlichkeit dieser Gefäße gibt denselben den Tonwaren gegenüber einen großen Vorzug; leere Gefäße werden unsanft in einer Ecke übereinandergeworfen, ohne Schaden zu nehmen, sie halten einen derben Stoß aus, ohne zu bersten, und wenn die Parinariumschicht abspringt, so läßt sich der Schaden leicht ausbessern. Die Formen dieser Gefäße sind sehr verschieden, ebenso die Größe. Einige halten etwa 1 Liter Öl, andere dagegen zwei bis drei Eimer. Der Boden ist flach zum Aufstellen auf den Erdboden, manchmal ist ein nach außen stehender breiter Fußrand angesetzt; die bauchige Form des Gefäßes endet häufig in einen schlanken Hals mit einem weiten ausgeschweiften oberen Rand; andere sind unten breit und verengen sich nach oben; wieder andere haben die bauchige

Form der Kochtöpfe. Um das Gefäß in der Hütte aufhängen zu können, umgibt man den unteren Rand desselben mit einem dicken, wulstigen Ring aus Rotanggeflecht, worin der Fuß des Gefäßes paßt. Von diesem Wulst aus gehen drei oder vier Rotangschnüre an den Seiten nach oben und sind über der Öffnung zu einer Öse vereint.

Ganz hervorragend sind die Leistungen der Eingeborenen in der Herstellung von größeren und kleineren Holzschalen. Die gebräuch-

Abb. 62. **Holzschüssel von den Admiralitätsinseln.**

lichste Form ist kreisrund, und der Durchmesser variiert von 15 bis zu 125 Zentimeter Durchmesser. Diese Schalen ruhen auf vier runden aus dem Vollen geschnitzten Füßen, die je nach der Rundung des Bodens länger oder kürzer sind. Der obere Rand ist kreisrund und Innen- wie Außenseite sorgfältig geglättet. Der Außenrand ist in der Regel mit einem bandartigen Ornament verziert; am sorgfältigsten sind jedoch die großen über den Rand hervorstehenden angesetzten Henkel geschnitzt, welche den meisten dieser Schalen angefügt sind; sie dienen ausschließlich als Ornament, da sie sich infolge ihrer Befestigung nicht zum Heben der manchmal sehr schweren Schalen eignen. (Abb. 62.)

Als Motive für diese Henkel dienen die Figuren des Menschen, des Krokodiles und des Vogels, in Verbindung mit einer zierlichen Spirale. Andere Schalen ahmen die Form eines Vogels (Abb. 63) oder einer Schildkröte nach, Kopf und Schwanz sind mit dem als Schale geformten Körper aus einem Stück geschnitzt. Längliche flache Schalen haben häufig schön geschnitzte Henkel, ein Krokodil vorstellend; dann und wann wird auch eine Tierform, wie Schwein und Hund, in realistischer Aus-

Abb. 63. **Holzschale in Gestalt eines Vogels. Admiralitätsinseln.**

führung zur Schale geformt, indem man den Körper des Tieres vom Rücken her aushöhlt. (Abb. 64.) Da diese Schalen in der Regel aus hartem Holz hergestellt sind, so bezeugen sie einen nicht geringen Grad von Fertigkeit, um so mehr da das frühere Handwerkszeug zu den unvollkommensten seiner Art gerechnet werden darf. Der Erwerb moderner Eisengeräte hat hier, wie überall, nicht die alte Kunstfertigkeit gesteigert, sondern einen Rückgang derselben herbeigeführt.

Die Holzschalen werden zum Herrichten wie zum Auftragen der verschiedenen Gerichte benutzt. Als Schöpflöffel gebraucht man, wenn nötig, ornamentierte, aus einer halben Kokosschale bestehende Geräte

mit einem schön geschnitzten Stiel. Die vielfachen Formen dieser Löffelstiele lassen sich in drei große Hauptgruppen teilen. Die erste dieser Formen ist ein flaches Brett, durchbrochen geschnitzt und mit Kerben und kleinen Dreiecken ornamentiert; die Formen sind eckig und mehr oder weniger quadratisch oder rechteckig; diese Stiele stehen immer mit der breiten Fläche dem Gefäße zugekehrt. Die zweite Form hat Stiele, in denen die Spirale vorherrscht; sie stehen immer rechtwinklig zum Löffel.

Abb. 64. **Holzschale in Gestalt eines vierfüßigen Tieres. Admiralitätsinseln.**

Die dritte Form zeigt in der Ornamentierung verschiedene Tiermotive, auch wohl Menschenfiguren, verbunden mit den vorher beschriebenen beiden Formen. Charakteristisch ist die überaus große Mannigfaltigkeit der Ornamentierung. (Vgl. Abb. 65.) Die Einbildungskraft der Schnitzer läßt immer neue Formen entstehen.

Ein eigentümliches Gerät, dessen Bestimmung lange Zeit verkannt wurde, ist eine Art von Haken, hergestellt aus einem etwa 20 Zentimeter langen, keulenförmigen Holzstabe, in dessen dickeres Ende ein ziemlich langer, gekrümmter Eberhauer rechtwinklig eingetrieben und verkeilt ist. Es war lange Zeit als „Haihaken" bekannt, wohl seiner Größe

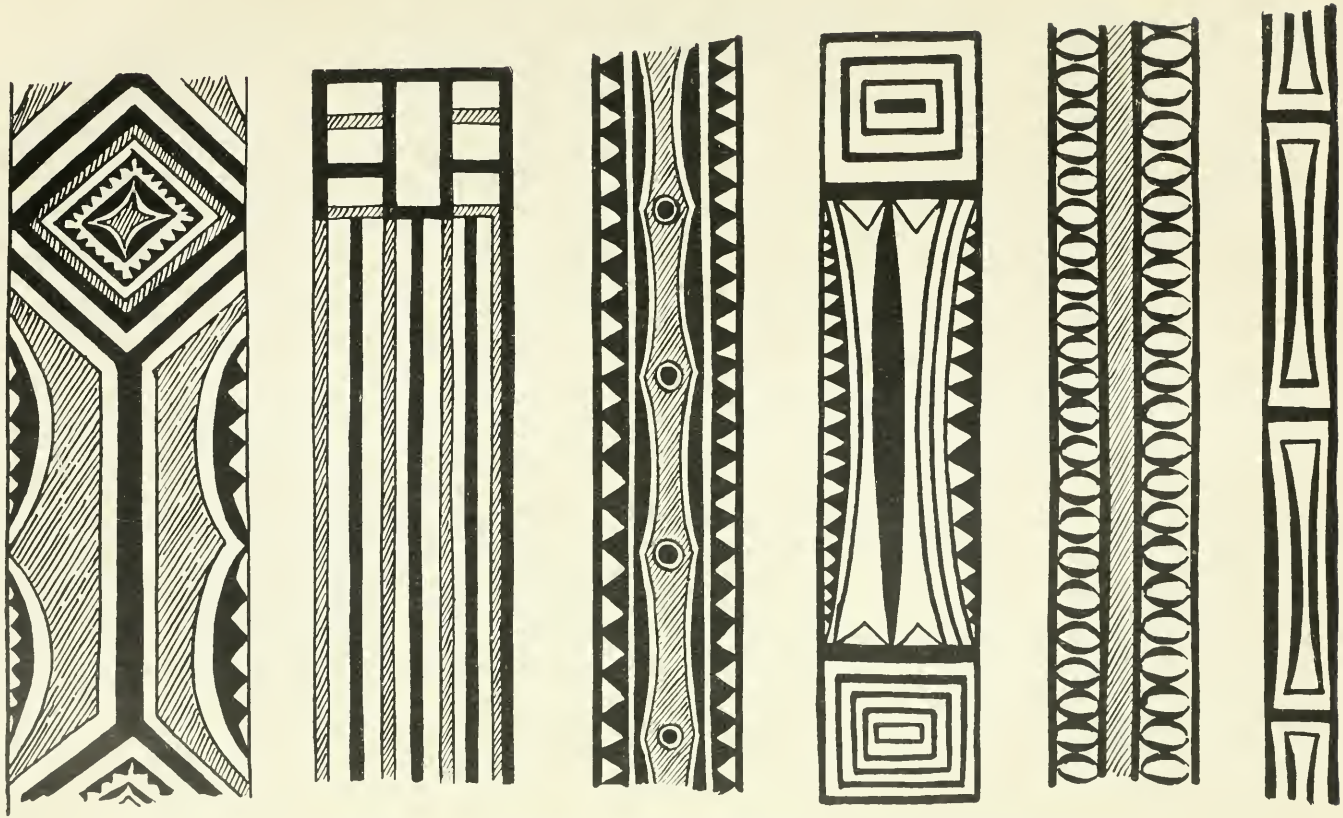


Abb. 65. **Ornamente von Schöpflöffeln, Wassergefäßen usw. der Admiralitätsinsulaner.**

wegen, obgleich es der Form nach kaum als Fanginstrument dienen konnte. Weitere Nachfragen haben dann in späteren Jahren ergeben, daß dieser Haken, an einer Stange befestigt, dazu dient, gewisse Früchte von den Bäumen abzubrechen.

Außer den vorher beschriebenen Wassertöpfen stellen die Eingeborenen auch Wasserflaschen aus den Schalen der Kokosnüsse her. Von diesen gibt es zwei Arten. Die eine besteht aus einer glattgeriebenen Nuß mit kleiner Öffnung, nicht selten durch Reliefschnitzerei mit erhabenen Ornamenten versehen, der anderen ist aus Bambusrohr ein kurzer Hals angesetzt. Als Verbindungsmittel dient zerstampfte Parinariumnuß, und in die dick aufgelegte Masse werden, solange dieselbe noch nicht trocken ist, allerhand Ornamente eingeritzt.

Obsidiansplitter wie scharf geschliffene Perlmutterschalen dienen als Messer, die letzteren namentlich bei der Herrichtung der Eßwaren, die ersteren mehr bei Schnitzarbeiten. Als vielfach verwendeter Pfriem dient auch der Rochenstachel.

Als Fischereigerät bedient man sich der Angelhaken; diese waren früher aus Trochus hergestellt, sind jedoch bereits von dem modernen Fischhaken verdrängt. Daneben wird ein mehrzinkiger Fischspeer, jedoch nicht sehr häufig, verwendet, und als Hauptgerät dienen Netze von verschiedener Größe und Form, sowie Netzhamen. Das Material zum Herstellen der Netze fertigen die Eingeborenen, namentlich die Ulsiai noch heutigentages an. Es ist ein feinerer oder gröberer Zwirn, aus einer Faserpflanze hergestellt, von großer Stärke und Dauerhaftigkeit. Die einzelnen Fasern werden ineinander gedreht, nicht geflochten. Die Pflanze, welche diesen Stoff liefert, ist dieselbe, die auch auf der Gazellehalbinsel dazu verwandt wird.

Von den Fahrzeugen der Insulaner haben sowohl Moseley von der Challenger-Expedition wie Professor Thilenius ausführliche Beschreibungen mit detaillierten Zeichnungen gegeben. Es sind seetüchtige Boote, mit denen es möglich ist, weite Seereisen zu machen, wie wir gesehen haben, bis nach Neuhannover und bis zu den Schoutenінseln. Der Körper besteht aus einem ausgehöhlten Baumstamm, die Bordwände sind auf beiden Seiten durch eine Planke erhöht. Die beiden Enden sind verlängert durch Holzschnäbel, welche an den Bootkörper angebaut sind. Diese Schnäbel sind vielfach verziert, teils durch

Schnitzereien in der Form eines Krokodilkopfes, teils durch weiße Ovulaschnecken, die mit starken Bindfäden befestigt sind. Der Ausleger trägt eine aus aneinandergelegten Stäbchen hergestellte Plattform, und eine solche ist auch auf der gegenüberliegenden Seite angebracht, etwas schräg in die Höhe ragend. Auf diesen Ausbauten hocken die Leute beim Segeln oder bewahren dort ihre Speere oder irgendwelche Gegenstände, die zum Transport kommen. Ein Mast wird vor den Auslegerstäben auf dem Boden des Fahrzeuges errichtet und durch einen am Ausleger befestigten Stab wie durch Taue, welche nach vorn und hinten gespannt sind, in Position erhalten. Der Mast hat am oberen Ende eine Gabel, über welche das Tau läuft, das zum Emporziehen des viereckigen Mattensegels dient; dieses ist zwischen zwei Stangen befestigt. Große Fahrzeuge haben manchmal zwei Masten und Segel. Die Ruder sind von der gewöhnlichen Form mit breitem lanzettförmigem Blatt, welches entweder mit dem Stiel aus einem Stück geschnitzt oder an diesem durch starke Bindfäden befestigt ist. In keinem Kanoe fehlt der Wasserschöpfer mit nach innen gebogener Handhabe. So wie die beiden Enden des Fahrzeuges sind auch die Gabelungen der Mastbäume mit Schnitzereien verziert, bestehend aus rautenförmigen Einkerbungen wie aus stilisierten Krokodilköpfen.

Die Dorfanlage ist, wie ich bereits früher erwähnt habe, bei den drei Stämmen verschieden. In der Konstruktion der Häuser unterscheiden sie sich jedoch wenig, wenngleich die Häuser der Moánus immer auf Pfählen errichtet sind, die der Ulsiai und der Matánkor auf ebener Erde stehen. Ein weiterer Unterschied ist ferner, daß die Matánkor größere Sorgfalt auf den Bau verwenden, und daß die Dorfplätze sauberer und in der Anlage geschmackvoller sind.

Die Häuser der Moánus sind in Reihen am Strande entlang, manchmal auch aufs Riff hinaus gebaut, und das Dorf liegt nach der See zu völlig frei und offen. Die Matánkor bauen ihre Dörfer im Walde, und wenn irgend möglich auf steilen, schwer zugänglichen Höhen und Höhenrücken, wohl der größeren Sicherheit halber. Demselben Zweck dienen die festen Zäune, womit die Dorfschaften umgeben sind. Manchmal ist es ein Doppelzaun, dermaßen angelegt, daß der innere die eigentliche Dorfschaft und den Dorfplatz umgibt; der zweite Zaun, in einiger Entfernung von dem ersten, umschließt einen mit Kokos- und

Betelpalmen wie mit Bananen dicht bepflanzten Gürtel; hier tummeln sich die Schweine der Eingeborenen und können die Dorfschaft so wenig belästigen, wie in den umliegenden Wald entweichen. Lücken, die nicht bis zum Boden reichen, ermöglichen den Eintritt. Die gewöhnlichen Wohnhäuser sind schmucklose Hütten, von etwa 5 bis 6 Meter Länge, 3 bis 4 Meter Breite und selten über 3 Meter Höhe. Die Bedachung besteht aus den Blättern der Sagopalme, welche über etwa klafterlange Stöcke gebogen und mit einem dünnen Stäbchen dicht am Stocke durchstochen werden, um sie in ihrer Lage zu erhalten. Geflochtene Kokosblätter dienen auch wohl diesem Zweck. Im Inneren der Hütten ist die Einrichtung verschieden, je nachdem sie den Frauen oder den Männern als Wohnung dienen. Allen gemein sind die niedrigen, tischähnlichen Pritschen auf vier, manchmal kunstvoll geschnitzten Beinen, welche den Insassen nicht nur als Schlafstätten dienen, sondern auch den Tisch vertreten. In dem Frauenhaus ist der Raum beschränkt durch ein den ganzen Mittelraum einnehmendes Gerüst, worauf Töpferwaren, Wasser- und Ölgefäße, Körbe mit Eßwaren und allerlei Gerät aufgestapelt sind; auf dem Boden liegen ferner die vom Felde geholten Taroknollen und andere Nahrungsmittel. Die Männerhäuser sind etwas geräumiger, weil hier das vorbeschriebene Gerüst fehlt, aber hängende Borde oder ein Aufbau in der Mitte beherbergen die Taschen, das Betelgerät und dergleichen und vor allem eine große Anzahl von Speeren.

Weit größere Sorgfalt verwendet man auf den Bau der Junggesellenhäuser oder wie man sie wohl richtiger nennen soll, die *Versammlungshäuser der Männer*. Auf Pfosten, Gebälk und Dachstuhl haben die eingeborenen Zimmerleute ihre größte Geschicklichkeit verwendet, und einzelne Teile sind mit Kerbschnittornamenten und mit dem auch hier wiederkehrenden Krokodilkopf geziert. Vogelfiguren wie groteske menschliche Gestalten in ganzer Größe oder Menschenköpfe kommen ebenfalls vor. Diese geräumigen Häuser, manchmal 40 Meter lang und 12 Meter breit und bis zum Firstbalken 8 Meter hoch, enthalten außer den sauber geschnitzten Pritschen und einer großen Anzahl von Waffen, die Trophäen vergangener Feste in Gestalt der Unterkiefer von Schweinen oder Kuskus. Auf Stangen und Gerüsten ist ferner das Stammeseigentum ausgestellt; bunte Glasperlen, Eisenwaren, Spiegel und dergleichen mehr.

Es ist begreiflich, daß die Eingeborenen, die in ihrem Auftreten so viel Stutzerhaftes zur Schau tragen, auch einen hohen Wert auf Schmucksachen aller Art legen. Sie erinnern darin lebhaft an die Bewohner Neuguineas. Schon dadurch, daß sie auf Reinlichkeit des Körpers halten, bekunden sie, daß ihr Äußeres ihnen nicht gleichgültig ist. Am gebräuchlichsten ist die Bemalung des Körpers durch rote Farbe oder des Gesichtes durch rote, schwarze oder weiße Linien und Tupfen über Stirn, Augen, Nase und Wangen. Halsschnüre aus einheimischen weißen Muschelplättchen, in der Neuzeit ersetzt durch vielfache Schnüre aus weißen Glasperlen, sind unerläßlich, ebenso sorgfältig geschliffene Trochusarmringe mit eingeritzten Mustern auf der Außenseite. Auf seine Frisur verwendet der Jüngling eine außerordentliche Sorgfalt. Das krause Haar wird durch einen stets bereit gehaltenen Kamm aufgestochert und aufgelockert, bis es wie eine Wolke über dem ganzen Kopf liegt, manchmal in der Mitte sorgfältig gescheitelt. Diese Kämme werden mit großer Sorgfalt hergestellt; sie bestehen aus nebeneinander gelegten Blattrippen der Kokosblätter, deren Enden in einem mit Parinariumkitt überzogenen Fasergeflecht stecken; dieses Ende ist vielfach ornamentiert und bunt bemalt.

Die durchbohrten Ohrläppchen werden mit weißen Perlenschnüren dicht umwickelt oder mit Kokosnußscheiben versehen, und auch die Nase wird nicht vergessen, denn von dem durchbohrten Septum herab baumelt an einer Perlenschnur ein 18 bis 20 Zentimeter langer runder, unten spitzer Stab, aus Tridacnamuschel geschliffen und mit eingeritzten Ornamenten versehen. Durch die Nasenscheidewand gesteckt trägt man auch einen fast vollständigen Ring aus Kokosschale, in der Mitte etwa 1 Zentimeter breit, nach beiden Enden spitz zulaufend. Als Verschönerung des Gesichtes wird auch die eigentümliche Bildung von Zahnstein an den Vorderzähnen des Oberkiefers angesehen. Diese Ablagerung ist manchmal so stark, daß sie die Oberlippe in die Höhe schiebt und über dieselbe hervorragt; sie wird sorgfältig gepflegt und durch Abschleifen und Schaben regelmäßig geformt. Das Betelkauen scheint die Bildung dieses sonderbaren Schmuckes zu begünstigen, der übrigens anscheinend eine Auszeichnung der Häuptlinge und der einflußreichen Männer ist.

Außer den bereits erwähnten Halsbändern finden wir mit denselben in Verbindung einen Brustschmuck, ähnlich wie wir solchen aus

Neumecklenburg in Gestalt des kapkap kennen. Der Schmuck besteht wie in Neumecklenburg aus einer Tridacnascheibe, jedoch selten so dünn wie dort; die Ränder sind stets mit einem aus feinen Linien bestehenden Dreieckornament verziert, welches sich durch den sich darin sammelnden Schmutz schwarz von der weißen Scheibenfläche abhebt. Die durchbrochene Platte aus Schildpatt, welche auf der Tridacnascheibe liegt, ist niemals so fein gearbeitet wie in Neumecklenburg. Das Muster der Schildpattscheibe ist zuweilen vollständig unregelmäßig. Die Abbildung 46, welche eine Anzahl von kapkap aus Neumecklenburg wie aus den Admiralitätsinseln zur Darstellung bringt, zeigt deutlich den großen Unterschied in der Ausführung.

In seiner ganzen Pracht zeigt sich der Eingeborene beim Tanz. Nicht nur ist dann die Körperbemalung eine sehr sorgfältige, sondern es kommen auch Schmucksachen zum Vorschein, die man im täglichen Leben nicht gewahrt. Namentlich zeichnen sich die Armbänder, Kniebänder, Gürtel und Schurze aus, die eine eingehende Beschreibung verdienen. Als Hauptmaterial für die Herstellung dieser Gegenstände dienen die kleinen 4 bis 6 Millimeter im Durchmesser haltenden und etwa 1 Millimeter dicken Scheibchen, welche aus dem oberen dicken Ende einer gewissen kleinen Conusschnecke hergestellt werden. Diese kleinen Plättchen versteht man zu Armbändern und Gürteln zu verarbeiten, welche als sehr geschmackvoll bezeichnet werden müssen. Ganz hervorragend sind geradezu die Schurze, die aus solchen Plättchen hergestellt sind. Tausende dieser Plättchen werden für die Anfertigung eines solchen Schurzes verwendet, und dieselben haben daher in der Heimat einen nicht unbedeutenden Wert, so daß es nur die reichen Leute oder die Häuptlinge sind, die sich einen derartigen Luxus leisten können. Die Größe dieser Tanzschurze (Abb. 66a) ist sehr verschieden, sie variiert in der Breite von 15 bis 40 Zentimeter, in der Länge von 20 bis 60 Zentimeter. Das obere Ende besteht zunächst aus einem dichten Bastgeflecht, das zum Teil mit bunten Papageienfedern bestickt ist; an dies Geflecht reiht sich nun der aus aufgereihten Muschelplättchen bestehende eigentliche Schurz, in dem eingefügte schwarze Muschelplättchen, eine besondere Art von Coixsamen und verschiedene andere Samenkerne Muster bilden. Die beigegebene Abbildung wird, besser wie irgendwelche Beschreibung, einen Begriff geben von der außerordentlichen

Sorgfalt, welche man auf die Herstellung verwendet, wie von der Schönheit der Arbeit.

Auch die Weiber tragen bei Tänzen einen Schurz, welcher jedoch bei weitem nicht so sorgfältig gearbeitet ist als die Männerschurze. Der Weiberschurz (Abb. 66b) besteht aus einem weichen, geschmeidigen Stück Rindenzeug, das auf der Oberfläche in kleinen Abständen mit Troddeln

a b

Abb. 66. **Schurze von den Admiralitätsinseln.**
a Männerschurz; b Weiberschurz.

aus Muschelplättchen, Coix- und anderen Samenkernen und Vogelfedern benäht ist. Der untere Rand besteht aus einer Reihe von herabhängenden Muschelplättchen mit Samenkernen an den Enden. Beim Tanz trägt man einen solchen Schurz vorne, einen anderen hinten, und beide werden durch einen Gürtel festgehalten. Gar zierlich verstehen es die jungen Mädchen und Frauen, solche Körperbewegungen auszuführen, welche die bestickten Schurze in schwingende Bewegung setzen, und dies scheint in der Tat der Hauptzweck des Tanzes zu sein, denn wenn nach

einem besonders gelungenen Pas die Schurze sich malerisch und graziös schwenken, bricht stets ein lauter Beifallsjubel aus.

Heute trifft man wohl kaum derartige Schurze, die nicht mit eingeführtem europäischen Material, namentlich mit Glasperlen und bunten Stoffetzen, ich möchte sagen verfälscht sind und dadurch an Schönheit bedeutend eingebüßt haben. Die Eingeborenen scheinen nicht zu begreifen, daß die Beimischung europäischer Erzeugnisse den Wert ihrer ursprünglichen Schmucksachen verringert; auch hier ist diese Bevorzugung europäischer Industrieerzeugnisse wohl aus dem Gefühl entsprungen, daß alles Neue dem Alten vorzuziehen ist, eine Erscheinung, die wir ja auch vielfach bei Kulturvölkern beobachten können.

Zu den Schmucksachen muß schließlich auch wohl die eigentümliche Penismuschel gerechnet werden, mit welcher man im Kampfe oder beim Tanze die Eichel des männlichen Gliedes bedeckt. Diese Muschel ist stets eine mittelgroße Ovula ovum, auf deren äußeren weißen Fläche schraffierte Muster eingeritzt sind. Der innere Schneckengang wird teilweise herausgeschlagen und in den so entstandenen Schlitz die Eichel mit dem Präputium eingeklemmt. Das Gerät wird von den erwachsenen waffenfähigen Eingeborenen stets in einem kleinen geflochtenen Beutel an einer Schnur um den Hals oder unter der Achsel getragen, so daß es stets in Bereitschaft ist. Analoge Schmuckgegenstände sind uns aus dem Bismarckarchipel nur aus Sankt Matthias bekannt, dagegen finden wir auf Neuguinea eine ähnliche Penisbedeckung, wenn auch hier nicht aus einer Muschel, sondern wie am Angriffshafen aus einer kleinen Kürbisart hergestellt.

Zum Schmuck gehören wahrscheinlich auch die Haarbüschel und andere Ornamente, die man auf Kriegsfahrten an einer Schnur um den Hals bindet, so daß sie vom Nacken auf den Rücken herabbaumeln. Die Haarbüschel sind von verschiedener Länge und haben oben eine Öse, durch welche die Schnur gezogen wird; der herabhängende dicke Zopf ist umschnürt und die Umschnürung mit bunten Mustern bemalt; das untere Ende bildet ein fast faustgroßes Haarbüschel. Andere Nackenornamente sind aus Holz geschnitzt und stellen stilisierte Menschenfiguren dar, auch wohl Krokodile und Krokodilköpfe, Schildkröten und Fische; am charakteristischsten ist aber der Nackenschmuck aus menschlichen Oberarm- oder auch Schenkelknochen, woran der Länge nach die gestutzten Schwungfedern

Tafel 24. **Moánusweiber aus Lalobé mit ihren Kindern.**

des Fregattvogels dicht aneinander festgebunden werden, so daß nur der Gelenkkopf des Knochens hervorsteht; eine Imitation dieses Schmuckes besteht aus einem Holzstab, ebenso umschnürt mit Fregattvogelfedern, das hervorstehende Ende, dem Gelenkkopf entsprechend, in Gestalt eines Menschenkopfes geschnitzt. Ähnliche Nackenornamente, wenn auch in anderer Form, kenne ich nur aus den Salomoinseln, wo sie als Amulett gelten, das den Träger im Kriege gegen Verwundung schützt. Vielleicht liegt in den Admiralitätsinseln ein ähnlicher Gedanke zugrunde.

Erwähnt müssen ferner werden die zum Betelkauen dienenden Gerätschaften. Die Kalkbehälter sind in der Regel hergestellt aus einer länglichen, in der Mitte eingeschnürten Kürbisart, auf deren gelber Oberfläche dunkle, symmetrische Zeichnungen eingebrannt sind. Neben diesen Kürbisflaschen sieht man jedoch auch Gefäße aus Bambusrohr, deren Seiten dann ebenfalls durch eingebrannte Muster verziert sind. Ganz außergewöhnliche Sorgfalt verwendet man jedoch auf die Herstellung der langen Holzspachteln, mit denen man den gebrannten Kalk aus den Kalkbehältern hervorholt. Diese Spachteln sind aus einem dunkeln Holz angefertigt, das untere Ende spachtelartig abgeflacht, das obere Ende jedoch durch eine sorgfältig geschnitzte Verzierung ornamentiert. Als Hauptmotive finden wir hier abermals die menschliche Figur und den Krokodilkopf.

Als Trauerzeichen für Verstorbene tragen die nächsten Verwandten, sowohl Männer wie Weiber, eine eigentümliche Kopfbedeckung, die in unseren Sammlungen noch selten vertreten ist. Diese Kopfbedeckung, la genannt, besteht aus einem steifen, aber doch biegsamen Stück Baumrinde, auf beiden Seiten mit einem glänzenden, schwarzen Harzüberzug. Dies Viereck ist etwa 25 bis 30 Zentimeter lang und etwa 14 Zentimeter breit, an beiden Enden sind je drei geflochtene Bänder angebracht, ebenfalls schwarz lackiert, welche an den Enden Schnüre tragen, die im Nacken des Trägers zusammengebunden werden. Dieses Kopfband wird auf der schwarzen Fläche häufig mit Perlen und Muschelplättchen in verschiedenen Anordnungen verziert. Ich habe diese Trauerzeichen nur in den Dorfschaften der Matánkor angetroffen und glaube, daß sie diesem Stamm eigentümlich sind.

Die Matánkor, oder wie sie sich in ihrer eigenen Sprache benennen, Marankol, sind überhaupt in der Anfertigung von Schmuck aller Art

sowie in der Herstellung aller Zimmermannsarbeiten und Schnitzwerke den Moánus wie den Ulíai weit überlegen. Sie sind es, welche ihre Hütten mit geschnitzten Pfeilern und Gebälk versehen, sie fertigen die großen und kleinen Holzschüsseln an, ja selbst der Kanoebau ruht hauptsächlich in ihren Händen.

Die in dem Vorhergehenden beschriebenen Gegenstände rühren zum allergrößten Teil von den Moánus und den Matánkor her, namentlich von den letztgenannten, die ihre Erzeugnisse an die ersteren abgeben. Mit den Ulíai sind wir noch wenig in Berührung gekommen. Soweit ich dieselben bei einem Besuche des Pfahldorfes Lalobé, nördlich von der Insel Ndruval, gesehen habe, wo einige auf Besuch weilten, schienen sie mir von den Moánus körperlich wenig verschieden zu sein, obgleich der Habitus eines Bergvolkes stark ausgeprägt war, namentlich in der kräftigeren Muskulatur der Beine und in einer breiteren und ausgebildeteren Brust. In den Gesichtszügen unterschieden sie sich keineswegs von den Moánus, auch war ihre Bekleidung dieselbe und bestand aus einem schmalen, zwischen den Beinen durchgezogenen Lendengurt. Allerdings ist diese Bekleidung nicht allgemein, die Moánus legen dieselbe in ihren Kanoes anscheinend ab, sind auch in den Dorfschaften nicht immer bekleidet.

Die Matánkor tragen dagegen immer einen Lendengürtel mit einem zwischen den Beinen durchgezogenen, die Geschlechtsteile bedeckenden Streifen. Häuptlinge oder Leute von höherem Rang tragen einen handbreiten Streifen Rindenzeug, sowohl vorne wie hinten von dem Lendengürtel bis fast an den Boden reichend, eine Auszeichnung, die wir auch von einigen der Karolinen kennen (siehe z. B. Christian, „The Caroline Islands“ Seite 136, die Abbildung eines Häuptlings aus Rúl). In der Körperbildung ist, wenigstens soweit die Matánkor der südlichen Inseln in Betracht kommen, ein merklicher Unterschied zwischen diesen und den Moánus erkennbar. Ihre Körperfarbe ist bedeutend heller, die Statur ist kleiner und schmächtiger, das Kopfhaar ist vielfach stark lockig, bei einzelnen Individuen sogar völlig straff, und die Nase weniger breit wie bei den Moánus und Ulíai. Allerdings findet man bei ihnen auch die ausgeprägte Semitennase. Die Matánkor, welche die nördlichen Inseln der Gruppe bewohnen, haben diese Körpereigentümlichkeiten weniger ausgeprägt und nähern sich mehr den Moánus, wohl

infolge engerer Vermischung durch Eheschließungen mit diesen und den Usiai.

Die Bekleidung der Frauen ist bei den Moánus wie bei den Matánkor in der Grundform dieselbe und besteht aus einem auf der Außenseite rauhen, geflochtenen Grasschurz, uo, oder richtiger zwei solchen Schurzen, welche vorn und hinten herabhängen und von einem Gürtel zusammengehalten werden. Bei den Moánus sind diese Gürtel aus dünnen Schnüren hergestellt, welche vielfach um den Leib gewunden werden, ähnlich wie bei den Frauen von Nimigo. Bei den Moánus sind die Köpfe der Weiber durchgehends völlig kahl geschoren, bei den

Abb. 67. **Trommel von den Admiralitätsinseln.**

Matánkor nur zum Teil; man trifft bei den letztgenannten auch Weiber mit kurzem Kopfhaar oder mit einer Frisur in Wolkenform wie bei den Männern. Mit Schmuck sind die Weiber überall reichlich bedacht; Ohren hängen voll der verschiedensten Ohrringe, Hand- und Fußgelenke sind von breiten Manschetten umgeben, früher hergestellt aus den einheimischen Muschelplättchen, heute aus roten, blauen und weißen Glasperlen. Halsbänder und Halsschnüre, sowie kreuzweise über die Brust gelegte Schnüre scheinen bei dem schönen Geschlecht besonders beliebt zu sein. Die Gestalt der Weiber ist recht zierlich, auffallend sind die kleinen, zierlichen Hände, welche nur geringe Spuren von Arbeit aufweisen. Die Hautfarbe ist bedeutend heller als die der Männer, wohl weil sich die Weiber viel in den Hütten aufhalten, während sich die

Männer im Sonnenschein auf dem Meere herumtummeln. Nicht ohne große Schwierigkeit gelang es mir, einige Weibergruppen zu photographieren, und auch dies verdanke ich dem Einfluß meines Freundes Max Thiel aus Matupi, der den eingeborenen Damen mit seiner ganzen berückenden Liebenswürdigkeit zu Leibe ging, unterstützt von reichlichen Tabakspenden, um die bisherige Scheu und Zurückhaltung zu verscheuchen. Allerdings bin ich auch den Häuptlingen verpflichtet, die endlich durch ein Machtwort dem Sträuben einiger Schönen, wenn auch in weniger liebenswürdiger Weise wie mein Freund Thiel, ein Ende machten.

Ich muß zum Schluß noch die großen Holztrommeln (Abb. 67) näher beschreiben, die man in den Häusern der Häuptlinge wie in den Männerhäusern in großer Anzahl vorfindet. Die Größe ist verschieden; man trifft kleine Trommeln von $^1/_2$ Meter Länge und Monstreexemplare von 3 bis $3^1/_2$ Meter Länge bei entsprechendem Umfang. Alle bestehen aus einem einzigen Stück Holz, einem vollen Abschnitt eines Baumstammes, der durch einen langen, engen Schlitz auf der Oberseite ausgehöhlt ist. Um diese Arbeit zu erleichtern, wird auch bei den ganz großen Exemplaren an beiden Enden ein kreisrundes Loch gemacht und durch diese beiden Löcher das Innere ausgehöhlt; ist die Aushöhlung vollendet, dann werden die beiden Löcher durch genau hineinpassende Holzscheiben wieder verschlossen. Diese Trommeln sind fast ausnahmslos durch zierliche Reliefschnitzereien, sowohl längs des Schlitzes wie an den Seitenflächen geziert; charakteristisch ist jedoch, daß an beiden Enden, als Verlängerung des Schlitzes eine menschliche Figur angebracht ist, und zwar so, daß an einem Ende Kopf und Brust sichtbar sind, am anderen Ende die Beine und der Trommelkörper gewissermaßen den Bauch der Figur darstellt. Diese Figur ist entweder die eines Mannes oder die einer Frau. Von der mir im Dorfe Punro auf Lou gegebenen Erklärung konnte ich nur verstehen, daß die Eingeborenen (Matánkor) in der Tat den Trommelkörper als den Bauch eines Menschen ansehen; leider blieb mir die damit verknüpfte Sage unverständlich. Der Ton der Trommeln, der weithin hörbar ist, wird nicht wie an anderen Stellen des Archipels durch Stoßen mit einem Stock gegen die Seitenwand hervorgebracht, sondern durch Schlagen mit einem gebogenen Holz von etwa 40 Zentimeter Länge; der Trommler hält in jeder Hand ein solches Schlagholz und bearbeitet mit großer Schnelligkeit und Geschicklichkeit die Seite der

Trommel, eben unterhalb des Schlitzes. Eine Trommel- oder Signalsprache ist den Eingeborenen bekannt; auch zum Tanz werden diese Instrumente gerührt, und wenn bei solchen Gelegenheiten acht oder zehn Trommeln mit aller Macht bearbeitet werden, muß man starke Nerven besitzen, um das ohrenbetäubende Gedröhne zu ertragen.

Ein Teil der diesem Abschnitte beigegebenen Photographien ist in den Dorfschaften Punro und Sali auf der Insel Lou aufgenommen, denselben Dörfern, die auch von Herrn Dr. Thilenius besucht wurden. Diese Insel ist dadurch bekannt, daß man hier den besten Obsidian (bailo) zur Anfertigung von Speerspitzen findet. Auch auf den beiden Poaminseln wird Obsidian gebrochen. Man gewinnt denselben bergmännisch, indem man tiefe Schachte gräbt und die Blöcke zutage fördert, die dann nach anderen Teilen des Archipels verhandelt werden. Die Anfertigung der Klingen ist eine Fertigkeit, die nur von einzelnen Eingeborenen ausgeübt wird. Auf Poam war nur ein einziger Mann, der die Anfertigung verstand, in den beiden oben genannten Dorfschaften auf Lou verstand sich niemand darauf, und ein bestimmter Mann aus einem Nachbardorfe wurde uns als Anfertiger genannt. Auf Poam gab uns der Klingenverfertiger eine Vorstellung seiner Kunst. Nachdem ein kleiner Obsidianblock sorgfältig ausgewählt worden war, ergriff der Mann denselben mit der linken Hand und klopfte mit einem in der rechten Hand gehaltenen Stein im Gewicht von etwa einem halben Pfund kleine Splitter von der einen Seite ab. Dann umfaßte er den Block fest mit der Hand, so daß die Seiten auf der Handfläche ruhten und die Finger beide Enden fest umklammerten, führte nun mit dem Stein einen leisen, schnellen Schlag auf die Außenfläche des Blockes, und alsbald sprang auf der gegenüberliegenden, von der Hand umklammerten Seite ein langer Splitter ab, der nun durch leichte Schläge vollends zu einer Speerspitze geformt wurde. Der Obsidian hat anscheinend eine ganz bestimmte Spaltungsrichtung, und der Anfertiger versteht es, diese aufzufinden und bei seiner Arbeit zu benutzen.

Äußerst interessant war es mir, in dem Dorfe auf Lou die Kawapflanze (Piper methysticum) in angepflanztem Zustande zu sehen. Die Eingeborenen schienen die Pflanze, welche mit dem Namen ká bezeichnet wurde, als etwas ganz Besonderes anzusehen und erzählten, daß die Wurzeln zwischen Steinen zerquetscht und der ausgepreßte Saft

von den Männern getrunken werde. Die Herstellung des Getränkes ist demnach genau dieselbe wie z. B. auf der Insel Ponape in den Karolinen.

Über die Bezeichnung der verschiedenen Stämme, die in dem Nachfolgenden näher charakterisiert werden sollen, will ich noch bemerken, daß sie von den Moánus herrühren, welche alle Angehörigen ihres eigenen Stammes mit diesem Namen bezeichnen. Die Bedeutung dieser Bezeichnung ist mir nicht klar geworden. Dagegen scheint mir die Bezeichnung Ulsiai, welche von Moánus wie Matánkor für die Bewohner des Innern der großen Insel gebraucht wird, gleichbedeutend mit „Volk" zu sein; ich ziehe diesen Schluß aus einer Bemerkung des Häuptlinges von Ndruwal, der uns in unserem Boote begleitete und auf unsere Frage, woher die Fischer wären, die auf dem Riff fischten, zur Antwort gab, es seien „Ulsiai Lalobé" — Männer oder Volk aus Lalobé, einem großen Moánusdorf auf der gegenüberliegenden Hauptinsel. Das Wort Matánkor bedeutet Gesicht des Landes (mata = Gesicht, nkor = Land) und könnte daraus entstanden sein, daß dieser Stamm namentlich die der Hauptinsel vorgelagerten Inseln bewohnt. Soviel scheint mir sicher, daß die Ulsiai die ursprünglichen Bewohner sind, und daß die Matánkor später einwanderten, vielleicht von Neuguinea, wahrscheinlicher jedoch von Norden, von den Karolinen her. Die Moánus kann ich dagegen nicht recht unterbringen. Sie sind meiner Ansicht nach eine spätere Einwanderung, welche durch ihre Intelligenz und ihre Kriegslust sich eine herrschende Stellung zu erobern wußten, namentlich den viel tiefer stehenden Ulsiai gegenüber, während die Matánkor imstande waren, ihre Unabhängigkeit zum großen Teil zu wahren. Im Laufe der Zeit ist dann durch Heirat und durch anderweitige Vermischung eine teilweise Verschmelzung namentlich der Matánkor und Moánus entstanden, obgleich beide in vielen Fällen ihre ursprünglichen Sitten und Gebräuche beibehalten haben.

Die vorhergehenden sowie die nachstehenden Aufzeichnungen mögen nun wohl manches Neue enthalten. Dennoch können sie uns nur ein sehr unvollständiges Bild geben von einem der interessantesten Völkerstämme des Archipels. Erst wenn in der Gruppe Missionsstationen angelegt werden und eine gründliche Kenntnis der verschiedenen Sprachen erlangt ist, können wir hoffen, umfassende Aufschlüsse über diesen Teil

des Archipels zu erhalten. Vorderhand ist jedoch hierfür keine Aussicht vorhanden. Der kriegerische Geist der Insulaner und der Haß gegen alle Ansiedler, welche als unbequeme Eindringlinge betrachtet werden, auch wohl die Strafexpeditionen, die in den letzten Jahren häufig gegen die Insulaner unternommen werden mußten, werden noch auf lange hin ihre üblen Früchte zeitigen, so daß selbst Missionare nicht imstande sein werden, festen Fuß zu fassen. Eine Polizeistation für die Gruppe ist zwar geplant und würde zur Pazifizierung der Insulaner vieles beitragen, jedoch sind die wirtschaftlichen Interessen der Gruppe so gering, daß andere Gegenden des Schutzgebietes wohl mit Recht in dieser Hinsicht eine Bevorzugung verdienen.

* * *

Wenn ich nun zu einer Schilderung des Geisteslebens dieser Insulaner schreite, so muß ich gestehen, daß ich ein recht unbekanntes Gebiet betrete. Auf meinen kurzen Besuchen war es nicht möglich, eingehende Studien zu machen, wenn es mir auch gelang, hie und da wertvolle Beobachtungen anzustellen und reiches Material zu sammeln. Immerhin blieb dann der Zweifel, ob das, was ich aufgezeichnet, nicht auf einem Irrtum meinerseits beruhte, oder ob man mir nicht, wie dies in solchen Fällen nicht gerade selten ist, eine Fabel aufgebunden hatte, um den lästigen Frager möglichst schnell loszuwerden.

Vor einigen Jahren machte der damalige Gouverneur Herr von Bennigsen mit dem Kriegsschiffe „Kormoran" eine Expedition nach den Admiralitätsinseln und brachte einige Jünglinge von dort mit, die dem Pater P. J. Meier übergeben wurden. Einer dieser Jünglinge, der dem Moánusstamme angehörende Häuptlingssohn Po Minis, erwies sich als ungemein aufgeweckt und intelligent. Durch ihn erhielt der Herr Pater wertvolle Mitteilungen, namentlich über den Stamm der Moánus. Diese Mitteilungen, die mir von dem Aufzeichner mit größter Bereitwilligkeit zur Verfügung gestellt wurden, bestätigen nicht nur meine eigenen Beobachtungen, sondern bieten eine große Fülle des Neuen und bisher Unbekannten. Es ist zu bedauern, daß Po Minis nach etwa zwei Jahren nach seiner Heimat zurückgesandt wurde, wo er bald in die alten Gewohnheiten zurückverfiel und schließlich abermals in die Hände der Verwaltung geriet, die ihn zur Strafe nach der Regierungsstation

Käwieng auf Neumecklenburg verbannte. Die Angaben des Po Minis habe ich teilweise an Ort und Stelle kontrollieren und in allen Fällen als durchaus der Wahrheit gemäß feststellen können, so daß seine Gesamtmitteilungen wohl als glaubwürdig gelten können.

Po Minis charakterisiert die einzelnen Stämme wie folgt; ich gebe seine Angaben in wortgetreuer Übersetzung sowie im Urtext:

„Die Moánus bauen ihre Häuser in die See. Die Moánus verstehen sich auf das Kanoe, sie verstehen sich auf das Ruder, sie verstehen sich auf das Vorwärtsstoßen des Kanoes mittelst Stangen, sie verstehen sich auf das Schwimmen, sie verstehen sich auf den Wind, sie verstehen sich auf das Segel. Sie verstehen sich auf die Sterne, sie verstehen sich auf den Mond. Sie verstehen sich auf das große Fischnetz. Sie verstehen sich auf die Geister, sie verstehen sich auf die Zauberei mit dem Pfefferblatt, sie verstehen sich auf die Zauberei mit dem Kalk. Der Verstand der Moánus ist groß; ihre Sprache ist nur eine und dieselbe."

(In der Moánussprache heißt dieses: „Ala Moanus ala asi um eala elati ndras. Ala Moanus ala pas e ndrol, ala pas e pos, ala pas e tone, ala pas e kauënai, ala pas e kauo, ala pas e paleï. Ala pas e pitui, ala pas e mbul. Ala pas e kapet. Ala pas e palit, ala pas e kau, ala pas e nga. Ala Moanus pas eala mandrean; angan eala ndro arai.")

„Die Ulsiai wohnen im Busch. Die Ulsiai verstehen sich nicht auf die See, sie verstehen sich nicht auf das Ruder, sie verstehen sich nicht auf das Vorwärtsstoßen des Kanoes mit Stangen, sie verstehen sich nicht auf das Schwimmen, sie weichen im Kanoe nicht geschickt den Obsidianspeeren aus. Die Ulsiai sind Tarobauer, sie sind Sagokratzer. Die Ulsiai sind Schlangenfresser, sie sind Menschenfleischfresser, sie sind Seewassertrinker. Der Leib der Ulsiai ist schmutzig, sie riechen aus dem Munde, ihre Zähne sind mit einer Schmutzkruste bedeckt. Ihre Sprache ist immerfort eine andere."

(In der Moánussprache: „Ala Usia ala lati lonau. Ala Usiai ala kakau e ndras, ala kakau e pos, ala kakau e tone, ala kakau e kauënai, ala netarani pitilou uian e ndrol poën. Ala Usiai ala mangasama, ala taianapi. Ala Usiai ala kaniamoat, ala kaniaramat, ala kaniauati, ala kulumuandras. Ala Usiai tjangiala pukaün, poaala porauin, popou i taui liaala. Angan eala ndre arai.")

„Die Häuser der Matánkor stehen am Strande. Die Matánkor verstehen sich auf das Kanoe, sie verstehen sich auf das Segel, sie verstehen sich auf das Schwimmen, sie verstehen sich auf das große Fischnetz. Das Wissen der Matánkor ist nicht groß. Sie kennen die Sterne nicht, sie kennen den Mond nicht, sie kennen die Zauberei mit dem einheimischen Pfefferblatt nicht, sie kennen die Zauberei mit dem Kalkstaub nicht."

(In der Moánnssprache: „Ala Matankor um eala iti mat. Ala Matankor ala pas e ndrol, ala pas e palei, ala pas e kauënai, ala pas e kapet. Ala Matankor pas eala mandrean poën. Ala ne pasani pitui poën, ala ne pasani mbul poën, ala ne pasani kau poën, ala ne pasani nga poën."

Zu dieser Charakteristik der einzelnen Stämme füge ich einige weiter erklärende Bemerkungen hinzu.

Die Moánus. Sie orientieren sich auf Land wie auf See nach den Sternen. Auch die Zeit des Auftretens der beiden vorherrschenden Winde, des Nordwest- und des Südostwindes, erkennen sie an der Stellung der Sterne. Erscheint das Siebengestirn, tjasa, bei Anbruch der Nacht am Horizont, so ist dies ein Zeichen für den Beginn des Nordwestwindes. Tauchen dagegen der Skorpion, pei (= Stachelroche), und Altair, peü (= Haifisch), beim Beginn der Dämmerung im Gesichtskreise auf, so ist dies ein untrügliches Zeichen für die baldige Ankunft des Südostwindes.

Namentlich die Häuptlinge sind durch Überlieferung in die Sternkunde eingeweiht.

Die drei Sterne des Gürtels im Orion heißen: Ndril en kou (= Anglerkanoe), weil sie mit den drei Männern verglichen werden, die gewöhnlich in einem Moánuskanoe der Angelfischerei obliegen. (Das Kanoe, das zum Fischen mit den großen Netzen benutzt wird, heißt ndril en kapet, das Kriegskanoe heißt ndril en paün.) Verschwindet dies Sternbild abends am Horizont, so setzt der Südostwind stark ein; dasselbe ist der Fall, wenn das Sternbild morgens am Horizont sichtbar ist. Diese Jahreszeit führt den Namen kup tjulan tjasa. Geht das „Anglerkanoe" abends auf, dann ist die Regenzeit und der Nordwestwind nicht fern. Das Sternbild des großen Hundes heißt manuai (= Vogel.) Steht dieses Sternbild so, daß der eine Flügel nach Norden zeigt, der entgegengesetzte aber noch unsichtbar ist, so ist die Zeit herangekommen, während welcher die Schildkröten ihre Eier im Sande ablegen,

und viele Eingeborene begeben sich dann nach der Los-Reyes-Gruppe, drei unbewohnten Inseln, die namentlich von den Schildkröten aufgesucht werden. Die westlichste dieser Inseln heißt Towi, die mittlere wird Mbutmanda genannt, und die östlichste heißt Putuli.

Die Milchstraße wird sauarang (= Tageslicht) genannt. Der Abendstern heißt pitui an kilit (= Steuerstern); auf See kann man sich nach diesem Stern leicht orientieren.

Die drei Sterne des Adlers, in deren Mitte der Altair steht, heißen pitui an kor (= Landstern). Die Krone heißt pitui an njam (= Moskitostern); wenn dies Sternbild am Untergehen ist, kommen die Moskitos in Schwärmen in die Häuser.

Die zwei größten Sterne des Zirkels heißen pitui an papai. Ist dies Sternbild in der Frühe sichtbar, so ist die Zeit günstig zum Fang des Fisches Papai.

Der Delphin wird kailou (= eine Fischart) genannt; die südliche Krone hat den Namen kapet (= Netz).

Nach dem Stand der Sonne benennen die Moánus die Abschnitte des Jahres. Steht die Sonne nördlich vom Äquator, so heißt der betreffende Zeitabschnitt morai im paün (= Kriegssonne); während dieser Zeit wird vornehmlich mit den Feinden Krieg geführt. Steht die Sonne über dem Äquator, so nennt man diese Zeit morai in kauas (= Freundschaftssonne); dies ist die Zeit des Friedens und des gegenseitigen Besuchens. Wendet sich die Sonne nach Süden, so bricht die kältere Jahreszeit an, morai unonou.

Den Mond beobachtet man namentlich des Fischfanges wegen, denn bei dem Eintritt der verschiedenen Mondphasen sind besondere Fischarten vorherrschend, deren Fang man dann obliegt.

Den Moánus sind die Himmelsrichtungen bekannt, und sie unterscheiden kup (= Ost), ai (= West), lan (= Süd) und tolau (= Nord). Es ist erstaunlich, mit welcher Sicherheit sie zu jeder Zeit des Tages sich zu orientieren verstehen; als Ausgangspunkt dient ihnen die Sonne, und nach kurzer Betrachtung derselben geben sie genau die verschiedenen Himmelsrichtungen an.

Das Gesagte mag genügen, um zu zeigen, daß die Moánus sich nicht umsonst rühmen: „sie verstehen sich auf die Sterne, sie verstehen sich auf den Mond."

Doch die Moánus behaupten auch: „sie verstehen sich auf die Zauberei!“ In der Tat glauben sie an zahlreiche Geister und geben an, durch deren Hilfe allerlei ausrichten zu können. Ein guter Geist spielt in dem Leben der Moánus eine große Rolle, und in irgendwelcher Gefahr, in Seenot und in Kriegsgefahr, bei Krankheiten und Widerwärtigkeiten ruft man ihn an. Als Beispiel diene die folgende Anrufung zur Zeit eines Krieges; der Häuptling steckt einen Stab in die Erde und nimmt in kurzem Abstand davon Aufstellung, in der Hand ein Sagobrot haltend.

„Papu! Abulukal eoi ito! Ko njak kiene ndrita mbulukal oïo! Ko taui mbulukal eïo ki ta on e kei ito, konowa io, io u ta on e ala ramat! Mbulukal eïo i ne ta on e kei poën, ioia lau oïo, ioia ne la ta on poën“.

Übersetzung: „Vater! Sieh da das dir gehörige Sagobrot. Komme herab zu meinem Sagobrot! Mache, daß gleich wie mein Sagobrot diesen Stock da trifft, so ich, ich Menschen treffe! Wenn mein Sagobrot diesen Stock nicht trifft, so werden auch ich und meine Leute daneben treffen.“

Die Zauberei, kau genannt, wird vor einem Kriege unternommen, um festzustellen, ob überhaupt ein Überfall ratsam ist. Man rollt ein Betelblatt zu einer Rolle, beißt ein Stückchen ab und kaut dasselbe mit der Arecanuß; den Speichel läßt man in die Rolle fließen und öffnet dann dieselbe; je nach dem Wege, den der Speichel läuft, entscheidet man sich für oder wider den Krieg. Fließt der Speichel über die Mitte des Blattes ab, so findet der Krieg sofort statt; fließt er nach rechts, so ist das ebenfalls ein günstiges Zeichen, nur muß man ein wenig warten; fließt er nach links, so bedeutet das einen unheilvollen Ausgang.

Ein anderes Mittel ist das Einschnupfen einer Prise Kalkstaub (nga). Stellt sich dabei Niesreiz ein, so wird der Krieg begonnen, wenn nicht, so unterbleibt der Kriegszug.

Über die Usiai sagen die Moánus, daß sie ihnen an Zahl weit überlegen sind. Sie sind aber unter sich ohne Zusammenhang, entgegen den Moánus, die untereinander, wenigstens in kritischen Momenten, zusammenhalten. Ihre Zersplitterung ist der Grund, warum sie von den Moánus immer in Unterwürfigkeit gehalten werden. Der Kriegszustand ist jedoch nicht permanent, sondern beschränkt sich, wie wir vorher

gesehen haben, auf eine gewisse Jahreszeit. Außerhalb dieser Zeit treibt man Handel mit ihnen und besucht sich gegenseitig bei den Tänzen. Sowohl Moánus wie Matánkor heiraten Ulíaimädchen, und dies Verwandtschaftsverhältnis bewirkt, daß gewisse Ulíai beständige Bundesgenossen der Moánus und Matánkor werden. Die Ulíai sind tüchtige Krieger, aber sie kämpfen stets aus dem Hinterhalt und lieben nicht den offenen Angriff von Angesicht zu Angesicht wie die Moánus.

Der Krieg endet, wenn irgendeine Partei wenigstens einen Toten hat und die unterlegene Partei Friedensgeschenke anbietet. Wird das Geschenk verweigert, so ist das ein Zeichen, daß man sich zu rächen wünscht, und der Krieg zieht sich dann in die Länge. Dieser Zustand dauert so lange, bis bei irgendeiner Partei Mangel an Nahrungsmitteln eintritt, denn während des Krieges kann man selbstredend keine Felder bebauen.

Kriegsgefangene können sich loskaufen; haben sie jedoch die Mittel nicht, so macht man sie zu Sklaven (tapo).

Die Ulíai leben in abgeschlossenen Stämmen, häufig unter sich in Feindschaft. Diese Abgesondertheit hat eine große Verschiedenheit der Ulíaisprachen zur Folge.

In den Pflanzungen bauen die Ulíai Taro, Zuckerrohr, Bananen und Sago. Yamsknollen werden nur von den Ulíai auf Palual (Sankt-Patrick-Insel) und auf Rambutjo (Jesus-Maria-Insel) gezogen.

Die Ulíai stellen Tragkörbe oder Taschen, Gürtel und Armringe aus Pflanzenfasern her und verhandeln dieselben an die Moánus. Sie verfertigen auch aus Flechtwerk die großen, unzerbrechlichen Ölgefäße, kennen aber die Töpferei nicht, die nur von den Moánus betrieben wird.

Als Münze gebrauchen alle Stämme das Muschelgeld aus kleinen, runden Muschelplättchen, welches namentlich von den Weibern auf Sóri (Wildinsel) angefertigt wird. Neuerdings haben Weiber die Fabrikation auch auf Haréngan (D'Entrecasteaux-Insel) und in Papitálai eingeführt.

Die Tänze der Ulíai sind nicht von großer Mannigfaltigkeit. Die zwei hauptsächlichsten sind die folgenden.

Beschenkt ein Ulíai einen anderen mit einem Schwein, so nimmt er zehn Lanzen, neun in die linke, eine in die rechte Hand, oder wenn sie schwer sind, vier in die linke und eine in die rechte. Zum Schall der Holztrommel trippelt der Tänzer in immer schneller werdendem Takt

auf der Stelle, und wenn er aufhört, überreicht er dem Geber des Schweines die Lanzen.

Neben diesem Einzeltanz ist auch ein Gruppentanz üblich, an dem sich viele Personen beteiligen. Alle trippeln im Kreise herum, in den Händen Lanzen haltend. In der Mitte stehen zwei Vorsänger, die ihren Gesang durch Trommelschlag begleiten. Nach beendetem Tanz legt man alle Lanzen zusammen als Geschenk für den Veranstalter des Festes. Die Frauen halten statt der Lanzen Perlmutterschalen in den Händen.

Beim Tanze drehen die Ufiai ihre langen Haare zu einem hinten abstehenden Zopf zusammen und schmücken denselben mit bunten Federn; sie legen wie die Moánus auch die Penismuschel an.

Die bei den Ufiai übliche Bestattungsweise ist kurz folgende. Der Leichnam wird in sitzende Stellung aufgerichtet und geschmückt. Ist dies geschehen, so legt man ihn der Länge nach in die Hütte, bis die Verwesung eintritt; etwa drei Tage nach dem Tode wird der Leichnam innerhalb der Hütte eingescharrt, und die Weiber halten auf dem Grabe monatelang Totenwache, wobei sie den Verstorbenen laut beweinen.

Die Matánkor sind, wie wir aus ihrer Charakteristik ersehen, ein Zwischenglied zwischen Moánus und Ufiai. Das Wort Matánkor bedeutet: Gesicht des Landes, Landesanfang; das Gegenteil ist kaleüiankor, d. i. Schwanz des Landes, Landesende. Ähnliche Zusammensetzungen mit kor (Land, Dorf) finden wir in palankor, Kopf des Landes, Landzunge; kinkor: Gesäß des Landes; ndruankor: Rückseite, Kehrseite des Landes, die auf die offene See hinausschaut; londriankor: Mittelland; mburunkor: Ende des bewohnten Landes usw. Die Matánkor bewohnen hauptsächlich die Inseln, welche der Hauptinsel im Norden vorgelagert sind, sowie einige Inseln im Süden. Ihre Dörfer liegen teils am Strande, teils der Sicherheit wegen auf steilen Berghalden.

* * *

Die Moánus bewohnen folgende Inseln und Ortschaften. Ein Kranz von Moánusdörfern zieht sich an der Südseite der Hauptinsel entlang. Herr Dr. Schnee hat in zwei Aufsätzen, betitelt „Beitrag zur Kenntnis der Sprachen im Bismarckarchipel" und „Über Ortsnamen im Bismarckarchipel" wertvolle Beiträge zur Kenntnis des Landes gegeben. Es ist verzeihlich, wenn in denselben kleine Unrichtigkeiten vorkommen,

die allzuleicht, namentlich wenn es sich um Sprache und Ortsnamen handelt, mit einfließen. Danach heißt die Hauptinsel bei den Moánus „Tschebamu", d. i. Busch, Wald; in der Tat heißt das Wort „Tjawómu" und ist die Bezeichnung eines weithin sichtbaren Gebirgsrückens (siehe später bei den Sagen und Märchen). In einem Moánusgesang wird die Hauptinsel Patánkor genannt, d. h. Stammland. Die Bezeichnung ist bildlich und bedeutet Baumstamm; die Hauptinsel denkt man sich als Stamm des Baumes, und alle umliegenden Inseln heißen daher ngaronkor = Wurzelländer, Wurzeln des Landes. Die Matánkor nennen vielfach die Hauptinsel einfach kor. Das Wort taui ist ein mißdeutetes Moánuswort und heißt: legen, bringen, geben und ist keine Bezeichnung für die Hauptinsel.

Niederlassungen der Moánus auf der Südküste sind:

Lómpoa (lon, Inneres, Mitte, poa, ausgehöhlter Korallenfels), nicht Lomba. Die Küste von Lómpoa ist mit Mangroven bestanden und eignet sich nicht für Kultur. Kokospalmen gibt es dort nicht, die Leute leben ausschließlich von der Fischerei und tauschen gegen Fische ihren übrigen Lebensbedarf ein.

Mbúnai oder Ponai, d. h. Seegurke, ähnlich beschaffen wie Lómpoa.

Tjawompitou = Landvorsprung des Pitou (Calophyllum), der hier in großer Anzahl wächst. Der Boden ist hier besser, und die Kokospalme kommt vor.

Pére, d. h. mein Gehirn. Der Name rührt davon her, daß die Bewohner die Sitte haben, die Köpfe der gefallenen Feinde nach Hause zu bringen. Dort werden sie auf Steinen zerschmettert und das Gehirn herausgenommen. Die Pére sind ein starker Volksstamm und haben zahlreiche Krieger.

Patúsi (Einfels, pat = Felsen, si = eins) nicht Pedussi. Der Name rührt von einem einzelnen, hochragenden Felsen her. Die Küste ist mit Mangroven bestanden, und die Bewohner ernähren sich durch Fischfang. Da die Fischerei für alle diese Ortschaften fast die einzige Erwerbsquelle ist, so hat dies zu einer genauen Abgrenzung der Fischereigründe geführt. Übergriffe auf Nachbargebiete führen nicht selten Fehden herbei.

Lótja (Mitte von Mangroven), ein kleiner Stamm, der ebenfalls vom Fischfang sich nährt.

Poauárei = Mündung des Uareiflusses (poan = sein Mund, uarei = Name des Flusses; das Wort uarei ist zusammengesetzt aus uai = Wasser und rei = ein Süßwasserfisch. Die Bezeichnung Páure beruht auf Mißverständnis.

Tjápale, d. h. was für Segel (tja = was, pale oder palei = Segel), nicht Tschábëlë. Die Bewohner von Mbúke haben hier die Töpferei eingeführt, und diese, neben Fischerei, ist die Nahrungsquelle der Bewohner.

Auf der Nordküste der Hauptinsel bewohnen die Moánus folgende Siedlungen:

Papitálai = Sand des Aales (papai = Sand, talai = Aal). Dies war früher eine Ansiedlung der Matánkor und hieß Teng; der Stamm

Abb. 68. **Pfahldorf Lalobé des Moánusstammes.**

wurde durch Krieg und Krankheit fast aufgerieben, und die Moánus aus Mbunai kauften schließlich den Platz und siedelten dorthin über. Hier vermischten sie sich mit dem Rest der Urbewohner, und das Resultat ist ihre etwas abweichende Sprache. Die Moánus bebauten den Platz, so daß er jetzt von ziemlicher Bedeutung ist, und der Häuptling Po Sing hatte bis zu seinem kürzlich erfolgten Tode einen weithin reichenden Einfluß. Feinde von Papitálai sind die Matánkor, welche in Lonin, Lombúrun und Pitilu wohnen. Dr. Schnee glaubt für Papitálai den Namen Kalobōssen gehört zu haben; dies dürfte auf einem Mißverständnis beruhen, er meint wahrscheinlich: Kor e Po Sing = Dorf des Po Sing.

Von den Moánus bewohnte Inseln sind:

Siwisa (nicht Sepessa), die mittlere Fedarbinsel. Sie ist reich an Betelpalmen und hat auch Kokosbestände; die Bewohner sind der

Feldarbeit abhold, treiben aber Fischerei und haben als Kanoebauer einen Ruf. Den Siwisaleuten gehört auch die unbewohnte Felseninsel Tjókua mit ihren wenigen Kokospalmen und guten Fischereigründen.

Lólau = heimlich, weil die Moánus aus Siwisa die dortigen Matánkor zur Nachtzeit überfielen, töteten und vertrieben. Die Insel hat gute Kokosbestände, und die Siwisa beuten dieselben aus.

Kéa = eine Baumart; dies ist die vierte der Fedarbinseln und ist von Lólau nur durch ein Riff getrennt. Die vier Fedarbinseln heißen mit einem Gesamtnamen Ulu = Springflut, zur Erinnerung an eine solche, welche vor Jahren die Inseln überschwemmte und viele Leute ertrinken ließ.

Ngówui (Violetinsel). Der Name ist eine Umbildung des Wortes Mopui = Citronelgras, das hier in großer Menge wächst; sonst ist die Insel ganz und gar mit Kokospalmen bestanden.

Paláiai = Landvorsprung, wo man badet, so benannt nach einem beliebten Badeplatz.

Ndréü = ein Ufer baum; auf dieser Insel (Berryinsel) sind die Spuren der oben erwähnten Flut deutlich sichtbar, weil sie fast den ganzen Kokosbestand zerstörte.

Uainkatou = Wasser des Katou (uai = Wasser, Katou der Name des letzten Häuptlinges dieser Insel. Die Insel wird auch Polot genannt, lot = Geschwür; dies ist ein Schimpfname auf Po Katou, der über und über mit Geschwüren bedeckt war.

Kumúli (Broadmeadinsel); das Wort ist entstanden aus ku = eine wohlriechende Zierpflanze, mari oder mali = speien. Die genannte Pflanze wird zerkaut und zum Zweck der Zauberei ausgespieen.

Móuk = eine Baumart; die Bezeichnung Mok-mandrian ist eine Erfindung der Weißen.

Takúmal. Der Name Mok-Lin ist ebenfalls eine irrtümliche Bezeichnung der Weißen. Diese beiden Inseln sind von einem einzigen Stamm bewohnt. Die Bevölkerung ist zahlreich und der Kindersegen groß. Die Móukmänner sind geschickte Fischer und Krieger; sie waren es, die vor Jahren den Händler Maetzge erschlugen. Sie führen Krieg mit Siwisa, mit Ndriol und Polótjal, wie Pálamot (die drei letzten liegen auf Rambutjo (Jesus-Maria-Insel), ferner mit Lóu (Sankt-George-Insel) und Mbúke (Zuckerhutinsel). Den Móukleuten gehörte früher

Tafel 25. **Matántorfrauen von der Insel Lou.** Eine Anzahl mit Trauerbinden um den Kopf.

die Insel Allim (Elisabethinsel). Diese Insel wurde ihnen als Strafe abgenommen und dem Händler Molde gegeben; sie ist dicht mit Kokospalmen bestanden.

Auf Rambútjo besitzen die Moánus zwei Kolonien, Ndriol an der Ost- und Pálamot an der Südseite. Ndriol war früher eine große Siedlung, wurde aber von den Leuten aus Pak (San Gabriel) eine Zeitlang arg bedrängt und verlor viele Leute; ein Rest suchte Zuflucht auf Patúam, der äußersten der Horneinseln, wurde aber auch hier überrascht und getötet. Pálamot, in einem Mangrovesumpf gelegen wie Ndriol, hat eine zahlreiche Bevölkerung. Pálamotleute ließen sich vor Jahren am Orte Limondrol in Papitálai nieder. Ihr Häuptling Káman war der Anstifter des Überfalles des Segelschiffes „Nukumann", dessen Besatzung ermordet wurde. Die Pálamotleute sind tüchtige Fischer, die Weiber sind geschickt im Anfertigen von Kanoesegeln. Den Pálamotleuten gehört auch die Insel Tiliánn (San Miguel).

Die Moánus von Papitálai beanspruchen die drei unbewohnten Los-Reyes-Inseln: Towi, Putúli und Mbutmanda.

Mbúke = Mbúkei = die Tridacnamuschel; sie ist neben Móuk die volkreichste der Moánuskolonien. Die Insel ist reich an Kokospalmen und wird von den Weißen Zuckerhutinsel genannt des Berges wegen, der sich in der Mitte der Insel zu beträchtlicher Höhe erhebt. Der Berg liefert die Tonerde für die Gefäße. Mbúke steht auf Kriegsfuß mit Móuk, mit Ndrúwal und mit Haréngan (D'Entrecasteaux-Insel). Die Einwohner von Sisi sind ihre Bundesgenossen. In der Neuzeit haben sich viele Mbúkeleute aus Furcht vor den Weißen an der Malaibucht auf der Hauptinsel niedergelassen.

Ndrúwal = Pfahl des Vetters (ndru = Pfahl, wal oder walawal = Vetter, Verwandter). Zwei Vettern ließen sich dort nieder und erbauten ihre Häuser. Sie kamen miteinander in Streit, und im Zorn zertrümmerte einer des anderen Hauspfähle. Die Insel hat wenige Kokospalmen, dagegen viele Pandanus, woraus vorzügliche Kanoesegel hergestellt werden. Der Name Rubal (Greeninsel) ist unrichtig. Neben Ndrúwal, von dieser durch eine schmale Meeresstraße getrennt, liegt die Insel Tjovondra, wo früher ebenfalls eine Moánusniederlassung bestand.

Ndrówa = nur Fels (ndro = nur, wa = pat = Stein, Fels); die Ndrówaleute treiben nur Fischfang, mußten sich jedoch vor den Leuten

von Pere und Pak nach Mbúnai flüchten. Auf den Karten ist sie Doverinsel benannt.

Ich komme jetzt zu den Wohnsitzen der Ulsiai. Dieselben bewohnen das ganze Binnenland der Hauptinsel. Auf der Südseite wohnen sie dem Strande näher, und man gibt ihnen mit dem Kanoesegel ein Zeichen, worauf sie ans Ufer eilen. Auf der Nordseite sitzen sie weiter zurück, dort ruft man sie mit dem Tritonshorn und der großen Trommel. Das Land der Ulsiai ist der Aufenthalt der Geister, und namentlich zwei Plätze sind in dieser Beziehung berühmt. Der eine Ort ist die unbewohnte Schlucht Ndrótjun (tjun = Baumart, ndro = nur, ausschließlich) und liegt von der Insel Réta landeinwärts. Der andere Platz heißt Latjeï und liegt landeinwärts von der Sandersspitze. Die Ulsiai bewohnen ferner die große Insel Palúal oder Palnar (Sankt-Patricks-Insel). Sie sind bekannt als Yambauer und als Verfertiger von Haarkämmen. Unter sich führen sie fast immer Krieg, stehen aber mit Móuk in Handelsverkehr.

Rambútjo ist ebenfalls zum größten Teil von Ulsiai bewohnt, die hier Bananen und Yam bauen. In ihrem Distrikt liegt die Geisterwohnung Limbúndrel = Ende der Leiter (lin = ihr Ende, mbundrel = Leiter), weil in die Schlucht Stufen, in den Felsen gehauen, hinabführen.

Ndrótjun, Látjei und Limbúndrel sind also die drei Wohnstätten der Geister, dazu kommt noch Tjawórum in der Nähe von Lóniu, wo sich jedoch nur gute Geister aufhalten.

Die drei erstgenannten Orte sind schauerlich über alle Begriffe. Sie liegen in der Bergeseinsamkeit, sind gähnende Abgründe, deren ewige Finsternis nicht einmal die Sonne zu durchdringen vermag. Hier wohnen die bösen Geister. Der oberste derselben heißt kot, er unterscheidet sich von den übrigen Geistern, ala palit. Er wandelt nicht auf der Erde, er fliegt in den Lüften und verbreitet um sich einen Feuerschein. Der kot ist ewig und unveränderlich, er ist der einzige seiner Art. Die ala palit rekrutieren sich aus den Geistern der verstorbenen Moámus, Ulsiai und Matánkor. Die Häuptlinge und Reichen, aber auch die bösen Leute insgesamt, kommen nach dem Tode nach diesen schauerlichen Orten. Die Häuptlinge und Reichen werden von den bösen Geistern geholt, weil diese sie um ihren Reichtum beneiden. Jetzt nach dem Tode kommt ihre Rache;

sie setzen ihnen als Kost nur den Auswurf der Menschen und Schweine vor, und damit müssen sie zufrieden sein, wenn sie nicht ganz von den Geistern umgebracht werden wollen. Die Bösen, die Lügner und Mörder werden von den Geistern zur Strafe ihrer bösen Taten geholt.

Wird ein Häuptling krank, so heißt es, daß der kot oder palit seinen Geist entführt hat. Die Phantasie hat in der Nacht den in Feuerschein gehüllten kot gesehen. Jetzt wird der Zauberer geholt, der den Geist des Kranken aus dem Versteck herbeizubringen hat; im Hause wird das Feuer gelöscht und durch leises Pfeifen die Geister herangelockt. Der Zauberer sucht nun den Entführer des Geistes zu erfragen, und gelingt ihm das, so wird der Kranke geheilt. Hat aber der böse Geist den Geist des Kranken unwiderbringlich entführt, so daß auch der Zauberer denselben nicht zurückzubringen vermag, dann wird der Kranke von den Nachbarn aus dem Wege geräumt.

Wer zu den bösen Geistern kommt, ist seines Fortbestehens nicht sicher, denn sie können ihn völlig umbringen und verspeisen; sie können ihn allerdings auch unter sich dulden. Dies letztere erfährt der Moánus dadurch, daß er den Geist des Verstorbenen im Hause eines Verwandten, namentlich eines Sohnes, leise pfeifen hört; der Geist gibt sich dadurch als Schutzgeist des Sohnes oder des Verwandten zu erkennen, auf dessen Schutz jener auch nach dem Tode, wenn er von bösen Geistern geholt werden sollte, vertrauen kann.

Wer zu den guten Geistern in Tjawórum kommt, ist der Gefahr der Vernichtung nicht ausgesetzt. Die Geister in Tjawórum müssen den Geist des Verstorbenen abholen; kommen sie nicht schnell genug, so stellen sich die bösen Geister ein und fressen den Geist des Toten auf. Daher entsteht bei der Erkrankung eines Menschen ein Wettstreit zwischen bösen und guten Geistern; ein Verwandter des Kranken schlägt die Holztrommel und ruft die guten Geister herbei.

Wenn der kot mit Menschenseelen beladen durch die Luft fliegt, so hört man deutlich, wie er sie in die Schluchten schleudert, denn es entsteht dadurch ein donnerähnliches Geräusch. Schleudert er viele Seelen hinab, so ist das Geräusch langandauernd.

Die Wohnsitze der Matánkor sind auf der Hauptinsel:

Teng, mit Papitálai in eins verschmolzen, aber am Ufer erbaut, während Papitálai auf dem Riffe steht.

Lóniu = Mitte der Kokospalmen; die Lóniu heißen ihren Platz Bárakou; die Bevölkerung ist sehr zahlreich und besitzt viele Kokospalmen, daneben sind sie eifrige Ackerbauer. Vielweiberei steht bei ihnen in Blüte, und der Kindersegen ist groß. Der Name „Kaloboubou" ist eine irrtümliche Auffassung und sollte heißen: Kor e Po Pau (Po Pau ist der Häuptling des Ortes). Zu Lóniu gehört auch die Insel Potomo (Birdinsel) in der Matánkorsprache, in der Moánussprache dagegen Popapu. In der Bucht liegen ferner einige kleine unbewohnte Inseln, die des Fischfanges wegen besucht werden; sie heißen Ndrúwiu und Tjuándral.

Pongópou, in der Moánussprache Pongopong, eine Art Seegras. Die Bewohnerzahl ist klein, Ackerbau ist der Hauptbetrieb. Die Leute sind mit Papitálai verbündet. In Pongópou befindet sich ein Hain der Waldgeister kasi. Diese wohnen auf Bäumen, sind den Menschen nicht gütig gesinnt und fahren in ihren Bauch, um das Eingeweide zu fressen. Der Platz Kintjáwon gehört zu dieser Ansiedlung.

Die Los-Negros-Inseln gehören mit Ausnahme einer einzigen den Matánkor. Sie bewohnen folgende Inseln:

Korónjat = Land des Njatbaumes (kor = Land, njat = eine apfelähnliche Frucht).

Ndrilo = Geräusch, hervorgebracht durch Kokosblätter, die durch das Wasser gezogen werden.

Háuai in der Moánussprache, Hóueï in der Matánkorsprache. Die Bevölkerung hat sich vor einigen Jahren nach Pitilu zurückgezogen, vertrieben von den Leuten aus Hus, welche von Sisi und Haréngan Hilfstruppen herangezogen hatten. Bei dieser Gelegenheit wurden auch die dortigen Kokosbestände zum großen Teil zerstört.

Pitilu in der Moánus-, Pitjilu in der Matánkorsprache. Die Bevölkerung ist zahlreich, aber in zwei kriegführende Parteien gespalten. Die von Lúhuan (der westliche Teil) und Poekálas (in der Mitte) streiten mit den beiden im Osten gelegenen Plätzen Pahakáreng und Ndrel; nur zur Zeit der Tänze vereinigen sie sich. Fischfang ist die Hauptbeschäftigung, und mit frischen wie mit geräucherten Fischen erhandeln sie von den Ulsiai die übrigen Nahrungsmittel. Der Haifischfang ist eine Spezialität der Leute von Pitilu. Die Zeit des Haifanges heißt morai im peü = Zeit des Haies, oder morai in kup = Sonne des Ostens, wenn die Sonne im Osten aufgeht. Der Wind ist dann

mäßig und treibt die Baumstämme, die der Nordwest angeschwemmt hat, ins Meer hinaus. Um diese faulenden Baumstämme herum halten sich viele kleine Fische auf, ein Leckerbissen für die Haie, die dicht an der Oberfläche des Meeres den treibenden Stämmen nachschwimmen. Zahlreiche Kanoes begeben sich nun auf den Fang. Die kleineren Haie ergreift man einfach mit den Händen, die großen fängt man mit der Angel. Wie die Leute von Pitilu, so fangen auch die Leute von Hus, Andra, Ponam und Sori den Haifisch.

Die Pitilu sind daran erkennbar, daß sie mit Geräusch rudern, d. h. sie schlagen das Ruder beim Eintauchen an die Bordwand; die Moánus rudern geräuschlos, tauchen ihre Ruder ins Wasser, ohne das Kanoe zu berühren.

Die Bestattung ist ungefähr wie folgt. Die Leiche wird am Tage nach dem Ableben begraben. Die Stirn der Leiche wird rot bemalt, ein roter Streifen geht über die Wangen; die Kopfhaare werden rot gepudert. Armringe zieren die Arme, und zu beiden Seiten der Leiche legt man Muschelgeld, das bei der Bestattung an die Anwesenden verteilt wird. Dann hüllt man den Toten in Pandanusmatten und setzt ihn in der Hütte bei.

Die Moánus sind die Zwischenhändler der Pitilu und besorgen ihnen die nötigen Kanoes, namentlich von Polótjal auf Rambútjo. Ebenso besorgen sie aus Lón die Obsidianblöcke. Als eigenes Produkt verhandeln die Moánus an die Pitilu ihre irdenen Töpfe. Die Moánus kaufen den Pitilu nichts ab, auch keine Weiber, die nicht im besten Rufe stehen; dagegen heiraten Pitilu und Usiai untereinander. Im ganzen sehen die Moánus mit einer gewissen Geringschätzung auf die Pitilu hinab. So werfen sie ihnen ihr ewiges Handeltreiben und Faulenzerleben, welches sie nicht zur Anlage von Pflanzungen kommen läßt, vor. Ferner verspotten sie dieselben wegen ihres Kannibalismus. Die Pitilu rächen sich dadurch, daß sie das Fleisch der Moánus als nicht wohlschmeckend bezeichnen, und verspotten sie damit, daß sie Kahlköpfe seien, deren Haupthaar von der Sonne verbrannt wird, und daß sie Liebhaber des Leichengeruches sind.

Den Pitilu gehören noch folgende Inseln:

Mándrindr = Baumart mit eßbarer Frucht; die Insel ist unbewohnt und wird von den Moánus der vielen Schlangen wegen gemieden.

Réta = Moreta, in der Moánussprache das Betelpfefferblatt. Die Insel ist sehr reich an Betelpfeffer und ebenso an wilden Tauben.

Mbutjoruo (mbutjo = kleine, unbewohnte Insel, ruo = zwei), zwei kleine Mangroveinseln, die als Fischgründe benutzt werden.

Hanita ist die zwischen Pitilu und Hus gelegene Insel. Sie ist unbewohnt und gehört den letzteren.

Hus hat eine dichte Fischerbevölkerung. Die Bewohner sind auch Töpfer und holen ihren Tonbedarf von der Hauptinsel. Ihr Handel mit den Ulsiai ist sehr lebhaft.

Andra ist ebenfalls stark bevölkert. Es treibt Fischerei und fertigt Muschelgeld an. Zu Andra gehört auch die östlich gelegene kleine Insel Papimbutj, welche mit Kasuarinen bestanden ist.

Pónam in der Moánus-, Poném in der Matánkorsprache; hier ist der Wohnort einer Art von Waldgeistern, ngam genannt, welche den kasi sehr ähnlich sind und den Menschen gegenüber sich wie die letzteren verhalten. Die Pónam-, Hus- und Andraleute sind groß in der ngam-Zauberei. In der Mitte von Pónam steht ein großes Haus, vom Dache herab hängt eine große Holzschüssel und Dracänenbüschel rings herum. Wollen die Pónam einen Fremdling töten, so führen sie ihn in dies Haus und bewirten ihn, fügen aber dem Essen heimlich ngam-Zauberei hinzu. Nach Rückkehr in die Heimat erfolgt dann der Tod. Die ngam wohnen gewöhnlich auf Bäumen und werden nur gelegentlich, wenn der Zauberer sie benutzen will, in das Haus gerufen.

Sori (Wildinsel) in der Moánus-, Sóhi in der Matánkorsprache, ist gut bevölkert. Hier wird namentlich die Anfertigung des Muschelgeldes betrieben, eine Hauptbeschäftigung der Weiber. Die Moánus handeln das Muschelgeld gegen folgende Sachen ein:

1. Fertige Obsidianspeere. Für zehn Speere zahlt man 3 Klafter Muschelgeld.

2. Kokosöl. Ein großer Behälter mit Kokosöl kostet $30^1/_2$ Klafter.

3. Obsidianblöcke. Auf einen großen Block entfallen etwa 20 Lanzenspitzen. Zwei Obsidianblöcke kosten 10 Klafter.

4. Perlenschnüre aus Glasperlen, Länge um Länge.

5. Manganerde zum Schwarzfärben des Körpers. Die Erde wird von den Moánus auf der Hauptinsel gegraben. Ein kleines Paket kostet 3 Faden Muschelgeld.

6. Halsketten aus Hundezähnen. Ein Halsband aus 100 Hundezähnen gilt einen Gürtel aus 30 Muschelsträngen.

Sori zerfällt in drei sich gegenseitig bekriegende Häuptlingsschaften.

Alhet (Suhminsel) ist unbewohnt, es gehört den Haréngan, die dort fischen.

Haréngan (Entrecasteaux-Insel) ist gut bevölkert, und die Bewohner haben ein wohlgenährtes Ansehen. Sie treiben nur Fischfang und tauschen alle Nahrungsmittel von den Usiai ein.

Westlich von der Hauptinsel liegt die kokosreiche Insel Sisi. Östlich liegt Pak (San Gabriel), das vier Distrikte enthält: Tjawókil im Westen, Lirëu in der Mitte, Poantólau gegen Norden und Hárai im Osten. Die Pakleute sind die verrufensten der ganzen Gruppe, sie leben untereinander in fortwährendem Krieg; sie gelten als Diebe und Verletzer des Gastrechtes, und ihre Dorfschaften und Gehöfte zeichnen sich durch große Unreinlichkeit aus. Sie sind nicht nur Ackerbauer, sondern auch Fischer und Schildkrötenfänger; da ihre Insel große Kokosbestände hat, so bereiten sie auch viel Öl, das sie nach allen Gegenden hin verhandeln. Die Leute auf Pak sind Menschenfresser; ihre eigenen Toten begraben sie in der Erde.

Nördlich von Pak liegt die kleine Insel Hulungau, wo vor Jahren zwei weiße Händler ermordet wurden.

Tong (San Rafael) ist nur wenig bevölkert. Die Bewohner sind Fischer, aber daneben auch Ackerbauer. Auf der kokosreichen Insel wird viel Öl bereitet.

Auf Rambútjo ist noch die Matánkorkolonie Polotjal zu verzeichnen. Die Bewohner sind die geschicktesten Kanoebauer der ganzen Gruppe, sie treiben auch einen umfassenden Ackerbau. Als Krieger stehen sie in dem Ruf großer Feigheit.

Naúna (La Vandola) ist von wenigen Ackerbauern bewohnt, die auch Fischfang treiben. Auf der Insel wohnen Geister, kapou genannt, die zeitweilig sichtbar sind. Am frühen Morgen sieht man sie ihren Körper an den Sonnenstrahlen erwärmen; sie sind vollständig behaart, die Kopfhaare sind schneeweiß. Sie wohnen in einer Schlucht, Mbuli an kapou.

In Naúna versteht man durch Zauberei das bewegte Meer zu stillen, ebenso versteht man Regen zu machen und anhaltende Regengüsse

aufhören zu lassen. Die Bewohner dieser Insel sind kürzlich von den Leuten auf Rambútjo überfallen worden. Ein großer Teil wurde getötet, der Rest entfloh nach Pak. Heute ist die Insel völlig unbewohnt.

Lóu (Sankt-George-Insel) ist in der ganzen Gruppe berühmt als Fundgrube des Obsidianes. Der Obsidian wird in Schachten gewonnen, die tief in den Boden gehen. Die Oberfläche der Insel ist mit zahlreichen Schachten bedeckt. Die Lóu sind auch Ackerbauer und besitzen viele Kokospalmen. Die einzelnen Distrikte sind wie auf Pak in fast ununterbrochener Fehde begriffen. Erst neuerdings haben sie sich auf Seefahrt gelegt und verstehen daher das Rudern noch nicht gut.

Póam a ruo oder Póam aru kor sind zwei der Maitlandinseln, die dritte ist unbewohnt. Auch hier gewinnt man Obsidian, aber am bekanntesten sind die Bewohner als Schweinezüchter, die als solche einen schwungvollen Handel nach anderen Inseln betreiben.

* * *

Über die Sitten und Gebräuche der Moánus sind wir ein wenig ausführlicher unterrichtet.

Wir treffen bei allen Stämmen der Admiralitätsinseln, wie in dem größten Teile Melanesiens das Totemsystem wieder oder das System, wonach gewisse Tiere als gemeinsames Abzeichen für eine bestimmte Gruppe von Blutsverwandten dienen. In den Admiralitätsinseln treffen wir folgende Gruppen:

1. Die Gruppe der Kol. Sie hat fünf verschiedene Abzeichen: Kanas, eine Fischart; Pou, das Schwein; Lauat der Kuskus; Mbuai, das Krokodil, und Kemendra, eine große Fischart. Die Kol sind namentlich in Papitálai stark vertreten.

2. Die Gruppe Poëndrileï, eine Fischart, auf Siwisa vorherrschend.

3. Die Gruppe Pal, Taube; sie ist namentlich auf der Insel Pak stark vertreten.

4. Die Gruppe Pëu, Haifisch.

5. Die Gruppe Kobat, Krabbe.

6. Die Gruppe Tjunjak, Austernart, und Sawol, Perlmutterschale.

7. Die Gruppe Tjauka (Philemon coquerelli) und Pongopong, eine Frucht.

8. Die Gruppe Uri, Schweinfisch.
9. Die Gruppe Kareng, Papagei, und Karaat, Schildkröte.
10. Die Gruppe Karipou, eine Art Fischreiher.
11. Die Gruppe Tjilim, Starart und Tjihir, Papagei.
12. Die Grupe Ngong, Seeschwalbe, und Palimat, fliegender Hund.
13. Die Gruppe Kata, Fregattvogel, und Kanani, Tropikvogel.
14. Die Gruppe Kanau, Seeschwalbenart.

Das Abzeichen, patandrusu, vererbt sich von Mutter auf Kind. Personen eines Gruppenzeichens dürfen unter sich nicht heiraten; neuerdings ist man jedoch darin weniger strenge. Ist das Totemtier eßbar, so enthält sich der Träger des Genusses desselben.

Woher dieser Gebrauch gekommen und wie er entstanden, darüber erhalten wir auch hier keine Auskunft. Die Leute von Pak beanspruchen das Urheberrecht. Leute gleichen Totems, die sich im Kriege gegenüberstehen, greifen sich nicht an. Schiffbrüchige und Fremde des gleichen Zeichens werden als Freunde behandelt, auch bestiehlt man nicht den Angehörigen der gleichen Totemgruppe.

Ein sichtbares Zeichen ist nicht vorhanden, weder am Körper, noch an den Häusern, noch an den Kanoes.

Der größte Schimpf für einen Moánus ist es, eine Ehe mit einem Mitglied derselben Totemgruppe zu schließen. Dies gilt als Blutschande. Die Ulsiai und Matánkor nehmen es nicht so genau und haben im Punkte der guten Sitte einen recht schlechten Ruf.

Vielweiberei ist gebräuchlich, und namentlich die Häuptlinge erfreuen sich einer großen Zahl „besserer Hälften". Regel ist ferner, daß niemand für sich selber eine Frau kauft, dies muß stets durch einen anderen geschehen, vielfach jedoch mit dem Muschelgeld des Freiers. Obgleich nun, wie wir oben gesehen, das Mutterrecht wohl das Grundrecht ist, so wird es doch vielfach durchbrochen, und der Vater hat das Recht, das Kind für sich zu fordern, jedoch nur mit Zustimmung der Verwandten mütterlicherseits.

Der Onkel mütterlicherseits kauft gewöhnlich dem Neffen die erste Frau, beansprucht der Vater das Recht über den Sohn, dann besorgt er den Kauf. Jedoch kann ein jeder Verwandter dem betreffenden Jüngling eine Frau kaufen. Nachbarn, die sich aus irgendeinem Grunde beliebt machen wollen, können einem Jüngling eine Frau schenken. Die

letzteren sind jedoch nicht gebunden, und sie kehren häufig zu dem Schenker zurück. Eine im Kriege erbeutete Frau wird vom Häuptlinge nie behalten, man würde sonst von ihm sagen: er habe kein Muschelgeld und müsse sich eine Frau stehlen. Mädchen werden erst verkauft, wenn sie die Reife erlangt haben, obgleich ein Kauf schon früher verabredet werden kann. Gekaufte Mädchen helfen bis zur eigentlichen Eheschließung der Schwiegermutter, und der zukünftige Gatte darf sie nicht sehen; nähert sie sich, so muß er sich verstecken.

Die Vielweiberei gibt Veranlassung zu viel Streit und Zank, manchmal zu blutigen Kämpfen unter den Weibern. Der Preis eines Mädchens ist gewöhnlich 100 Faden Muschelgeld. Reicht das Muschelgeld nicht hin, so werden Hundezähne, Schweine, Gefäße mit Kokosöl usw. hinzugefügt.

Die Häuptlinge legen für jedes ihrer Weiber die Rippe eines Kokosblattes in einen eigens dafür bestimmten Korb.

Beim Kauf der Frau sieht man nicht auf die Stammesangehörigkeit, ob Ulsiai oder Matánkor, man achtet aber wohl auf das Totem- oder Stammeszeichen, die bei allen drei Stämmen die gleichen sein sollen.

Am eigentlichen Hochzeitstage teilt der Vater oder Onkel des jungen Mannes seinen ganzen Vorrat an Muschelgeld an die Anwesenden aus; bei einem Essen, das die Verwandten der Frau darauf geben, wird das Geld wieder zurückerstattet.

Alle Kochgeschirre, Trinkgefäße, Pandanusregenschirme und Bastkleider, welche die Frau mit in die Ehe bringt, sind gemeinschaftlicher Besitz; ihr Muschelgeld, wenn sie solches besitzt, bleibt bei ihren Verwandten; im Notfalle stellt sie es aber ihrem Gatten zur Verfügung, der es als Darlehen betrachtet. Die Frau führt vom Tage der Verheiratung das Regiment über alles Hausgerät und hat die Aufsicht über das in Körben aufbewahrte Muschelgeld. Netze, Kähne mit allem Zubehör und Waffen unterstehen dem Manne. Eine Pflanzung kann die Frau wohl besitzen, nie aber Grundeigentum.

Die Arbeiten der Weiber erstrecken sich auf Zubereitung der Speisen, auf Wasserschöpfen, Reinhalten des Hauses und Gehöftes, auf Pflanzungsarbeit, auf den kleineren Fischfang, auf Matten- und Segelflechten.

Stirbt die Frau, dann fällt dem Manne das mitgebrachte Heiratsgut zu; er muß aber den Verwandten ein kleines Geschenk machen.

Die Heirat bringt die Frau nicht ganz in die Gewalt des Mannes; sie kann zu jeder Zeit Schutz und Zuflucht bei ihren Verwandten finden. Selten kommt es vor, daß ein Ehemann seine Frau tötet, denn er setzt sich dadurch der Rache der Verwandtschaft aus.

Ebensowenig hat der Vater unbeschränktes Recht über die Kinder. Der Kinderreichtum ist im allgemeinen bei den Moánus nicht groß; Ausnahmen bilden Móuk und Mbúke. Bei folgenden Anlässen wird geschlechtliche Enthaltsamkeit geübt:

1. Zwei bis drei Tage vor Ausbruch des Krieges, damit der Mann nicht verweichlicht werde.

2. Fünf Tage vor dem Fischfang mit den großen Netzen.

3. Zwei Tage vor dem Besuch der Abteilung der Junggesellen im Männerhause. Die Junggesellen haben dort eine eigene Abteilung; würde ein unenthaltsamer Verheirateter dort eintreten, so würden die Jünglinge verweichlicht werden. Besuchen die Verheirateten jedoch die Junggesellen, so statten diese einen Gegenbesuch ab und können bei dieser Gelegenheit sich mit den Weibern unterhalten; in allen anderen Fällen ist es Sitte, daß die Junggesellen den Weibern aus dem Wege gehen.

4. Zehn Tage während der später zu beschreibenden kalou-Zeremonien.

Bei der Verheiratung sehen die Männer darauf, daß die Braut unbescholten ist. Vergeht sie sich vor der Heirat, so rächt sich der geschädigte Bräutigam blutig an dem Täter oder dessen Verwandten. Männer, die sich mit unverheirateten Mädchen vergehen, haben daher ein Interesse daran, sie mundtot zu machen, und töten dieselben nicht selten. Die Mädchen verstehen die Leibesfrucht abzutreiben; gewöhnlich geschieht dies durch Herabspringen von einem hohen Gegenstand.

Mißgeburten rühren vom bösen Geiste her, darum übernachtet keine Frau im Walde oder auf der See, aus Furcht, den bösen Geistern zu verfallen.

Die Moánus haben verschiedene Arten und Weisen, ein Weib zu verführen. Zunächst durch Zauberei mittelst Manganerde oder roter Ockererde. Irgendeine Berührung genügt, um das Zaubermittel wirksam zu machen. Dann ferner durch Zeichen; solche sind: Ausstrecken der Zunge, Augenwinken und Zwinkern; schmatzendes Geräusch mit dem

Munde; man macht auch Zeichen in Baumrinde oder wirft das Weib mit kleinen Steinchen oder Holzstückchen.

Öffentliche Weiber werden auch gehalten, in der Regel sind dies die im Krieg gefangenen Frauen. Sie werden in den Männerhäusern untergebracht. Nach der Vollendung eines Hauses stellt der Häuptling seinen Leuten häufig ein oder zwei Weiber zur Verfügung.

Ehebruch wird nicht mit dem Tode bestraft, wohl aber mit einer Tracht Prügel. Der Ehebrecher muß als Sühne Muschelgeld zahlen oder sich mit dem Ehemann schlagen. Sollte ein Kind geboren werden, so zieht es der Ehemann ohne Entschädigung groß.

Witwen können sich zwei Monate nach dem Tode ihres Mannes wieder verheiraten. Etwaige Kinder erster Ehe gehen nicht mit in die zweite, sondern bleiben bei den Verwandten ihres Vaters.

Das Häuptlingstum ist hier mehr ausgebildet wie z. B. auf der Gazellehalbinsel. Jedes Dorf hat seinen Häuptling, manchmal auch zwei und mehrere mit eigenen Gefolgschaften. Sind diese Häuptlinge Brüder oder nahe Verwandte, dann ist das Verhältnis in der Regel friedlich, sonst sind ebenso viele feindliche Lager vorhanden, als es Häuptlinge gibt.

Die Gefolgschaft eines Häuptlinges besteht zunächst aus seiner näheren Verwandtschaft; daneben hält er auch je nach seinem Reichtum angeworbene Knechte oder Söldner, für die er 20 bis 30 Faden Muschelgeld zahlt. Er kann seiner Gefolgschaft auch die im Kriege erbeuteten Jünglinge und Knaben zugesellen, doch diese sind nicht verläßlich und laufen bei der ersten besten Gelegenheit fort. Über das Los der gefangenen Frauen habe ich bereits berichtet; nach ein bis zwei Jahren werden sie jedoch in der Regel aus der Gefangenschaft entlassen.

Die ledigen Leute eines Häuptlinges wohnen in eigenen Häusern, die Männer in den Männerhäusern, die Mädchen bei den Weibern des Häuptlinges in Weiberhäusern. Verheiratete haben eigene Häuser. Das Gefolge eines Häuptlinges besitzt eine gewisse Unabhängigkeit; die einzelnen Mitglieder können sich Pflanzungen anlegen, besitzen Kähne und erwerben Muschelgeld und andere Gegenstände. Für gewöhnlich geht aber die Arbeit ihres Herrn vor. Sie müssen beim Fischfang helfen; sie bestellen die Pflanzungen und errichten auf Anordnung ihres Gebieters Häuser und bauen Kähne. Wenn ein Krieg ausbricht, dann müssen sie selbstverständlich an demselben teilnehmen. Für diese Dienste

versorgt der Häuptling seine Leute mit allem, was sie zum Leben nötig haben, verteilt an sie einen Teil der Kriegsbeute und veranstaltet Tänze und Festlichkeiten.

Eine fernere Arbeit der Knechte besteht darin, daß sie die Pflanzungen ihres Herrn gegen Diebe schützen, seine eingehegten Schweinezüchtereien bewachen und der Hundezucht obliegen. Hunde sind Geld, teils ihrer Eckzähne wegen, teils wegen ihrer Verwendung als Meute bei der Wildschweinjagd, ein Sport, der nur von den Häuptlingen getrieben wird.

Sonst ist die Gewalt des Herrn über die Knechte nicht groß, und ihre Streitigkeiten fechten sie ohne Intervention des Herrn unter sich aus.

Hat der Knecht unerlaubten Umgang mit den Weibern, so kämpft er die Sache mit dem Herrn aus; die Weiber suchen dem beleidigten Ehemann dabei zu helfen. Friedensstifter sind fast immer bei der Hand, die den Kämpfenden die Lanzen abnehmen, aber nicht verhindern, daß sie sich mit den Fäusten tüchtig durchbläuen. Darauf essen beide Parteien Betel, und der Friede ist wieder hergestellt. Diebstahl und falsche Anschuldigungen werden ebenso ausgetragen.

Zanken sich zwei Weiber und schlagen sich dabei blutig, dann kann der Friede erst wieder hergestellt werden, wenn die beiden Brüder oder die beiden nächsten männlichen Verwandten sich durchgeprügelt haben.

Kommt ein Häuptling zufällig herbei, so kann er die Streitigkeit dadurch schlichten, daß er dem Übertreter Muschelgeld abverlangt; die streitenden Parteien wenden sich jedoch nie an ihn.

Zeigt sich ein Knecht im Kriege feige, oder verrichtet er seine Arbeit schlecht, oder verliert der Herr durch seine Schuld sein Eigentum, dann greift derselbe zum Stock, und es setzt eine Tracht Prügel. Todesstrafe wird nur in seltenen Fällen geübt, in der Regel nur als Vergeltungsrecht; ein Mörder sucht daher schleunigst das Weite. Flüchtet er sich jedoch zu einem Häuptling, der seinem Herrn befreundet ist, so beauftragt der letztere seinen Freund mit der Rache.

Bei der Heirat ist der Herr seinen Knechten behilflich, manchmal besorgt er ausschließlich den Ankauf, manchmal hilft er durch einen Zuschuß an Muschelgeld. Die Weiber der Knechte helfen den Häuptlingsfrauen bei ihren Arbeiten.

Über die Hinterlassenschaft gilt folgendes: Stirbt ein Häuptling, dann teilt dessen Sohn oder die bevorzugte Frau die bewegliche Habe und das Muschelgeld an alle Herankommenden aus. Selten wird ein kleiner Teil des Geldes zurückbehalten. Der Nachfolger muß nun seine eigenen Schätze sammeln; dies geschieht entweder durch Handel oder durch Geschenke, die ihm bei seinen Besuchen in Nachbardistrikten gemacht werden.

Grundstücke, Kähne mit Zubehör und Lanzen bleiben dem männlichen Erben.

Bei dem Tode eines Knechtes wird ebenso verfahren, nur daß der Häuptling den Löwenanteil für sich nimmt. Besitzt der Knecht Pflanzungen oder Kähne, so regelt der Häuptling mit den Erben, wem diese gehören sollen.

Der Moánus hat eine klare Vorstellung vom Eigentum. Kochgeschirre und Schweine macht er durch angebrachte Zeichen als sein Eigentum kenntlich. Er beansprucht alles das, was er bearbeitet oder bearbeiten läßt und was er groß zieht. Seine Grundstücke und Liegenschaften sind nicht abgegrenzt, und einer versucht häufig den anderen zu betrügen, indem er Fruchtbäume beansprucht, die seine Vorfahren nicht gepflanzt haben, oder indem er die Grenzen der Fischereigründe willkürlich erweitert, oder Hunde und Schweine eines anderen sich anzueignen versucht. Dies ist Veranlassung zu allerlei Kämpfen und Raufereien, bei denen das Recht des Stärkeren entscheidet.

* * *

Fühlt eine schwangere Frau ihre Niederkunft herannahen, so bleibt sie im Hause und nährt sich nur von Fischen und Sago. Yamwurzeln ißt sie nicht, damit das Kind nicht lang und dünn werde; Taroknollen verschmäht sie, damit das Kind nicht kurz und dick werde; Schweinefleisch rührt sie nicht an, damit das Kind nicht Borsten statt Haare bekomme.

Eine geübte Hebamme leistet ihr bei der Geburt Hilfe. Sofort nach der Geburt wird das Kind gewaschen, und die Mutter bleibt mit demselben 20 Tage lang in der Hütte. Den Männern, auch dem Vater, ist der Zutritt während dieser Zeit verboten. Frauen bedienen die Wöchnerin wie das Kind, und am Ende der 20 Tage badet sich

die Frau, und ihr zu Ehren wird von den Verwandten ein Festessen veranstaltet.

Schon am Tage der Geburt wird dem Kinde ein Name gegeben. Vater wie Mutter beteiligen sich daran nicht, die Namengebung ist Sache der Verwandten. Der Name enthält gewöhnlich eine Anspielung auf irgendein besonderes Ereignis. Ein Kind kann daher eine ganze Reihe von Namen besitzen, von denen sich mit der Zeit einer als Hauptname ausbildet.

Wachsen die Kinder heran und ist ihr Kopfhaar so lang geworden, daß man daraus einen Schopf binden kann, so rasiert der Zauberer unter Hersagen von Formeln, welche dem Kinde in dem hinfortigen Leben Gutes wünschen, den Kopf völlig kahl. Später wird das Kopfhaar nicht mehr geschoren. Bis zur Verheiratung trägt man es lose, entweder herabhängend oder hoch aufgestochert, dann aber windet man es zu einem Schopf zusammen. Bei dem Haarschneiden wird eine solenne Schmauserei veranstaltet, und die Festteilnehmer erhalten von den Eltern Ruder, Regenschirme, Kleider, Tragkörbe, Lanzen, Topfwaren usw.

Bei den Lóniu, Pak und Tong verbindet sich mit dieser Zeremonie auch das Beschneiden der Knaben.

Bald nach dieser Feier wird eine andere Zeremonie an Knaben vorgenommen, welche kalou genannt wird. Der Zweck ist, Wachstum und Gedeihen der Knaben zu fördern, damit sie groß und stark werden. Zu diesem Zweck ziehen sich alle Männer in ein für diese Feier erbautes Haus zurück. Am ersten Tage reicht der Zauberer dem Knaben Kokosnüsse und spricht: „Iß die Kokosnüsse, damit du nicht sterbest! Sei tapfer im Kriege und stark gegen die bösen Geister! Mögest du viele Weiber heiraten!“ Die Abgeschlossenheit dauert neun Tage, während welcher Zeit die Knaben Fischnahrung genießen.

Wächst dem jungen Burschen der erste Bart, so darf er sich einen Kamm ins Haar stecken. Tritt bei den Mädchen die Geschlechtsreife ein, so wird ein großes Festessen veranstaltet. Ist sie bereits verlobt, so müssen die Eltern des Bräutigames die nötigen Schweine, Kuskus und Fische liefern, die Verwandtschaft des Mädchens liefert Taro, Yam, Zuckerrohr, Sago, Kokosöl und -nüsse. Ist das Mädchen noch unverkauft, so bestreiten die Eltern allein das Festessen.

Die Zeremonie der Durchbohrung der Ohrläppchen und des Nasenseptums ist unerläßlich. Sie wird erst bei älteren Knaben und Mädchen vorgenommen. Wer sich dieser Zeremonie entzieht, verfällt dem fortwährenden Gespött. Die Nasenscheidewand wird mit einem Dorn durchstochen, und das Instrument läßt man in der Wunde stecken. Das Durchschlitzen der Ohrläppchen geschieht mittelst eines Obsidiansplitters, und um die Wunde zu erweitern, wird eine Blattrolle in die Öffnung geschoben. Das Blut wird sorgfältig in einer Kokosschale aufgefangen und dann vergraben, damit die Wunde schnell heile.

Nach dieser Operation wird der Knabe 20 Tage lang eingeschlossen, das Mädchen aber sechs Monate. Müssen sie aus irgendeinem Grunde während dieser Klausur das Haus verlassen, dann hüllen sie sich bis zum Scheitel in eine Art Sack aus Pandanusblättern ein. Während der Abgeschlossenheit dürfen die Knaben und Mädchen nichts kochen; alles Essen wird ihnen von anderen gebracht.

Nach der Klausur wird ein großes Festessen veranstaltet. Der Mann, der die Operation vorgenommen, erhält 20 Faden Muschelgeld, derjenige, der das Blut aufgefangen, erhält 10 Faden. Die Weiber, welche die Pflege während der Klausur besorgten, erhalten Geschenke an Muschelgeld und Hausgerät. Knaben wie Mädchen sind bei ihrem Wiedererscheinen festlich geschmückt. Das Haar ist mit Ocker rot gefärbt, das Gesicht bemalt, Arm- und Kniebänder werden angelegt, auch ein Gürtel aus Muschelgeld; unter dem Arm steckt das Körbchen mit Betelnüssen.

* * *

Wohl nirgends ist der Kriegszustand ein so permanenter wie bei den Moánus, und eine Folge davon ist, daß der Stamm, der sonst alle Bedingungen in sich vereint, um sich zu vermehren und zu gedeihen, so verschwindend klein ist. An Veranlassungen zum Kriege fehlt es, wie aus dem Vorstehenden schon ersichtlich ist, niemals, aber auch ohne Veranlassung allein aus Kampflust zieht man in den Krieg. Das Töten eines Feindes ist die Hauptsache; die Eroberung des Gebietes ist Nebensache, tritt aber ein, wenn der Feind gänzlich vernichtet und aus seinen Wohnsitzen vertrieben wird. Kriegsbeute, bestehend aus Kähnen mit Zubehör, Muschelgeld und sonstigem Eigentum, wird nicht verschmäht;

Tafel 26. **Matánkordorf auf Lou.**

Häuser werden in Brand gesteckt und Kochgeschirre zerschlagen. Was an Menschen lebend in die Hände des Siegers fällt, wird als Sklaven fortgeführt, wer sich nicht flüchtet, wird erschlagen, sei es Mann oder Weib, jung oder alt. Dabei werden die schauerlichsten Greueltaten verübt und die Leute nicht selten zu Tode gemartert. Hat man Zeit, so nimmt man auch wohl die Leichen der Gefallenen mit und verkauft sie an die Ulsiai.

Seeschlachten in Kanoes sind nicht selten. Die beiden Parteien nähern sich, und in Gehörweite angekommen, überschütten sie sich mit Schmähreden und Schimpfworten. Dann rücken die beiden Kanoes der Söhne der kriegführenden Häuptlinge ein wenig vor, und die beiden Söhne führen einen Zweikampf auf, in dem drei Lanzen geworfen werden dürfen. Ist dieser Zweikampf beendet, so erfolgt von beiden Seiten gleichzeitig der Angriff. Die Taktik besteht darin, den Steuermann des Kanoes zu töten und dann zu verhindern, daß ein anderer seinen Platz einnimmt. Das Kanoe wird dann umgestürzt, und die Insassen werden im Wasser gespeert.

Die durch Obsidianspitzen hervorgebrachten Wunden versteht man, wenn sie nicht direkt tödlich sind, mit großem Geschick zu heilen. Stecken Splitter in der Wunde, so entfernt man sie sorgfältig und legt Dracänenblätter hinein, damit die Wunde von innen heraus heile.

Die Knaben üben sich von Kindheit auf im Lanzenwerfen, und wenn sie älter werden, erteilen ihnen die Väter regelrechten Unterricht. Ist dieser beendet, so geht es in den Krieg, um das Gelernte zu betätigen, und dieser Krieg dauert, bis alle neu aufgenommenen Krieger einen Feind getötet oder wenigstens verwundet haben.

Nach Beendigung dieses Krieges wird ein Fest zu Ehren der jungen Krieger veranstaltet. Alle Krieger stellen sich in zwei Reihen auf, ein alter Krieger als Flügelmann. Dieser kaut Betel und Ingwer und hält ein Dracänenbüschel in der Hand. Dieses in der Luft schwenkend spricht er: „Geist, steige herab auf meine Söhne! Mögen sie stark sein wie ein Mann! Mögen sie niemals zittern! Niemals möge Furcht sie überkommen! Mögen sie niemals lachen, wenn Frauen ein Wort an sie richten! Mögen sie mir an Stärke gleichen! Wir Väter gingen ihnen voran, wir waren immer tapfer, mögen sie uns an Stärke und Tapferkeit gleichkommen!“

Manchmal werden auch die einzelnen jungen Krieger ähnlich angeredet. Dann folgt ein großes Festessen und ein Tanz.

Der Friede wird durch Übersendung einer Traube Betelnüsse eingeleitet. Weiber sind gewöhnlich die Vermittler und gehen unbelästigt zwischen den kriegführenden Parteien hin und her.

Bei dem kriegerischen Geiste der Moánus ist hinterlistiger Verrat nichts Seltenes, und die Eingeborenen erzählen von zahlreichen solchen Vorfällen, die ihnen nach unseren Begriffen zwar nicht zur Ehre gereichen, die sie jedoch als Heldenstücke ansehen und nachahmenswert finden. Eine gewisse Tapferkeit gehört allerdings zu solchen Überfällen, denn der Betreffende trägt seine Haut zu Markt und wird ohne Umstände getötet, wenn er bei der Ausführung ertappt wird.

* * *

Es ist in dem Vorhergehenden bereits häufig von Zauberei in verschiedener Form die Rede gewesen. Diesen Gegenstand erschöpfend zu behandeln, fehlt uns bisher der intime Verkehr mit den Insulanern, ohne welchen ausführliche Mitteilungen nicht zu erlangen sind. Die Zauberei nimmt jedoch eine so wichtige Rolle ein, daß man sie unmöglich übersehen kann.

Der Zauberer ist immer ein Knecht des Häuptlinges. Dieser letztere beschäftigt sich nur mit dem Zauber, der im Kriege angewendet wird, alle anderen Zaubermittel überläßt er seinem Untergebenen. Dieser ist nun in seinem Äußeren von anderen Leuten nicht verschieden, höchstens erkennt man ihn an dem Inhalt seines Armkörbchens, rotem Ocker, Manganerde, Ingwer, allerlei trockenen Kräutern und Baumrinden usw., die gewissermaßen sein Handwerkszeug bilden. Er wird von den Weibern sehr gefürchtet; sie verbieten ihren Kindern, ihm zu nahe zu kommen, sie weichen ihm aus und fliehen vor ihm, wenn sie allein sind.

Die Zaubermittel sind in der Regel Geheimnisse, die der Vater auf den Sohn vererbt. Einzelne Zaubermittel können durch Kauf an andere Personen übergehen. Zauberinnen gibt es ebenfalls, ihnen liegt namentlich die Beschwörung der Geister ob.

In dem Hause des Zauberers befindet sich immer eine große Menge Gegenstände, die er bei seinem Handwerk gebraucht: die verschiedenen Erdarten, die verschiedenen Kräuter, Rinden und Blüten, Knochen u. dgl.

In Bündelchen geordnet hängen sie unter dem Dache oder sind auf Gerüsten aufgehäuft. Zu seinem Gerät gehört auch eine Holzschüssel, in welche der Zauberer täglich Essen für die Geister hineinlegt. Ein anderer hütet sich sehr, dieser Schüssel zu nahe zu kommen oder gar den Inhalt zu entwenden.

Der Zauberer steht in dem Rufe, mit den bösen Geistern umzugehen und sie auf Wunsch herbeirufen zu können, wie denn der Moánus felsenfest an Geister glaubt und zu irgendeiner Zeit einen oder mehrere derselben gesehen zu haben vorgibt.

Daß der Zauberer auch zugleich Arzt ist, erscheint selbstverständlich, da die Moánus alle Krankheiten als eine Folge von Zauberei ansehen und den einen Zauber nur durch einen anderen zu vertreiben vermeinen.

Die Zaubereien bei Krankheiten bestehen in folgendem: Berühren der kranken Stelle mittelst eines Dracänenbüschels, wodurch die Krankheit ausgetrieben werden soll; Bespeien von Brust, Rücken, Schläfen und Stirn mit gekautem Ingwer; Bespucken des ganzen Körpers mit gekautem, zauberkräftigem Betel; Kauen von bezaubertem Betel seitens des Patienten; Bestreichen mit Ocker- oder Manganerde; Waschen des ganzen Körpers mit bezauberter Kokosmilch; Umhängen eines bemalten Knochens vom Unterarm (zuckt dabei die rechte Seite, so macht ihn der Geist gesund, zuckt die linke Seite, so muß er sterben). Wunden heilt man durch Auflegen gewisser Blattarten. Ist ein Häuptling erkrankt, so werden berühmte Zauberer aus der Nähe und Ferne herbeigeholt.

Einige der Zaubereien der Häuptlinge habe ich bereits mitgeteilt. Ein anderer Zauber besteht darin, daß der Häuptling in einer Schüssel voll Wasser, die vor ihm steht, mit einem Stocke rührt und Zauberformeln murmelt, oder daß er Zaubersprüche über den aus einem Menschenknochen und Fregattvogelfedern hergestellten Talisman (vgl. S. 368 f.) hersagt.

Die Zaubermittel, welche den Zweck haben, Weiber heranzulocken, sind allen Männern bekannt.

Aber selbst im Tode ist der Leichnam nicht sicher gegen die Künste des Zauberers. Er bespeit den Leichnam mit gekautem Ingwer, damit der Geist den Lebenden nicht schade, und legt Ingwerwurzeln neben den Toten.

Sonst wird bei aller und jeder Gelegenheit gezaubert, wo man sich sonst nicht zu helfen weiß. Der Dieb versucht durch einen Zauber sich zu vergewissern, ob sein beabsichtigter Diebstahl gelingen wird oder nicht. Zum Gelingen einer Festlichkeit ist es unerläßlich, daß der Veranstalter mit einem Dracänenbüschel über den Festplatz tanzt, Formeln murmelt und Ingwer kaut. Beim Fischfang speit der Zauberer gekauten Ingwer auf das Fischnetz, sonst gehen keine Fische hinein.

Daß die professionellen Zauberer für ihre Mühe bezahlt werden, ist selbstverständlich. Gewöhnlich erhalten sie 1 bis 2 Faden Muschelgeld und können unter Umständen große Reichtümer ansammeln.

* * *

Die Begräbnisfeier geht bei den Moánus in folgender Weise vor sich: Ein gewisser Totenkult gehört zu den Sitten der Moánus, und danach richtet sich auch die Bestattung.

Stirbt ein Moánus, so wird der Leichnam im Hause aufgebahrt bis zur völligen Verwesung. Den Anlaß zu diesem Gebrauch haben wohl die örtlichen Verhältnisse gegeben; die Häuser werden auf Pfählen in die See hinausgebaut, und die Küste ist in der Regel niedrig und sumpfig, also wenig geeignet als Bestattungsort. Möglich ist es allerdings auch, daß dieser Gebrauch aus anderen Gegenden eingeführt worden ist, z. B. aus Neuguinea, wo wir ihn ebenfalls antreffen; jedenfalls ist diese Sitte auch bei solchen Moánus herrschend, denen ihr Wohnort wohl erlauben würde, geeignete Grabstätten auszuwählen. Die allgemeine Trauer um einen Toten dauert 20 Tage; die Weiber wachen fortwährend bei der Leiche. Diese ist in dem Weiberhause so aufgebahrt, daß der Kopf nach der See, die Beine landeinwärts liegen. Abfaulende Fleischteile werden von den Weibern in Körbe gelegt und auf See gebracht oder an manchen Orten auch verscharrt. Wenn nur noch das Skelett übrig ist, wird dies von den älteren Weibern sorgfältig mit Seewasser abgewaschen. Rückenwirbel, Knochen der Oberarme, die Schenkel- und Wadenknochen werden in einen Korb gelegt. Dieser Korb wird mit seinem Inhalt irgendwo verscharrt. Der Schädel, die Rippen und die Unterarmknochen werden in einen anderen Korb getan und dieser eine Zeitlang ins Meer versenkt, um die Knochen vollends zu reinigen und zu bleichen. Die gebleichten Knochen legt man in eine Holzschüssel

auf wohlriechende Kräuter und stellt dieselbe in dem Hause auf, das der Tote im Leben bewohnte. Dem Schädel werden vorher die Zähne ausgenommen, und die Schwester des Verstorbenen macht sich daraus ein Halsband. Nach einiger Zeit werden dann die Rippen verteilt, und zwar von dem Sohne. Die überlebende Hauptfrau bekommt zwei, die nächsten Verwandten erhalten je eine. Die Rippen werden dann zur Erinnerung an den Verstorbenen unter den Armring geschoben, eine Sitte, die sehr an Neuguinea, z. B. Berlinhafen, erinnert. Mit der Verteilung der Rippen wird gleichzeitig ein großes Fest veranstaltet, kan e kasen (Essen bei [Verteilung der] Rippen); einige Zeit darauf folgt jedoch eine weit größere Festlichkeit, kan kutan palapapu (Feier zu Ehren des Schädels meines Vaters). Vorbereitungen zu diesem Fest werden schon lange vor demselben gemacht. Alle, die bei der ersten Aufbahrung gegenwärtig waren, erhielten ein Geschenk an Muschelgeld, und dies ist eine stumme Aufforderung, an der Schädelfeier teilzunehmen.

Die Gäste, die erscheinen wollen, senden vorher Krüge mit Kokosöl; eine bestimmte Anzahl von Krügen ist je nach der Würde des Verstorbenen nötig. Die Anzahl der Gäste kann geschätzt werden nach der Anzahl der eingelieferten Ölkrüge. Bei der Schädelfeier großer Häuptlinge kommen bis 2000 Krüge zusammen. Für Betel und Kokospalmen wird Schonzeit erklärt, denn das Fest erfordert riesige Vorräte dieser Früchte. Der Festgeber läßt nun aus einem Baumstamm ein Gerüst für den Schädel zimmern. Die ganze Kunst des Holzschnitzers wird hier aufgeboten, um das Gerüst mit den Gestalten von Schildkröten, Vögeln und anderen Figuren zu verzieren; an beiden Enden hält je ein Hund Wache. Auf diesem Gerüst ruht der Schädel.

Ist nun der große Tag der Feier angebrochen, so muß der Zauberer den Veranstalter durch seine Zauberei stärken, damit er sich nicht vor der Menge fürchte. Er setzt sich zu dem Ende auf die Schultern des knieenden Festgebers und faßt ihn am Schopfe, den er stark hin und her zerrt. Bleiben dem Zauberer dabei Haare in den Händen hängen, so deutet man das als Befangenheit des Festgebers, bleiben seine Hände rein, dann wird die Rede dem Festgeber unverzagt vom Munde fließen. Der Zauberer stellt dann den Schädel auf das vorher erwähnte Gerüst, tjinal. Dieses steht in der Richtung von Süden nach Norden; an das Nordende setzt man einen Krug mit Öl, an das Südende ein Gefäß mit Wasser

Die aus der ganzen Umgegend herbeigebrachten Trommeln erheben nun ein mächtiges Getöse, und darauf tritt der Festgeber hervor und hält seine Anrede. Diese ist in der Regel eine Verherrlichung des Verstorbenen sowie der Anwesenden und eine Beschimpfung der abwesenden Feinde. Der Festgeber versäumt nicht, auch seinen eigenen Ruhm zu verkünden, der darin besteht, daß er dies große Fest hergerichtet. Darauf fallen abermals die Trommeln mit ihrem weithin dröhnenden Lärm ein.

Dann tritt der Zauberer hervor und nimmt den Schädel in die Hände. Der Festgeber tritt an ihn heran, nimmt ein Dracänenbüschel, taucht dasselbe in den Ölkrug, schlägt damit auf den Schädel und sagt: „papu oi!“ (Du bist mein Vater.) Darauf starkes Trommelschlagen. Dann tut er einen zweiten Schlag und sagt: „ko tangise kan eoi!“ (Nimm das zu deinen Ehren bereitete Essen an!) Abermals starkes Trommelschlagen. Er macht noch einen dritten Schlag und spricht: „ka sapui io!“ (Beschütze mich!) Es folgen noch weitere Anrufungen: Beschütze meine Leute! Beschütze meine Kinder! alle von lautem Trommelschlag gefolgt. Nun beginnt das eigentliche Festessen, womit die Feierlichkeit abgeschlossen ist. Der Schädel wird hinfort sorgfältig aufbewahrt.

* * *

Zum Schluß noch einige Beispiele von Gesängen der Moánus. Nicht weil dieselben an und für sich interessanter sind als andere Gesänge der Melanesier, im Gegenteil für uns scheinen auch sie eine Aneinanderreihung einzelner Sätze ohne anscheinenden Zusammenhang und ohne Bedeutung. Von diesen Gesängen hat jedoch ein Eingeborener eine Erklärung gegeben, aus der hervorgeht, daß sie doch nicht so sinnlos sind, wie sie erscheinen. Sie beziehen sich auf Vorgänge, die den Zuhörern genau bekannt sind, und brauchen dieselben daher nur anzudeuten, um ohne weiteres verstanden zu werden. Dem Europäer dagegen müssen sie unzusammenhängend und unverständlich vorkommen. Sicherlich sind auch die übrigen zahlreichen Gesänge der Bewohner des Bismarckarchipels nach diesem System zusammengesetzt, und was wir bisher als wirre Wortreihen ansahen, entwickelt sich bei näherer Bekanntschaft als eine zusammenhängende Erzählung.

1.

Gesang des Häuptlinges Po Sing von Papitálai.
(Papitálaidialekt.)

Ahää — E. Mo en Pitilu, kono ngou!
E njuni io ila pel. Ae — O. Me te net i menuai.
Wa: ani io akeïs? E njuni io ila pel. Ae — E. Me te net i menuai.
Wa: ani io akeïs? E njuni io ila pel. Ae — Ae.
Tjatjeman pel eoi. Taui pelile poam. Ae. —

In gewöhnlicher Rede würde dieser Gesang folgendermaßen lauten: Mo en Pitilu, oi kone ngou! Oi a njuni io ila pel. Angan eoi i me teio. Io nat i manuai. Io u wa: oi ani io akeïs? Oi a tjetjemani pel eoi. Io ku taui pel kile poam.

Übersetzung:

Pitilu, du bist berauscht! Du nennst mich einen Tarobrei. Deine Rede kommt (zu meinem Ohr) zu mir. Ich bin des Vogels Sohn. Ich erwidere: Wann issest du mich? Du prahlst mit deinem Tarobrei. Ich werde dir Tarobrei in den Mund stecken.

Die Worte, die diesem Gesang zugrunde liegen, rühren von dem Häuptlinge Po Sing (jetzt verstorben) von Papitálai her.

Po Sing wollte mit den benachbarten Pitiluleuten Frieden schließen. Als er jedoch diese in Papitálai um sich versammelte, stellte sich heraus, daß sie nicht dazu geneigt waren.

Die Friedensvorschläge des Po Sing wurden mit Schmähungen aufgenommen, und eine derselben war, daß sie den Po Sing wie einen Tarobrei verspeisen würden. Er wolle Kalk ausstreuen, sie hingegen würden ihm die Arme abschneiden, um damit gebrannten Kalk zu kaufen; er wolle sie mit Kokosnüssen bewirten, sie aber würden ihm die Beine abschneiden, um ihn zu lehren, auf Kokospalmen zu steigen; er wolle sie mit Muschelgeld beschenken, sie aber würden seine Eingeweide ausreißen und damit so viel Muschelgeld kaufen, als die Gedärme lang wären; er wolle ihnen Betel vorsetzen, sie würden seinen Kopf abschlagen und damit Betelnüsse und Pfeffer kaufen.

Unverrichteter Sache ging man auseinander, und einige Tage darauf überfielen Pitiluleute die Leute aus Papitálai und erschlugen einen

derselben. Po Sing sann nun auf Rache, und als einige Tage später die Pitilu zu Markt ruderten, um mit den Ulsiai zu handeln, überraschte er aus einem Hinterhalt ein Kanoe mit zehn Männern und einer Frau. Alle wurden gefangen, und nachdem Po Sing die obenstehenden Worte an sie gerichtet, wurden sie schonungslos ermordet. Die Leichname wurden stückweise an die Ulsiai verkauft in der Weise, wie man es Po Sing angedroht hatte.

Mit den Worten: ich bin des Vogels Sohn! deutet Po Sing seine Zugehörigkeit zu einer Sippe an, die als Totem einen Vogel hat. Viele Moánus essen kein Menschenfleisch, verkaufen jedoch die erbeuteten feindlichen Leichen an die Ulsiai.

2.

Gesang auf das Krokodil. (Papitálaidialekt.)

Ehee — E. Io mbuai — E. Io mbuai — Ho.
Io mbuai — E. Io mbuai — Ho.
Io mbuai i Lolu.
Io u sa kau ita — Ho.
Pa ki an amo ramat. — Ho.

Übersetzung:

Ehee — E. Ich bin das Krokodil — E. Ich bin das Krokodil — Ho.
Ich bin das Krokodil — E. Ich bin das Krokodil — Ho.
Ich bin das Krokodil von Lolu.
Ich komme jetzt angeschwommen — Ho.
Es (das Krokodil) will einen Menschen fressen — Ho.

Die Silben Ehee — E und Ho sind Ausrufe, die bei den Gesängen vielfach am Anfang oder am Ende eines Satzes hinzugefügt werden.

Lolu ist ein anderer Name für Papitálai, und die Leute betrachten sich als Kinder eines mythischen Krokodiles, Málai genannt, welches sich dort aufhalten soll und als völlig zahm beschrieben wird, so daß es stets nur Feinde von Papitálai verspeist und geraubte Schweine diesem Stamme wieder zuträgt. Auf Kriegszügen identifiziert sich daher der Stamm mit dem ihm freundlich gesinnten Krokodil.

Von diesem erzählt man sich, daß es in dem Gewässer lebt, welches den Felsen umgibt, auf dem die Stammeltern der Menschen, Nimai

und Niwong, sich zuerst niederließen. Dieser Felsen ist hohl, und man kann von unten durch denselben nach oben klettern. Dabei murmelt man jedoch stets den folgenden Spruch: Rrr — katjako, tjupūko! Die Meinung ist: Ich bin ein Eingeborener, mein Nabel stammt von diesem Land (katjo = mein Nabel; ko = Land); mein Onkel väterlicherseits stammt von diesem Land (tjupu = mein Onkel väterlicherseits; ko = Land).

Der Gesang wird nach einem glücklichen Kriegszug angestimmt.

3.

Gesang des Weibes Hi Pak aus Keritje. (Fedarbdialekt.)

Io u se ndrua Tjokele.
Io u taui kalo.
Io u tou kalo i ewoën.
Io limo i kine ngong.
Pale u lan i kine kanun.
Kamal eïo kóun.

Io u se ndrua Tjawókil.
Io u taui po.
Io u taui po i ewoën.
Io kapase i kine ngong.
Momote paleï i kine kanun.
Kamal eïo kámau.

Übersetzung:

Ich stand am Strande von Tjokéle.
Ich winkte.
Ich hörte zu winken auf.
Meine Hand war müde.
Die südwärts gerichteten Segel, sie waren verschwunden.
Mein Mann ist Kóun.
Ich stand am Strande von Tjawókil.
Ich schrie.
Ich hörte zu schreien auf.
Meine Kinnlade war müde.
Die Segel waren verschwunden an der Stelle, wo man sie landeinwärts schleift.
Mein Mann ist Kámau.

Auf der Insel Pak fand ein großes Fest statt, wozu auch Po Sing aus Papitálai und sein Nachbar Kámau oder Kóun (= der Linkshändige) aus Limóndrol erschienen. Hi Pak trug dem Po Sing ihre Liebe an,

aber dieser schlug sie aus. Kámau jedoch reicht ihr Betel, ein Zeichen seiner Annahme, fuhr aber am Nachmittag ab, ohne Hi Pak mitzunehmen. Diese eilte an den Strand von Tjokéle und winkte mit der Hand, aber niemand beachtete sie; sie lief nun nach Tjawókil und schrie aus Leibeskräften, aber ohne Erfolg.

Die vorstehenden Gesänge sind einzelne Beispiele unzähliger ihrer Art, die immer neu entstehen, irgendein bestimmtes Ereignis feiern und von Insel zu Insel, von Distrikt zu Distrikt gehen, bis sie von einem neuen Gesang abgelöst werden.

V. Die westlichen Inseln.

Unter der Bezeichnung „westliche Inseln" fasse ich die kleinen Inselchen und Inselgruppen zusammen, die westlich von den Admiralitätsinseln liegen. Es sind das, von Westen angefangen, die folgenden: Matty oder Wuwulu, Durour oder Aua, die Echiquierinseln oder Ninigo, die Hermit-(Eremiten-)Inseln oder Luf, auch Agomes genannt, und die Anachoreteninseln oder Kaniet.

Wir beginnen mit der Beschreibung der beiden zuerst genannten Inseln, die geographisch und ethnographisch zusammengehören.

1. Wuwulu und Aua.

Diese beiden Inseln liegen etwa 40 Seemeilen voneinander entfernt, die erstere unter 1° 43½′ südlicher Breite und 142° 50′ östlicher Länge, die zweite unter 1° 26′ südlicher Breite und 143° 10′ östlicher Länge. Beide sind niedrige Koralleninseln, nur wenig über der Meeresoberfläche erhaben, aber mit einer recht reichen Vegetation bedeckt. Außer der genügsamen Kokospalme, welche in bedeutenden Beständen vorhanden ist, finden wir hier die charakteristische Strandflora der Südseeinseln und daneben auch den Brotfruchtbaum und die Banane, sowie die Taropflanze. Infolge dieses reichen Pflanzenwuchses hat sich auf der Oberfläche der Korallenbänke im Laufe der Jahre eine tiefe Humusschicht gebildet, so daß die Bewohner imstande sind, eine genügende Anzahl von Nährpflanzen anzubauen. Sie sind daher nicht, wie auf zahlreichen anderen Koralleninseln, ganz und gar von der Kokospalme und dem Fischfang abhängig. Dennoch soll von Zeit zu Zeit ein merklicher Nahrungsmangel eintreten, so daß die täglichen Rationen auf ein Minimum eingeschränkt werden müssen.

Beide Inseln bieten keine Ankerplätze; vom Rande des sie einsäumenden Korallenriffes fallen die untermeerischen Inselwände steil in

die Tiefe, und schon wenige Bootslängen vom Riffe entfernt ist bei 200 Meter Tiefe kein Grund zu finden.

Bis vor einigen Jahren waren uns die Bewohner der Inseln noch gänzlich unbekannt. Seit ihrer Entdeckung durch Carteret sind sie nur gelegentlich von vorüberseglenden Schiffen besucht worden, und diese haben uns keine Nachrichten über den Verkehr hinterlassen. Mitte der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts lief der Dampfer „Isabel" die Insel an, und der an Bord anwesende Gärtner Kärnbach sammelte eine Anzahl der feilgebotenen Waffen und Geräte, welche in das Museum für Völkerkunde zu Berlin gelangten. Herr Professor von Luschan erkannte sofort die Eigentümlichkeit der eingesandten Stücke und machte in dem „Internationalen Archiv für Ethnographie" zum ersten Male darauf aufmerksam. Infolgedessen wurden nun die Inseln häufiger besucht, und die Firma Hernsheim & Co. errichtete auf Matty im Jahre 1897 eine Handelsstation. Der dort stationierte Händler wurde jedoch nach kurzer Zeit erschlagen. Die Veranlassung hierzu ist noch nicht aufgeklärt, man darf jedoch wohl annehmen, daß er selber sein Schicksal heraufbeschworen hat.

Im Juni 1899 hatte ich Gelegenheit, die beiden Inseln auf einige Tage zu besuchen, und konnte an Ort und Stelle nicht nur eine Anzahl Beobachtungen machen, sondern auch eine Reihe von photographischen Aufnahmen herstellen, welche teils im Globus (Band LXXVIII), teils in dem Papua-Album, Band II, veröffentlicht wurden.

Seit jener Zeit hat unsere Kenntnis keine wesentliche Bereicherung erfahren, trotzdem die Firma Hernsheim & Co. abermals im Jahre 1901 einen Händler auf Matty stationierte. Von einem etwa vierzehnjährigen Knaben aus Wuwulu, der im Jahre 1902 nach dem Bismarckarchipel kam, gelang es mir, die Namen der verschiedenen ethnographischen Gegenstände zu erfahren, sowie ausführlichere Auskunft über ihre Verwendung zu erhalten. Sonstige Mitteilungen des Betreffenden mußten vorderhand wegen der mangelnden Sprachkenntnisse beider Parteien mit Vorsicht aufgenommen werden.*

* Seitdem dies niedergeschrieben wurde, hat die Firma Hernsheim & Co. abermals die beiden Inseln im Laufe des Jahres 1903 durch Herrn Hellwig besuchen und das Feld mit Bezug auf ethnographische Gegenstände derart absammeln lassen, daß dort nichts mehr von den schönen alten Stücken vorhanden ist. Was jetzt dort angefertigt wird, ist im Vergleich zu den früheren Sachen höchst minder-

Vor der in der Anmerkung erwähnten Dezimierung der Eingeborenen waren die beiden Inseln ziemlich dicht bevölkert. Aua zählte zirka 2000 Einwohner, Wuwulu etwa 1500. Obgleich ein Verkehr zwischen beiden Inseln stattfindet, so soll derselbe doch größtenteils feindlich sein. Die Aualeute scheinen infolge ihrer größeren Anzahl ein Schrecken für die Bewohner von Wuwulu zu sein, die sie nicht selten überfallen, namentlich

---

wertig. Soweit ich von Herrn Hellwig erfahren habe, ist es ihm nicht gelungen, viel Neues zu sammeln; dagegen hat er eingehende Detailstudien über den Gebrauch der Gegenstände und deren Anfertigung gemacht, die er zu veröffentlichen gedenkt. Einiges über Sitten und Gebräuche hat er gleichfalls erkundet, jedoch ist darin, wie leicht begreiflich, manche Lücke.

Sehr bedauerlich ist der seit 1902 bemerkbare Rückgang in der Bevölkerungsanzahl. Es soll jetzt auf Matty kaum die Hälfte der Bevölkerung vorhanden sein, und als Herr Hellwig Ende 1903 Durour verließ, war dort die Sterblichkeit eine abnorm starke. Die Veranlassung soll Malaria sein. Ob nun bereits vor Ankunft der Weißen die Malaria dort herrschte oder nicht, ist schwer zu sagen. Festgestellt ist, daß die Inseln von Anopheles wimmeln, und da diese Mückenart bekanntlich die Malaria auf Menschen überträgt, so darf man annehmen, daß die Krankheit durch verseuchte Händler oder deren Arbeiter dort eingeführt wurde und dann durch die Anopheles auf die wenig widerstandsfähigen Insulaner übertragen wurde. Insulaner, welche nach Agomes als Arbeiter geführt wurden, sind dort schnell zugrunde gegangen. Es wäre zu wünschen, daß die Verwaltung rechtzeitig Schritte täte, um die Malaria zu bekämpfen und dadurch ein so interessantes kleines Völkchen vom Untergange zu retten; geschieht dies nicht, dann gehen auch diese Insulaner dem Schicksal ihrer Nachbarn auf Agomes und Kaniet entgegen.

Das von Herrn Hellwig gesammelte recht umfangreiche sprachliche Material wird nach seiner Bearbeitung durch einen Sprachforscher uns wahrscheinlich über die Stellung der Mattyinsulaner in dem bunten Völkergemisch der Südsee wichtige Aufschlüsse geben.

Im Jahre 1904 ist auch auf Durour die bereits stark zurückgegangene Bevölkerung noch mehr dezimiert worden. Im Frühjahre dieses Jahres ermordeten dortige Eingeborene einen ansässigen Händler und zwei Chinesen. Aus Furcht vor der Rache entflohen bei Ankunft eines Handelsschoners zahlreiche Eingeborene in ihren Fahrzeugen; kurz nach der Flucht trat stürmisches Wetter ein, die der hohen See nicht gewachsenen Fahrzeuge gingen zum größten Teil zugrunde und mit ihnen ihre Insassen. Im Juni desselben Jahres konnte der Kaiserliche Gouverneur konstatieren, daß annähernd 500 Insulaner bei dieser Gelegenheit ihr Grab in den Wellen gefunden hatten.

Die obigen Darstellungen und Angaben beziehen sich auf die Zeit vor dieser Katastrophe.

dann, wenn auf der eigenen Insel die Nahrungsmittel zur Neige gehen. Seit der Anlage einer Handelsstation genießen jedoch die Eingeborenen von Wuvulu eine größere Sicherheit, weil die Durourleute aus Furcht vor dem weißen Händler ihre Raubzüge eingestellt haben. Mit beiden Inseln verkehren auch gelegentlich die Eingeborenen des etwa 75 Seemeilen östlicher gelegenen Ninigo, welche den Mattyinsulanern in manchen Beziehungen sehr ähnlich sind. Zwischen Ninigo und Durour liegt eine kleine Insel, auf den Karten Allisoninsel genannt, wo eine Kolonie von Ninigoleuten sich angesiedelt hat.

Die Bewohner von Aua sind unstreitig die kräftigeren und gesünderen. Auf Wuvulu gewahrt man bereits Spuren eines eintretenden Verfalles des Stammes. Elefantiasis ist hier recht häufig, daneben auch Hautausschläge und unangenehme Wunden, namentlich im Gesicht und auf den unteren Extremitäten. Während auf Aua eine peinliche Sauberkeit herrscht, scheint man auf Wuvulu die Reinlichkeit nicht sonderlich zu schätzen, weder mit Bezug auf den eigenen Körper, noch in den Wohnungen und deren Umgebung.

Sonst ist die Bevölkerung beider Inseln wohl eine und dieselbe. Die körperliche Erscheinung, die Sprache, die Sitten und Gebräuche, die Wohnungen, die Waffen und Geräte sind die gleichen, wenn auch in bezug auf letztere geringe Verschiedenheiten bestehen. In allem, was die Insulaner anfertigen, zeigen sie eine außergewöhnlich hoch entwickelte Technik; man muß unwillkürlich staunen über die korrekten Formen aller dortigen Gegenstände und ist beim ersten Anblick derselben zu der Annahme geneigt, daß ihre Werkzeuge hoch entwickelt sein müssen; und doch ist dies nicht der Fall, wie ich später bei der Beschreibung derselben nachweisen werde. Leider tritt auch hier wie überall, wo der Eingeborene mit dem Weißen in Berührung kommt, ein schneller Verfall der Kunstfertigkeit ein. Auf Wuvulu werden z. B. jetzt schon Gegenstände angefertigt, welche nur rohe Nachahmungen der früheren sauber hergestellten Sachen sind. Die alten Sachen hat man verkauft, der Weiße bringt neue und zweckmäßigere Geräte, und dieselben verdrängen bald alles Eigentümliche. Die schönen Gegenstände, welche jetzt die Zierde unserer heimischen Museen sind, werden nach wenigen Jahren in der eigentlichen Heimat zu den Seltenheiten und Altertümern gehören.

Tafel 27. **Männer des Moánusstammes aus dem Dorfe Lalobé.**

Ich gehe wohl nicht fehl, wenn ich die Bevölkerung der beiden Inseln als einen Zweig des über die Südsee so weit verbreiteten malaiopolynesischen Stammes hinstelle, und zwar derjenigen Abteilung am nächsten stehend, welche wir mit der Allgemeinbezeichnung „Mikronesier" benennen. Die Hautfarbe ist die der Samoaner, ein lichtes Braun; die Haare sind glatt oder gewellt und lockig; die Gesichtszüge sind angenehm und bei zahlreichen Individuen regelmäßig geformt und den Anforderungen unseres europäischen Schönheitssinnes entsprechend. Die Männer sind schlank gewachsen und von Mittelgröße; die Weiber sind wie überall etwas kleiner, haben aber durchgehends, namentlich in der Jugend, zierliche, wohlgerundete Formen, gut ausgebildete Extremitäten und ungemein zierliche Hände und Füße. In den Gesichtszügen ist ein geringes Hervorstehen der Backenknochen bemerkbar, sowie ein Schiefstehen der Augen. Einzelne Eingeborene haben diese charakteristischen Züge dermaßen stark ausgebildet, daß man sie mit Malaien recht gut verwechseln könnte.

Die Augen sind lebhaft und gescheit, und das ganze Wesen des Volkes deutet auf einen hohen Grad geistiger Befähigung. Die Bewegungen sind lebhaft und schnell, und die Sprache wird durch Gestikulationen mit Armen und Händen begleitet.

Seit wie lange diese Insulaner ihre heutigen Wohnplätze inne haben, darüber ist es schwer, zu einem Schluß zu gelangen. Sicher dürfen wir annehmen, daß sie aus den indonesischen Inseln eingewandert sind. Die Küste von Neuguinea ist allerdings nur 87 Seemeilen entfernt, aber daß unsere Insulaner nicht das geringste mit den Papua gemeinsam haben, zeigt auch der erste Blick dem oberflächlichsten Beobachter. Einige Waffen, namentlich die langen und breiten schwert- oder hellenbardenartigen Hauwaffen, erinnern, wie Herr von Luschan behauptet, in auffallender Weise an alte chinesische Eisenwaffen. Möglicherweise können diese Gebilde Nachahmungen von Eisenwaffen sein, welche durch verschlagene chinesische Seefahrer hierher gelangten; möglicherweise sind sie Nachbildungen früherer Waffen, die in der ursprünglichen Heimat gebräuchlich waren, in der neuen Heimat jedoch wegen Mangel des nötigen Materiales in Holz nachgeahmt wurden. Nachahmungen von modernen Äxten, sowie von langen Messern sind, nachdem die Insulaner vor wenigen Jahren mit diesen Gegenständen bekannt wurden, jetzt sehr häufig, und dieselben sind so geschickt kopiert,

daß sie auf kurze Entfernung selbst den sorgfältigsten Beobachter täuschen können. Vielleicht wird es uns bei näherer Bekanntschaft gelingen, aus etwa vorhandenen Sagen, sowie auf Grund vergleichender Sprachstudien einen Schluß auf die Herkunft des interessanten Völkchens zu ziehen.

Bei dem Besuche der beiden Inseln fallen schon von weitem die sorgfältig gebauten Häuser der Eingeborenen auf (Tafel 29). Auf Aua ist die ganze Bevölkerung in einer großen Niederlassung ansässig, welche denselben Namen wie die Insel trägt. Auf Wuwulu sind die Häuser zu mehreren getrennten Dorfschaften vereinigt. Die Wohnhäuser, walúa, sind viereckige Holzbauten von verschiedener Größe; die kleinsten sind etwa 4 Meter lang und 2 Meter breit, die größeren 7 Meter lang und 3 bis 3,5 Meter breit; sie sind direkt auf den Erdboden gebaut, ohne Untergestell oder Unterlage. Die Konstruktion ist die folgende. Die vier Ecken bestehen aus vier aufrechten, sauber behauenen und geglätteten viereckigen Pfosten. Die Wände sind hergestellt aus Holzbrettern, welche mit der Steinart hergerichtet sind, so daß sie etwa 20 bis 30 Zentimeter breit und 5 bis 6 Zentimeter dick sind. Die Bretter werden in die an den Eckpfosten angebrachten Falze hineingeschoben und sind so genau gearbeitet, daß die Ränder völlig dicht aneinander stehen. Zur weiteren Befestigung dienen harte Holzpflöcke, welche die Enden der Wandbretter mit den Eckpfosten verbinden. Die Wände sind 2 bis 2,5 Meter hoch; die Giebelenden werden senkrecht weiter emporgeführt in derselben Weise wie die Seitenwände. Das Dach besteht aus geflochtenen Kokosblättern oder aus Pandanusblättern und ruht auf einem Gerüste von dünnen Stäbchen. Mit diesen Stäbchen ist das Bedachungsmaterial durch Kokosschnüre fest verbunden. Der Hütteneingang ist in der Regel am Giebelende; er ist eine viereckige Öffnung von 50 bis 70 Zentimeter im Geviert, gerade groß genug, um einen Menschen hindurchzulassen, und verschlossen von einer der Öffnung sorgfältig angepaßten Brettertür, welche von innen geschlossen werden kann. Diese Tür hängt am oberen Rand mittelst starker Faserschnüre in zwei durchbohrten Vorsprüngen am Innenrand der Giebelplanke. Das Innere dieser Wohnhäuser ist sehr sauber gehalten; der Fußboden ist mit einer dicken Schicht schneeweißen Korallensandes bedeckt, in der Mitte steht ein von dicken Holzplanken umgebener, viereckiger Feuerherd mit einer Unterlage von Korallenbruchstücken, worauf das Feuer zur Bereitung der Speisen geschürt wird.

Außerdem enthält das Wohnhaus eine oder mehrere Pritschen zum Schlafen, hergestellt aus sauber gefugten, geglätteten Brettern; ferner

Abb. 69. **Jünglinge von Wuwulu.**

ein Gerüst zum Aufbewahren von Holzschalen und anderen Geräten; unter dem Dache verstaut man die Waffen und sonstige Habseligkeiten. Das Äußere wie das Innere der Wohnhäuser ist stets sauber mit Kalk geweißt.

Neben diesen Wohnhäusern sind noch zahlreiche kleine Häuschen vorhanden, welche von der gleichen Konstruktion wie die Wohnhäuser sind, jedoch auf vier dünnen, runden Stützen ruhen und einen aus gefugten Planken bestehenden Boden haben. Diese Häuschen sind weit kleiner als die Wohnhäuser, wenn auch ebenso sorgfältig gebaut. Über ihre Benutzung bin ich noch nicht ganz im klaren. Sie enthielten stets Speisevorräte, und die Errichtung auf vier Stützen könnte den Zweck haben, die Speisen gegen Mäuse und Ratten zu schützen. Sie könnten jedoch auch Häuschen sein, welche den Göttern geweiht sind, ähnlich wie die kleinen zierlichen Häuschen auf den Palauinseln; die darin enthaltenen Speisen wären dann wohl als Opfergaben anzusehen. Man nennt diese kleinen Häuschen lea. Ohne große Sorgfalt hergerichtete Hütten aus geflochtenen Kokosblättern dienen anscheinend nur den Kranken zum Aufenthalt. Versammlungs- oder Beratungshäuser habe ich nicht bemerkt; es sind allerdings auf Pfosten erhöhte plankenbedeckte Sitzgerüste vorhanden, von einem Schutzdach überdeckt, aber diese schienen ein Lieblingsaufenthalt für jung und alt, für Weiber wie für Männer zu sein. Außer den vorher genannten Gebäuden verdienen die Kanoehäuser (pale uá; Abb. 69, hinten rechts) erwähnt zu werden. Sie sind einfache Schuppen aus zwei schrägen, etwas gebogenen Dachflächen, die bis zum Boden reichen, an beiden Giebelenden offen; sie sind ohne Verzierung und ohne besondere Sorgfalt gebaut; nach der Länge der darin aufbewahrten Kanoes sind sie 5 bis 20 Meter lang. Diese Kanoeschuppen liegen dicht aneinander am Strande entlang, die Giebelenden dem Meere zugekehrt und die weiter dahinterliegenden Wohnhäuser vielfach verdeckend.

In der Anlage der Dorfschaften scheint kein bestimmter Plan vorzuherrschen. Einige der Wohnhäuser bilden zwar kurze Gassen, aber dieselben werden durch quer vorgebaute Häuser ebenso häufig versperrt. Die Umgebung der Häuser wird sorgfältig rein gehalten und die Zwischenräume mit feinem Sand und Korallenbruchstückchen bestreut.

So sorgfältig wie beim Bau ihrer Häuser, so sorgfältig sind die Insulaner in der Herstellung ihrer Kanoes, uá. (Abb. 69 und 74, im Hintergrund.) Es ist erstaunlich, wie Leute ohne Eisenwerkzeuge so zierliche und sorgfältig gearbeitete Fahrzeuge herzustellen vermögen. Das eigentliche Kanoe besteht aus einem ausgehöhlten Baumstamm und läuft an beiden Enden in einen langen, geraden Schnabel aus, dem verlängerten Kiefer

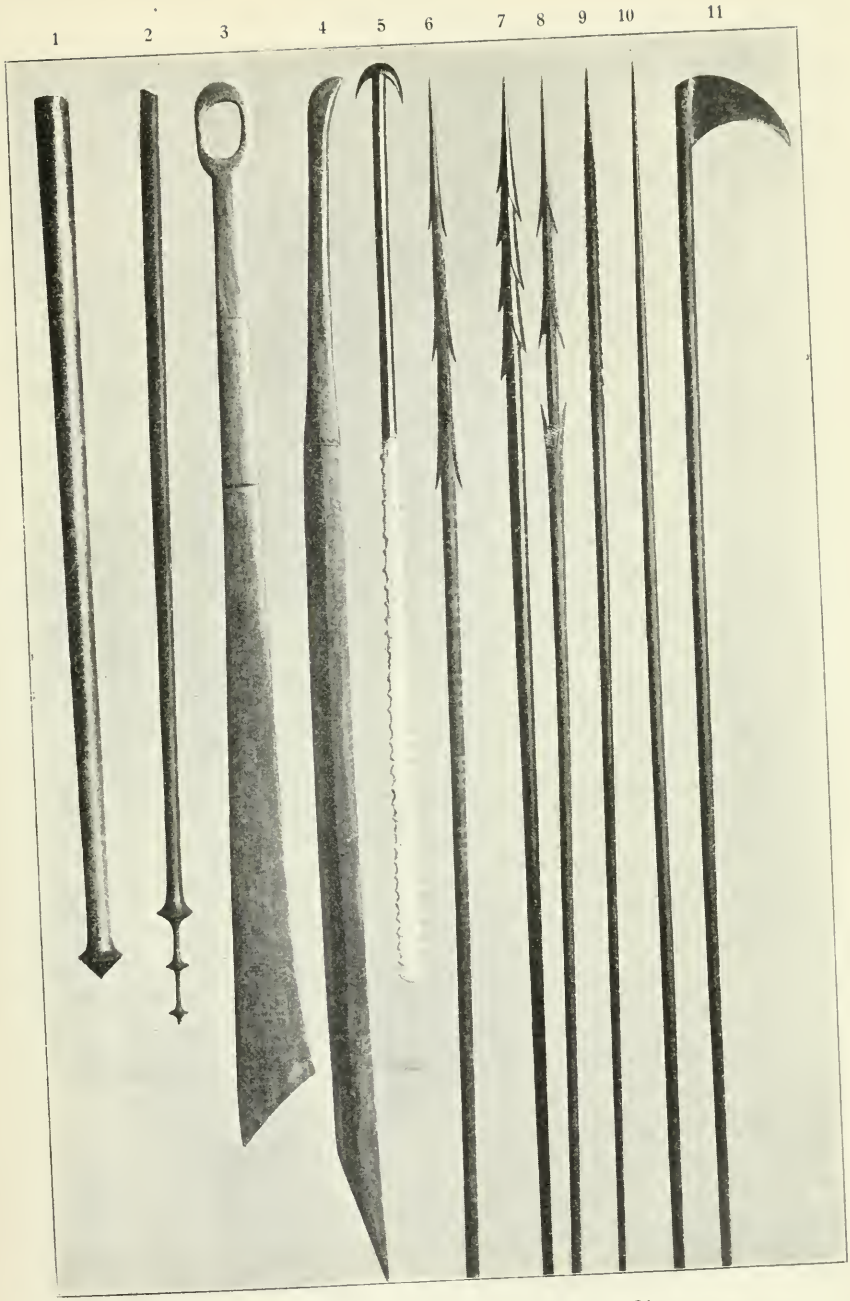


Abb. 70. Waffen von Wuwulu und Ana.

eines Schwertfisches ähnlich. Der obere Rand der Enden des Kanoekörpers wird durch ein sorgfältig angefugtes Holzstück gebildet, welches in einen nach oben gerichteten, sich schnell verjüngenden Dorn ausläuft; diese Spitzen werden beliebig verlängert durch darauf genau passende lange und sehr dünn gearbeitete Fortsätze, na úna, die ihrerseits häufig mit Büscheln menschlicher Haupthaare geziert sind. Sind viele Kanoes nebeneinander, so werden die zwei senkrechten Fortsätze in der Regel herausgenommen und im Kanoe aufbewahrt, um bei einem etwaigen Zusammenstoß nicht zerbrochen zu werden. Der Ausleger, tamáne, ist in der gewöhnlichen Art am Kanoekörper befestigt. Die Größe der Fahrzeuge ist sehr verschieden; es finden sich 18 Meter lange Kanoes, welche bis 20 Insassen führen, und kleine von 3,5 Meter Länge, die nur einen Mann fassen; dazwischen gibt es alle möglichen Abstufungen in der Größe. Die Insel Durour namentlich besitzt eine Anzahl sehr großer Kanoes, wahrscheinlich für ihre gelegentlichen Raubzüge nach Wuwulu; auf der letztgenannten Insel sind mittlere und kleine Kanoes vorherrschend.

Man behandelt auf beiden Inseln die Kanoes mit großer Sorgfalt. Nicht nur die Arbeit bekundet dies, sondern auch die Gewohnheit, wenn man vom Meere kommt, sofort die Fahrzeuge übers Riff zu schleppen und in die Schuppen unter Dach zu bringen, worauf sie nach jedesmaligem Gebrauch mit Kalk innen und außen angeweißt werden.

Die Kanoes werden mit Paddeln, póre, fortbewegt; diese haben ein breites, spitz zulaufendes Blatt, welches manchmal mit dem Stiel aus einem Stück gearbeitet, häufig jedoch am Stiel durch Schnüre befestigt ist. Stiel und Blatt sind dann so künstlich und akkurat aneinander gefugt, daß eine Naht schwer zu entdecken ist. Zum Ausschöpfen des Wassers dienen hölzerne Schöpflöffel, ázu, mit nach innen gebogener Handhabe aus einem Stück Holz geschnitzt. Mattensegel kommen auf den Inseln nicht vor.

Die Waffen (Abb. 70) der Insulaner sind, wie überhaupt alle von ihnen angefertigten Gegenstände, sehr schön und sauber gearbeitet; beim ersten Anblick ist man versucht, anzunehmen, sie wären in einer mit allen modernen Handwerkszeugen ausgerüsteten Werkstatt hergestellt. Alles ist sauber gerundet und geglättet; die einzelnen Teile sind so sorgfältig aneinander gefugt, daß die Verbindung kaum zu entdecken ist; die Wider-

haken der Speere sind so symmetrisch gearbeitet, daß die Herstellung selbst einem geübten, europäischen Holzarbeiter große Mühe machen würde.

Die Waffen lassen sich in verschiedene Hauptgruppen teilen, nämlich Holzspeere, mit und ohne Widerhaken, Nahewaffen, deren Enden mit Haifischzähnen oder mit geschärften Schildkrötenknochen bewehrt sind, Keulen und Holzschwerter. Zu den Waffen müssen auch die mehrzinkigen Fischspeere gerechnet werden, die geeigneten Falles auch gegen Menschen Verwendung finden.

Die Holzspeere, sowohl die ganz glatten mit einfacher Spitze (Abb. 70, Fig. 10) wie die mit Widerhaken versehenen (Fig. 6 bis 9), werden insgesamt mit dem Namen ogióge bezeichnet. Die Länge variiert zwischen $2^1/_2$ und 4 Meter. Der Schaft ist sorgfältig geglättet; die einfache Spitze ist lang ausgezogen und sehr fein und spitz, die Widerhaken sind entweder in einer einfachen einseitigen Reihe angeordnet, oder stehen sich in zwei Reihen symmetrisch gegenüber; daneben gibt es jedoch auch Speere, deren Widerhaken schuppenartig übereinander, rings um die Spitze angebracht sind.

Die Nahewaffen mit Haifischzähnen werden paiwa genannt, sowohl die kleinen Handwaffen mit einer kurzen Handhabe und einer Doppelreihe von drei bis fünf Haifischzähnen, wie die langstieligen lanzenartigen Waffen, welche einen 1 bis 2 Meter langen Stiel haben und an den Enden mit zwei gegenüberstehenden langen Reihen von Haifischzähnen bewehrt sind. (Abb. 70, Fig. 5.) Beide Arten erinnern stark an ähnliche Waffen von den Gilbertinseln. Die Stielenden der langen paiwa enden häufig in einen sauber geschnitzten mondsichelartigen Knauf. Zu dieser Gattung gehören auch die langen Waffen, deren eines Ende mit einem sorgfältig geschärften Stück eines Schildkrötenknochens bewehrt ist (Abb. 70, Fig. 11); man nennt diese Art au i á ūe. Das Knochenblatt hat die Form einer halben Mondsichel; die nach unten gekrümmte Spitze und die konkave Seite sind zugeschärft. Sie werden beim Verfolgen der Feinde gebraucht, indem man sich der scharfen konkaven Seite des Blattes wie eines Hakens bedient, teils um arge Verwundungen herbeizuführen, teils um den Feind zu Fall zu bringen. Man hat auch ähnliche Waffen, an denen kleine Widerhaken aus Schildkrötenknochen in zwei gegenüberstehenden Reihen angebracht sind; diese bilden einen Übergang zwischen

der eben beschriebenen Waffe und den Haifischzahnspeeren; man bezeichnet diese Art ebenfalls als au i á ūe.

Die Keulen werden mit dem Gesamtnamen puleta bezeichnet. Die Grundform ist ein runder Stab mit einem scharfrandigen, breiten Knauf. (Abb. 70, Fig. 1.) Das untere Ende der Keule ist schwach verbreitert und hat im Durchschnitt die Form eines Ovales. Es gibt nun aber eigentümliche Abweichungen in der Knaufbildung, die hier nicht unerwähnt bleiben dürfen. Ein einfacher Knauf ist die allgemeine Regel, es kommen jedoch auch doppelte und mehrfach übereinander gestellte Knäufe vor derart, daß der nächste Knauf, der mit dem unteren durch einen dünnen Stiel verbunden ist, immer etwas kleiner gearbeitet ist. (Abb. 70, Fig. 2.) Derartige Knäufe sind nichts als Verzierungen. Anders jedoch ist es, wenn der Knauf in eine lang ausgezogene Spitze endet, die entweder rund und glatt oder wie die ogióge mit Widerhaken bewehrt sein kann; die Keule kann dann gelegentlich auch als Speer verwendet werden. In Bougainville habe ich eine ähnliche Verbindung von Keule und Speer angetroffen.

Ganz eigentümlich ist nun die Waffe, welche die Form eines mächtigen zweischneidigen Schwertes mit geradem Stiel oder die eines langstieligen Haumessers hat. (Abb. 70, Fig. 3, 4.) Man bezeichnet beide Arten mit dem Namen awuáwu. Herr von Luschan hat bereits früher darauf hingewiesen, daß diese Waffen wahrscheinlich Nachbildungen altchinesischer Eisenwaffen seien. Wo nun auch das ursprüngliche Vorbild dieser Waffen seinen Ursprung haben mag, gewiß ist es, daß die awuáwu Nachahmungen von Eisenwaffen sind. Dafür spricht nicht nur die Form der Klinge, sondern manche Details der Form, welche die Eingeborenen, obgleich sie völlig unwesentlich sind, gewissenhaft beibehalten. So finden wir zuweilen den Eisen- oder Messingring, der bei der Originalwaffe dort angebracht war, wo das Eisenblatt in den Stiel eingelassen war, um den letzteren gegen Spaltung zu sichern, getreulich in Holz nachgeschnitzt; ebenso kleine Knöpfe an beiden Seiten des Stieles als Nachahmung der Nieten oder Bolzen, womit die Klinge des Originales am Griff befestigt war. Einige Schäfte haben ornamentierte Enden, manchmal in der Form einer Mondsichel, wie bei den langstieligen páiwa, aber auch häufig von ganz anderer Form; ich besitze ein Exemplar, wo das Schaftende einen aus dem Vollen geschnitzten Holzring trägt, der frei

in einer Öse sitzt und ganz unzweifelhaft die Nachahmung eines Eisenringes ist.

Ich lasse hier eine Beschreibung der Fischspeere, nawa, folgen, weil dieselben nicht nur dem Fischfang dienen, sondern auch als Waffe im Kampf Verwendung finden. Alle diese Fischspeere sind vierzinkig. Der Stiel ist am Ende verdickt und enthält vier sorgfältig hergestellte Ruten, in welche die Enden der einzelnen Zinken genau hineinpassen.

Abb. 71. **Weiber aus Aua.**

Man verwendet beim Einsetzen der Zinken als Leim eine Masse, welche mit unserem Gummiarabikum große Ähnlichkeit hat. Die Zinken, welche ein wenig schräg vom Speerstiel abstehen, sind unter sich zur besseren Stabilität mit dünnen Schnüren umwickelt und befestigt. Nur einzelne der nawa haben glatte Spitzen, bei weitem die größte Anzahl hat Widerhaken, die in einer Reihe mehr oder weniger dicht aufeinander folgen. Auf Aua sah ich Fischspeere, bei denen Zinken und Speerschaft aus einem Stück Holz geschnitzt waren; die Zinken waren hier kreisrund und glatt.

Ehe ich von den Waffen Abschied nehme, will ich noch erwähnen, daß Herr Dr. Karutz in Lübeck im Globus 1903, Heft 2, versucht hat, die Verwandtschaft einiger Wuwuluwaffen mit Waffen von der Insel Engano, westlich Sumatras, nachzuweisen. Die kurzen Handwaffen aus Engano haben eine auffallende Ähnlichkeit mit den kurzen páiwa, und die Verwandtschaft der langen Waffen mit zwei Reihen Knochenblättern, die neuerdings oft durch Messerklingen ersetzt werden, mit den ähnlichen Waffen aus Wuwulu und Aua ist ins Auge springend. Es ist dies ein weiterer Beweis dafür, daß fremde Einflüsse sich auf diesen entlegenen Inseln bemerkbar machen, und daß diese Einflüsse nicht aus dem gegenüberliegenden Neuguinea herrühren, sondern ihren Ursprung weit im Westen haben; vielleicht sind auf demselben Wege die Holzschwerter eingewandert.

Die aus Tridacnaschale hergestellten Axtklingen, poa, zeichnen sich durch besonders sorgfältige Arbeit aus. Die Form sowie die Art der Befestigung ist verschieden. Zunächst treffen wir die weitverbreitete Befestigung, wobei die Klinge mit einer knieförmigen Handhabe fest verschnürt ist, so daß die Schneide der Axt quer zum Stiel steht. Eine zweite Form hat einen geraden Stiel und ein hohles hölzernes Zwischenstück, in welchem die Klinge steckt. Der Stiel ist bis 80 Zentimeter lang, das äußere Ende etwas dicker gearbeitet und von einem elliptischen Loche durchbohrt, das etwa 35 Millimeter lang und 15 Millimeter breit ist und etwas schief zur Längsachse des Stieles steht. Oberhalb wie unterhalb des Loches ist der Stiel mit Faserschnur umwickelt, um das Spalten zu verhindern. In dieser Öffnung steckt das Zwischenstück. Dies ist häufig aus einem Stück, manchmal auch aus zwei genau aneinander passenden Hälften zusammengesetzt. Das eine verjüngte Ende des Futterales wird in das Loch des Stieles hineingeschoben, in das andere breite Ende ist die Axtklinge eingebettet und der Rand des Futterales zur Verstärkung mit Schnur oder Faserstreifen umflochten. Am Außenrande hat das Holzfutteral einen kleinen hakenartigen Vorsprung, der dazu dient, eine Bastschlinge in Position zu halten, welche um diesen Haken herum bis zu einem Vorsprung des Axtstieles, etwas hinter dem Loche, geschlungen ist, um Futteral und Stiel besser und fester aneinander zu halten.

Die Tridacnaklingen sind verschiedener Art; einige haben eine regelmäßige dreieckige Form und eine gerade, von einer Seite angeschliffene

Schneide, welche mit dem Axtstiel parallel läuft; bei solchen Äxten hat das Futteral meistens zwei Haken, so daß man es mitsamt der Klinge beliebig umdrehen kann; dann liegt die Schliffläche der Schneide bald nach rechts, bald nach links, wie es dem Arbeiter gerade am bequemsten ist. Eine andere Art der Klingen ist sehr lang, bis 35 Zentimeter, und auf der ganzen Länge gleich breit. Sie sind so geschliffen, daß die Längsseiten um ein geringes zur Längsachse gedreht stehen, wodurch die Schneide eine schiefe Stellung erhält. Die Schneide dieser Klingen ist halbrund und die Schliffläche etwas konkav. Das Holzfutteral hat nur einen Haken und kann daher nicht umgestellt werden. Man findet daher diese Beilform mit der konkaven Schliffläche sowohl nach rechts wie nach links, so daß der Zimmermann nach Belieben die ihm am geeignetsten erscheinende Axt auswählen kann, je nachdem die zu bearbeitende Fläche zur rechten oder zur linken Hand von ihm liegt. Diese letztere Art der Äxte wird namentlich zum Aushöhlen der Kanoes verwendet, während mit der erstbeschriebenen Art die Seitenwände des Fahrzeuges behauen und geglättet werden, ebenso die Pfosten und Planken zum Häuserbau.

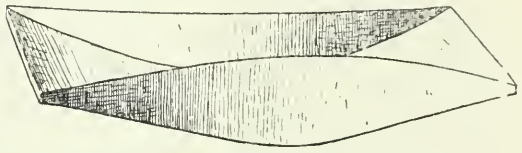


Abb. 72. **Holzschüssel von Wuwulu.**

Hausgerät ist bei den Insulanern in ziemlicher Anzahl und in der verschiedensten Form vorhanden. Zunächst fällt die große Menge von zierlich gearbeiteten Holzschüsseln auf. Am zierlichsten und von eigentümlicher Form sind die viereckigen Schalen mit gewölbtem Boden und geschweiften Seiten (Abb. 72); man nennt dieselben apia. Außer diesen gibt es längliche Schüsseln mit abgerundeten Enden, muldenförmige Schüsseln mit zwei kleinen dreieckigen Endvorsprüngen als Handhaben und daneben kleine, sehr zierliche Doppelschüsseln mit runden Enden, táli, und mit spitzen Enden, tábe. Kleine kübelförmige Gefäße, etwa einen bis zwei Eimer fassend, kommen auch vor. Zum Zerstampfen der Taroknollen, patilo, und der Brotfrucht, mamá, bedient man sich eines hölzernen Stampfers, pane; diese Stampfer sind wie alle anderen Erzeugnisse der Insulaner sehr sauber gearbeitet, von viereckiger oder dreieckiger Form mit gebeizter Ornamentierung. Die zerstampfte Fruchtmasse wird

mit beilförmigen Spachteln, tigo (Abb. 73), zerteilt; eine Zeitlang hielt man diese für eine Art von Axt. Daneben gibt es auch stiellose Spachteln aus Holz mit gerader Schneide, tutuene piapia genannt. Selbstverständlich fehlt auch hier nicht ein Instrument zum Schaben der Kokosnüsse, águ. Dieser Kokosschaber á-i besteht aus einem viereckigen Brettchen mit schräg vorspringendem stielartigen Ansatz; am Ende dieses Ansatzes wird eine Cardiummuschel als Reibzeug befestigt. Beim Gebrauch kniet der Arbeiter mit dem einen Knie auf dem Brett, wodurch dem Instrument die nötige Stabilität verliehen wird.

Zu dem Hausgerät gehören auch geflochtene Körbe, raba, aus Kokosblättern. Diese Körbe sind häufig an einer Schnur befestigt, und diese wiederum an einem weiten Haken, tauia raba, den man um den Hals oder über die Schulter hakt und so den Korb trägt. Hierher gehören auch die großen, aus Holzplanken zusammengesetzten Kisten mit dichtschließendem Deckel, die vielfach in den Hütten angetroffen werden und an Schnüren aufgehängt sind. Diese Kisten sind 50 bis 70 Zentimeter lang und breit und ebenso hoch. Sie dienen zum Aufbewahren von allerhand Hausrat.

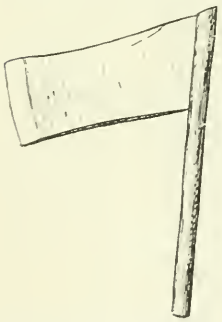


Abb. 73. Beilförmige Spachtel. Wuwulu.

An Reizmitteln besitzen die Insulaner Betelnüsse, tawuai, welche wie überall mit Betelpfeffer und gebranntem Kalk genossen werden. Kalkkalebassen, pulele, werden aus einer länglichen, in der Mitte eingeschnürten kürbisartigen Frucht gemacht; auf der gelben Oberfläche sind braune Ornamente eingebrannt, am häufigsten Fische und Fischhaken.

Daß ein so lebhaftes und aufgewecktes Volk wie diese Insulaner auch dem Tanz und Spiel ergeben ist, darf uns nicht wundern. Bei meinem Besuch brauchte man nur die Gebärde des Tanzens zu machen, so fielen alsbald die Anwesenden in Tanzschritte und Sprünge. Soweit ich diese zu beobachten Gelegenheit hatte, unterschieden sie sich nicht wesentlich von den Tänzen der meisten Mikronesier. Der Gesang blieb mir leider unverständlich. Als besonderes Tanzgerät beobachtete ich einen langen Speer, der oben in zwei oder drei rundgearbeitete Spitzen von etwa 75 Zentimeter Länge gespalten war. Diese Tanzspeere, welche ich mit dem Namen Klapperspeere wohl am besten bezeichne, werden von

den Weibern bei gewissen Tänzen in der Hand gehalten; das taktmäßige Aufstoßen oder Schütteln dieser Klapperspeere, ko, bringt ein rasselndes

Abb. 74. **Männer aus Wuwulu.**

Geräusch hervor. Zur Begleitung des Tanzes dienen sanduhrförmige Trommeln, aiwa oder aipa, welche mit der Haut der auf den Inseln in gezähmtem Zustande herumlaufenden großen Eidechsenart, uaki, überspannt

sind. Derartige Trommeln gibt es in den verschiedensten Größen; ich habe kleine von etwa 20 Zentimeter Höhe gesehen, die größten maßen annähernd 1½ Meter und dazwischen alle möglichen Größen. An der mittleren Einschnürung ist eine kleine Öse aus dem Holz herausgearbeitet, durch welche die Schnüre, welche das Trommelfell befestigen, hindurchgezogen sind.

Es ist recht interessant, daß auf der Insel Ponape dieselbe Form der Trommel wiederkehrt. Herr Gouverneur Dr. Hahl teilt mir mit, daß bei besonders großen Festlichkeiten in Kitti solche Trommeln Verwendung finden. F. W. Christian sagt in seinem Buche „The Caroline Islands" Seite 138: „Die einheimische Trommel wird aip genannt ... Ich sah eine derselben in Paliker, jetzt im British Museum, welche etwa 5 Fuß hoch war." Diese Mitteilung macht es wahrscheinlich, daß eine Verwandtschaft zwischen Wuwulu und Aua einerseits und Ponape andererseits besteht. Auch der Name deutet darauf hin, aiwa oder aipa in Wuwulu und aip in Ponape sind unstreitig dasselbe Wort.

Doch es gibt noch andere Anknüpfungspunkte, die uns bis zu den polynesischen Inseln führen. Hierher gehört ein glatter speerähnlicher Stock, etwa 1 Meter lang, aus hartem, zähen Holz angefertigt; das eine Ende ist fein zugespitzt, das andere Ende etwa 1 Zentimeter im Durchmesser und sorgfältig abgerundet; von der Basis bis zur Spitze ist das Stöckchen aufs sorgfältigste geglättet. Dieses Stäbchen, puné, ist ein Spielzeug der männlichen Bevölkerung, dessen sich jung und alt bedient. Beim Gebrauch bilden sich verschiedene Partien, jedes einzelne Mitglied nimmt ein puné zur Hand und schleudert es nun, mit dem dicken Ende voran, dermaßen von sich, daß es etwa zehn Schritte von ihm den Boden berührt, um dann in einem weiten flachen Bogen weiter zu schnellen. Wer am weitesten wirft, hat gewonnen. Es gehört zu diesem Stabwerfen eine lang fortgesetzte Übung und große Geschicklichkeit. In Samoa und Tonga finden wir nun genau dasselbe Spiel, das hier tanga-tia genannt wird, nur verwendet man nicht so sorgfältig hergestellte Stäbe, sondern einfache gerade Stöckchen, tia, aus einem bestimmten Holz, dessen Rinde entfernt wird. Auf Rotuma finden wir dasselbe Spiel; das Stäbchen besteht hier aus leichtem weißen Holz, und am Wurfende ist ein etwa eiförmiges Stückchen Holz von zirka 7 Zentimeter Länge und 2½ Zentimeter Durchmesser festgeschnürt. Holz-

kreisel, puélo, die man in einer Schüssel sich drehen läßt, scheinen ein beliebtes Spielzeug zu sein.

Die Fischereigeräte sind von der üblichen Form. Die mehrzinkigen Fischspeere, nawa, habe ich bereits vorher beschrieben. Auf Aua verwendet man sehr lange Speere, bis 8 Meter Länge, mit glatter Spitze zum Fangen solcher Seetiere, welche am Rande des Riffes sich in größeren Wassertiefen aufhalten. Sonst gebraucht man auch Angelhaken, áwui, welche aus Muschelschale geschliffen sind; daneben aber auch Netze verschiedener Art, sowohl große Senknetze mit Senkern und Schwimmern, wie auch kleinere, auf einem Holzrahmen aufgespannte Handnetze und Netzhamen mit einem langen Holzstiel.

Von einer Bekleidung der Insulaner ist kaum zu sprechen. Die Männer gehen völlig nackt, bedecken höchstens den Kopf mit einem aus Pandanusblättern angefertigten, künstlich gearbeiteten Hut, tao, oder mit einer Umhüllung von grünen Bananenblättern. Diese Hüte, die aus gebleichten Pandanusblättern hergestellt und mit eigentümlichen flügelartigen Anbauten geziert waren, schienen schon bei meiner Anwesenheit selten zu sein, heute sollen sie ganz verschwunden sein. Die Weiber tragen um den Bauch eine dünne Schnur, woran vorn ein einzelnes grünes Blatt, das die Scham bedeckt, und hinten ein kurzes Büschel von Kokosblattstreifen befestigt ist; die meisten jungen Mädchen gehen gänzlich nackt. Aus aneinandergenähten Pandanusblattstreifen hatte man größere Vierecke von etwa $1^1/_2$ Meter Seitenlänge zusammengenäht; diese, rauada genannt, dienten teils als Schutz gegen Regen oder Sonnenbrand, teils auch zum Einwickeln kleinerer Gegenstände. In den Hütten waren die Schlafpritschen mit denselben als Schlafunterlage bedeckt.

Schmuck beobachtete ich nur in geringem Maßstabe. Roh gearbeitete Armringe aus Trochus kamen vor; Pandanusblätter mit langen freiwehenden Enden waren um Oberarm oder unter dem Knie befestigt. Ein geflochtenes Armband mit naturfarbenen und schwarzgebeizten schmalen Pandanusblattstreifen wurde gelegentlich beobachtet. Die Ohrläppchen der Weiber sind durchbohrt und zu einer enormen Größe erweitert, so daß sie bis an die Schultern herabreichen. Diese herabhängenden Ohrläppchen sind mit runden Schildpattplättchen geziert, alia, so daß Plättchen an Plättchen liegt; um die Rundung herzustellen, ist

am Ohrläppchen entlang eine Blattrippe von einem Kokosblatt gelegt. Dieselbe Ohrverzierung kommt in Ninigo und Kaniet vor, auch auf Sankt Matthias, wo jedoch die Ringe kleiner sind. Männer wie Weiber tragen hin und wieder einfache Halsketten von kleinen, etwa 1,5 Zentimeter langen, aneinander gereihten Olivaschnecken.

Knaben und kleine Mädchen tragen das Kopfhaar etwa 3 bis 4 Zentimeter lang. Jünglinge und Erwachsene haben es in der Regel zu langen Locken angeordnet und dieselben mit einer weißen Masse eingerieben; diese Locken hängen bei einzelnen Insulanern über den Rücken herab bis zur Taille; ältere Männer tragen häufig auch kurz geschorenes Haar. Die Jünglinge flechten in die Locken lange, schmale Pandanusblattstreifen, welche beim Laufen oder beim Rudern im Winde flattern. Als Kopfschmuck dient in vielen Fällen ein gebleichter Pandanusblattstreifen, der um Stirn und Hinterkopf gelegt und im Rücken so verknotet ist, daß zwei lange Zipfel über den Rücken hinabhängen. Die Weiber scheinen das Kopfhaar sorgfältig zu pflegen; verfilztes Haar wurde nicht beobachtet, die Frisuren waren sorgfältig aufgestochert; Kämme bemerkte ich nicht. In vielen Fällen war das Haar in der Mitte gescheitelt und fiel über die Ohren bis an den Nacken. Die Farbe des Kopfhaares ist ein tiefes Schwarzbraun. Die Haare der Albinos, die verhältnismäßig häufig zu sein schienen, waren flachsfarben. Einige Albinos hatten eine blaßrote Hautfarbe über den ganzen Körper, andere waren blaßrot und braun gescheckt und machten mit ihren blinzelnden Augen, umrahmt von flachsfarbenen Wimpern und Brauen, einen unangenehmen Eindruck.

Tätowierung und Ziernarben beobachtete ich nicht, obgleich ich besonders danach Umschau hielt.

Als Nahrungsmittel dienen Kokosnüsse (reife = águ, unreife = up), welche teils ohne weitere Zubereitung gegessen, teils geschabt und mit anderen Nahrungsmitteln vermischt werden, dann Taro, patilo, und eine Alocasiaart, ebenso die Brotfrucht, mamáa, und in geringerem Maßstabe die Banane, parawu. Taro und Brotfrucht werden zwischen glühenden Steinen und Asche geröstet, teils in diesem Zustande verzehrt, teils auch zerstampft und mit geriebener Kokosnuß vermischt. Die Masse wird dann nochmals gebacken und ist recht wohlschmeckend. In besonders hergerichteten Pflanzgruben, wie wir sie aus Nuguria, Taum und Nukumanu kennen und sonst auf manchen der niedrigen Koralleninseln

Tafel 28. **Eingeborene vom Matánkorſtamm auf der Inſel Lou.**

der Südsee, baut man eine Alocasiaart, deren Rhizom eßbar ist, wie die Taroknolle. Man nennt sie hier fula, auf Nuguria und Nukumanu pulaka, auf Samoa pulā. Fische, nia, dienen in großem Maßstabe als Nahrungsmittel, um so mehr da auf den Inseln weder Hunde, noch Schweine oder Haushühner vorhanden sind. Die große, wohlgenährte Varanusart, welche im zahmen Zustand zwischen den Häusern herumlief und sich von fortgeworfenen Speiseresten nährte, wird nicht gegessen. Trinkwasser, rano, war in flachen, gegrabenen Brunnen vorhanden, das Salzwasser des Meeres wird ári genannt.

Die Sprache ist auf beiden Inseln dieselbe. Obgleich von derselben nur wenig bekannt ist, so scheint dennoch aus dem geringen Material hervorzugehen, daß wir es hier mit einer malaio-polynesischen Sprache zu tun haben. Von den wenigen Wörtern, die uns bekannt sind, haben sehr viele die allergrößte Ähnlichkeit mit zentralpolynesischen Wörtern.

Brotfrucht heißt in Wuwulu mama'a, in Samoa wird eine bestimmte Art von Brotfrucht ulu ma'a (ulu = Allgemeinname für Brotfrucht) genannt. Fisch heißt nia, in samoanisch i'a; Ohr heißt ali'a, in samoanisch talinga; Zahn heißt liwo, samoanisch nifo; Frau heißt piwine, samoanisch fafine; Feuer heißt avi, samoanisch afi; Kanoehaus heißt pale uá, zusammengesetzt aus den Wörtern pale (samoanisch fale = Haus) und uá, samoanisch va'a = Kanoe). Der fliegende Hund heißt bea, samoanisch pea; der Baum Terminalia catappa heißt alie, samoanisch talie; dies ist ein Auszug aus einem kleinen Wörterverzeichnis von etwa 50 Wörtern, demnach etwa 20 Prozent.

Der Wörterbau scheint durch seinen Reichtum an Vokalen ebenfalls auf zentralpolynesische Verwandtschaft zu deuten.

Daraus dürfen wir vielleicht schließen, daß die Wuwulu- und Anainsulaner ein Zweig des großen malaio-polynesischen Stammes sind, der, von Westen kommend, sich über die Südsee hin verbreitete. Seit der Niederlassung auf den beiden Inseln haben sich gelegentlich fremde Stämme vorübergehend dort niedergelassen oder sind mit den Insulanern wenigstens in vorübergehenden Verkehr getreten, und von diesen Besuchern hat man neue Geräte adoptiert, so die schwertförmigen awuawu, die sicherlich eine Nachahmung eiserner Waffen sind. Die Ähnlichkeit einiger Waffen von Engano könnte andeuten, woher die Wuwululeute ursprünglich einwanderten, das Vorkommen der großen sanduhrförmigen

Trommeln auf Ponape könnte uns vielleicht einen Wink geben, welchen Weg die Wanderer einschlugen.

Von melanesischen Einflüssen habe ich bei meinem Besuch nichts beobachten können, obgleich die Inseln nur etwa 87 Seemeilen von der Küste Neuguineas entfernt liegen. Doch sollen nach Angabe des Herrn Hellwig in der Sprache manche melanesischen Anklänge zu finden sein.

2. Ninigo, Luf und Kaniet.

Zwischen der Mattygruppe und den Admiralitätsinseln liegen mehrere Inselgruppen und einzelne Inselchen, zunächst etwa 20 Seemeilen östlich von Aua die kleine Koralleninsel Manus (Allisoninsel), welche von Ninigo aus besiedelt worden ist. Diese letztgenannte Gruppe, von den Entdeckern Echiquier- oder Schachbrettinseln genannt, deren erste Inseln etwa 40 Seemeilen östlich von Manus liegen, besteht aus etwa 40 bis 50 Schuttinseln; sie liegen fast alle in Sehweite voneinander, mit Ausnahme einiger der am nördlichsten gelegenen Inselchen. Die annähernde Ausdehnung der ganzen Gruppe von Südwesten nach Nordosten beträgt etwa 35 Seemeilen. Sieben Seemeilen südlich von dem Südrand der Gruppe liegen auf einem eigenen Riff einige kleinere unbewohnte Inseln, ebenso etwa 15 Meilen östlich vom Ostrande die kleine Insel Ufe oder Liot. Diese kleinen Inselchen sind von Ninigo aus besiedelt, jedoch ist die Bevölkerung keine seßhafte, sondern scheint nur gelegentlich auf denselben Besuche abzustatten.

Etwa 40 Seemeilen östlich von Ninigo liegt die kleine Gruppe Luf. Sie besteht aus einem Korallenriff, auf dem sich eine Anzahl größere und kleinere Schuttinseln gebildet haben. Die Form des Riffes ist annähernd ein Oval mit einem Längendurchmesser von etwa 15 Seemeilen von Osten nach Westen und einem kürzeren nordsüdlichen Durchmesser von etwa 10 Seemeilen. Durch dies Korallenriff führen mehrere Durchfahrten in ein tieferes Bassin, welches teilweise von Korallenbänken durchzogen ist, in dessen Mitte jedoch eine Anzahl von höheren, teilweise aus basaltigem Gestein gebildeten Inseln sich erhebt, die wiederum von Strandriffen umgeben sind und zur Zeit der Ebbe trocken liegen. Die größte dieser zentralen Inseln ist Luf, ein Name, der auf die ganze Gruppe wohl unrichtigerweise ausgedehnt worden ist. Auf den Karten führt

die Gruppe den Namen Hermit- (Eremiten-) Inseln. Die Bezeichnung Agomes für diese Gruppe beruht auf einem Irrtum. Die Eingeborenen kennen diesen Namen nicht, weder als Gemeinbezeichnung der ganzen Gruppe noch als Bezeichnung einer der einzelnen Inseln. Der Name ist eine Verdrehung des Namens „Hermit", welcher in dem Munde der Eingeborenen „Aramis" oder „Agomis" wird und von Europäern falsch verstanden worden ist. Der Name sollte demnach von den Karten verschwinden. Eine allgemeine Bezeichnung der ganzen Gruppe ist den Eingeborenen unbekannt. Die höchste Bergspitze der zentralen Inseln beträgt etwa 160 Meter. Neuerdings ist die Gruppe in den Besitz eines Europäers übergegangen, der sich auf einer der kleineren Zentralinseln Maron angesiedelt hat und die Schuttinseln wie die zentralen Inseln, soweit sie nicht schon mit Kokospalmen bepflanzt waren, durch Neuanpflanzungen ertragsfähiger zu machen sucht. Die Vegetation der Inseln ist eine verhältnismäßig üppige, und Bananen, Taro und Yams, abgesehen von der genügsamen Kokospalme, gedeihen vorzüglich, so daß die Einwohner keinen Mangel an Nahrungsmitteln leiden.

45 Seemeilen nordöstlich von Luf liegt die kleine Gruppe Kaniët oder die Anachoreteninseln. Sie besteht aus mehreren Schuttinseln, die auf einem gemeinschaftlichen Korallenriff gelegen sind. Die größte dieser Inseln ist Suf, die östlichste der Gruppe; die übrigen fünf kleinen Inseln sind von geringerer Bedeutung. Kubary, der diese Inseln vor Jahren besuchte, gibt die mutmaßliche Abstammung der Bezeichnung Kaniet, welches nach ihm eine Bezeichnung der Lufleute ist, wodurch sie die unschön vergrößerten und durchbohrten Ohrläppchen der dortigen Frauen bezeichnen. Kahenien (Ohr) und heis (häßlich) ist zu Kachiniesi zusammengezogen und von den Eingeborenen der Gruppe zu Kaeniesi (Kaniet?) verkürzt. Die Inseln sind niedrig, die Vegetation arm und die Bevölkerung im Aussterben begriffen. Etwa 18 Meilen nordwestlich liegt das kleine Atoll Sae oder Commersoninsel. Es ist unbewohnt und wird heute von dem auf Kaniet stationierten Händler behufs Ausnützung der dortigen Kokosbestände besucht. 60 Meilen nordöstlich unter dem Äquator liegt die kleine Gruppe Ltan, zwei Inseln der Karten; dieselbe soll gut bewohnt sein, doch ist mir nicht bekannt, daß sie jemals von Europäern besucht wurde.

Auf allen vorgenannten Inseln ist die Bevölkerung in rapidem Aussterben begriffen. Auf Kaniet sind noch etwa 60 Eingeborene vorhanden, auf Luf etwa 80. Die Nunigogruppe zählt gegen 400 Eingeborene, aber ein merklicher Rückgang ist auch hier vorhanden. Elefantiasis, Lues, Frambösie usw. sind die Hauptursachen des schnellen Verfalles. In früheren Jahren trat hinzu, daß man von hier aus zahlreiche Arbeiter für den Trepangfang nach den Karolinen ausführte, von denen nur wenige jemals zurückkehrten.

Herrn Kubary verdanken wir eine recht ausführliche Skizze der ethnographischen Verhältnisse auf Kaniet, die um so interessanter ist, als zu seiner Zeit die Bevölkerung noch zahlreicher war und manche Eigentümlichkeiten besaß, die heute bereits gänzlich verschwunden sind.*

Die heutige Bevölkerung ist eine recht harmlose. Es ist jedoch nicht lange her, daß sie noch heimtückisch und verräterisch im Verkehr mit den Weißen sich zeigte. Im Jahre 1883 mußte die Kaiserliche Korvette „Carola" eine Strafexpedition nach Luf unternehmen, weil die dortigen Eingeborenen Hernsheimsche Händler und Schiffsleute ermordet hatten. Die Bevölkerung von Nunigo ist noch die rührigste, sie unterhält nach Süden hin Verbindungen mit Aua und Wuwulu und nach Osten und Nordosten hin mit Luf und Kaniet, obgleich die Anwesenheit von Händlern auf den letztgenannten Inseln die Besucher mit der Zeit verscheucht hat.

Sowohl Kubary wie Thilenius stimmen darin überein, daß auf den Inseln ein Mischvolk wohnt, welches polynesische und mikronesische Eigentümlichkeiten aufweist, aber auch melanesische, welche letzteren namentlich nach den Admiralitätsinseln hinweisen. Außerdem sind Einflüsse bemerkbar, welche als malaiische bezeichnet werden dürfen und wahrscheinlich jüngeren Datums sind. Dies darf uns nicht wundern, denn wo in der ganzen weiten Südsee finden wir wohl eine Insel, von deren Bevölkerung wir behaupten können, daß sie nicht das Endresultat vielfacher Vermischung und Verschmelzung verschiedener Rassen wäre. In vorherrschend melanesischen Bevölkerungen finden wir vielfache Spuren einer polynesischen Bei-

* Neuerdings hat Herr Professor G. Thilenius die Inseln besucht und eine interessante Zusammenstellung seiner Beobachtungen in den Abh. der Kaiserl. Leop.-Carol. Deutschen Akademie der Naturforscher, Band LXXX Nr. 2, betitelt „Ethnographische Ergebnisse aus Melanesien", Teil II, veröffentlicht.

mischung, und umgekehrt wieder in vorherrschend polynesischen Völkern, wie bei den Neuseeländern, den Samoanern usw., deutliche Spuren einer dunklen, kraushaarigen Rasse, welche möglicherweise eine melanesische sein kann.

In der nun folgenden Beschreibung der Sitten und Gebräuche, der Waffen und Geräte usw. folge ich den Angaben der Herren Kubary und Thilenius.

Bei der Geburt eines Kindes legte man dasselbe auf Kaniet in eine Holzschüssel (finola) und badete es mit frischem Wasser; nach dem Bade sengte man mit einer glühenden Holzkohle sämtliche Kopfhaare ab und salbte den kleinen Körper mit Kokosöl. Die Frauen brachten dann ihre Glückwünsche dar, und bei dem am Abend folgenden Feste wurde das Neugeborene herumgezeigt, angetan mit einem Gürtel aus Kokosschnur und mit einem kleinen Brustschmuck aus Schildpatt.

Das Kind gehörte dem Vater. Töchter blieben auch nach der Entwöhnung im Hause, lernten beim Heranwachsen das Herstellen der Flechtarbeiten und halfen bei der Zubereitung der Speisen und den häuslichen Arbeiten. Söhne wurden fast stets einer anderen Familie zur Erziehung übergeben und lernten den Fischfang, die Herstellung der Pflanzungen usw.

Näherte sich nun die Zeit der geschlechtlichen Reife, so hatten die Knaben sowohl wie die Mädchen sich einer Reihe von Vorbereitungen und Zeremonien zu unterwerfen.

Die Knaben traten nach der Beendigung der Zeremonien in die Gemeinschaft der erwachsenen Insulaner ein. Während derselben waren sie „tabún", d. h. von der Gesellschaft gänzlich ausgeschieden.

Die Zeit des Eintrittes des tabún bestimmte der Häuptling, wenn seine Söhne oder diejenigen seiner Anhänger das Alter von etwa zehn bis zwölf Jahren erreichten. Auf dem Riff, weit ab vom Lande, oder in der unbewohnten und mit tabún belegten Gegend der Insel Suf wurde ein größeres Haus erbaut. Hier wurden die Knaben unter Aufsicht eines alten Mannes, der den Titel „úta" führte, und einer beschränkten Zahl der männlichen Verwandten untergebracht. Von dem Augenblick des Betretens des amahei tabún (amahei = Haus) waren die Knaben tabún und genossen besondere, speziell für sie hergerichtete Speisen, von denen ihre Begleiter nicht essen durften. Die Nahrung wurde von den Eingeborenen in den Dörfern bereitet und von dem

Häuptlinge gesandt. Solange die Knaben das Haar noch upa upá, d. i. lose herabhängend, tragen, dürfen sie keine durch heiße Steine gargemachte Nahrungsmittel essen, sondern nur frei am Feuer gekochten Taro; sie dürfen ebensowenig frische Brotfrucht, Kokosmilch oder alte Nüsse mit schwammigem Kern genießen; Fische nur in getrocknetem oder geräuchertem Zustande. Erst wenn die Haare eine Länge erreicht haben, daß man dieselben als faosi bezeichnet, dürfen sie mit heißen Steinen gekochte Nahrungsmittel anrühren; Betel dürfen sie jedoch noch nicht kauen. Zahlreiche andere Vorschriften des tabún sind daneben noch zu beachten. Es ist den Knaben verboten, das Haupthaar mit Salzwasser naß zu machen, sie dürfen keine Fische fangen, keine Frau ansehen, noch sich dem ausnahmsweise nach dem amahei tabún kommenden Vater zeigen. Kommt der Vater oder Häuptling dorthin, so verstecken sich die Insassen in ihren Schlafräumen und bleiben dort, bis jene sich entfernt haben. Während der Klausur lernen die Knaben vom úta die Gebräuche und Sitten ihres Volkes, ebenso schmücken sie das Haus für den Augenblick ihrer Entlassung und sammeln Vorräte für das dann stattfindende Fest. Diese Vorräte bestehen in geräuchertem Taro, der in eigenen Pflanzungen angebaut wird. Unter Aufsicht der älteren Männer gehen die Knaben frühmorgens nach den Taropflanzungen, einen von dem úta vorgeschriebenen Weg nehmend, der so angelegt ist, daß sie auf demselben keine Gefahr laufen, mit den Inselbewohnern, namentlich den Frauen, zusammenzutreffen. Sollte dies letztere sich doch ereignen, so müssen die Knaben sofort davonlaufen und sich verbergen. Die reifen Taro werden nach dem Haus getragen, geschält und auf lange Stöcke gereiht, um dann im Rauche zu trocknen; so präpariert halten sie sich jahrelang. Die Verzierung des Hauses geschieht durch Behängen des inneren Raumes mit langen, gefärbten Kokosblättern, welche so dicht nebeneinander angebracht werden, daß man sich durch dieselben mit Hilfe der Arme einen Weg bahnen muß. Hat das Haar schon eine derartige Länge erreicht, daß der úta einigermaßen genau den Zeitpunkt berechnen kann, wenn sich eine würdige Frisur daraus herstellen läßt, dann beginnen die Vorbereitungen für die eigentliche Einweihung. Es werden Bananenpflanzungen angelegt, und wenn nach einiger Zeit die Früchte reif sind, bringt man sie nach dem Hause und schmückt und behängt dasselbe damit. Ist dies geschehen, so geben die

Jünglinge durch Singen und Lärmen den Dorfbewohnern ein Zeichen, daß jetzt die Zeit der Einweihung herangekommen ist. Am folgenden Tage gehen nun die Väter nach dem Hause, um ihre zu Jünglingen herangewachsenen Kinder zu sehen, wobei sie große Freude über das Wiedersehen zeigen. Die Bananen werden dem Häuptling gegeben, der sie an die übrigen Väter verteilt. Die Knaben tragen von nun an das Haar zusammengebunden, und das tabún wird bezüglich der Nahrung erleichtert.

Es folgt hierauf eine abermalige vollständige Abschließung der Jünglinge, bis das Haar so lang geworden, daß die eigentliche Männerfrisur, lubún, daraus hergestellt werden kann. Ist dieser Zeitpunkt erreicht, so werden die Knaben von den Angehörigen abgeholt, ebenso alle angesammelten Vorräte, und ein allgemeines großes Fest wird vorbereitet; abends kehren die Novizen jedoch stets nach ihrem Hause zurück.

Sind alle Vorbereitungen getroffen, so erhält jeder Jüngling ein patakom, d. h. ein aus Stäben gebundenes Holzgerüst von Herzform, dessen Enden, die freien Enden der gebogenen Stäbe, hinten in seinen Gürtel gezwängt werden, während an dem oberen Teil das Haupthaar, möglichst weit auseinandergezogen, befestigt wird. Das ganze Gerüst hat eine Höhe von etwa 2 Meter; je größer die mit Haar überdeckte Fläche ist, um so angesehener ist der Träger.

Mit dieser Last und in der dadurch bedingten Kopfhaltung umgeht der Jüngling seine Heimatinsel und darf unter keinen Umständen mit den Händen das patakom stützen oder halten. Das Haus des Häuptlinges ist mittlerweile mit Kokos- und Bananenblättern dicht ausgehängt worden, und gegen Abend tritt der Jüngling mit dem patakom, das vorher nicht abgelegt werden darf, in dasselbe ein; die ganze Verwandtschaft und einzelne Freunde sind anwesend. Sobald die Jünglinge eingetreten sind, berichtet ein eigens dazu bestellter Mann singend und unter Trommelbegleitung, was während der Klausur sich zugetragen hat. Ein Festessen findet statt, und der Jüngling darf zum erstenmal Betel kauen. Der Häuptling flicht dann den Eingeweihten die Frisur. Sie werden nun seine Untergebenen und treten untereinander in ein festes Freundschaftsverhältnis.

Von der Zeit an ist der Kopf des Mannes heilig, und keine Frauenhand darf ihn berühren. Es ist daher auch kein Wunder, daß die Insulaner

auf ihr Haar große Sorgfalt verwenden; dasselbe darf nicht von Salzwasser benetzt werden und wird nur selten mit frischem Wasser gewaschen, dagegen reichlich mit Kokosöl eingeölt, so daß es schwarz glänzend erscheint. Die lubún genannte Frisur besteht darin, daß der über dem Scheitel abgeschnürte Schopf nach vorne umgelegt und einmal bis siebenmal quer durchgebunden wird. Zur Verzierung der Frisur dienen Hibiskus- und andere Blüten, rote Bohnen und kleine Schildpattringe. Auch der Schildpattnasenschmuck wird manchmal vorn in die Frisur hineingesteckt oder lange Schildpattstücke hinten angehängt.

Begreiflicherweise nehmen diese Vorbereitungen zur Aufnahme der Jünglinge in die Gemeinschaft der Erwachsenen eine lange Zeit in Anspruch, manchmal gegen zwei Jahre. Vor der Zeit ist das Kopfhaar der Knaben uku diáko, d. h. kein Haar, und die Frauen dürfen es berühren, erst mit dem Moment des tabún-e uk (úku = Haupthaar, tabuni = heilig, verboten), d. h. sobald die ersten Vorbereitungen zur Einweihung getroffen werden, beginnt die Heilighaltung des Haares.

Die Mädchen werden bei dem Eintritt der Reife ebenfalls nach dem isolierten Haus gebracht und sind nun tabún. Nach einem Aufenthalt von anderthalb bis zwei Jahren verlassen sie dasselbe; reich geschmückt umschreiten sie die Insel, und es folgt dann je nach der Leistungsfähigkeit der Eltern ein größeres oder kleineres Fest.

In ihrer Kindheit, etwa zwischen dem vierten und sechsten Lebensjahr, müssen sie sich jedoch einer recht schmerzhaften Operation unterziehen, nämlich dem Aufschlitzen der Ohren, apiténi kahinien fifen. Zunächst wird das Mädchen am Abend vor der Operation mit tabún belegt, d. h. das Haus, worin die Weiber und Mädchen sich aufhalten, darf von keinem Manne betreten werden.

Dem kleinen Mädchen wird dann die rechte Hand, dem zuerst zu operierenden Ohr entsprechend, mit einem lágu-lágu umbunden, wodurch das rasche Heilen der gemachten Wunde befördert werden soll. Das lágu-lágu besteht aus einer Schlinge aus dem Nerv eines Kokosblättchens, welche mit zwei langen Federn des Fregattvogels an der Handwurzel befestigt wird. Die Weiber verbringen die Nacht schlaflos und beginnen die Operation am frühen Morgen. Die Mutter hält das Kind im Schoße, und andere Weiber spannen die Ohrmuschel aus. Das operierende Weib macht mit einem scharfen Obsidiansplitter auf dem Grunde der

Fossa innominata von der Mitte der Länge derselben zuerst nach unten bis zur Höhe des Antitragus einen Schnitt, dann bei veränderter Lage des Kindes nach oben bis zur Fossa triangularis. In den Schnitt steckt man eine Rolle getrockneter Pandanusblätter, wäscht die Wunde mit Salzwasser und schützt den abgetrennten Helixrand durch Pandanusblättchen. Nach zwei Tagen wird dieser Verband entfernt, und wenn die Wunde ein befriedigendes Aussehen zeigt, wird das lágu-lágu abgenommen und damit das tabún aufgehoben, welches auch das Verbot für die Familie einschloß, während der Zeit frische Fische oder zwischen glühenden Steinen gebackene Nahrung zu essen. Nach etwa zwei Monaten wird das linke Ohr ganz in der vorbeschriebenen Weise vorgenommen. Sobald die Ohren völlig geheilt sind, werden die abgetrennten Ränder mit Schildpattringen dicht besetzt, und durch die Ringe elastische, federnde Nerven von Kokosblättern gezogen, so daß der abgetrennte Rand steif und kreisförmig absteht. Die Ohrschleife wird durch diese federnden Blattnerven immer mehr vergrößert und reicht bisweilen bis zur Brust, was als eine besondere Zierde der Frau angesehen wird.

Das Durchbohren der Nasen wird in frühem oder im späteren Alter vorgenommen, und zwar ohne besondere Zeremonien. Zur Operation bedient man sich eines zugespitzten Stückes harten Holzes.

Nach Beendigung der Feier der Mannbarkeit nehmen die jungen Männer und Weiber an allen Arbeiten der Erwachsenen teil, werden überhaupt von nun an den letzteren in allen Dingen gleich gestellt.

Bei Todesfällen wird die Leiche entweder in ein Kanoe gelegt, aufs Meer gebracht und versenkt oder oberflächlich unweit des Hauses eingescharrt, wobei Gesicht und Brust nach unten gekehrt werden. Aller bewegliche Besitz des Verstorbenen wird auf das Grab gelegt und erst nach etwa drei Wochen verbrannt. Bald darauf wird dann der Schädel ausgegraben, wobei ein Leichenschmaus stattfindet; der Schädel wird in einen Korb getan, im Hause aufgehängt und geräuchert. Am Jochbogen werden Blattbüschel befestigt; die Pars orbitalis des Stirnbeines wird nahe am Jochfortsatz bis zur Augenhöhle durchbohrt, und in die beiden Löcher steckt man Blattbüschel oder Stäbchen, welche letztere an den die Stirn überragenden Enden weiße Federbüschel tragen. Der so zubereitete Schädel ist nicht nur ein Erinnerungszeichen, er findet auch Verwendung bei zahlreichen Beschwörungen, um die Geister (pafe) der Verstorbenen,

welche im allgemeinen alles Widerwärtige und Schlimme herbeiführen, von ihrem bösen Vorhaben abzuwenden.

Auf Luf ist von Zeremonien, wie die vorher beschriebenen auf Kaniet, heute nicht mehr die Rede. Aus früheren Jahren liegen keine Aufzeichnungen vor; wir können also auch nicht beurteilen, ob man dort jemals ähnliche Bräuche kannte. Neugeborene wurden in der See gewaschen und die Nachgeburt im Walde begraben. Irgendwelche Zeremonien bei Eintritt der Mannbarkeit sind heute unbekannt. Die Leiche eines Mannes wird im Boothause eingescharrt, die eines an Krankheit Gestorbenen im Walde begraben. Alle bewegliche Habe wird hier wie auf Kaniet auf das Grab gelegt. Auch hier ist der Glaube fest eingewurzelt, daß die Geister der Verstorbenen umgehen und Krankheiten, sowie alles Unheil herbeiführen. Namentlich nachts sollen sie sich herumtreiben, und man setzt ihnen Essen hin, damit sie die Hausbewohner in Frieden lassen.

Von Ninigo wissen wir nicht viel mehr wie von Luf. Die Behandlung der Neugeborenen ist dieselbe wie dort; die Bestattung ist wie auf Kaniet. Die Seelen, amal, der Toten gehen auch hier um, wohnen auf Bäumen, verüben allerlei Unfug und werden durch Beschwörungen gebannt.

Daß bei einem im Aussterben begriffenen Volke auch die sozialen Verhältnisse Merkmale des Verfalles zeigen, ist begreiflich. Was wir heute erblicken, ist nicht als maßgebend anzusehen für das, was früher zur Zeit der Blüte des Volkes existierte. Häuptlinge gibt es allerdings noch heute, sie scheinen ursprünglich ihrem Range nach Anführer im Kriege gewesen zu sein, möglicherweise waren es aber auch Leute, die einen dominierenden Einfluß infolge ihres Reichtumes ausübten.

Die Stellung der Frauen ist eine untergeordnete. Auf Ninigo herrscht Monogamie, der Mann kauft die Frau von deren Vater; auf Kaniet ist dasselbe der Fall, und auf Luf ist es in früheren Zeiten wohl ebenso gewesen. Auf der letztgenannten Insel hat sich jedoch mit dem Verfall des Volkes und bedingt durch den Mangel an Weibern in der Neuzeit die Sitte ausgebildet, daß der Ehemann seine Frau an einen anderen verschenkt oder demselben zeitweilig abtritt. Die Frau ist gewissermaßen Gemeineigentum aller Männer.

Ein ziemlich reger Verkehr bestand früher zwischen den verschiedenen Inseln; die Nimgoleute verkehrten außerdem auch mit Wuwulu und Aua. Wenn auch zeitweilig friedliche Zustände herrschten, bedingt durch den Tauschhandel von Insel zu Insel, so waren doch auch feindliche Zusammenstöße nicht selten, wegen der Gewohnheit, Eingeborene von einer Insel als Sklaven nach der anderen zu führen. Ob die Insulaner ihre Fahrten bis zu den zirka 100 Seemeilen weiter östlich gelegenen Admiralitätsinseln ausdehnten, ist nicht nachweisbar, dagegen ist es sicher, daß von den Admiralitätsinseln aus nicht selten Boote hierher gelangten.

Eine große Sorgfalt verwendete man auf den Bau der Boote. Herr Dr. Thilenius gibt auf Tafel 19 und 20 naturgetreue Abbildungen der Boote von Kaniet und eine ausführliche Beschreibung derselben. Da auf der Insel keine genügend starken Baumstämme wachsen, so ist man auf Treibholz angewiesen. Die Größe der angetriebenen Stämme bestimmt, ob man daraus ein Fischerboot, oai, oder ein Reiseboot, muaij, anfertigt. Das oai wird an beiden Enden durch einen vorspringenden Schnabel geziert, und dieser erhält eine Verzierung ganz wie die finola genannten Holzschüsseln. Die beiden Bordwände erhöht man nötigenfalls durch schmale Planken, die mit Kokosschnüren an die Ränder des Einbaumes genäht sind. Um das Umschlagen des Einbaumes zu verhüten, werden Ausleger und Schwimmer an einer Seite des Bootes angebracht. Der Schwimmer hat etwa zwei Drittel der Länge des Bootes und ist aus einem leichten Holz angefertigt; die Ausleger, vier bis fünf an der Zahl, sind an Stäbchen befestigt, welche in den Körper des Schwimmers fest eingetrieben werden. Auf der Oberseite der Ausleger, am Bordrand anfangend und die Hälfte der Ausleger bedeckend, sind Stäbe nebeneinander gelegt und mit den Auslegern fest verschnürt; sie bilden eine Plattform, auf der man während des Fischfanges und auf Reisen allerlei Vorräte verpackt, da in dem Boote selber nur wenig Raum vorhanden ist. Der Mast wird im Boden des Bootes aufgerichtet und durch eine der Längsleisten, welche von vorn nach hinten laufen, sowie durch zwei Taue, welche von der Mastspitze aus nach dem vorderen und hinteren Ausleger gespannt sind, in seiner Lage gehalten. Das viereckige Mattensegel ist zwischen zwei Stäben befestigt; der untere Stab trägt eine Gabel, welche an den

Untermast angelegt wird; der obere Stab hat etwa ein Drittel vom Ende ein Tau, welches über das gabelförmige obere Ende des Mastes gelegt wird; mittelst dieses Taues zieht man das Segel am Mast hoch. Einige Leittaue dienen dann zur weiteren Stellung des Segels.

Auf Luf ist im ganzen die Form eine ähnliche, wenn auch die Befestigungen der Ausleger mit den in den Schwimmer eingeschlagenen Stäbchen eine etwas abweichende ist. Herr Dr. Thilenius erwähnt ein großes Reiseboot, das er bei seinem Besuche auf Luf am Strande liegen sah und leider wegen Mangel an Zeit nicht genauer untersuchen konnte. Dies Prachtstück hat Herr Thiel in Matupi mit großen Kosten und Mühen nach seiner Hauptstation im Bismarckarchipel schaffen lassen, wo ich eine Anzahl von photographischen Aufnahmen dieses seltenen Stückes — des letzten noch vorhandenen seiner Art — machen konnte.* Der Unterbau dieses Kanoes, gewissermaßen das Fundament desselben bildend, ist ein mächtiger Einbaum. Beide Bordwände sind durch mehrere Reihen von Planken erhöht, und ebenso bestehen die Enden des Kanoes aus besonderen Stücken. Auf den starken Auslegern ist ein Aufbau angebracht, der an ähnliche von Berlinhafen auf Neuguinea erinnert. An der gegenüberliegenden Bordseite befinden sich kleinere schräg stehende Plattformen, die zum Unterbringen von Lasten dienen. Charakteristisch für diese großen Reiseboote ist der an beiden Enden angebrachte Aufsatz, durch den die Schnäbel eine Verlängerung nach oben erhalten. Derselbe ist nach oben und innen gekrümmt und das Ganze mit einem rautenförmigen Muster in Schnitzarbeit verziert. Kürzere Büschel von Kokosfasern und geknoteten Schnüren zieren die beiden äußeren Bugränder, und die gebogenen Enden der Schnäbel sind mit zwei mächtigen Federbüscheln geschmückt. Der ganze äußere Rumpf ist vom Bordrand bis zum Kiel aufs sorgfältigste mit mehreren Reihen regelmäßiger Figuren in rotbrauner und weißer Farbe bemalt. Das Fahrzeug hat zwei Masten mit viereckigen Mattensegeln.

Besser jedoch wie die eingehendste Beschreibung werden die beigegebenen Tafeln 30 und 31 und Abbildung 75 dem Leser einen Begriff geben von diesem in seiner Art einzigen Boote, das bis 50 Personen

* Seitdem hat dieses Fahrzeug in dem Museum für Völkerkunde in Berlin Aufstellung gefunden.

zu halten vermag. Man kann an der Seetüchtigkeit dieses mächtigen Fahrzeuges nicht zweifeln, um so weniger, wenn man sich erinnert, mit welch kleinen und zerbrechlichen Booten die Polynesier lange Seereisen zu unternehmen wagten.

In Ninigo ist die Form der Boote etwas abweichend. Es sind auch hier Einbäume mit Auslegern und Schwimmern, mit Masten und Mattensegeln, aber wenn in Luf und Kaniet die runde Form des Einbaumes bewahrt wurde, der natürlichen Form des Baumstammes entsprechend, so hat man in Ninigo durch Behauen des Stammes dem Einbaum eine besondere Gestalt gegeben. Der Boden ist flach, und die Seitenwände stehen ein wenig schräge nach außen und haben flache, behauene Außenwände. Aus separaten Stücken ist an beiden Enden ein langer Schnabel aufgesetzt, der nicht viel von der Horizontale abweicht und nur schwach nach oben geneigt ist. Das Boot, obgleich es in der Form keine Ähnlichkeit mit den Aua- oder Wuwulubooten aufweist,

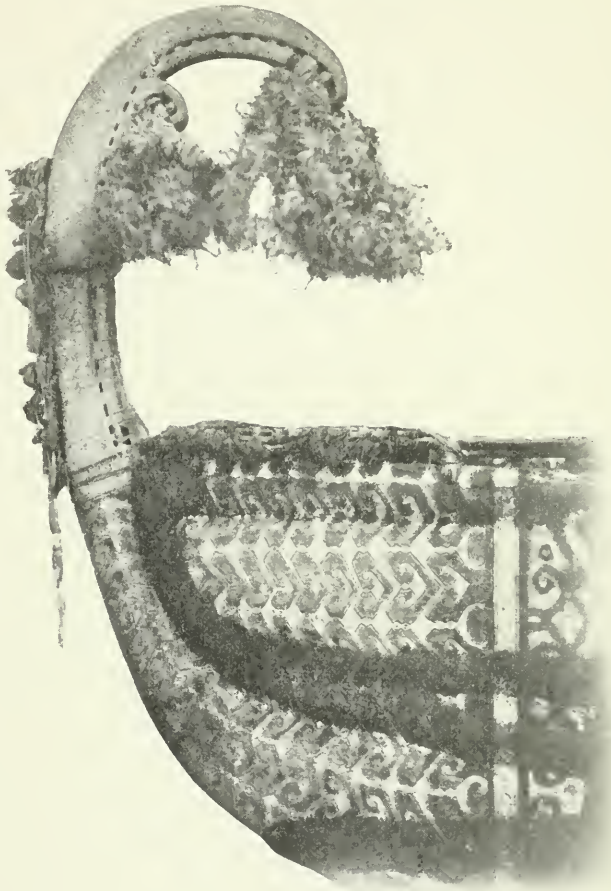


Abb. 75. **Kanoeschnabel. Hermitinseln.**

macht dennoch den Eindruck, als ob bei seiner Herstellung die saubere Zimmermannsarbeit der Leute von Aua in allerdings abweichender Form eine Nachahmung gefunden habe.

Den Häuserbau hat Herr Dr. Thilenius in seinem Werke eingehend behandelt. Eine große Kunstfertigkeit tritt auf den Inseln in dieser Hinsicht nicht hervor. Sämtliche Hütten sind niedrig; auf Kaniet sind die Seitenflächen des Daches eben, auf den anderen Inseln sind sie gebogen und reichen fast bis an den Erdboden. Junggesellenhäuser oder Versammlungshäuser sind nicht vorhanden und werden durch die Boothäuser, wo solche vorkommen, vertreten.

Die Waffen bestehen aus Speeren. Auf Ninigo ist eine auffallende Ähnlichkeit mit den Waffen von Wuvulu und Aua bemerkbar, auf den übrigen Inseln sind ähnliche Formen in unvollkommenerer Ausführung vorhanden. Es sind lange, dünne Holzspeere, an einem Ende mit einer mehr oder weniger fein ausgezogenen Spitze und einer Anzahl reihenweise angeordneter Widerhaken versehen. Eine besonders entwickelte Technik in der Ausführung ist nicht bemerkbar, vielmehr macht alles den Eindruck des Oberflächlichen und Rohen, wohl eine Folge des allmählichen Verfalles der Insulaner.

Das Betelkauen ist auf allen Inseln üblich. In älteren Zeiten bediente man sich auf Kaniet und Luf als Kalkbehälter eines eiförmigen Kürbisses, heute ist dieser jedoch verdrängt durch die von den Admiralitätsinseln eingeführte, in der Mitte eingeschnürte Kürbisart, welche man, wie in der Heimat derselben, mit schwarzen Ornamenten ziert. Ursprünglich sind diese wohl eine einfache Nachahmung der dortigen Ornamente gewesen, mit der Zeit haben sich jedoch Abweichungen, gewissermaßen ein eigener Stil ausgebildet. Die Kalkspatel von Luf, welche Herr Grabowsky ausführlich behandelt hat, und neuerdings auch die Herren Dr. Thilenius und Edge Partington, sind von besonderem Interesse. Ursprünglich sind sie am oberen Ende mit einem unilateralen Ornament verziert, welches auf die menschliche Figur zurückgeht. Vor Jahren bildete sich infolge der Kunstfertigkeit eines einzelnen Insulaners eine besondere Spatelform aus, in deren Verzierung die Spirale die Hauptrolle spielte. Der ornamentierte Teil ist bei diesen Geräten flach und in sehr zierlicher und feiner Arbeit durchbrochen. Diese Spatel finden sich nur noch in Museen; auf der Insel selbst sind sie nicht mehr vorhanden, weil der Künstler vor meh-

reren Jahren starb, und sich kein Nachfolger fand, der den ausgebildeten Stil weiterführte. Auf Kaniet wird die Menschenfigur ebenfalls als Ornament der Kalkspatel verwendet, jedoch ist hier die Anordnung des Ornamentes eine zweireihige. Sehr selten ist die ganze menschliche Figur ausgeführt, in der Regel besteht das Ornament aus einer Doppelreihe von übereinander angebrachten Köpfen.

Die Tracht ist auf Kaniet bei beiden Geschlechtern verschieden. Als Gürtel tragen die Männer Kokosschnüre, welche in zahlreichen Windungen um die Taille gelegt sind; die Frauen tragen einen mehrmals um den Bauch gewundenen breiten Gürtel, hergestellt aus gebleichten Pandanusblätterstreifen, welcher auf der Innenseite mit Rindenzeug gefüttert ist, das man hier aus Ficus indica herstellt. Diese Gürtel werden gelegentlich durch Streifen von Rindenzeug und Pandanusblättern auf der Außenseite ornamentiert. Die gewöhnliche Frauenkleidung ist ein breites Stück Rindenzeug, das um die Hüften geschlungen ist und bis zu den Knieen reicht. Eine weitere Tracht, welche nur bei Festlichkeiten angelegt wird, besteht aus einem Schurz, oder richtiger Doppelschurz, dessen beide Teile vorn und hinten getragen werden. Der vordere Schurz besteht aus einer festen, geflochtenen Platte, etwa 20 Zentimeter hoch und 25 Zentimeter breit, deren unterer Rand mit Reihen von fransenartigen Blattstreifen in vielen übereinander liegenden Lagen besetzt ist. Das hintere Stück besteht ebenfalls aus einer geflochtenen Platte, welche jedoch schmäler und gegen 50 Zentimeter hoch ist; der Fransenbesatz ist ebenfalls erheblich länger. Die Platten sind durch eingeflochtene bunte Fasern rautenförmig gemustert. Um diese beiden Stücke festzuhalten, umwindet man den Körper, nachdem sie in die richtige Lage gebracht sind, mit langen Schnüren aus Kokosfasern, so daß dieselben einen wulstigen Gürtel bilden. Die geflochtene Platte ragt vorne wie hinten über den Schnurgürtel hervor, die Blätterfransen bedecken die Scham und das Gesäß. In Luf ist eine ähnliche, angeblich aus Kaniet eingeführte Tracht herrschend, nur daß man hier den Fransenschurz mit bunten Federn und Daunen verziert. Auf Ninigo ist die Kleidung dieselbe, jedoch nach Aussage der Eingeborenen erst in verhältnismäßig neuerer Zeit aus Kaniet und Luf importiert. Ursprünglich gingen Männer wie Weiber nackt, wie heute noch die Einwohner von Aua und Wuwulu.

Schmucksachen sind nur wenige vorhanden. Auf Kaniet finden wir die vorher bereits erwähnten Schildpattohrringe und den Nasenstab; dieser letztere ist entweder aus Schildpatt oder aus Tridacnaschale angefertigt. Hierher darf auch der aus weichem Holz geschnitzte Kamm mit ornamentierter Platte gerechnet werden. Blätter, farbige Früchte und weiße Federn dienen in verschiedener Anordnung zur weiteren Verzierung des Körpers. Auf Luf ist noch weniger Schmuck vorhanden. Als Ohrschmuck trägt man hier Schildpattplättchen, außerdem steckt man Stäbchen aus Holz oder Muschel durch die perforierte Nasenscheidewand wie durch die Ohrläppchen. Auf Ninigo treffen wir etwas mehr eigenartigen Schmuck. Vor allem ist beachtenswert ein recht hübsches Halsband aus aneinander gereihten Rückenwirbeln eines kleinen Haifisches, in welches in bestimmten Abständen lange, geschliffene, rote Muschelstäbchen eingefügt sind. Daneben sieht man einfache Schildpattringe als Ohrschmuck und Armringe aus geflochtenen Fasern von graugelber Farbe mit einem Punktmuster aus schwarzen Fasern. Der Haarkamm aus Holz fehlt auch hier nicht, die langen Zähne gehen von einem geschnitzten Blatt aus, dessen Ornamentierung bald eine menschliche Figur darstellt, bald ein durchbrochenes Zickzackmuster in verschiedener Anordnung.

Ein besonderer Schmuck der Männer, namentlich der Häuptlinge und Vornehmen, wohl eine Nachahmung der auf den Admiralitätsinseln üblichen Sitte, ist die künstliche Bildung von Zahnstein auf den Vorderzähnen des Oberkiefers. Bei geschlossenem Munde ragt ein breiter schwarzer Streifen zwischen den Lippen hervor und bedeckt einen Teil der Unterlippe.

Unter dem wenig zahlreichen Hausgerät stehen Holzschalen im Vordergrund. Auf Kaniet ist eine eigentümliche Holzschale gebräuchlich, welche von den Männern herumgetragen wird und zum Aufbewahren von allerhand Kleinigkeiten dient. Diese Schalen, finola, sind sauber und regelmäßig gearbeitet, in der Mitte bauchig, an den Enden spitz zulaufend. Die letzteren enden in durchbrochener Schnitzerei. Kokosschnüre, von Spitze zu Spitze gespannt und umeinander gedreht, dienen teils als Handhabe, teils um das Herausfallen von Gegenständen zu verhindern. In Ninigo bedient man sich für denselben Zweck aus Pandanusstreifen geflochtener Taschen, welche derart gearbeitet sind, daß nach Art unserer Zigarrentaschen eine in die andere geschoben wird; von

Tafel 29. **Dorfszene auf Aua.**

Nimigo aus sind diese auch nach den übrigen Inseln gelangt. Auf Kaniet, wo man aus der Rinde verschiedener Fikusarten ein geschmeidiges Rindenzeug herzustellen versteht, gebraucht man zu diesem Zweck einen Klopfer, etwa 30 Zentimeter lang, keulenförmig, und an einer Seite des keulenförmigen Endes mit einem Stück Haifischkiefer eingelegt. Auf derselben Insel ist auch eine Holztrommel in Gebrauch, jedoch nicht von der gewöhnlichen sanduhrförmigen Form. Das obere Ende ist etwa doppelt so weit als das untere, und die Seiten sind nicht eingeschnürt. Ein Monitorfell ist über die weitere Öffnung gespannt.

Die Fischgeräte bestehen aus größeren und kleineren Wurf- und Senknetzen, außerdem aus Angelhaken aus Trochusschale, welche in der Form an Aua erinnern.

Steinärte sind heute nicht mehr vorhanden. Die Art aus Kaniet erinnert an ähnliche Geräte von den Admiralitätsinseln; die Klinge ist in ein keulenförmiges Stück Holz eingelassen, so daß die Schneide parallel dem Griffe steht.

VI. Die deutschen Salomoinseln

nebst Nissan und Carteretinseln.

Zum deutschen Gebiet gehören die beiden nördlichsten Inseln der Salomogruppe. Die größte derselben ist Bougainville; nördlich davon liegt die weit kleinere Insel Buka; noch weiter nach Norden folgen die zwei kleinen selbständigen Inselgruppen Nissan (Sir Charles Hardy-Inseln) und die Carteretinseln, welche ich hier anschließe, weil sie von Salomoinsulanern bewohnt sind.

Bougainville erstreckt sich in seiner Hauptrichtung von Südsüdosten nach Nordnordwesten. Der südlichste Punkt der Insel, die Moilaspitze, liegt unter zirka 6° 53′ südlicher Breite, der nördlichste Punkt, an der König-Albert-Straße, unter etwa 5° 24′ südlicher Breite. Eine gerade Linie zwischen den genannten Punkten beträgt annähernd 266 Kilometer; die mittlere Breite übersteigt nicht 60 Kilometer. Der Flächeninhalt der ganzen Insel mit den an den Küsten liegenden kleineren Inselchen beträgt ungefähr 10000 Quadratkilometer, etwa die Größe der beiden Großherzogtümer Oldenburg und Sachsen-Weimar zusammen.

Obgleich die Küste als bekannt bezeichnet werden darf, so blieb das Innere uns bis heute so gut wie verschlossen. Vor Jahren habe ich einen zweitägigen Ausflug ins Innere vom Ernst-Günther-Hafen aus unternommen (Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg, 1887—88, Heft III), aber ohne nennenswerten Erfolg. Händler aus den Shortlandinseln haben von der Südküste aus kleinere Märsche nach den Inlanddörfern gemacht, aber auch ohne eigentlichen Erfolg. Neuerdings hat die katholische Maristenmission sich auf der Ostküste von Bougainville unweit Toborοi niedergelassen und auch bereits Vorstöße ins Innere versucht. Wir dürfen jetzt hoffen, recht bald aus dieser Quelle interessante Aufschlüsse zu erhalten. Ich will hier noch erwähnen, daß die von Herrn Hugo Zöller in seinem Buch „Deutsch-Neuguinea" auf einer Karte entworfene Reiseroute in Bougainville, die etwa 20 Kilometer beträgt, eine Phantasieroute ist. Die von ihm unternommene

Tour, an der auch ich teilnahm, erstreckte sich nicht 1 Kilometer landeinwärts.

Der englische Seefahrer Carteret sichtete in der Nacht vom 24. bis 25. August 1767 die Carteret- und die Nissangruppe; am 25. frühmorgens gewahrte er dann die Insel Buka, welche er Winchelseainsel nannte; dem Franzosen Bougainville verdanken wir die Entdeckung der nach ihm benannten großen Insel.

Bereits Bougainville erwähnt das hohe Gebirge, welches die Insel von Norden nach Süden durchzieht; über seine Höhe vermochte er jedoch keine genauen Angaben zu machen, da die Spitzen der Berge in Wolken gehüllt waren. Erst im Jahre 1875 gab die Expedition des deutschen Kriegsschiffes „Gazelle", unter Kommando des Herrn von Schleinitz, nähere Auskunft über diese gewaltige Gebirgsmasse, die zu den höchsten der Südsee gehört.

Von welcher Richtung man sich der Insel auch nähern mag, schon von weitem sieht man die mächtigen Berggipfel über den Horizont emporragen. Nähert man sich der Insel, dann unterscheidet man leicht das nördliche Kaisergebirge mit dem 3100 Meter hohen Balbiberg von dem südlichen, etwas niedrigeren Kronprinzengebirge.

Das Kaisergebirge nimmt die ganze nördliche Hälfte der Insel ein; auf der Westseite nähert es sich dem Strande, und von der Landschaft Fois an sind nur hie und da kleine Strandebenen vorgelagert. Die Berge steigen schnell zu bedeutender Höhe empor, durchfurcht von tiefen Tälern, welche das Gebirge nach allen Richtungen hin zerklüften. Über die steilen Berglehnen, die bis zum Gipfel mit einer reichen immergrünen Vegetation bedeckt sind, stürzen Wasserfälle in die Tiefe, einige derselben von über 100 Meter Höhe, die sich von der See aus als blinkende Silberstreifen zwischen dem dunkeln Grün der Bergwände abheben. Auf der Ostseite fällt das Kaisergebirge weniger steil ab; es bildet hier vielfach sanft ansteigende Berghalden mit steilen Quertälern und zahlreichen Flüßchen; am Strande entlang zieht sich eine schmale Ebene, stellenweise kaum 2 Kilometer breit, an anderen jedoch, so z. B. von der Nehußspitze an nach Süden, etwa bis zum Kap Le Cras, 5 bis 10 Kilometer breit. Ebenso sanft abfallend ist der Nordrand des Kaisergebirges, welches nur bei Banniu einen hohen und steilen Ausläufer bis ans Meeresufer entsendet, dagegen östlich wie westlich davon herrliche, sanft

ansteigende Berghänge bildet. Namentlich östlich von dem grasbedeckten Kap Banniu sind solche sanft ansteigenden Halden bemerkbar, welche sich bis hinter das völlig flache Kap l'Averdie fortsetzen.

Von dem hohen Balbiberge aus senkt sich das Kaisergebirge im Westen rasch bis Kap Moltke und verläuft dann, sich immer mehr verflachend, nach Süden, anscheinend durch einen tiefen Taleinschnitt getrennt von dem Kronprinzengebirge, dessen hohe nördliche Vorsprünge sich kulissenartig vor die südlichen flachen Ausläufer des Kaisergebirges schieben.

Das Kronprinzengebirge, wenn auch nicht ganz so hoch als das

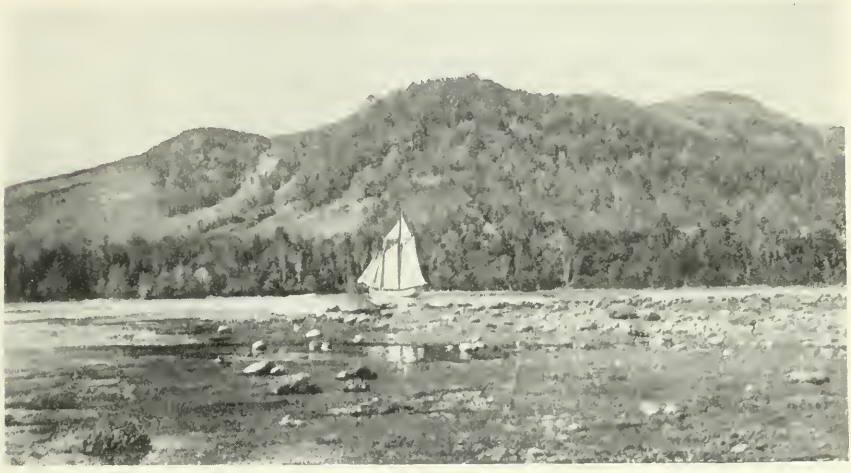


Abb. 76. **Bannuhafen. Nordküste von Bougainville.**

Kaisergebirge — die höchste Spitze beträgt annähernd 2360 Meter — bietet mit seiner vielfachen Zerklüftung, mit seinen zahlreichen Spitzen und Zacken und seinen rauchenden nackten Vulkankegeln einen weit interessanteren Anblick als das Kaisergebirge. Es erstreckt sich mondsichelförmig, das eine Horn nach Norden, das andere nach Osten gewendet; in der Mitte der Sichel liegt der etwa 1285 Meter hohe Vulkan Guinot.

Die Nordabhänge des Kronprinzengebirges nach der Bucht von Arawa hin, sowie sämtliche West- und Südabhänge von Kaiserin-Augusta-Bucht im Westen bis zum Kap Freundschaft im Südosten und nördlich von diesem eignen sich aufs vortrefflichste für den Anbau tropischer

Kulturpflanzen. Dasselbe ist der Fall mit den oben erwähnten Abhängen des Kaisergebirges, und man darf ohne Übertreibung behaupten, daß auf der Insel Bougainville so ausgedehnte und kulturfähige Strecken Landes zu finden sind wie auf keiner Insel des Bismarckarchipels; höchstens Kaiser-Wilhelms-Land ist in dieser Beziehung der Insel Bougainville überlegen. Die letztere bietet jedoch Vorteile, welche in Kaiser-Wilhelms-Land nicht vorhanden sind, nämlich die verhältnismäßig leichte Zugänglichkeit der Küste, welche nicht nur überall gute Ankerplätze bietet, sondern eine Anzahl von vorzüglichen, gegen alle Winde geschützten Häfen aufweist.

Mit Ausnahme der katholischen Maristen hat noch niemand den Versuch gemacht, sich auf Bougainville dauernd niederzulassen. Hoffentlich wird es nicht allzulange dauern, ehe wir die dichten Wälder der Insel sich lichten und blühenden Pflanzungen Platz machen sehen. Die Kaiserliche Regierung hat Ende 1905 auf der Ostseite von Bougainville, den Martininseln gegenüber, eine Polizeistation gegründet.

Um die Küsten der Insel genauer kennen zu lernen, will ich mit dem Leser eine Rundreise antreten, ausgehend von der Südspitze der Insel, der Moilaspitze (fälschlich auf den Karten Komaileaispitze genannt). Das ganze Südende der Insel ist ein Flachland, ganz allmählich erhebt sich dann der Boden zu den sanft ansteigenden Vorbergen des Kronprinzengebirges. Aus der Strandebene steigen mehrere kleine isolierte Bergkegel empor, anscheinend erloschene Vulkane. Über die Baumgipfel erhebt sich hier und dort eine Rauchsäule, ein Zeichen, daß hier Eingeborene ihre Dorfschaften und Pflanzungen haben. Etwa 40 Kilometer landeinwärts ragt die höchste Spitze des Kronprinzengebirges auf, wo dasselbe eine Biegung nach Osten macht. Etwa 22 Kilometer östlich von der Moilaspitze öffnet sich vor uns der etwa 10 Kilometer tiefe, sackartige Tonolaihafen. Die Ufer des Hafens, namentlich die östlichen, welche aus einem gehobenen Korallenriff zu bestehen scheinen, sind ziemlich hoch und umsäumt von einem Kranz von Mangrovebäumen, über deren Wipfel hin wir jedoch in geringer Entfernung landeinwärts die breiten Kronen des Urwaldes sich erheben sehen. Am Strande entlang ziehen sich Korallenriffe, die hie und da einem weiteren Vordringen ein Ende zu machen scheinen; aber immer wieder öffnen sich tiefblaue Passagen zwischen ihnen, und wir können bis in den inneren

Winkel des Hafens vordringen, wo Schiffe in geringer Tiefe guten Ankergrund finden. An allen Seiten sind wir nun von hohen bewaldeten Ufern umgeben und können uns einen besseren Hafen kaum denken, denn die hohen Ufer würden auch den stärksten Sturm abhalten. Nirgends gewahren wir eine Niederlassung; die nächsten Eingeborenen wohnen mehrere Kilometer landeinwärts und kommen nur gelegentlich nach dem Hafen, um Fischfang zu treiben. Im Geiste sehen wir den schönen Hafen durch zahlreiche Schiffe belebt, die aus den am Strande aufgebauten Speichern ihre Ladungen von tropischen Erzeugnissen aller Art entnehmen, erzeugt in den sich landein erstreckenden deutschen Pflanzungen. Vorderhand hören wir jedoch nicht das Rauschen mächtiger Dampfer, sondern nur den Flügelschlag zahlreicher Nashornvögel, welche, durch unseren Besuch aufgescheucht, quer über die spiegelglatte Wasserfläche fliegen; wir hören nicht das Rufen arbeitender und fleißiger Menschen, sondern den lauten Lockton der Taubenscharen, welche noch immer ungestört die Gipfel der Urwaldriesen bewohnen.

Etwa 13 Kilometer nördlich von dem Eingang zum Tonolaihafen liegt das Kap Freundschaft. Die ganze Küstenstrecke ist felsig und steil; das Meer wälzt sich schäumend und tosend gegen die Korallenfelsen und hat sie in seiner vieltausendjährigen Arbeit zu phantastischen Grotten und Schluchten ausgewaschen. Ein wenig nördlich vom Kap Freundschaft liegt nicht weit vom Strande eine steile nackte Felseninsel, Rantan genannt, von Korallenriffen umgeben. Zwischen ihr und der Hauptinsel führt eine schmale, aber schiffbare Passage hindurch. Segelschiffe müssen hier besonders achtsam sein, denn durch die enge Straße setzt eine starke Strömung, welche bei ungünstigen Wind- und Wetterverhältnissen verhängnisvoll werden kann.

Haben wir die enge Durchfahrt hinter uns, so gewahren wir eine flache, sandige Küste, welche sich nach Nordnordwesten hin erstreckt. Weit draußen, etwa 15 bis 18 Kilometer vom Strande entfernt, erblicken wir die weiß schäumenden Köpfe mächtiger Brandungen, ein Zeichen, daß sich dort ausgedehnte Korallenriffe befinden. In der Tat erstreckt sich von Kap Freundschaft nördlich ein mächtiges Barrierenriff bis zu den Martininseln, durchbrochen von mehreren Schiffspassagen. Zwischen der Küste und dem Barrierenriff ist das Fahrwasser auch für größere Schiffe tief genug. Vorsicht ist jedoch bei dem Befahren dieser Strecke

sehr geboten, denn genaue Vermessungen haben hier noch nicht stattgefunden.

Wenige Kilometer nördlich von der Rautanstraße mündet ein ziemlich breiter Fluß, dessen Mündung durch eine Sandbarre gesperrt ist, auf der in der Regel eine starke Brandung steht. Eingeborene aus den Shortlandinseln behaupten, daß dieser Fluß die Ausmündung eines nicht weit landeinwärts gelegenen Sees ist, der von einer Anzahl von Gebirgsbächen gespeist wird; sowohl Ausfluß wie See sollen für kleine Fahrzeuge und große Boote fahrbar sein. Die Küste behält von hier aus auf einer Strecke von etwa 26 Kilometer denselben Charakter, sie ist flach und sandig und steigt landeinwärts sanft an. Auf dem Barrierenriff liegt eine vereinzelte kleine Koralleninsel, die Stalioinsel (Otua), und derselben gegenüber mündet wiederum ein recht wasserreicher Fluß, der allerdings auch von einer Sandbarre versperrt ist. Mit einem guten Brandungsboote kann man jedoch unschwer über dieselbe gelangen und befindet sich nun in einem ziemlich tiefen Fluß, der mehrere Kilometer hinauf nirgends weniger als 3 Meter Tiefe hat. Die Ufer sind zunächst flach, dann erhöhen sie sich allmählich, und wir machen die Beobachtung, daß sie aus einer tiefen, humusreichen Lehmschicht mit sandiger Beimischung bestehen. Kleine Kanoes, welche verlassen und einsam am Ufer liegen, deuten an, daß Eingeborene in der Nähe sind, dasselbe schließen wir aus den Pflanzungen an beiden Ufern. Ich habe diesen interessanten Fluß etwa 10 Kilometer weit verfolgt, hatte aber keine Zeit, ihn noch weiter zu erforschen; ich empfehle jedoch späteren Besuchern Bougainvilles die Untersuchung dieses Flusses aufs dringendste. An seiner Mündung findet man gewöhnlich zahlreiche Eingeborene, allerdings bewehrt mit dem unvermeidlichen Bogen und den widerhakigen Pfeilen, aber nicht so gefährlich, wie sie dem Fremden wohl scheinen. Sie kommen gewöhnlich hierher, um Fische zu fangen, haben ihre Heimat jedoch etwas weiter nördlich in der Landschaft Kaianu.

Nördlich der Mündung des Flusses treten die Ausläufer des Kronprinzengebirges dichter ans Ufer heran und werden gleichzeitig steiler und zerklüfteter. Nach Kaianu hin nähert es sich vollends dem Strande. Die Hütten der Dorfschaften stehen unter Palmen auf den Hügelabhängen; weit landeinwärts gewahren wir aufsteigende Rauchsäulen und

an den Berglehnen abgeholzte Waldparzellen, welche zu Pflanzungen hergerichtet werden.

Nach dem Distrikt Kaiann folgt die Landschaft Koromira. Sie ist ziemlich bevölkert, und nach der Aussage der Eingeborenen ist auch das Hinterland gut bewohnt, wenn auch, wie man hier behauptet, von sehr schlechten Kerlen, gegen welche die Strandbewohner sich wehren müssen. Es ist dies eine landläufige Behauptung aller Strandbewohner, wenn sie über den Charakter ihrer Inlandnachbarn befragt werden.

Von Koromira an behält die Küste nordwärts denselben gebirgigen und steilen Charakter; stellenweise haben sich kleine Strandebenen, eingekeilt zwischen schroffen Vorsprüngen, gebildet. Auf dem Außenriff gewahren wir drei kleine unbewohnte Inselchen, die Zeuneinseln (Kobaiai und Baikai), und noch weiter nördlich die in der Lagune gelegene kleine Insel Sovie. Sobald wir die der Insel Sovie gegenüber gelegene felsige Ecke passiert haben, erblicken wir auf dem flachen Strande unter Palmen eine größere Niederlassung. Es ist dies das Dorf Toboroi.

Die Toboroileute sind friedliche Leute; ein großer Teil derselben stammt aus den Shortlandinseln und bildete zu jener Zeit, als König Goroi von dort aus sein Regiment über die Südhälfte von Bougainville ausdehnte, seinen am weitesten nach Norden vorgeschobenen Posten.

Nördlich von Toboroi liegt eine Gruppe kleinerer, bewaldeter Inseln, welche auf der Karte als Martininseln bezeichnet sind. Zwischen der größten derselben, von den Eingeborenen Batamma genannt, und Bougainville führt ein tiefer Meeresarm hindurch, der auch für größere Schiffe passierbar ist. Die Passage ist von großer landschaftlicher Schönheit; auf beiden Seiten erheben sich hohe, steile und bewaldete Berge, zerrissen von tiefen Schluchten. Hier hat die Katholische Mission der Maristen seit dem Jahre 1902 eine Station, die erste derartige Niederlassung in Bougainville.

Die kleine Insel Arrove im Westen liegen lassend, umgehen wir nun eine steile Landspitze, wo jetzt eine Polizeistation angelegt ist, und vor uns öffnet sich eine weite, tiefe Bucht mit mehreren Nebenbuchten, welche vorzügliche Häfen bilden. Auf der Süd- und Südwestseite der Bucht sind vorzügliche kulturfähige, gut bewässerte Strecken. Dahinter steigt das Kronprinzengebirge steil empor, und wenn es nicht in Wolken eingehüllt ist, bemerken wir hier eine eigentümliche geologische Bildung.

Dieselbe besteht darin, daß viele zuckerhutförmige Kegel sich von einer gemeinsamen Basis zu erheben scheinen; die Wände sind fast senkrecht und vielfach ohne Vegetation, die Gipfel mit dichtem Grün bedeckt. Die Kegel gleichen riesenhaften Termitenhaufen. Wenn kurz nach Sonnenaufgang die Wolken sich zerteilen und die Gipfel der Kegel sichtbar werden, während die Nebel noch in den Schluchten und Tälern als weißer Dunst lagern, ist der Anblick dieser eigentümlichen Gebirgsformation ein besonders schöner. Das Gestein, woraus diese Berge bestehen, scheint eine Art von Basalt zu sein.

Wenn wir in dieser Bucht zu einer günstigen Stunde landen, dann können wir ein Stück Eingeborenenleben vor unseren Augen sich abspielen sehen, das auf den Südseeinseln schon zu den Seltenheiten gehört. Von Zeit zu Zeit, entweder des Fischfanges wegen oder angelockt von dem Erscheinen eines Schiffes, begeben sich die Bergbewohner an den Strand. Sie kommen dann nicht einzeln, sondern in großen Scharen, mit Kind und Kegel, erstlich wohl, um sich gegenseitig zu schützen, dann vielleicht auch aus dem Grunde, daß niemand in der heimatlichen Niederlassung zurückbleiben will, wenn die Männer davonziehen, da den Nachbarstämmen nicht zu trauen ist. Völlig nackt, den schwarzen Körper mit roten oder weißen Strichen bemalt, Bogen und Pfeile sowie Speere in den Händen haltend, stürzt die wild aussehende Bande mit lautem Geschrei auf den Besucher los. Bald findet derselbe, daß die Leute im ganzen recht harmlos sind, und daß das wilde Geschrei und unablässige Gestikulieren eine Folge des Erstaunens und der Überraschung ist; denn diese Bergbewohner haben bisher nur wenig Weiße zu sehen bekommen. Alles erregt ihr Erstaunen, ihre Bewunderung; sei es ein buntes Stück Baumwollzeug, schillernde Glasperlen, Spiegel, Messer, Äxte, Angelhaken u. dgl. Ihre sauber gearbeiteten Waffen geben sie im Tausch gegen eine Kleinigkeit her und gebärden sich wie Kinder, denen man ein lang ersehntes Stück Spielzeug schenkt. Bald verlieren auch die Weiber ihre anfängliche Scheu und drängen sich an uns heran, um ihren Teil an den schönen Sachen zu erlangen. Unter den jungen Mädchen gewahren wir viele kräftige und schlanke Gestalten mit angenehmen Gesichtszügen, aus denen die blendend weißen Zähne wie Elfenbeinperlen hervorleuchten; die alten Weiber mit der runzeligen Haut und dem furchendurchpflügten Gesicht sind dagegen die reinsten Typen

garstigster Blocksbergheren. In den letzten Jahren ist es gelungen, eine gewisse Anzahl dieser Bergbewohner als Arbeiter für die Pflanzungen im Bismarckarchipel anzuwerben, und voraussichtlich wird sich durch ihre Vermittlung nach abgelaufener Dienstzeit eine größere Menge ihrer Landsleute überreden lassen, ebenfalls in die Fremde zu ziehen.

Doch wir wollen uns weiter in der Bucht umsehen. Wir finden bald, daß der nordöstliche Teil derselben von zahlreichen Korallenriffen durchzogen ist; zwischen denselben ist jedoch tiefes Wasser, und auch die nördliche Hälfte der Bucht hat gute Ankerplätze aufzuweisen. Außerhalb der Bucht zwischen den Martininseln und dem Kap Le Cras liegen die zwei kleinen Dietericiinseln, unbewohnt und von Korallenbänken umgeben. Aus der Mitte der Bucht erheben sich einige ähnliche kleine Inselchen. Die Ufer der Bucht sind flach, und zahlreiche Flüsse münden hier. Das Land ist jedoch weithin sumpfig und in der Regenzeit Überschwemmungen ausgesetzt.

Der die Bucht im Nordosten beherrschende Vorsprung ist das Kap Le Cras (Mabirri). Das Land am Kap ist flach, landeinwärts sanft ansteigend; es behält denselben Charakter auch weiter nach Norden zu. Vom Kap aus erstreckt sich abermals das Riff barrierenartig weiter nach Norden, und etwa 14 Kilometer nördlich von Mabirri führt eine breite und tiefe Passage, rechts und links von zackigen Korallenriffen begrenzt, in einen recht geräumigen und völlig sicheren Hafen. Selbst die größten Schiffe finden hier Raum. Auf den Karten ist dieser Platz als Numanuma verzeichnet, eine nicht ganz richtige Benennung, da das Dorf Numanuma nördlich außerhalb des Hafens liegt. Am Strande auf einer vorspringenden Ecke liegt das Dorf Vagovegove, welches anscheinend eine exponierte Lage hat, denn im Jahre 1886 fand ich, daß man es eben neu aufgebaut hatte, nachdem die Bewohner einige Jahre früher von feindlichen Bergstämmen vertrieben worden waren; im Jahre 1889 war es wieder verschwunden, die Bergstämme hatten es abermals zerstört, aber bereits im Jahre 1894 war es zu neuer Blüte gelangt, allerdings um bereits 1895 von dem alten Feind in einen Aschenhaufen verwandelt zu werden. Seit 1898 ist es aufs neue erstanden; diesmal sind die Dorfbewohner durch neue Zuzügler aus Nord-Bougainville und aus Ost-Buka verstärkt worden; bei meinem Besuch im Jahre 1902 zählte ich 18 große Kriegskanoes und über 50 gewöhnliche Fahrzeuge, was

auf eine starke Bevölkerung schließen läßt, und in der Tat wimmelte es zwischen den Hütten am Strande von Männern, Weibern und Kindern. Etwa 1 Kilometer südlich von Vagovegove lag im Jahre 1889 ein kleines Dorf, Sapiu. Auch dies ist von den Bergbewohnern zerstört worden.

Die Umgebung des Hafens ist wenig interessant; hinter Vagovegove liegt eine sumpfige Niederung, die unpassierbar ist; südlich von dem früheren Dorfe Sapiu erstrecken sich ebenfalls Sümpfe weit landeinwärts. Das hierherum wohnende Volk steht in keinem guten Ruf; es besteht aus argen Kannibalen, welche fortwährend mit den Nachbarn in Krieg und Feindschaft leben und in offenem Überfall wie im heimlichen Hinterhalt Menschen zu erbeuten suchen. Ob nun die Bergbewohner die Angreifer sind oder die Strandleute, vermag ich nicht zu sagen; ich bin jedoch zu der Annahme geneigt, daß die aus allen Gegenden zusammengewürfelten Insassen der Stranddörfer die wirklichen Übeltäter sind, die ausschließlich aus Kampf- und Beutelust sich hier niederließen und denen es ganz recht geschieht, wenn die Bergbewohner manchmal blutige Rache nehmen.

Auch mit den Weißen sind die Eingeborenen am Numanumahafen zeitweilig feindlich zusammengestoßen. In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde hier der kleine Dampfer „Ripple" von den Eingeborenen überrascht; der Kapitän Ferguson und mehrere seiner Leute wurden getötet, der Rest mehr oder weniger schwer verwundet. Dennoch gelang es den wenigen Überlebenden, die Ankerkette auslaufen zu lassen und den Dampfer in Fahrt zu bringen, in Anbetracht der Situation eine ans Wunderbare grenzende Leistung. Die Rache ließ nicht lange auf sich warten. Kapitän Ferguson hatte als Freund den damals mächtigen König Goroi auf den Shortlandinseln. Dieser sammelte seine Krieger und veranstaltete einen Rachezug, der mehrere Monate dauerte und dem die gesamte Bevölkerung des Dorfes Numanuma zum Opfer gefallen sein soll. Seit jener Zeit sind die Leute friedlicher gewesen, sind aber immer noch die am wenigsten Zuverlässigen auf Bougainville.

Fast westlich von dem Hafen erhebt sich landeinwärts der gewaltige Balbiberg (Toiupu), durch den Herr Hugo Zöller so arg enttäuscht wurde, weil er „nach längerer Beobachtung und genauem Messen" ihn nur 6000 bis 8000 englische Fuß hoch fand. Die „genauen" Messungen

des Herrn Zöller lassen, wie wir sehen, immerhin einen Spielraum von 2000 Fuß; ich bin daher geneigt, den älteren „ungenauen" Messungen mehr Vertrauen zu schenken.

Es ist nicht häufig, daß man den Valbiberg mit seiner ganzen Umgebung klar und deutlich vor Augen hat; häufig ist er tage- und wochenlang in Wolken verborgen. Bei Sonnenaufgang ist er gelegentlich auf eine oder zwei Stunden sichtbar, dann lagern sich die aus den Tälern und Schluchten aufsteigenden Nebel allmählich um den Gipfel und hüllen ihn schließlich völlig ein.

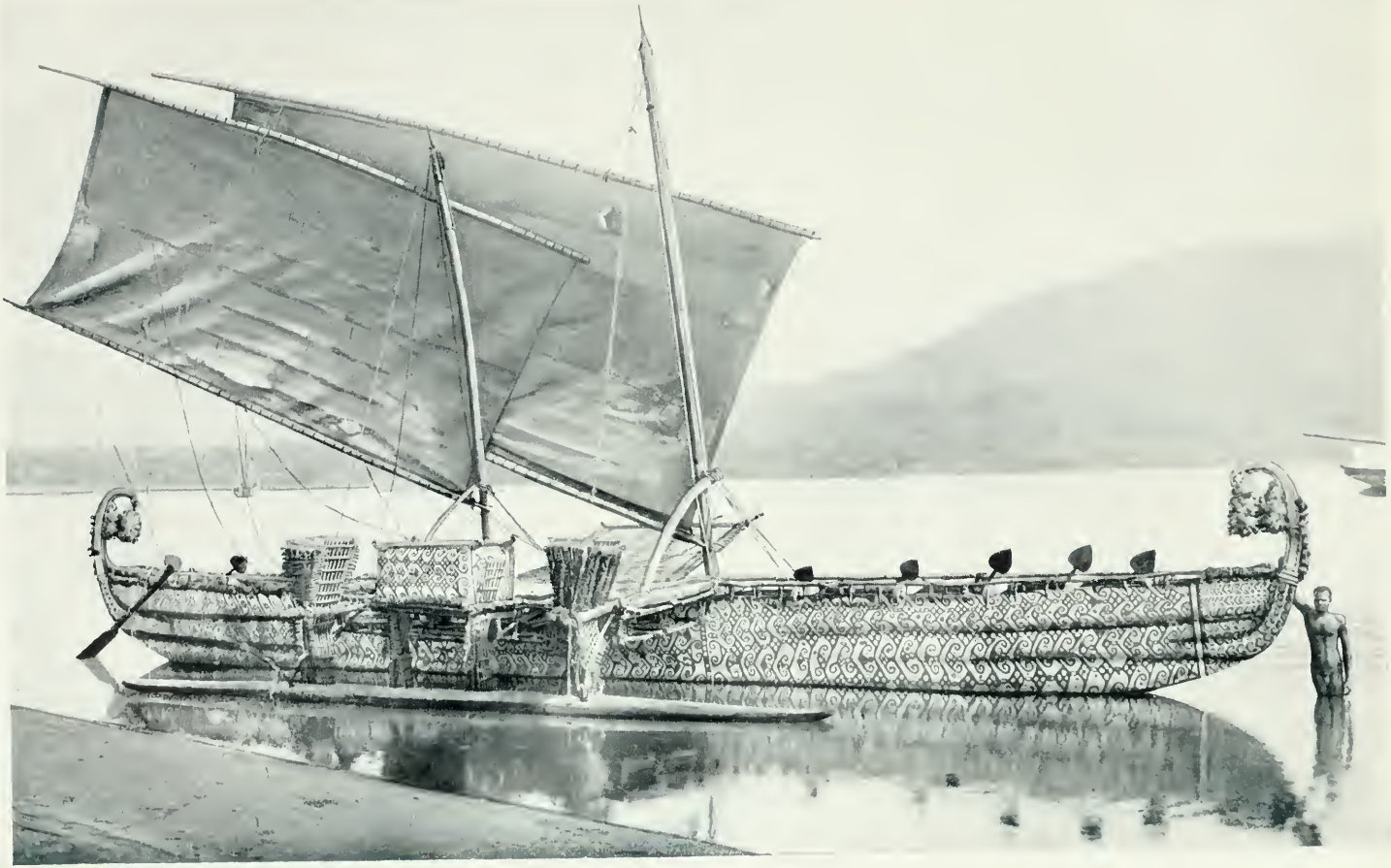
Ganz unvergleichlich gestaltet sich von Numanuma aus der Anblick, wenn das Gebirge bei Sonnenuntergang wolkenlos ist. Kaum hat sich die Sonne hinter die mächtigen Gipfel gesenkt, den ganzen Ostabhang in tiefe Schatten hüllend, so leuchten die höchsten Kuppen und die Ränder des noch tätigen Vulkanes Mologoviu unweit der Valbispitze wie mit einem silbernen Glorienschein umgeben; die Strahlen der Sonne dringen in den Krater ein und erleuchten die gelben Schwefelablagerungen, so daß das Ganze wie eine mächtige goldene Schale strahlt, aus welcher eine Rauchsäule emporsteigt, die, vom Sonnenlicht durchschienen, vom dunkelsten Braun allmählich in Dunkelgelb, dann in ein leuchtendes Schwefelgelb übergeht und schließlich hoch oben über dem Gipfel sich als silberweiße Wolke ausbreitet, die langsam von dem Winde davongetrieben wird. Ein solcher Anblick gehört zu den Seltenheiten, aber wer ihn einmal genossen hat, vergißt ihn während seines ganzen Lebens niemals wieder.

Eine schmale, nur für kleinere Schiffe von geringerem Tiefgang geeignete Straße führt dicht an Vagovegove zwischen Strand und Riff wieder ins Meer hinaus. Die nach Norden streichende Küste hat eine schmale Strandebene, hinter welcher sich das Kaisergebirge aufbaut mit seinen prächtigen bewaldeten Bergabhängen und den von Gebirgsbächen durchfurchten Tälern. Viele kleine Einbuchtungen mit flachem Sandstrand scheinen vorzüglich geeignet als Niederlassungsplätze für Eingeborene; in der Tat war hier bis zum Jahre 1888 eine Anzahl Dörfer vorhanden, von deren ehemaliger Existenz heute als alleiniges Überbleibsel nur die von den Ansiedlern angepflanzten Kokospalmen zeugen. Je weiter wir nördlich kommen, desto mehr verbreitert sich die Strandebene, und bei der Nehußspitze erreicht sie eine recht ansehnliche Ausdehnung.

Das Barrierenriff hört oberhalb des Numanumahafens auf, von da an bis zur Nehußspitze sind nur Strandriffe vorhanden. Dann bildet sich abermals ein Barrierenriff, welches mit Unterbrechungen fast bis zur Nordostecke von Bougainville reicht.

Nördlich von der Nehußspitze tritt der Strand zurück, so daß zwischen ihm und dem Barrierenriff auch die größten Schiffe sichere Ankerplätze finden. Auf dem Riff liegen zwei kleine Inseln, von denen die südliche Hohn, die nördliche Tekareu genannt wird. Von anderen Eingeborenen werden sie Torututa und Torubea genannt. Zwischen Hohn und der Nehußspitze führt eine schiffbare Passage in den dahinter liegenden Hafen; eine breitere und in jeder Beziehung bessere Einfahrt bietet jedoch die Öffnung im Riff zwischen den Inseln Hohn und Tekareu. Die Strandebene ist hier nur schmal, und die Berge steigen aus derselben ziemlich steil empor. Die Bevölkerung wird allmählich dichter; wir gewahren hoch oben auf den Bergrücken und Abhängen die sorgfältig gebauten Hütten, nach Landessitte in Reihen nebeneinander. Nach Kap l'Averdie hin wird die Strandebene breiter, und die Ausläufer des Gebirges werden weniger steil. Zahlreiche Kanoes, angefüllt mit den fast schwarzen Eingeborenen, sind hier fast immer zu sehen, teils auf Fischfang gehend, teils den Tauschhandel mit Nachbarstämmen vermittelnd.

Die von Bougainville als Kap l'Averdie bezeichnete Spitze ist nicht genau festzustellen. Er segelte in ziemlicher Entfernung vorüber und konnte nicht unterscheiden, daß dem Nordostende der Insel einige kleine Inseln vorgelagert sind. Wenn diese kleinen Inseln passiert sind, gewahren wir, daß die Küste fast rechtwinkelig nach Westen abbiegt und daß auf der Ecke, die wir als Kap l'Averdie bezeichnen, ein recht guter Hafen gelegen ist, der von der Hauptinsel, von den vorgelagerten beiden kleinen Inseln und dem Korallenriffe gebildet wird. Die äußere, unbewohnte Insel heißt Teworran, die weiter nach dem Strande zu gelegene, größere und bewohnte Keaop. Die Einfahrt in den Hafen ist breit und tief und an beiden Seiten durch Riffe markiert. Der äußere Hafen hat sehr große Wassertiefen, der innere aber, der durch ein von der Hauptinsel ausgehendes Riff gedeckt wird, ist ein recht guter Ankerplatz. Abgetrennt von dem inneren Hafen liegt noch ein zweiter Riffhafen, dicht unter der Insel Keaop, welcher für kleinere Schiffe vorzüglich ist. Ein



Tafel 30. **Segelboot von den Hermitinseln.**

großer Vorteil ist es, daß in den inneren Hafen ein zu allen Zeiten des Jahres wasserreicher Bach mündet.

Da die Bevölkerung von Keaop fast immer mit den Bergbewohnern in Konflikt liegt, so sind die der Insel gegenüberliegenden Uferstrecken nicht bewohnt. Die ersten Inlanddörfer liegen ziemlich weit vom Strande entfernt. Die Bewohner sind fleißige Ackerbauer und bringen in der Regel große Quantitäten der Produkte, namentlich Taro, an den Strand. Daneben sind sie aber auch kriegerisch im höchsten Grade, und nur selten sieht man ein unbewaffnetes männliches Individuum. Ich habe sie verschiedentlich in ihren Bergdörfern aufgesucht und sie stets freundlich und zuvorkommend gefunden. Große Freundschaft scheint nicht zwischen den Nachbarn zu herrschen, denn in jeder Dorfschaft stehen an jede Hütte gelehnt Speere, Bogen und Pfeile, um sofort bei der Hand zu sein, wenn etwas Verdächtiges sich ereignen sollte. Betritt der Besucher daher, ohne vorher bemerkt zu werden, das Dorf, so muß er es nicht als ein Zeichen feindseliger Gesinnung ansehen, wenn jeder sich sofort auf seine Waffen stürzt und er sich plötzlich einer Schar speerschwenkender oder bogenbewehrter Eingeborener gegenüber sieht; nach der Erkennung ist die allgemeine Freude um so größer. Etwaige Expeditionen zur Untersuchung des Landes würden bei der Bevölkerung kaum auf größere Schwierigkeiten stoßen, die Führung würde jedoch ungemein viel Takt und Ruhe erfordern; herrisches Auftreten, ungerechte Behandlung oder gar Gewalttaten würden sehr schnell die Freundschaft in Feindschaft verwandeln und ein weiteres Vordringen vereiteln. Der Hafen am Kap l'Averdie, auch wohl Ernst-Günther-Hafen genannt, wird in Zukunft ein geeigneter Ausgangspunkt für die Eröffnung des angrenzenden Landes werden. Große Landstrecken könnten hier kultiviert werden, ohne den Eingeborenen auch nur den geringsten Abbruch zu tun. Ich glaube, daß überall auf Bougainville geordnete Pflanzungen mit starken Arbeiterabteilungen von den Eingeborenen geradezu mit Freuden begrüßt würden, weil sie zur Beruhigung der Stämme unter sich beitragen und neue Absatzquellen für den Überfluß an Produkten, namentlich Nahrungsmitteln, schaffen würden.

Etwa 4 Kilometer westlich von Ernst-Günther-Hafen liegt ein weiterer kleiner Hafen mit recht guten Ankerplätzen. Er wird nach der daran liegenden Dorfschaft Tinputs benannt. Noch etwa 12 Kilometer

weiter westlich liegt der kleine sichere Lanáhafen am Ostabhang des Banninvorgebirges. Die ganze Strecke zwischen den beiden genannten Häfen ist am Strande unbewohnt, und erst weit landeinwärts begegnen wir den ersten Ansiedlungen. Das Land ist sanft ansteigend und von zahlreichen Wasserläufen durchströmt; es sind viele Tausende von Hektaren des vorzüglichsten und ungemein fruchtbaren Bodens vorhanden. Im Norden von Bougainville gibt es kein zweites so ausgedehntes und vortreffliches Kulturgebiet. Alle Vorzüge vereinigen sich hier, um Pflanzungsanlagen in großem Stil zu begünstigen; vorzügliche Häfen, zahlreiche, nie versiegende Wasserläufe, ein regelmäßiger Regenfall, fruchtbarer Boden und keine Eingeborene, die man in ihren Wohnsitzen zu stören braucht; daneben im Innern des Landes und in benachbarten Distrikten eine recht zahlreiche Bevölkerung, die seit vielen Jahren gewohnt ist, ihre jungen Leute als Pflanzungsarbeiter in die Fremde zu senden.

Am Westabhang des Banningebirges erstreckt sich eine tiefe, sackartige Bucht ins Land hinein, gewöhnlich der Hafen von Bannin genannt. Als Hafen ist er jedoch minderwertig, teils wegen seiner hohen Ufer und des gebirgigen Hinterlandes, teils auch weil bei Nordwinden die See mit großer Gewalt hineinsteht und das Verankern von Schiffen nicht erlaubt. Bei Südwinden ist der Banninhafen ein ganz ausgezeichneter Ankerplatz.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß das hohe Banningebirge identisch mit dem von Bougainville als Kap l'Averdie bezeichneten Vorgebirge ist. Er segelte mit seinen Schiffen in weiter Entfernung vom Lande und wird die niedrige Spitze, die wir heute Kap l'Averdie nennen, kaum gesehen haben können. Das hohe vorspringende Banningebirge, mit hellgrünem Gras bewachsen, ist jedoch aus ziemlich großer Entfernung sichtbar und scheint in der Tat dann die Nordostspitze der Insel zu sein. Auch die weitere Beschreibung der Küste durch Bougainville spricht für unsere Annahme.

Von der Banninbucht an sind die Ufer hoch und steil, aber von Zeit zu Zeit öffnen sich kleine Einbuchtungen mit einem flachen Sandstrand. Hier treffen wir überall zahlreiche Siedlungen mit einer recht starken Bevölkerung. Flotten von 20 bis 30 großen Kanoes mit je 20 bis 30 Insassen kann man hier häufig genug antreffen, denn von hier aus findet ein reger Verkehr mit Buka statt. Nicht nur am Strande gewahren wir große Dörfer, auch auf der Höhe lugen die braunen

Dächer aus dem grünen Laub hervor. Die Küste ist seit Jahren ein Hauptanwerbeplatz für Pflanzungsarbeiter, die Leute sind daher weniger scheu als anderswo, und man kann sich mit ihnen mittelst Pidjin-Englisch unterhalten.

Wir nähern uns nun immer mehr der Südspitze von Buka und kommen, an der steilen Küste von Bougainville entlang segelnd, bald in die schmale, aber tiefe König-Albert-Straße, welche die beiden Inseln trennt. Als erster Weißer habe ich diese Straße zuerst im Jahre 1886 befahren; seit jener Zeit wird sie häufig sowohl von Dampfern wie von Segelschiffen benutzt. Allerdings ist eine genaue Kenntnis der dortigen Verhältnisse eine notwendige Bedingung für die Befahrung der Straße; namentlich muß der Schiffsführer die Strömungsverhältnisse genau kennen, die von sechs zu sechs Stunden wechseln. Gleich innerhalb der Straße liegt die kleine Insel Sohanna und teilt dieselbe in zwei Arme, von denen der eine nördlich an Sohanna vorüber nach Westen, der andere an der Ostküste von Sohanna nach Süden geht. Beide sind schiffbar, doch ist der nach Süden gerichtete Arm vorzuziehen, weil hier die Strömung weniger reißend ist.

Haben wir endlich die von Korallenriffen begrenzte Straße passiert, so befinden wir uns in einem weiten Bassin, im Osten begrenzt von der Insel Bougainville, im Norden von der Insel Buka und den davorliegenden Riffen, im Westen von den gebirgigen Inseln Matehes, Toioch und Katitj, im Süden durch eine Anzahl von kleinen Inseln; auch nach der Seite von Bougainville hin liegen zahlreiche kleine unbewohnte Inseln. Die heutigen Karten, die hauptsächlich nach der Hugo Zöllerschen Skizze entworfen sind, geben von dieser Gegend ein gänzlich falsches Bild; so ist z. B. die südlich von Sohanna verzeichnete große Insel nicht vorhanden. Das weite Bassin bildet einen vorzüglichen Hafen; Schiffe haben es in ihrer Macht, je nach der vorherrschenden Windrichtung den günstigsten Ankerplatz zu wählen.

Das Bassin schneidet nach Südosten tief in die Hauptinsel hinein und bildet dadurch am Nordwestende eine ziemlich lange Halbinsel; dieselbe ist nach der See zu steil und hoch, nach Süden aber senkt sie sich allmählich bis zum Meeresufer und ist hier mit einem bald breiteren, bald schmäleren Saum von Mangrovesümpfen eingefaßt. Sind wir zu Schiff durch die Straße gekommen und ankern nun in dem großen Bassin,

so finden sich bald dieselben Eingeborenen bei uns ein, die wir draußen vor der Einfahrt begrüßt haben. Diesmal besuchen sie uns nicht in ihren großen Kriegs- oder Seekanoes, sondern in kleinen Einbäumen mit Auslegern, manchmal sogar auf einfachen Flößen aus nebeneinander befestigten dünnen Holzstämmen; sie sind quer über die nicht sehr breite Halbinsel gegangen und benutzen nun die für den Fischfang im ruhigen Wasser verwendeten Fahrzeuge. Die ganze Halbinsel ist von den Bewohnern kultiviert; die Wege führen durch große Bananenpflanzungen und Tarofelder.

Die Westküste von Bougainville ist zunächst eine schmale Strandebene, die jedoch an der Südecke des Bassins sich bedeutend verbreitert. Das Kaisergebirge steigt aus der Strandebene erst als sanft ansteigende Berglehne empor, doch bald verliert es diesen Charakter und bildet steile, fast senkrechte Wände. Die kleinen in dem Bassin gelegenen Inseln sind wirtschaftlich von geringem Wert, dagegen wird die Küste und das Hinterland von Bougainville, das an diesen vorzüglichen Hafen grenzt, mit der Zeit von hervorragender Bedeutung werden, weil der Boden überall gut ist und von den Bergen her zahlreiche Bäche für eine genügende Bewässerung sorgen.

Je weiter wir nun die Westküste nach Süden hin verfolgen, je mehr entwickelt sich vor unseren Blicken das mächtige Kaisergebirge. Seine Ausläufer treten in der Regel bis an den Strand heran und schließen Täler ein, die für kleinere Pflanzungen geeignet sein dürften. In den Talsohlen eilen wasserreiche Bäche zum Meer, keiner derselben ist jedoch schiffbar. Das Gebirge ist hier gut bewohnt, aber die Bevölkerung steht nicht gerade in einem sehr guten Ruf. Von Kap Moltke aus werden die Berge niedriger und die Abhänge sanfter, und die Küste bildet eine weite, flache Einbuchtung mit einer gut bewässerten Strandebene von ziemlich großer Ausdehnung. Es ist dies die Kaiserin-Augusta-Bucht mit dem kleinen Gazellehafen in der südlichen Ecke. Hier ankerte im Jahre 1875 S. M. S. „Gazelle" auf ihrer Weltumseglung. In der Südostsaison ist der kleine Hafen, nach der See zu durch das flache Kap Hüsker geschützt, ein recht guter Ankerplatz, dagegen während der Zeit der Nordwestwinde nicht zu gebrauchen.

Die Kaiserin-Augusta-Bucht war in früheren Jahren, zur Zeit der unkontrollierten Anwerbung für Pflanzungen in Australien und Viti,

eine übel beleumundete Gegend. Anwerbeboote wurden verschiedentlich von den Eingeborenen angefallen und die gesamte Bemannung erschlagen. Seit jener Zeit hat sich hier vieles geändert; die Bergbewohner haben die durch Auswanderung an Volkszahl geschwächten Dorfschaften hart bedrängt; heute finden wir in dem früher stark bevölkerten Distrikt kaum ein Viertel der ursprünglichen Einwohnerzahl; einzelne große Dorfschaften sind gänzlich verschwunden. Die in früheren Jahren so arg verschrieenen Eingeborenen sind heute jedenfalls weniger feindselig. Ich habe die noch bestehenden Dorfschaften mehrmals besucht und immer eine freundliche Aufnahme gefunden; Händler verkehren hier von den Shortlandinseln aus in ihren Booten, um Produkte einzuhandeln, und seit Jahren sind keine Überfälle von Weißen vorgekommen.

Von Kap Hüsker an streicht die Küste in Südostrichtung weiter bis nach unserem Ausgangspunkt, der Moilaspitze. Einige ziemlich wasserreiche Flüsse, welche das hohe Kronprinzengebirge entwässern, münden auf dieser Strecke; sie sind nach See zu von einer Sandbarre versperrt, jedoch für größere Boote ziemlich weit landeinwärts fahrbar. Das Land ist flach und nach dem Gebirge hin sanft ansteigend und bildet einen Teil jener großen Ebene, die ich bei Beginn unserer Rundfahrt bereits erwähnte.

Mit Bedauern werfen wir zum Schluß noch den im Süden auftauchenden Shortland- und Fauroinseln einen Blick zu. Vor nicht gar langer Zeit wehte auch hier die Flagge Deutschlands, und die kleinen Gruppen vermittelten den Handel mit den ebenfalls deutschen Inseln Choiseul und Ysabel. Heute stehen diese Inseln unter englischer Oberhoheit, und der aufblühende Handel, zu dem deutsche Firmen im Bismarckarchipel den Grund legten, wendet sich den Australischen Kolonien zu.

Es bleibt uns nun noch übrig, die nördlichste der Salomoinseln, die Insel Buka, kennen zu lernen. Es ist bereits gesagt, daß sie durch die König-Albert-Straße von Bougainville getrennt ist. Sie ist bedeutend kleiner als letzteres; ihre Länge von Norden nach Süden beträgt ungefähr 55 Kilometer.

Die Südhälfte ist bergig, die höchste Spitze etwa 350 Meter hoch. Die Insulaner nennen diesen gebirgigen Teil, ebenso wie die dort wohnenden Eingeborenen, Zolloß. Nach Norden hin fällt dieser Höhenzug ziemlich steil ab, und der nördliche Teil der Insel besteht aus einer von

Osten nach Westen sanft geneigten Ebene. Die ganze Insel besteht aus Korallenkalk, und eine mehrmalige, ruckweise Erhebung ist hier, wie an so vielen Stellen im Bismarckarchipel, deutlich erkennbar. Die ganze Ostseite der Insel fällt steil zum Meere ab und hat nur am Südende einen unbedeutenden Vorstrand. Die Westseite ist flach, teilweise mit ausgedehnten Mangrovewäldern gesäumt; die wenigen, geringfügigen Wasserläufe der Insel münden alle auf dieser Seite.

Am Westrand erstreckt sich eine Reihe von Korallenriffen mit darauf liegenden Inseln von der Dungenunspitze aus fast parallel mit der Küste nach Süden. Zwischen Riff und Insel wird dadurch eine Lagune gebildet, welche vorzügliche Ankerplätze bietet.

Geradezu vorzüglich ist die nördlichste Ecke der Lagune, der Carolahafen. Er ist im Norden und Osten durch die Insel, im Westen durch das Korallenriff mit den darauf liegenden drei Inseln Malulu (Einfahrtinsel), Hetau und Parroran gebildet. Eine breite und tiefe Einfahrt führt von Westen in den Carolahafen hinein, zwischen der Insel Malulu und der Dungenunspitze. Weitere Einfahrten sind vorhanden zwischen Malulu und Hetau, sowie südlich von Parroran zwischen diesem und der Insel Yaming. Die letztgenannte Insel liegt mit der Insel Betatz auf einem und demselben Riff; südlich von diesem führt eine Passage in die Lagune und zu guten Ankerplätzen hinter Betatz, zwischen diesem und Buka. Auf dem nach Süden weiter streichenden Riff liegen dann noch die Inseln Matzungan und Sal, beide ebenfalls durch Passagen getrennt. Die Insel Sal war bis vor kurzer Zeit unbewohnt; als Grund führen die Eingeborenen an, daß auf dem umgebenden Riff ein Octopus von gewaltiger Größe Menschen, welche auf Fischfang gingen, in die Tiefe zog, ja sogar Kanoes mit den Insassen anfiel; die früheren Bewohner siedelten infolgedessen nach Matzungan über. Seit einigen Jahren hat sich das Meerungeheuer jedoch nicht bemerkbar gemacht. Viele Insulaner beteuern aufs entschiedenste, daß sie das Tier in früheren Jahren gesehen haben; ein noch lebender Mann aus Matzungan hat sein Leben durch Schwimmen gerettet, während sein Gefährte von den Fangarmen gefaßt und in die Tiefe gezogen wurde.

Von Sal aus zieht sich in südlicher Richtung eine Reihe von kleinen unbewohnten Inseln hin, gewissermaßen eine Fortsetzung der vorher beschriebenen Reihe; die Zwischenräume werden immer größer, und die

Kette schließt mit der kleinen Phoongruppe südlich der Kaiserinsel ab. Die hohen Inseln Matehes, Toioch und Katitj (die beiden letztgenannten sind auf den Karten als eine Insel, Kaiserinsel, bezeichnet) bilden gewissermaßen eine Fortsetzung des gebirgigen Südens der Insel Buka.

Am Südende von Buka ist noch ein kleiner und sicherer Hafen zu verzeichnen, der in den Südteil der Insel hineinschneidet und gegen alle Winde geschützt ist. Eine Einfahrt führt von Westen her zwischen der Südspitze von Buka und der Insel Matehes in den Hafen hinein, eine zweite führt durch die König-Albert-Straße, zwischen Buka und den südlich vorgelagerten Riffen und ihren kleinen Inseln hindurch.

Die Westseite wie das Südende von Buka haben demnach eine Anzahl vorzüglicher Häfen und Ankerplätze, während sie an der steilen Ostküste mit ihren großen Meerestiefen unmittelbar an dem umgebenden Strandriff gänzlich fehlen.

Die Insel Buka ist dicht bevölkert und würde sich aus diesem Grunde allein nicht für Pflanzungsanlagen in größerem Maßstabe eignen. Die Bewohner gehören demselben Stamme an, der die Insel Bougainville bewohnt, und sind seit vielen Jahren gewohnt, sich als Arbeiter zu verdingen.

An Produkten liefert sowohl Bougainville wie Buka wenig. Die behufs Arbeiteranwerbung verkehrenden Schiffe vermitteln in der Regel auch den geringen Tauschhandel. Das Südende von Bougainville ist günstiger gestellt, der dortige Handel zieht sich jedoch nach den englischen Shortlandinseln und kommt den deutschen Ansiedlern wenig zugute.

Etwa 60 Kilometer nordwestlich von dem Nordkap von Buka liegt die Nissangruppe oder die Sir Charles Hardy-Inseln. Sie ist ein Atoll mit Neigung von Osten nach Westen und umfaßt eine ziemlich große und geräumige Lagune. Die Ostränder sind an einzelnen Stellen bis 15 Meter hoch und steil abfallend. Am nordwestlichen Ende ist die Insel von mehreren Passagen durchbrochen; die südlichste derselben hat eine Wasserfläche von etwa $4^1/_2$ Meter und erlaubt kleineren Fahrzeugen den Zugang zur Lagune, die einen völlig sicheren Hafen bildet. In der Mitte der Lagune, deren innere Ränder fast durchweg mit Mangrovesümpfen bedeckt sind, liegt eine kleine Insel, Lehon. Außer der erwähnten Passage führen noch zwei andere in die Lagune hinein, sind jedoch nur für Boote passierbar und trennen die beiden kleineren Inseln Barahum und Sirot von der Hauptinsel.

Nördlich von der Gruppe liegt, durch eine etwa 3 Kilometer lange Straße getrennt, eine kleinere Gruppe, die Insel Pinepil mit der kleineren Insel Esow. Diese Gruppe ist ebenfalls ein gehobenes Korallenatoll mit Neigung von Osten nach Westen und mit einer Passage am Nordrand, welche zu einer kleinen Lagune führt und nur für kleinere Schiffe passierbar ist.

Auf den heutigen Karten ist die Nissangruppe viel zu groß verzeichnet; sie ist in Wirklichkeit von Norden bis Süden etwa 15 Kilometer lang und von Osten nach Westen gegen 10 Kilometer breit.

Die Bewohner der Insel sind emigrierte Bukainsulaner, die noch immer alljährlich Fahrten dorthin unternehmen; auf der Pinepilgruppe ist jedoch eine starke Beimischung der helleren Melanesier bemerkbar, was sich dadurch erklärt, daß zwischen Pinepil und Wuneram (Sankt John) seit alters eine jährliche regelmäßige Verbindung besteht. Die beiden Inselgruppen werden dadurch höchst interessant, weil sie die Brücke bilden zwischen den schwarzen Melanesiern der Salomoinseln und den helleren Melanesiern des Bismarckarchipels.

Die Carteretinseln endlich bestehen aus einem fast kreisrunden Atoll, auf dem die sieben Inseln, welche die Gruppe bilden, zerstreut liegen. Im Westen und Süden führen Passagen in die Lagune hinein. Von der Südpassage angefangen ist die Reihenfolge der Inselchen über Osten nach Norden die nachstehende: Yelaulé (unbewohnt), Epiül, Ehánu, Ehüene (unbewohnt), Yoláfa, Yéfele und Yangaine (auf dem äußersten Westrand des Atolles). Die Gruppe ist von etwa 250 Eingeborenen, Emigranten aus Buka, bewohnt, welche aus der Landschaft Hanahan auf der Ostküste dorthin vor Jahren verschlagen wurden. Ihre Überlieferungen berichten, daß die Gruppe damals von hellfarbigen Menschen bewohnt gewesen sei, die allmählich unterjocht wurden, und die als einzige Spuren sauber gearbeitete Axtklingen aus Tridacnaschale hinterlassen haben, die man heutzutage gelegentlich in der Erde findet, und die in der Form mit ähnlichen Geräten aus Mortlock und aus Ongtong Java übereinstimmen. Die Bevölkerung wird also wohl ein Stamm von Polynesiern gewesen sein, wie sie auf den genannten Nachbarinseln noch heute sitzen.

Die beiden Gruppen Nissan und Carteret liefern alljährlich etwa 120 Tons Kopra und eine geringe Quantität Trepang. Die kleinen

Carteretinseln mit ihrer verhältnismäßig dichten Bevölkerung sind wirtschaftlich von keiner Bedeutung. Das Hauptquantum der Ausfuhr fällt auf die Nissangruppe und könnte bedeutend erhöht werden, wenn die Eingeborenen das Land bebauen und Kokospalmen pflanzen würden, die hier vorzüglich gedeihen. Bei der großen Faulheit der Bewohner, deren Bedarf überreichlich gedeckt ist, kann dies nicht erwartet werden. Die Firma Forsayth im Bismarckarchipel, welche seit 20 Jahren eine Station hier unterhält, hat neuerdings die Abholzung der Insel und regelrechte Bepflanzung mit Kokospalmen angefangen.

* * *

Die Bevölkerung* stand von jeher im Ruf, wild und blutdürstig zu sein. Die frühesten Entdecker berichten von blutigen Konflikten, und solche waren bis vor nicht allzuvielen Jahren im großen und ganzen noch die allgemeine Regel. Nicht hinterrücks und auf Schleichwegen, sondern offen und mutig griffen die Salomonier die weißen Besucher an; obwohl oft durch die überlegenen Waffen mit blutigen Köpfen zurückgewiesen, erneuerten sie dennoch immer wieder ihre Angriffe. Es ist schwer zu entscheiden, wer die erste Veranlassung zu diesen feindlichen Zusammenstößen gegeben hat. Die älteren Seefahrer waren in ihrem Umgang mit den Eingeborenen wohl nicht immer peinlich bemüht, die Eigentümlichkeiten derselben zu respektieren; unbewußt mögen sie oft Anstoß erregt haben, und da war bei der kriegerischen und streitbaren Gesinnung der Insulaner, die sich ohnehin nicht mit den Fremdlingen verständigen konnten, ein Zusammenstoß unvermeidlich.

Etwa seit Mitte des 19. Jahrhunderts kommt ein weiteres Element in Betracht, welches nirgends in der Südsee zur Pazifizierung der Eingeborenen beigetragen hat, am wenigsten dort, wo, wie auf den Salomo-

* Diejenigen, welche sich genauer über die Bewohner der vorgenannten Inseln zu unterrichten wünschen, verweise ich auf meine ausführlichere Abhandlung: „Zur Ethnographie der nordwestlichen Salomoinseln", welche im Jahre 1899 in den „Abhandlungen des Königlichen Zoologischen usw. Museums zu Dresden" erschienen ist. Das Nachfolgende ist eine gedrängte Zusammenstellung des Inhaltes jener Abhandlung, die ich jedoch zum besseren Verständnis durch eine Anzahl von Abbildungen zu vervollständigen gesucht habe.

inseln, ein mutiges und kriegsbereites Volk saß. Dies Element waren die Walfischfänger, die Sandelholzjäger und die Arbeiteranwerber. Für unsere Salomoinseln kommen nur die Walfischfänger und die Werber in Betracht. Die ersteren fanden zu jener Zeit, westlich wie östlich von den Inseln, ein ergiebiges Feld und kamen dadurch häufig mit den Salomoniern in Berührung. Bald gewahrten sie, daß diese nach kurzer Zeit zu geübten Seeleuten ausgebildet werden konnten, auch sonst an Bord des Schiffes während der Reise gut zu brauchen waren, und mancher hat die lange Fahrt gezwungen mitmachen müssen, häufig um schließlich auf einer fremden Insel zwischen fremden Leuten gelandet zu werden. Ein solches Verfahren mußte böses Blut machen; Walfischfänger, selbst wenn sie es auf Vermehrung ihrer Bemannung nach üblicher Weise nicht abgesehen hatten, sondern nach langer Fahrt Land anliefen, um ihre Vorräte an Lebensmitteln zu ergänzen, wurden in jenen Gegenden als Feinde betrachtet und als solche behandelt.

Noch viel schlimmer wirkte die Arbeiteranwerbung. Die Walfischfänger hatten immerhin nur eine geringe Anzahl der Eingeborenen geraubt, auch war ihr Jagdwild aus diesen Gegenden bald fast ganz verschwunden, so daß die Jäger neuen Jagdgründen nachzogen; aber die Arbeiteranwerber waren weit mehr auf die Füllung ihrer Schiffslisten bedacht. Sie gingen von Ort zu Ort, suchten mit ihren Booten die ganze Küste ab und mußten wohl oder übel mit den Eingeborenen in Konflikt kommen, mit denen sie sich nicht zu verständigen vermochten und die aus Erfahrung oder durch Hörensagen die Art und Weise der Anwerbung von Arbeitern kannten und sie als einen Menschenraub ansahen. Leider ist es nicht zu bestreiten, daß die Arbeiteranwerbung lange Jahre hindurch in der Tat sehr häufig nichts anderes war, bis es den europäischen Regierungen gelang, diesem Unwesen ein Ende zu machen. Gründlich wurde jedoch erst dann damit aufgeräumt, nachdem die Mächte die Inseln annektiert hatten und durch Beamte verwalten ließen. Wundern dürfen wir uns jedoch nicht, daß in jener Zeit alljährlich Ermordungen von Weißen zu verzeichnen waren; mögen diese nun durch eigene Schuld herbeigeführt oder, wie leider auch häufig der Fall, die Rache für vorhergegangene Übergriffe anderer Anwerber gewesen sein. Zu jener Zeit galt jeder Weiße als Feind, ob er Anwerber, Händler, Reisender oder Missionar war; das Verbrechen des

einen ist häufig die Ursache des Todes anderer, völlig harmloser und friedlicher Menschen gewesen.

Heute wird die Arbeiteranwerbung von den Behörden überwacht, und Ausschreitungen von seiten der Weißen gehören zu den seltenen Ausnahmen; infolgedessen sind auch feindliche Zusammenstöße und Überfälle der Eingeborenen von Jahr zu Jahr seltener geworden. Die Anwerbung ist im Laufe der Zeit eine allen Eingeborenen bekannte Institution geworden; sie wissen, daß sie nach einem fremden Platz geführt werden, dort arbeiten müssen und nach einer gewissen Zeit in die Heimat zurückbefördert werden, bereichert durch den ihnen ausgezahlten Lohn. Viele Hunderte ihrer Landsleute sind vor ihnen in die Fremde gezogen und sind wohlbehalten zurückgekehrt; von diesen haben sie erfahren, worum es sich handelt, und nicht nur der lockende Erwerb, auch eine Art Sehnsucht, dies ferne Land mit den wunderbaren Dingen, von denen die Heimgekehrten zu erzählen wissen, kennen zu lernen, treibt sie zum Fortgehen. Im Laufe der Zeit haben die Eingeborenen die verschiedenen Arbeitsplätze kennen gelernt, und je nachdem der Ruf derselben ein günstiger oder ungünstiger ist, gestaltet sich das Geschäft des Werbers leichter oder schwerer. Der gute Ruf eines Platzes hängt von verschiedenen Faktoren ab. Zunächst kommen die dort obwaltenden Gesundheitszustände in Betracht; kehren von den Arbeitern nur wenige zurück und berichten diese von dem Tode vieler ihrer Landsleute, dann ist der gute Ruf dieses Platzes ein für allemal dahin, weder die humanste Behandlung, die ausreichendste Verpflegung noch der reichlichste Lohn können dann die Eingeborenen bewegen, dorthin zu gehen. Inhumane Behandlung, namentlich ungenügende oder nicht zusagende Ernährung und Ablöhnung bedingen in zweiter Reihe den Ruf eines Arbeitsplatzes. Geht einem Platz ein schlechter Ruf voraus, so fällt es sehr schwer, für diesen Arbeiter anzuwerben; ist das Gegenteil der Fall, dann hat der Anwerber in kurzer Zeit ein volles Schiff.

Allerdings tragen auch manche andere Umstände dazu bei, den Erfolg der Werbung zu beeinflussen. Vielleicht ist in der Gegend gerade ein größeres Fest im Gange oder steht in Aussicht; in diesem Falle ist kaum auf Erfolg zu rechnen. Das Fest im Stich zu lassen, kann ein Eingeborener nicht übers Herz bringen; das Arbeiterschiff wird schon wieder kommen, und es wird häufig genug sich Gelegenheit bieten, in

die Fremde zu gehen. Oder, die Dorfschaft ist mit dem Nachbarstamm in Krieg, wie dies nicht selten der Fall ist; dann sind die jungen Männer zur Verteidigung der Heimat notwendig, und wenn sie auch noch so gerne fortgingen, so werden sie doch von den Alten und den Familienhäuptern durch Überredung und Gewalt zurückgehalten. In solchen Fällen ist es ratsam, die Eingeborenen sich selber zu überlassen; denn das Fortgehen des einen oder des anderen erzeugt bei den Zurückgebliebenen nicht selten böses Blut und veranlaßt Streitigkeiten und Feindschaft.

Die Arbeiteranwerbung der Gegenwart darf daher nicht mit den Gewalttaten früherer Zeiten verwechselt werden. Man kann mit Fug und Recht behaupten, daß der erhöhte Verkehr zwischen Eingeborenen und Weißen, der durch die Anwerbung bedingt wird, einen nicht unbedeutenden zivilisatorischen Einfluß auf die ersteren ausübt. Sie haben einsehen gelernt, daß der Weiße nicht unbedingt als Feind anzusehen ist, dessen man sich erwehren muß und dem man am besten ohne weitere Präliminarien mit Speer und Keule zu Leibe geht; sie haben erfahren, daß Übergriffe der Weißen ebensowohl wie ihre eigenen Vergehen bestraft werden; und wenn auch keine große Freundschaft sich entwickelt hat, so ist doch im Laufe der Zeit ein gewisses Vertrauen entstanden.

Im gemeinschaftlichen Verkehr auf den Pflanzungen und sonstigen Arbeitsplätzen haben die Eingeborenen manche alten Stammesvorurteile fallen lassen, und die Arbeiteranwerbung hat unzweifelhaft versöhnlich auf die Gemüter eingewirkt. Eingeborene, die früher sich als Todfeinde gegenüberstanden, verkehren nach der Anwerbung mehrere Jahre lang friedlich miteinander. Mittlerweile lernen sie sich gegenseitig kennen, der alte Groll, der traditionelle Stammeshaß verraucht in der Fremde, und wenn sie nach vollendeter Dienstzeit in ihre Heimatsdörfer zurückkehren, dann vermitteln sie die erste Annäherung und häufig einen dauernden Frieden. Auf meinen zahlreichen Ausflügen nach den verschiedenen Inseln habe ich vielfach Gelegenheit gehabt, den allmählich sich erweiternden friedlichen Verkehr der Eingeborenen unter sich zu beobachten, und die daraus entstehenden Vorteile kommen auch dem weißen Besucher zustatten.

Ich habe hier die Arbeiteranwerbung besprochen, weil noch heute über dieselbe vielfach irrige Ansichten herrschen, hervorgerufen durch

Leute, welche von der ganzen Sache nichts wissen oder nur die alte Anwerbemethode kennen und glauben, daß seit jener Zeit sich nichts geändert hat. Vor langen Jahren habe ich mit der Feder gegen die damaligen Übelstände angekämpft, heute wüßte ich in der Tat nicht, wie man dem Anwerbewesen einen Vorwurf machen könnte.

* * *

Die Bewohner der deutschen Salomoinseln gehören dem großen Stamm der Melanesier an. Nirgend sonst treffen wir diesen Stamm reiner und unvermischter, am reinsten wohl auf der großen Insel Bougainville, obgleich sich auch hier, namentlich in den Küstendörfern, Spuren einer fremden Beimischung merklich machen, wahrscheinlich eine Folge von Einwanderungen von hellfarbigen Polynesiern. Die Ursache der Rassenreinheit ist wohl in dem kriegerischen Wesen der Einwohner zu suchen, in ihrer Feindschaft gegen alles, was fremd ist, und der dadurch bedingten ungastlichen Aufnahme aller Zuzügler. Ihrer Lage nach waren die nördlichen Salomoinseln der aus Osten kommenden Einwanderung nicht so stark ausgesetzt wie die übrigen weiter im Südosten gelegenen Inseln. Auf den südlichen Salomoinseln, auf den Neuhebriden, auf Neukaledonien und auf Fidschi ist der polynesische Einfluß augenfällig, auf unseren beiden deutschen Salomonen, Bougainville und Buka, dagegen versteckt und erst nach sorgfältiger Beobachtung bemerkbar. Von den kleinen Inselgruppen Sikaiana, Ongtong Java, Tasman, Marqueen und Abgarris, welche im Norden und Osten gelegen sind, wurden gelegentlich dortige Eingeborene nach Buka oder Bougainville verschlagen; auch die Gilbertinseln lieferten ihren Beitrag und nachweisbar auch einzelne der Karolinen.

Die Bergbewohner der Insel Bougainville haben eine mattschwarze Hautfarbe und im allgemeinen krauses Haar, obgleich mir auch eine nicht geringe Anzahl von Eingeborenen zu Gesicht kam, welche neben der schwarzen Farbe schlichtes oder wenig gewelltes Haar aufwiesen. Auf den Küsten, namentlich aber auf Buka, auf Carteret und auf Nissan trifft man neben den mattschwarzen Eingeborenen auch solche, welche dunkelbraun genannt werden müssen. Vereinzelte hellbraune Individuen finden sich hie und da unter den Küstenbewohnern; sie sind Mischlinge, bei denen das polynesische Element vorwiegend ausgeprägt ist.

Auf den Pflanzungen in Neupommern habe ich vielfach Gelegenheit gehabt, die Kreuzungen verſchiedener Melaneſier unter ſich wie mit hellen Polyneſiern zu beobachten. Eine beſtimmte Regel für das Ausſehen der Sprößlinge dieſer Verbindungen läßt ſich kaum feſtſtellen; in einigen Fällen waren die Eigentümlichkeiten der Mutter, in anderen die des Vaters vorherrſchend, während zuweilen charakteriſtiſche Merkmale der beiden Eltern in dem Sprößling unverkennbar nebeneinander ſtanden. Daß auf den Inſeln Buka und Bougainville, wo immerhin der Zuzug von Polyneſiern ein geringer genannt werden muß, die Merkmale derſelben allmählich faſt vollſtändig verwiſcht ſind, iſt begreiflich. Daß jedoch auch hier ſolche Miſchungen vorkommen, beweiſt ein Fall, der mir vor Jahren in Buka vorgeführt wurde. Hier traf ich eine hellbraune Frau mit lockigen Haaren und polyneſiſchen Geſichtszügen, die nach Ausſage der Dorfbewohner die Tochter eines Bukapaares war; die Eltern lebten zwar nicht mehr, es gelang mir jedoch, feſtzuſtellen, daß die Mutter heller geweſen ſei als ſonſt wohl ein Bukaweib. Sie wird daher wohl ein Miſchling geweſen ſein, hervorgegangen aus der Verbindung eines Bukamannes mit einer angetriebenen hellfarbigen Polyneſierin.

Bei den zahlreichen Bergbewohnern, die ich geſehen habe, iſt mir niemals eine ſolche helle Hautfarbe aufgefallen; die mattſchwarze Farbe iſt die bei weitem vorherrſchende, daneben kommt auch ein intenſives Dunkelbraun vor, wohl eine Folge der Miſchung mit den Küſtenſtämmen. Das Auftreten ſchlichter oder ſchwach gewellter Haare iſt hier kaum durch Vermiſchung mit ſchlichthaarigen Polyneſiern entſtanden. Es iſt mir in der Arawabucht auf der Oſtſeite von Bougainville geſagt und von Bergbewohnern beſtätigt worden, daß im Innern einige Stämme wohnen, bei denen das ſchlichte Haar vorherrſchend und auch die Körpergröße geringer ſein ſoll. Ob dies nun eine der vielen Fabeln iſt, die von den Eingeborenen ſo gern erzählt werden, wenn man ſie über die Inlandſtämme befragt, vermag ich nicht zu entſcheiden.

Die Sprache der nördlichen Salomonier iſt nicht einheitlich. Auf Niſſan und Carteret, die urſprünglich von Buka aus beſiedelt wurden, ſpricht man dieſelbe Sprache wie auf letztgenannter Inſel. Die Bukaſprache wird auch auf der ganzen Nordküſte von Bougainville geſprochen, und man verſteht ſie längs der Küſte bis etwa nach Kap Moltke auf

der Weſtſeite und bis Numanuma auf der Oſtküſte. Die Bewohner des Kaiſergebirges haben eine eigene Sprache, ebenſo die Bewohner des Kronprinzengebirges, deren Sprache wiederum verſchieden iſt von derjenigen der benachbarten Küſtenbewohner. Auf den ſüdlich von Bougainville liegenden Shortlandinſeln iſt bereits das polyneſiſche Element in der Sprache deutlich zu erkennen. Als Beiſpiel führe ich hier die Zahlwörter von 1 bis 10 an.

	Buka.	Kaiſergebirge.	Kronprinzengebirge.	Shortlandinſeln.
1	atoa	paäs	monumoi	kala
2	a huel	bák	kikako	elua
3	topisa	kukán	páigami	epissa
4	tohazi	tánan	korégami	efati
5	tolima	tónim	uvugami	lima
6	monom	tunom	tugigami	onómo
7	tohetu	towut	paigamituo	fitu
8	towali	towal	kitakotuo	álu
9	tosie	tosie	kámburo	ulia
10	maloto	sawun	kuvúro	láfulu.

Die Dorfſchaften werden von je einem Häuptling regiert; mächtige und unternehmende Häuptlinge üben jedoch auf ſchwächere Nachbarn einen Druck aus, ſo daß dieſe mit ihnen ein Schutz- und Trutzbündnis abſchließen. Solche Verbindungen ſind nicht ſelten und vereinigen hin und wieder ganze Diſtrikte unter einem nominellen Oberhaupt. Die Häuptlingswürde iſt erblich, der Nachfolger wird vom Vater ernannt und iſt nicht immer der älteſte Sohn. Macht der Häuptling ſich innerhalb des Stammes mißliebig, ſo kann es vorkommen, daß man ihn ſeiner Würde entſetzt, ihn totſchlägt oder vertreibt. So wurde der Häuptling Zikan in Lundis auf der Weſtſeite von Buka von ſeinen Leuten vertrieben und fand eine Zufluchtsſtätte bei dem Häuptlinge Takis in Hanahan auf der Oſtſeite der Inſel, wo er ſich zurzeit noch aufhält; die Lundisleute erwählten aus ihrer Mitte eine andere Perſönlichkeit als Oberhaupt.

Die einzelnen Diſtrikte liegen unter ſich in faſt ſtetem Krieg, obgleich in neuerer Zeit, wie ich bereits vorher erwähnte, durch die gemeinſame Arbeit von Angehörigen verſchiedener Stämme ein friedlicher

Verkehr angebahnt worden ist, der sich von Jahr zu Jahr erweitert. Namentlich ist dies der Fall in den Küstendistrikten; mit den Bergbewohnern stehen die Strandbewohner fast überall noch auf Kriegsfuß, und wenn die ersteren sich an den Strand begeben, so geschieht dies immer in großer Anzahl, um gegen feindliche Überfälle sicher zu sein. Dies geht so weit, daß selbst da, wo Bergbewohner mit den Strandbewohnern in Tauschverkehr treten, stets durch eine gewisse Machtentfaltung die gegenseitige Sicherheit festgestellt wird. Im Jahre 1902 war ich auf Bougainville Augenzeuge eines solchen Vorganges. Etwa 6 Kilometer südlich von Keaop (Kap l'Averdie) trafen die Eingeborenen dieses Platzes mit den Bergbewohnern zusammen, um gegenseitig Produkte auszutauschen. In der Regel tauschen die Bergbewohner Fische ein gegen Taroknollen. Die Keaopleute, größtenteils Weiber mit ihren Lasten von frischen und gebackenen Fischen, kamen teils in Kanoes, teils zu Fuß am Strande entlang an. Bewaffnete Männer bildeten eine Art von Vorhut. Bald darauf erschienen die Bergbewohner; zunächst die bewaffneten Männer, dann die Weiber mit ihren Tarolasten. Beide Gruppen lagerten sich etwa 500 Meter entfernt voneinander am Strande und stimmten einen lauten Gesang an. Währenddessen trennte sich von beiden Haufen eine Gruppe von Männern; einer jeden Gruppe voran schritt ein älterer Mann, in der einen Hand ein Bambusrohr mit Wasser haltend; ihm folgten etwa ein Dutzend bewaffnete Krieger. Als beide Gruppen zusammentrafen, traten die beiden Alten aneinander heran, wechselten einige Worte und schleuderten dann das Wasser aus den Behältern nach allen Richtungen. Das Gefolge trat dann heran, und beide Parteien teilten Betelnüsse aus und aßen dieselben. Alsbald stimmten die Weiber wieder ihren Gesang an, der diesmal jedoch nur kurze Zeit dauerte. Nach dem Gesang traten nun die Weiber mit ihren Tarolasten heran, legten die Knollen in kleinen Häufchen am Strande hin und entfernten sich dann wieder. Die Keaopweiber ihrerseits brachten nun ihre Fische herbei, legten sie neben die Tarohäufchen und stellten sich dann abseits, während die beiden Alten sich den Tausch ansahen, wohl um zu prüfen, ob niemand übervorteilt worden. Nach beendeter Prüfung holten die Keaopweiber nun die Taroknollen fort und darauf die Weiber der Bergleute ihre Fische. Jetzt folgte abermals ein kurzer Gesang, und die Weiber entfernten sich mit den

Tafel 31. **Ausleger des Segelboots von den Hermitinseln.**

eingetauschten Sachen. Die Männer unterhielten sich noch ein Weilchen, dann zogen auch sie ihren Weibern nach.

Der ganze Handel verlief so ruhig und ordentlich ohne Feilschen und ohne unnützes Geschwätz, daß man glauben sollte, es herrsche zwischen beiden Parteien die größte Eintracht, und dennoch versicherten mir die alten Leute, daß die beiden Parteien im gewöhnlichen Leben sich als erbitterte Feinde betrachten, daß aber der Austausch von Lebensmitteln einen momentanen Frieden herstellt. Der Zweck dieses Friedens ist nicht nur der ungehinderte Austausch der Lebensmittel, sondern auch die Sicherstellung der Weiber. Sobald die letzteren fort sind, kommt es häufig genug zwischen den Männern zum Kampf, sobald die eine oder die andere Partei sich in der Mehrzahl befindet.

Die ganze Bevölkerung zerfällt in mehrere Totemgruppen, welche als Abzeichen verschiedene Vogelarten haben. In Buka sind das Huhn (kereu) und der Fregattvogel (manu) die Abzeichen, im südlichen Bougainville außerdem die Taube (báolo), der Buceros (popo), der Kakadu (ána) und mehrere andere Vögel. Männliche und weibliche Eingeborene, welche einen und denselben Vogel als Stammeszeichen besitzen, dürfen sich nicht heiraten. Ehen können nur geschlossen werden, wenn beide Parteien verschiedene Abzeichen haben: die aus der Ehe entsprossenen Kinder haben stets das Zeichen der Mutter.

Weiber werden in den meisten Fällen von ihren Verwandten gekauft, doch kann es vorkommen, daß auch geraubte Weiber als Ehefrauen genommen werden, wenn das Stammeszeichen solches erlaubt. Die verschiedenen Sorten Muschel- und Zahngeld, welche dort kursieren, dienen namentlich zum Einhandeln von Frauen.

Die Zahlung der üblichen Kaufsumme macht die Frau zum Eigentum des Käufers, und in der Regel finden keine weiteren Förmlichkeiten statt, höchstens eine kleine Schmauserei, welche zu Ehren der Verheirateten von der Verwandtschaft gegeben und nach einigen Tagen in gleicher Weise durch das neue Paar erwidert wird. Bei den Eheschließungen der Häuptlinge geht es etwas feierlicher her; es werden Tänze aufgeführt und bei dieser Gelegenheit bunt bemalte, geschnitzte Keulen (kaisa) aus leichtem Holz verwendet. Polygamie ist allgemein; wer es leisten kann, hat mehrere Frauen, ich kenne mehrere Häuptlinge, welche bis 50 bessere Hälften besitzen. Daraus folgt, daß es zahlreiche junge Männer gibt,

welche keine Frau haben oder höchstens eine; je älter ein Eingeborener wird und je mehr er an Reichtum und Ansehen zunimmt, im selben Maße wächst auch die Zahl seiner Weiber. Im ganzen führen dieselben ein recht erträgliches Dasein; sie müssen zwar arbeiten, aber auch daran nehmen die Männer teil, und in den Dorfschaften führen sie das große Wort, mischen sich, ohne Rücksicht zu nehmen, in die Gespräche und Verhandlungen der Männer und zwingen dieselben nicht selten, ihre Ansichten anzunehmen. Es ist daher immer eine richtige Politik, wenn man bei einem Besuch der Dörfer sich zunächst mit den alten Weibern befreundet; hat man diese erst gewonnen, dann widerstehen auch die Männer nicht sehr lange. Auf der kleinen Insel Saposá kenne ich einen alten, recht einflußreichen Häuptling, den ich bei meinen Ausflügen regelmäßig besuche. Er ist der glückliche Besitzer von etwa 15 Frauen, darunter zwei alte Weiber, die ich zu meinen speziellen Freundinnen gemacht habe. Während eines solchen Besuches entdeckte ich in der Hütte des Häuptlinges eine außergewöhnlich schön geschnitzte Keule, mit der wohl mancher Schädel zerschmettert worden ist, die man mir jedoch trotz des verlockendsten Preises nicht verkaufen wollte. Plötzlich erhob sich die eine meiner ehrwürdigen Freundinnen, ergriff die Keule, humpelte damit nach meinem Boot und legte das kostbare Stück stillschweigend hinein. Weder der Eigentümer noch sonst jemand erhoben den leisesten Widerspruch, und die Keule hat heute noch einen Platz in meiner Sammlung. Der alte Häuptling machte zwar ein mürrisches Gesicht, war jedoch zufrieden, als ich ihm später den ursprünglich angebotenen Preis auszahlte.

Festlichkeiten bei der Geburt der Kinder finden nicht statt. In Süd-Bougainville wird während der Schwangerschaft ein Fest (marro-marro) veranstaltet, an dem nur die Weiber teilnehmen. Wird einem Häuptling ein Sohn geboren, so müssen Mutter wie Kind etwa anderthalb bis zwei Jahre in der Hütte bleiben, dann erst wird ihnen erlaubt, sich öffentlich zu zeigen, bei welcher Gelegenheit Tänze und Schmausereien stattfinden. In Buka findet solche Absperrung nicht statt, und eine Festlichkeit wie die vorgenannte wird erst veranstaltet, wenn der Knabe sieben bis acht Jahre alt ist.

Kindermord kommt allerdings auch auf den deutschen Inseln vor, jedoch weit weniger als in der südöstlichen Gruppe. In den Dorf-

schaften hat man Gelegenheit, zahlreiche Kinder in allen Altersstufen zu beobachten, und ich kenne Familien mit fünf bis sechs Kindern, abgesehen von den Häuptlingsfamilien, die, je nach der Anzahl der Weiber, häufig einen Nachwuchs aufweisen, der einem europäischen Familienvater manches Kopfzerbrechen bereiten würde.

Die Bevölkerung der deutschen Salomoinseln ist daher nicht wie so manche andere Südseevölker im Aussterben begriffen. Wenn sie sich auch nicht sonderlich mehrt, so findet jedenfalls keine Abnahme statt. Seit der Besitzergreifung dieser Inseln durch Deutschland ist für dieselben durchaus nichts geschehen, obgleich sie das ergiebigste Feld für Arbeiteranwerbung bilden; es darf ruhig behauptet werden, daß wenn wir im Bismarckarchipel die Inseln Buka und Bougainville als Anwerbefeld entbehren müßten, der Plantagenbau auf der Gazellehalbinsel sehr fraglich würde. Hoffentlich wird die Kaiserliche Regierung bald Mittel und Wege finden, dort geordnetere Zustände zu schaffen und die andauernden Fehden und Kriege der Bevölkerung erfolgreich zu unterdrücken, die kräftigen Insulaner werden sich dann schnell vermehren, und die Inseln werden zu den vorzüglichsten Besitzungen Deutschlands gerechnet werden können.

Zum größten Segen würde es den Inseln gereichen, wenn die ausgedehnten, fruchtbaren Landstrecken, die jetzt völlig unbenutzt daliegen, von kapitalkräftigen Unternehmungen in Pflanzungen verwandelt würden. Auf der Gazellehalbinsel in Neupommern hat die Anlage von Pflanzungen in größerem Maßstab ganz erheblich zur Pazifizierung der Eingeborenen beigetragen und einen Fortschritt der Bevölkerung in jeder Beziehung herbeigeführt. Dasselbe würde der Fall sein, wenn ähnliche Anlagen auf Bougainville ins Leben gerufen würden; die Verhältnisse sind dort so günstig, daß, wie ich in der geographischen Schilderung der Insel bereits erwähnte, diese Insel zu einer der blühendsten und ertragfähigsten aller Südseebesitzungen Deutschlands gemacht werden kann.

Der Tod eines Eingeborenen gibt zu manchen Festlichkeiten Veranlassung. Im Norden, d. h. in Nissan, Carteret, Buka und Nord-Bougainville, kennt man zwei Methoden der Bestattung, die Beerdigung (ha zérokere deakui) und das Versenken des Leichnames ins Meer (ahäree kuerre); die letztgenannte Methode ist die am häufigsten angewendete. Festessen und Tänze finden statt, und die Leidtragenden

bemalen das Gesicht mit einer weißen Tonart.* In Süd-Bougainville besteht neben den vorgenannten Methoden noch eine dritte, nämlich die Leichenverbrennung (kasivei). Die Verbrennung ist ein Vorrecht der Vornehmen, der Häuptlinge und Begüterten. Der Scheiterhaufen wird zwischen vier, am oberen Ende manchmal geschnitzten und bemalten Pfählen aufgerichtet, die Leiche darauf gelegt und unter Wehklagen und Trauergeheul der Anwesenden verbrannt. Die Überreste werden gesammelt und in einen irdenen Topf getan; dann wird auf der Verbrennungsstelle, zwischen den vier Pfählen (kakalo) eine Grube gescharrt und der Topf hineingesenkt. Während der ganzen Feier erschallen laute Totenklagen, die erst dann enden, wenn das mittlerweile bereitete Mahl aufgetragen wird. Etwa einen Monat darauf folgt ein zweites Festmahl, und damit ist die eigentliche Feier beendet. Die Begräbnisstelle wird in der Regel mit einem geschnitzten und bemalten Bretterzaun umgeben** und mit buntblätterigen Pflanzen dekoriert. Bei dem Tode eines Vornehmen wird ein Sklave getötet; der Leichnam bleibt unverscharrt, wird aber nicht verspeist.

Auf unseren deutschen Salomoinseln finden wir, wie fast überall auf den melanesischen Inseln, die Institution der Geheimbünde der Männer, verbunden mit Maskierungen der Gesichter und Verhüllung des Körpers. Auf Nissan und Buka finden wir Kopfmasken, denen von Neumecklenburg nicht unähnlich; in Bougainville scheint die Maskierung weniger wesentlich zu sein, wogegen dort die Geheimbünde in vollem Flor stehen. In der Abteilung über die Geheimbünde (Abteilung VIII) werden die Verbindungen von Buka und Bougainville ausführlich besprochen werden.

Allgemein verbreitet ist die Ansicht, daß die Salomoinsulaner ohne Ausnahmen Kannibalen sind. Auf Nissan ist Kannibalismus allgemein; auf Carteret herrscht diese abscheuliche Sitte nicht, wohl deshalb, weil auf den kleinen Inseln die geringe Bevölkerung unter sich in vielfacher verwandtschaftlicher Beziehung steht. Auf Buka und in Nord-Bougain-

* Siehe meine Photographie in Hugo Zöller, „Deutsch-Neuguinea", Seite 352. Die im Mittelgrunde stehenden Weiber tragen die weiße Trauerbemalung.

** Guppy, „The Solomon Islands", Seite 51. Das Bild stellt ein Grab dar zwischen den vier noch aufrechtstehenden kakalo.

ville ist Kannibalismus allgemein, dagegen fehlt derselbe vollständig auf der südlichen Hälfte von Bougainville, deren Bewohner mit Abscheu auf ihre nördlichen Nachbarn blicken. Zieht man eine Linie quer durch Bougainville, etwa von der Arawabucht im Osten bis zur Kaiserin-Augusta-Bucht im Westen, so bildet diese annähernd die Südgrenze der Anthropophagie. Nach meinem Dafürhalten sind die Küstenbewohner die ärgsten Anthropophagen, die sich zu gemeinsamen Menschenjagden

Abb. 77. **Verbrennung einer Leiche in Kieta auf Bougainville.**

verbinden, namentlich um die Inlandbewohner in ihren Dorfschaften und Pflanzungen zu beschleichen. Auf meinen Reisen in den Salomoinseln habe ich verschiedentlich solche Expeditionen angetroffen, deren Teilnehmer allerdings behaupteten, daß sie zu einem Fest gingen oder von einem solchen zurückkehrten. Das Fest war selbstredend ein Kannibalenschmaus. Von einzelnen Dörfern auf der Ostseite von Bougainville weiß ich bestimmt, daß sie regelmäßige Menschenjagden nach dem Innern unternehmen und die heimgebrachte Beute, sowohl die tote wie die lebendige, nach entfernteren Gegenden verkaufen.

Auf der kleinen Insel Pinepil, nördlich von Nissan, trennt man den Kopf vom Rumpfe, und nachdem das geröstete Fleisch abgenagt ist, wird ein künstliches Gesicht aus den zerstoßenen Kernen von Parinarium laurinum über die Gesichtsknochen geformt. Solche Schädel werden als Erinnerungszeichen in den Hütten aufbewahrt. In Buka und Bougainville wird als Erinnerungszeichen der Unterkiefer des Verspeisten aufbewahrt, in den Häuptlingshütten sieht man nicht selten ganze Reihen dieser Trophäen auf einer der Dachlatten nebeneinander stecken. Fast jeder Häuptling hat unweit seiner Wohnung einen eigenen Festplatz für diese scheußlichen Schmäuse; Knochenreste und zerschlagene Schädel in großer Anzahl beweisen nur zu deutlich, daß die Feste nicht zu den Seltenheiten gehören. Die Weiber und Kinder verzehren ihren Teil so gut wie die Männer, jedoch ist es ihnen verwehrt, den Platz, wo die Leichname verteilt werden, zu betreten.

Der Kannibalismus hat hier, ebensowenig wie in anderen Gegenden der Welt, seinen Ursprung in der Abwesenheit anderer animalischer Nahrung. Religiöse Vorstellungen sind bei den Salomoniern wohl ebensowenig die Veranlassung. Ich habe häufig von Insulanern, die in Zank geraten waren, den Ausruf gebrauchen hören: „Ich habe deinen Vater (Mutter, Bruder, Schwester) gegessen!" Diese Höflichkeit hatte immer einen erneuerten heftigen Ausbruch des Zankes zur Folge, weil die Behauptung einen Ausdruck der tiefsten Verachtung in sich schließt. Ursprünglich ist daher wohl das Verspeisen der erschlagenen Feinde als ein Ausdruck für die schimpflichste Erniedrigung, die ihm oder seiner gesamten Sippe angetan werden konnte, anzusehen. Aber nirgends bewahrheitet sich das alte Sprichwort: „Der Appetit kommt mit dem Essen!" besser wie hier, denn Menschenfleisch bildet für viele einen begehrten Leckerbissen, und Erschlagene aus weit entfernten Gegenden, die man nie gesehen, mit denen man nie weder friedlich noch feindlich verkehrte, werden des Fleisches wegen angekauft und verspeist.

Europäische Einflüsse haben bisher nichts gegen den Kannibalismus der Salomonier ausrichten können. Mir sind Fälle bekannt, in denen Jünglinge, die auf den Pflanzungen in Neupommern drei Jahre als tüchtige und zuverlässige Arbeiter gedient hatten, sich bereits vor der Rückkehr in die Heimat verabredet hatten, sofort nach Ankunft einen Streifzug zu unternehmen, um sich den langentbehrten Genuß wieder

zu verschaffen. Vor Jahren überraschte ich in einem Dorfe der Gazellehalbinsel ein Kannibalenfest; die Eingeborenen waren bei meinem Herannahen geflohen, die mich begleitenden Bukaleute witterten jedoch den Braten und waren aufs höchste entrüstet, als ich ihnen nicht erlauben wollte, den Leckerbissen an Ort und Stelle zu verspeisen, sondern denselben in Kokosblätter einhüllen und abseits im Walde einscharren ließ. Ich bin fest überzeugt, daß sie diese unnütze Verschwendung niemals begriffen und mir niemals ganz vergeben haben.

Der Kannibalismus ist selbstredend eine der Hauptveranlassungen zu den fortwährenden gegenseitigen Feindseligkeiten; die Besiedlung durch Weiße würde schnell eine Änderung zum Besseren hervorrufen, wie sie tatsächlich in einem großen Teil der Gazellehalbinsel bereits seit Jahren eingetreten ist.

Im südlichen Bougainville gewahrt man in den öffentlichen Versammlungshäusern einzelne oder mehrere Schädel. Diese sind Schädel erschlagener Feinde und eine Erinnerung an den errungenen Sieg, nicht an ein Kannibalenfest. Die Körper der erschlagenen Feinde werden im Triumph nach der Dorfschaft gebracht, mehrere Tage öffentlich ausgestellt und dann verscharrt.

Auf der schwarzen oder schwarzbraunen Haut der Salomonier würde eine Tätowierung keine sichtbaren Spuren hinterlassen; man ist daher auf die Sitte des Skarifizierens der Haut gekommen, d. h. man ritzt mit einem scharfen Instrument die Haut auf, so daß nach der Heilung sichtbare Narben entstehen, welche verschiedene Muster bilden. Die Knaben werden im Alter von sieben bis elf Jahren skarifiziert, und das Muster erstreckt sich über Gesicht, Nacken und Schulterblätter (Meyer und Parkinson, „Album von Papuatypen", Band I, Tafel 26 und 27); die Skarifizierung der Weiber erstreckt sich außerdem über den ganzen Rücken, über Teile der Brust, des Bauches und der Lenden. Die Prozedur wird mit einer scharf geschliffenen Muschel ausgeführt und soll sehr schmerzhaft sein; die Vernarbung der Wunden verläuft nicht selten unregelmäßig, es entstehen Eiterungen, welche das Muster zerstören und nach der Heilung statt dessen unschöne Wülste und unregelmäßige Narben erzeugen. Eine gut geheilte Skarifizierung, welche die Linien des Musters klar und deutlich zeigt, ist die größte Zierde der Männer wie der Weiber; die letzteren steigen je nach der Schönheit des Musters im Preis. In

dem Album von Philippinentypen von A. B. Meyer, Tafel 10, sind zwei skarifizierte Negritos aus Casiguran auf Ost-Luzon abgebildet; die freilich nicht sehr deutliche Skarifizierung des Weibes erinnert auffallend an die der Bukaweiber.

Musik, Gesang und Tanz der Salomonier gehören teilweise zu dem Eigentümlichsten, was man in dieser Art bei Melanesiern antrifft. Die Musik muß im Vergleich mit den Leistungen anderer Südseevölker entschieden auf eine hohe Stufe gestellt werden; Gesang und Tanz sind dagegen in vielen Fällen sehr primitiv, obgleich auch hier Leistungen zutage treten, welche eine bedeutende musikalische Begabung bekunden und von einem entwickelten Gehör für Takt und Rhythmus zeugen. Zunächst will ich die Musikinstrumente kurz beschreiben; dieselben bestehen aus Trommeln von der gewöhnlichen Art, d. h. es sind ausgehöhlte Abschnitte von Baumstämmen, welche auf der oberen Seite einen Schlitz haben; der Ton wird durch leichtere und schwerere Stöße gegen die Wandung etwas unterhalb des Schlitzes mittelst eines oder mehrerer, zu einem Bündel zusammengeschnürter Rotangstöcke erzeugt. Diese Trommel, tui, erzeugt einen weithin schallenden dröhnenden Ton und dient, wie in anderen Gegenden, zum Signalisieren. Die über andere Teile Melanesiens so weit verbreitete sanduhrförmige, an einem Ende mit Monitorhaut bespannte Trommel kommt hier nicht vor. Neben den Trommeln kommen Panflöten aus Bambusrohr, kohe, zur Verwendung. Ein Konzert auf Panflöten darf als eine für ein Naturvolk ziemlich hohe musikalische Leistung hingestellt werden. Die Flöten sind nicht nur auf Oktaven gestimmt, sondern haben eine Tonreihe von vier bis sechs ganz bestimmten Tönen (Meyer und Parkinson, „Papuatypen", Band I, Tafel 29, bringt eine solche Kapelle zur Darstellung).

Die Instrumente, welche bei den Geheimbünden verwendet werden und als heilig gelten, erwähne ich anderswo (Abteilung VIII).

Neben sehr wohlklingenden, melodischen Gesängen, welchen ein bestimmter Text zugrunde liegt, kommen ferner als Lieblingsgesänge des Volkes, ich möchte sie fast Nationalgesänge nennen, musikalische Produktionen vor, welche, da ihnen keine artikulierten Worte untergelegt sind, höchstens als eine Art melodischen Gejohles bezeichnet werden können. Eine Melodie ist nicht zu verkennen, auch kehren gewisse mehrstimmige Akkorde regelmäßig wieder, aber ich zweifle daran, daß es

möglich wäre, das Ganze in unserer Notenschrift wiederzugeben. Ganz ähnlich verhält es sich mit den Tänzen; neben solchen mit vorzüglichem Rhythmus und mit einem festen Takt, nach welchem jede Bewegung abgemessen ist, kommen auch solche vor, welche im Grunde nur aus einer Reihe von exzentrischen takt- und regellosen Sprüngen bestehen. Dieser Tanz und der entsprechende johlende Gesang haben etwas so unbeschreiblich Wildes, daß den Zuschauer manchmal eine Gänsehaut überläuft; namentlich wenn man dieselben in der Heimat der Eingeborenen aufgeführt sieht, vielleicht als einziger weißer Zuschauer.

Denke man sich einen offenen Dorfplatz, umgeben von den niedrigen Hütten der Eingeborenen, die Dunkelheit erhöht durch Palmen und andere mächtige, dichtbelaubte Bäume. In weitem Kreise hocken und liegen die nackten Gestalten, beleuchtet von dem flackernden Schein eines Feuers. Lautlos treten vier oder fünf ältere Männer in die Mitte, Speere, Bogen und Pfeile in den Händen; bald gesellen sich zu ihnen die jüngeren Männer, welche sich in Reihen aufstellen, die radienförmig von dem aus den alten Männern bestehenden Zentrum ausgehen; an der äußeren Peripherie rangieren sich die halbwüchsigen Knaben. Nun beginnen die Alten in der Mitte ihr eintöniges Gejohle, allmählich fallen die jungen Männer und die Knaben mehrstimmig ein, und gleichzeitig beginnt der ganze Knäuel sich langsam um den Mittelpunkt zu bewegen. Bald beschleunigt sich das Tempo, die Tänzer am Außenrande müssen gewaltige Sprünge machen, um mitzukommen; zwischenhinein ertönen schrille Pfiffe, die Tänzer klappern mit den Waffen, schnellen sich hoch empor, und die Aufregung steigert sich allmählich dermaßen, daß einzelne Tänzer, in Schweiß gebadet, aus dem dichten Haufen der Tanzenden hervorstürzen und sich in wilden Verzückungen auf dem Erdboden wälzen.

Noch wilder gestaltet sich dieser Tanz, wenn daran die Panflöten und Holztrommeln teilnehmen. Die Musiker mit den über meterlangen tiefgestimmten Flöten bilden das Zentrum, ringsherum gruppieren sich die Tänzer, wie vorher beschrieben, teilweise kleinere Panflöten in den Händen. Zu dem ohrzerreißenden Gejohle gesellt sich nun die Flötenmusik, bald fällt eine Holztrommel ein, dann mehrere, und der Lärm steigert sich schnell zu einem unbeschreiblichen Getöse der wildesten Art.

Vor Jahren war ich auf einer der kleinen, dichtbevölkerten Inseln im Carolahafen Zeuge eines solchen nächtlichen Tanzes, und der Eindruck wird mir unvergeßlich bleiben. Mit gespannten Nerven und angehaltenem Atem genoß ich das wilde Schauspiel, und nach Schluß der Vorstellung beruhigten sich die Nerven erst allmählich durch lange und tiefe Atemzüge. Während eines langjährigen Aufenthaltes auf den verschiedenen Südseeinseln habe ich die verschiedensten Tänze zu beobachten Gelegenheit gehabt, aber keiner derselben hat auch nur annähernd etwas so Wildes und Schauerliches wie dieser Salomoniertanz.

Über den Häuserbau kann ich mich kurz fassen. Im Norden von Bougainville und auf den kleineren Inseln stehen die Hütten auf ebener Erde; sie sind 3 bis 4 Meter breit und dementsprechend drei- oder viermal so lang. Die Wände sind etwa 1 Meter hoch, darüber wölbt sich das schwach gebogene Dach, hergestellt aus den Blättern einer Palmenart (Phytelephas) oder aus Kokosblättern (Tafel 34). Das Innere ist durch zwei oder mehr Querwände in Abteilungen geteilt. Im Süden von Bougainville ist auf der Küste eine wohl aus den weiter südlich gelegenen Inseln adoptierte Bauart üblich; die Hütten stehen hier auf hohen Pfählen, die zwischen sich einen unteren freien Raum lassen. Daneben treten in diesem Teil von Bougainville auch die sogenannten Tabuhäuser auf (Abbildung bei Hugo Zöller, „Deutsch-Neuguinea", Seite 368, nach einer von mir aufgenommenen Photographie). Diese Tabuhäuser sind Versammlungsplätze der Männer, hier empfängt man Besucher, hier hält man Festlichkeiten und Schmäuse ab, bei denen die Weiber ausgeschlossen sind, wie ihnen überhaupt das Betreten dieser Häuser verboten ist. Irgendwelche Geheimnisse bergen dieselben nicht; sie sind wohl aus dem Bedürfnis entstanden, die oft recht lästige Weibergesellschaft fernzuhalten. Diese Versammlungshäuser sind mit großer Sorgfalt gebaut, namentlich sind die Pfeiler, welche das Dach tragen, sowie die Querbalken häufig künstlerisch geschnitzt und bemalt. An Stellen, wo man keine Tabuhäuser hat, vertreten die großen Kanoehäuser denselben Zweck.

Von einer Kleidung kann kaum die Rede sein; heutzutage sieht man in den Stranddörfern die von den Weißen eingeführten Lendentücher, doch sind dieselben bei weitem nicht allgemein gebräuchlich. Die Inlandbewohner gehen sämtlich völlig nackt, und es ist zu bewundern,

wie sie in diesem Zustande die niedrige Temperatur ertragen können, welche namentlich nachts in ihren manchmal bis 1500 Meter über Meereshöhe gelegenen Hütten empfindlich kalt ist.

Die jungen Männer tragen häufig einen aus buntgefärbten Fasern geflochtenen Gürtel, der die Taille so fest umschließt, daß es unbegreiflich erscheint, wie sie eine solche Einschnürung zu ertragen vermögen. Rotgefärbte Rotangstreifen, lange Schnüre aus aneinander gereihten kreisrunden Muschelplättchen, schwarze und weiße Streifen ineinander geflochtener Pandanusblätter haben denselben Zweck. Die jungen Mädchen tragen, wenn sie nicht ganz nackt gehen, eine dünne Schnur um die Hüften, an der vorn ein buntes, in der Regel ein rotes Dracänenblatt als leichte Bedeckung der Scham hängt. Verheiratete Frauen tragen einen Lendenschurz aus Faserstoff, der bis ans Knie reicht; der Schurz wird von einem etwa handbreiten Gürtel festgehalten, der häufig aus bunten Faserstoffen geflochten und mit zierlichen Mustern versehen ist. Als Schutz gegen Sonne und Regen tragen die Weiber ein aus Pandanusblättern gefertigtes Kleidungsstück; dasselbe ist ein etwa einen Meter im Viereck haltendes Quadrat, in der Mitte zusammengefaltet und an einem Ende zusammengenäht; dies bildet eine Kappe, welche über den Kopf gelegt wird, das breitere, untere Ende schützt den Rücken (Tafel 33). Die verheirateten Frauen legen diese Kappe an, sobald ein Fremder sich nähert. Diese Kappen sind häufig aus rotgefärbten und naturfarbigen Pandanusblattstreifen hergestellt und mit roten, schwarzen und gelben Pandanusfasern bestickt, so daß zierliche, regelmäßige Muster entstehen. In Süd-Bougainville tragen Männer wie Weiber, namentlich die letztgenannten, ein großes getrocknetes Blatt einer Art von Fächerpalme, dessen Ränder mit zierlichen Mustern bestickt sind. Dies Blatt hält man in der Hand oder unter dem Arm und bedeckt damit die einzelnen Körperteile je nach Belieben.

Schmuck ist bei den Bewohnern der deutschen Salomoinseln nicht so reichlich wie wohl bei anderen Melanesiern. Rote Hibiskusblüten sind allgemein als Schmuck des krausen Kopfhaares beliebt, und einen effektvolleren Schmuck kann man sich kaum denken. Wenn der Krieger in den Kampf zieht, dann hängt er sich ein Büschel von gelb und rot gefärbten Blattstreifen um, so daß das Bündel über den Rücken herabhängt. Dieser Schmuck (kehala) ist zugleich ein Talisman, der

den Träger beschützt. Als Kampfschmuck wird in den Haaren ferner ein Büschel weißer Kakadufedern befestigt.

In dem durchbohrten Nasenseptum tragen die meisten Männer einen 10 bis 13 Zentimeter langen, an beiden Enden zugespitzten Tridacnapflock (huin). Ohrringe oder Ohrgehänge sind nicht häufig, man gewahrt sie hin und wieder; sie sind anscheinend eine Zierde der Männer.

Brustschmuck in zwei verschiedenen Formen wird von den Männern, wenn auch nicht gerade häufig getragen. Kreisrunde Tridacnaplatten mit aufgelegter durchbrochener Schildpattplatte wurden früher von Neumecklenburg über Nissan importiert, jetzt werden sie von den Arbeitern auf den Pflanzungen eingehandelt und in die Heimat gebracht; an Ort und Stelle ahmt man sie auch wohl nach, in welchem Falle die Schildpattplatte nie die vorzügliche Ausführung zeigt wie bei den aus Neumecklenburg importierten Exemplaren. Andere kreisrunde, manchmal auch längliche Tridacnaplatten sind mit einem eingravierten, stilisierten Fregattvogel ornamentiert; diese in Buka und Bougainville selbst angefertigten Platten (kini) stehen in hohem Ansehen und werden nur von einzelnen Künstlern hergestellt. (Meyer und Parkinson, „Papua-Album", Band II, Tafel 45.)

Ein anderer, äußerst seltener und ungemein kostbarer Brustschmuck, kiá genannt, von dem der verstorbene Häuptling Goroi auf den Shortlandinseln mehrere Exemplare besaß, besteht aus einem aus verschiedenfarbigen Muschelplättchen zusammengesetzten Rechteck von etwa 15 Zentimeter Seitenlänge, von dessen unterem Rande lange Schnüre aus ebensolchen Muschelscheibchen herabhängen. Am entgegengesetzten Rande des Viereckes bilden ähnliche Schnüre einen Ring, durch den der Träger den Kopf steckt. Der Schmuck scheint nicht auf den nördlichen Salomonen heimisch zu sein, sondern ist vermutlich auf dem Handelswege von Süden her eingeführt. (Abb. 78.)

Armringe aus Tridacna kommen in zwei Formen vor; solche mit kreisrundem Durchschnitt werden aus dem Süden über die Shortlandinseln eingeführt; die breiten und dicken Armringe mit einer tiefeingeschnittenen Kerbe auf der Außenseite werden über Pinepil und Nissan importiert und namentlich auf der Insel Tanga hergestellt.

Ziemlich rohe und oberflächlich geschliffene Armringe aus Trochus werden ebenfalls getragen. Höher geschätzt werden jedoch die gefloch-

tenen Armbänder (basbas) mit aufgenähten bunten Mustern in Rot und Gelb. Beachtenswert sind auch die fein geflochtenen Armbänder, deren Anfertigung insofern merkwürdig ist, als sie gewissermaßen einen Übergang vom Flechten zum Weben bildet, wenn sie nicht als Überrest einer früher gekannten Webekunst anzusehen ist*. Man übt diese Kunst in Nord-Bougainville, Buka und Nissan. Der dazu verwendete Apparat wird paggo genannt.

Die Männer, namentlich die Jünglinge, verwenden auf ihre Haarfrisur eine große Sorgfalt; das krause Haar wird mit einem spitzen Stöckchen aufgestochert und die Haarspitzen sorgfältig gestutzt, so daß eine ebenmäßige, kugelige Frisur entsteht; dieselbe wird gelegentlich ganz oder teilweise grün oder rot gefärbt. Kalk wird zum Einreiben der Haare nie gebraucht. Die Weiber verwenden nur in der Jugend einige Kunst auf ihre Frisur; im Alter ist der Kopf meistens

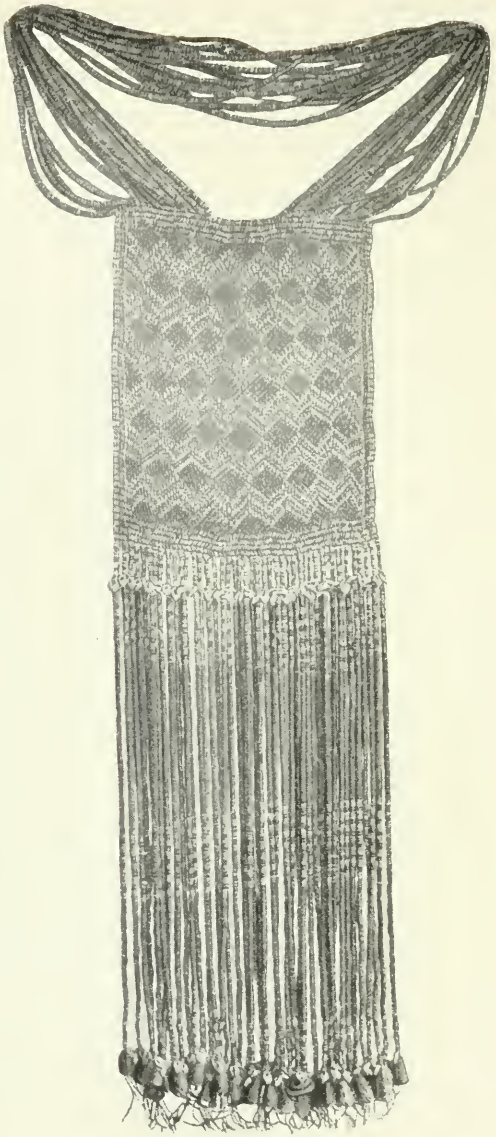


Abb. 78. **Sehr seltener Häuptlingsschmuck aus kleinen Muschelplättchen.**

* Vgl. darüber die Abhandlung von Dr. Danneil im „Internationalen Archiv für Ethnographie", Band XIV.

kahl geschoren oder die Kopfhaare mit braun oder schwarz gefärbtem Lehm zu breiten, flachen Zotteln geformt.

Bemalung des Gesichtes und der Ohren mit roter oder weißer Farbe ist allgemein üblich. Junge Stutzer mit einer aufgestocherten, kugeligen Haarfrisur malen häufig einen schmalen roten oder weißen Streifen von Ohr zu Ohr über die Stirn, dort wo der Haarwuchs ansetzt; so einfach dieser Schmuck auch erscheint, so effektvoll ist er auf der dunkeln Haut.

Geld finden wir in verschiedenen Formen auf Bougainville wie auf den kleineren Inseln. Im Norden sind zwei Sorten Geldschnüre gangbar, beide aus Zähnen hergestellt (reki und baiu). Reki besteht aus den Zähnen des fliegenden Fuchses, baiu aus Delphinzähnen. Die Zähne sind am Wurzelende durchbohrt, auf einen starken Faden in kleinen Abständen aufgereiht und dann durch Längsfäden und Umwicklung mit feinerer Faserschnur so arrangiert, daß sie kammartig nach einer Seite gerichtet sind. Daneben ist eine Geldsorte im Gebrauch, welche namentlich von den Carteretinseln importiert und biruan genannt wird. Dies sehr hochgeschätzte Geld besteht aus braunroten, weißen und bläulichweißen Muschelplättchen. Zum Durchbohren dieser Plättchen bedient man sich auf Carteret eines primitiven Drillbohrers. Im Süden von Bougainville trifft man ein ähnliches Geld aus braunroten Muschelplättchen (mismis), und in dem Kronprinzengebirge ist eine weitere Art in Umlauf (áputa), bestehend aus aufgereihten kleinen Connsschnecken, deren Enden abgeschlagen sind. Das mismis wird von den weiter nach Südosten liegenden Inseln über die Shortlandinseln eingeführt; das áputa wird auf den Shortlandinseln gemacht.

Auf der Insel Nissan ist im dortigen Lokalverkehr eine Geldsorte gangbar, die von den vorher beschriebenen Arten recht abweicht (Tafel 35). Sie besteht aus doppelt faustgroßen Stücken der Tridacnaschale, die in der Mitte durchbohrt und auf den Außenseiten sorgfältig geglättet und poliert werden. Herr von Luschan erwähnt in „Beiträge zur Völkerkunde der Deutschen Schutzgebiete", Seite 74 und 75, diese durchbohrten Tridacnastücke und ist anscheinend der Ansicht, sie seien Armringe in einem gewissen Stadium der Herstellung. Dies ist jedoch nicht der Fall; sie werden in dieser bestimmten Form ausschließlich als Geld (kuamanu) verwendet und niemals weiter bearbeitet. Die Durchbohrung

dieser Stücke ist charakteristisch. Nachdem ein kuamanu aus dem dicken Schlußteil einer Tridacnaschale roh zugehauen ist, schleift man das Stück durch Reiben mit Sand und Wasser auf einem harten Korallenblock ab, so daß es eine sphärische Form erhält. Das Bohren erfolgt auf beiden abgeplatteten Enden derart, daß man mit einem harten Stein oder mit einem Tridacnasplitter eine Vertiefung hervorbringt, soweit dies möglich ist. Dann wird das Bohren weiter geführt durch ein Stück Bimsstein, das man in ein Stückchen Bambusrohr einklemmt. Durch fortwährendes Drehen des Stöckchens vertieft man das angefangene Loch allmählich von beiden Seiten, bis der Stein ganz durchbrochen ist. Die Bimssteinstücke werden vom Meere angeschwemmt und sorgfältig gesammelt; es erfordert viele Schleifstücke und einen ziemlichen Zeitaufwand, ehe ein glattes, durchgehendes Loch hergestellt ist; aber Zeit hat bei den Insulanern keinen besonderen Wert. Ein vollständig durchbohrtes und poliertes kuamanu repräsentiert daher einen bedeutenden Aufwand von Zeit und Arbeit, der kaum im Verhältnis steht zu dem imaginären Wert des Stückes. Bei festlichen Gelegenheiten wird dies Geld ausgestellt, gewissermaßen als Renommierstück des Eigentümers.

Im Verkehr der Eingeborenen unter sich vertreten die vorgenannten Gegenstände das Geld der zivilisierten Völker; ein Strang Zahngeld hat einen ganz bestimmten Wert, ebenso das Muschelgeld und das Tridacnageld. Daneben dient jedoch alles Eigentum der Eingeborenen als Tausch- und Zahlmittel. Armringe, Bogen und Pfeile, Speere, Töpfe, kurz alles, was ein Eingeborener besitzt, dienen als Tauschmittel, selbst Menschen; so z. B. wanderten vor wenigen Jahren zwei junge Nissanmädchen als Tauschobjekt gegen ein großes Kriegskanoe nach Buka.

Hausrat in unserem Sinne belästigt den Salomonier nur in geringem Grade. Tische und Stühle besitzt er nicht, ebensowenig Schränke und Truhen zum Aufbewahren seiner Schätze; ein Bett kennt er nicht, in den meisten Fällen schläft er auf der bloßen Erde oder auf einer Kokosmatte; wird er sehr luxuriös, so stellt er sich ein Schlafgerüst her aus nebeneinandergelegten Bambusrohrstücken oder aus alten Kanoeplanken und schläft darauf so sanft wie ein verwöhnter Europäer auf einem Eiderdaunenpfühl. Ist er durch irgendeinen Umstand zu einem

Umzug gezwungen, dann werden die wertvollsten Gegenstände im Handumdrehen zu Bündeln verschnürt und von den Weibern davongetragen.

Sehen wir uns jedoch das Anwesen eines Insulaners an, um uns mit seinem Hausrat vertraut zu machen. Derselbe besteht fast ausschließlich aus Gegenständen zum Herrichten der Nahrungsmittel. In erster Linie beanspruchen die Töpferwaren unsere Aufmerksamkeit. Den Weibern liegt die Anfertigung derselben ob; sie holen den geeigneten Lehm, trocknen und zerstoßen ihn und entfernen alle darin enthaltenen Steinchen; dann wird der pulverisierte Lehm mit Wasser benetzt, zwischen Steinen bearbeitet und geknetet, bis daraus eine vollständig homogene Masse entstanden ist, und nun geht's an die Arbeit. Das Handwerksgerät ist sehr einfach; es besteht aus einer hölzernen Spachtel und einem runden oder ovalen, glatten, faustgroßen Stein. Ein Lehmklumpen wird nun mit der befeuchteten Spachtel zu einer kleinen Scheibe ausgeklopft; daran werden weitere Lehmklümpchen gelegt und flach geschlagen, wobei die eine Hand auf der Innenseite den runden Stein fest andrückt, um der Spachtel den nötigen Widerstand zu leisten. In dieser Weise werden der Boden und die Wände des Topfes allmählich aufgebaut und mit den beiden Instrumenten außen wie innen geglättet. Die Töpferin hat in der Regel mehrere Töpfe auf einmal in Arbeit, damit der fertiggestellte Teil ein wenig antrocknet, während ein anderer Teil in Arbeit ist. Vor einigen Jahren wurden mir Photographien von Topfscherben zugesandt, welche auf der Innenseite deutliche Abdrücke von Fingernägeln trugen. Diese Scherben waren in schweizerischen Pfahlbauten gefunden, und die Abdrücke der Fingernägel sind wohl dadurch entstanden, daß die Töpferin das Gefäß über die zusammengeballte Hand formte, ohne den Stein zu gebrauchen, wie die Töpferinnen der Salomoinseln.

Ist das Gefäß fertig geformt, dann wird es im Schatten langsam getrocknet und schließlich im Feuer gehärtet. Zu diesem Ende wird auf dem Erdboden ein leichtes Feuer gemacht, darauf stellt man das Gefäß, richtet brennende Holzscheite ringsherum auf und unterhält mehrere Stunden lang ein ziemlich scharfes Feuer; der Topf bleibt an Ort und Stelle stehen, bis er ganz abgekühlt ist; er ist dann hart gebacken und zum Gebrauch fertig. Eine Glasur der Töpfe hervorzubringen versteht man nicht.

Tafel 32. Dorfszene am Ernst-Günther-Hafen. Nord-Bougainville.

Die Form der Töpfe ist in Nord- und Süd-Bougainville verschieden. Im Norden ist die Form konisch, die Seitenwände schwach nach außen gewölbt, die Öffnung weit und ohne Ausbuchtung; im Süden sind die Gefäße kugelig, die Öffnung verengt und mit einem breiten, nach außen gekehrten Rand versehen.

In der Neuzeit haben die Salomonier sich auf die Verfertigung von tönernen Tabakspfeifen gelegt. Vor etwa 15 Jahren waren dieselben noch sehr primitiv; der Pfeifenkopf war zwar gut geformt, man hatte aber Schwierigkeiten, einen genügend langen Stiel herzustellen. Die alten Exemplare waren daher im Grunde nur tönerne Pfeifenköpfe mit einem Stielansatz, woran man dann für den Gebrauch ein dünnes Stückchen Bambusrohr befestigte. Heute verfertigt man jedoch Tonpfeifen aus einem Stück mit 10 bis 14 Zentimeter langem Stiel und ornamentiert den Kopf mit eingeritzten Zickzacklinien.

Zum Zerstampfen der gekochten Taroknollen bedient man sich eines tiefen Holzmörsers, dessen unteres Ende eine zapfenartige Verlängerung hat, um das Gerät in den Erdboden fest aufrecht zu stellen; als Stampfer dient ein dicker Stock. Die Außenseite des Mörsers (mamoro) ist häufig bemalt und mit flachen, eingeschnitzten Ornamenten versehen.

Um die harte Schale der von allen Melanesiern so hoch geschätzten Canarinüsse zu zerschlagen, bedient man sich eines schweren, steinernen Stößels (kukono; Abb. 79), der nicht selten sorgfältig glatt geschliffen ist und dessen Handhabe einen ebenso sorgfältig hergestellten Knauf besitzt. Die Nüsse werden auf ein kreisrundes flaches Brett (mamara) gelegt und mit dem kukono zerschlagen.

In Süd-Bougainville, vom Dorfe Toboroi an, verwendet man zum Auftragen des Essens geflochtene Schüsseln und Körbe von verschiedener Form; man hat flache Schüsseln (dara) mit schmalem, schrägen Rand, tiefe Schüsseln mit hohem Rand (doado) und zierliche ovale Henkelkörbchen (koko).

Überall auf den Inseln verwendet man ferner aus Kokosblättern geflochtene Körbe der verschiedensten Größe, in deren Herstellung die Eingeborenen eine erstaunliche Virtuosität entfalten.

Vor noch kaum 25 Jahren lebten die Eingeborenen, namentlich die der großen Insel Bougainville, noch völlig in der Steinzeit; seit jener Zeit hat sich stetig und unaufhaltsam der Übergang in die Eisenzeit

vollzogen. Wohl nirgendwo wird man heute Eingeborene finden, selbst nicht in den entferntesten Bergdörfern, denen Eisen und eiserne Geräte unbekannt sind. Überall in den Strand- und Küstendörfern sind die alten Steingeräte bereits ganz verschwunden; die junge Generation weiß kaum noch, daß ihre Voreltern statt der eisernen Axt und den langen Buschmessern noch Steingeräte handhabten und damit ihre Arbeiten genau so zierlich und sorgfältig herstellten wie heute mit den weit vollkommeneren Geräten.

Abb. 79. **Steingeräte von den Salomoinseln** (Stößel).

Die Steinklingen der Äxte wurden früher ausschließlich auf Bougainville hergestellt, von wo sie auf dem Wege des Tauschhandels nach Buka, Nissan und Carteret gelangten.

Im Norden sind zwei verschiedene Klingen im Gebrauch. Die eine Art, welche ich die Bukaform nennen möchte, beträgt in der Länge 21,5 Zentimeter, die gerundete Schneide ist 7 Zentimeter lang; in der Mitte ist die Klinge 9 Zentimeter breit und 5 Zentimeter dick. Etwas oberhalb der Mitte der Klinge ist rings um dieselbe eine etwa 2 Zentimeter breite und $2^1/_2$ bis 3 Millimeter tiefe Furche eingeschliffen. Diese Klingen findet man namentlich auf der Nordwestecke von Bougainville, auf Buka, Nissan und Carteret. Die zweite Klingenform, die in den

Dorfschaften des Kaisergebirges und im Nordosten und Osten von Bougainville vorherrscht, ist etwa 28 Zentimeter lang, die Schneide ist etwa $5^1/_2$ Zentimeter lang, das gegenüberstehende Ende etwa 1 Zentimeter breiter; in der Mitte ist die Breite $7^1/_2$ und die Dicke 6 Zentimeter. Die Ecken der Schneide sowie des Kopfes springen um ein geringes vor und verlaufen leicht geschweift in die Seitenlinien; die ganze Klinge ist ungemein sorgfältig geschliffen und gehört zu den außerordentlichsten Leistungen aller Melanesier.

Eigentümlich ist nun die Befestigung der beiden Klingen im Axtstiel. Derselbe besteht nämlich nicht, wie sonst bei diesen Instrumenten üblich, aus einem knieförmigen Holz, sondern aus einem Stück Rotang, welches zweimal um die Klinge geschlungen und mit dieser fest verschnürt ist, während die beiden freien Enden zu einem etwa 21 Zentimeter langen Stiel verbunden werden, der rechtwinklig zur Klinge steht (Abb. 81).

Abb. 80. **Steingeräte von den Salomoinseln** (Axtklingen).

Im südlichen Bougainville sind weitere zwei Klingen im Gebrauch; eine derselben hat gleichfalls eine Rotangbefestigung, ist jedoch in der Form abweichend; die Klinge ist etwa 19 Zentimeter lang, die Schneide $9^1/_2$ Zentimeter breit, ziemlich stark gekrümmt, das hintere Ende $1^3/_4$ Zentimeter breit, mit einer 3 Millimeter tiefen Kerbe zur Aufnahme der Rotangverschnürung. Am weitesten verbreitet ist hier jedoch eine Klinge, welche mittelst zwei aus Rotangstreifen geflochtenen Ringen an einen knieförmigen Stiel befestigt ist. Auch diese Klingen sind von besonders sorgfältiger Arbeit und variieren bedeutend in der Größe; ich besitze Exemplare, welche 34 Zentimeter lang sind mit einer halbkreisförmigen Schneide von $5^1/_2$ Zentimeter Breite. Die bei der

Befestigung nach außen gekehrte Seite ist mehr konvex geschliffen als die dem Stiel zugekehrte Fläche. Die Klinge verjüngt sich allmählich nach dem hinteren Ende und verläuft in eine kegelförmige, stumpfe Spitze. In den Stranddörfern findet man ähnliche Klingen aus Tridaenaschale.

Verschiedene geschärfte Muschelschalen dienen, oder richtiger dienten als Messer und Schaber, namentlich Austern- und Perlmutterschalen sowie die Schalen einer bestimmten Cyprinaart. Gekrümmte, auf der konkaven Seite geschärfte Eberhauer habe ich ebenfalls als Schaber verwenden sehen, namentlich zum Glätten von Holzgegenständen; verschiedene Arten von Korallen dienen als Raspel. Schleifsteine zum Schärfen der Steinartklingen findet man noch überall in den Dörfern; es sind größere oder kleinere Steinblöcke, in denen durch langjährigen Gebrauch tiefe, muldenförmige Aushöhlungen entstanden sind, und die manchmal aus weit entfernten Distrikten herbeigeschafft worden sind; daneben sind kleine, handgroße Schleifsteine aus einem harten, feinkörnigen Sandstein im Gebrauch, die zum Schleifen und Schärfen kleinerer Gegenstände benutzt werden.

Drillbohrer habe ich auf Carteret wie auf Buka gesehen, und dieselben werden wohl auch auf Bougainville vorkommen. Sie bestehen aus einem Holzstäbchen, etwa 35 Zentimeter lang, von der Dicke eines Bleistiftes; am unteren Ende ist ein Stückchen Quarz eingeklemmt und mit Rotangstreifen befestigt; etwa auf ein Viertel der Länge vom unteren Ende an ist ein zweites Stäbchen, etwa 20 Zentimeter lang, kreuzweise mit dem Bohrstab verschnürt. Dieser wird dadurch in Bewegung gesetzt, daß eine etwa 50 Zentimeter lange Schnur, die mit ihren beiden Enden an einem etwa 20 Zentimeter langen Stäbchen befestigt ist, über eine Kerbe am oberen Ende des Bohrstabes gelegt wird, so daß gleiche Schnurlängen an beiden Seiten des Bohrstabes liegen; die Schnur wird nun durch langsames Drehen des Bohrstabes um denselben gewickelt, mit der rechten Hand drückt man dann das Stäbchen nach unten, während die linke Hand den Apparat in Stellung hält; dadurch erhält das Bohrstäbchen eine rotierende Bewegung, die Schnur läuft ab und wird durch die fortgesetzte Rotationsbewegung nach der anderen Seite wieder aufgewickelt. Die Bohrspitze dreht sich daher bald nach rechts, bald nach links, wobei das Querstäbchen gewissermaßen als Schwungrad wirkt.

Heute sind die vorgenannten Geräte bereits zum großen Teil durch moderne Eisenwerkzeuge ersetzt. In den Küstendörfern kennt die heutige Generation kaum noch das Handwerkszeug der Voreltern; in den Bergdörfern hat sich noch manches erhalten, aber auch hier wird nach wenigen Jahren alles Ursprüngliche verdrängt worden sein.

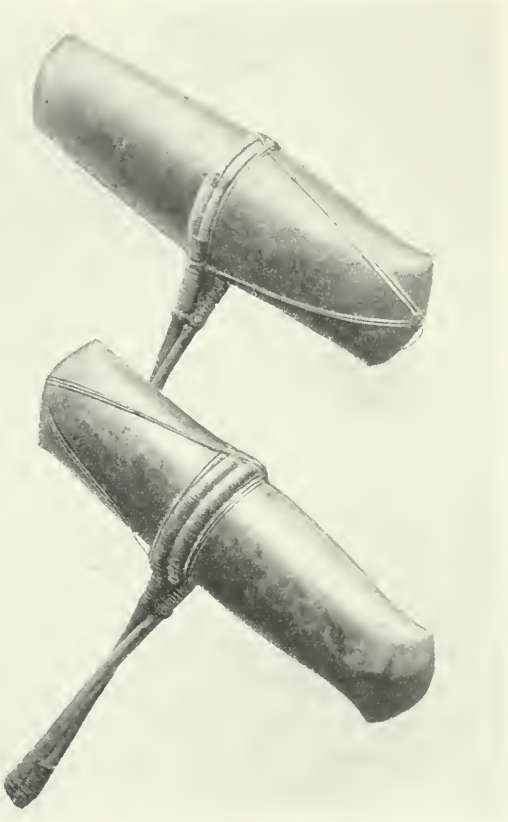


Abb. 81. **Steingeräte von den Salomoinseln** (Steinäxte mit Handhabe).

Ein so kriegerisches Volk wie das der Salomonier verwendet naturgemäß eine außerordentliche Sorgfalt auf Herstellung seiner Waffen. Es ist eigentümlich, daß die Anfertigung derselben nicht überall betrieben wird; ganz bestimmte Gegenden liefern Bogen und Pfeile, andere liefern Speere, und diese Erzeugnisse finden auf dem Handelswege durch Tausch nach weit entfernten Distrikten ihren Weg.

Bogen und Pfeile werden, soweit die deutschen Salomoinseln in Betracht kommen, fast ausschließlich in den Bergdörfern von Bougainville hergestellt; alle derartigen Waffen, die man in den Küstendistrikten der großen Insel sieht, sind von den Bergbewohnern angefertigt. Buka bezieht seinen gesamten Bedarf von Bougainville und verhandelt einen Teil nach den Carteretinseln und nach Nissan. Da der Verkehr mit der letztgenannten Gruppe weder regelmäßig noch häufig ist, so kann es vorkommen, daß dort der Bestand

an Pfeilen gelegentlich sehr gering wird. Dies hat auf Nissan zur Anfertigung eigener Pfeile geführt, welche sich von den Bougainvillepfeilen namentlich durch das Material der Widerhaken und durch die Bemalung der Pfeilspitzen unterscheiden.

Mit den Speeren (Abb. 82) verhält es sich ähnlich. In den Dörfern des Kronprinzengebirges wird in großer Anzahl ein ganz bestimmter Speer angefertigt, der seinen Weg nach Norden bis Buka und Nissan findet, und nach Süden hin bis zur Insel Guadalcanar. Die in den Dorfschaften des Kaisergebirges angefertigten Speere sind in der Form weit mannigfaltiger und leicht von den Speeren des Kronprinzengebirges zu unterscheiden; ihre Verbreitung ist nicht eine so ausgedehnte.

Der Speer des Kronprinzengebirges ist etwa 340 Zentimeter lang; davon kommen 60 Zentimeter auf die eigentliche, ornamentierte Spitze. Der Speer ist aus einem harten Palmenholz hergestellt und im dicksten Teil etwa $2^1/_2$ Zentimeter im Durchmesser; das der Spitze entgegengesetzte Ende ist verjüngt und am unteren Ende etwa 0,5 Zentimeter im Durchmesser. Die Inlandbewohner nennen diesen Speer „kugu"; die verschiedenen Teile der Spitze haben ihre eigenen Bezeichnungen. Zunächst ist die äußerste, etwa $1^1/_2$ Zentimeter lange Spitze sorgfältig mit einem gelben Faserstoff umwickelt; dann folgen sechs Reihen Widerhaken, die zu vieren so angeordnet sind, daß die der Spitze am nächsten stehenden die kürzesten sind. Diese Gruppe von sechs Reihen Widerhaken (manchmal auch nur fünf) wird iruä genannt. Dann folgen zwei Reihen von je vier Widerhaken, bedeutend länger als die Widerhaken des iruä. Diese beiden Reihen werden itina und itina takanne, die einzelnen Widerhaken masinke und mámongke genannt. Die Widerhaken (masinke) der den iruä am nächsten stehenden Reihe sind etwa 6 Zentimeter, die der darauf folgenden Reihe (mámongke) etwa 8 Zentimeter lang. Nach diesen beiden Reihen folgt ein Kranz von vier, etwa 10 Zentimeter langen Widerhaken, die puúgu genannt werden. Zwischen den vier puúgu stehen fünf Kränze von je vier Widerhaken, etwa 0,5 Zentimeter lang, sisika genannt; sie sind durch feine Faserfäden an den Speerschaft befestigt und mit einer Art weißer Tonerde, moruvassi, überstrichen. Die vorbeschriebenen Teile bilden zusammen die eigentliche Speerspitze. Die einzelnen Widerhaken sind aus den Flügelknochen einer Pteropusart angefertigt; das nach außen

gekehrte Ende eines jeden Hakens ist scharf zugespitzt, das innere Ende ist in den Speerschaft eingelassen, mit Faserschnur verschnürt und mit der zerstampften Nuß von Parinarium laurinum (osio) befestigt. Eine braune Erdart, ugura, und eine weiße Tonerde, moruvassi, dienen zum Bemalen dieses Teiles der Speerspitze und der Widerhaken.

Auf diesen bewehrten Teil des Speeres folgt ein ornamentierter Teil, der niemals ganz fehlt, wenn er auch dann und wann nicht ganz ausgeführt ist. Dieser Teil besteht aus vier Abteilungen; zunächst der letzten Reihe von Widerhaken (sisika) folgt eine sauber ausgeführte Umflechtung des Schaftes mittelst 1 Millimeter breiter roter und gelber Pflanzenfasern, rutta und rakagassi genannt. Dieses Flechtwerk bildet eine Reihe von abwechselnd roten und gelben Zickzacklinien, die rings um den Speerschaft laufen. Die Beflechtung selber wird tuu genannt. Auf dieses Flechtwerk folgt eine Schnitzerei, die rings um den Schaft läuft und abgerollt zwei menschliche Figuren erkennen läßt. Dieser Teil heißt kägoi und darf niemals auf einem vollständigen Speer fehlen, ebenso wie der darauf folgende Knopf ūiru. Der ūiru ist ein 3,5 Zentimeter im Durchmesser haltender Knauf aus fest aneinandergedrückten roten und gelblichen Blattfasern. Die gelben Fasern bilden einen etwa 3 Millimeter breiten Mittelring, nach oben und unten von je einer roten Halbkugel begrenzt. Nach diesem Knopf folgt abermals eine Verzierung aus rotem und gelbem Faserstoff, nur laufen die Zickzacklinien nicht rings um den Speerschaft, sondern demselben entlang. Gelegentlich sieht man Speere, bei denen der ganze übrige nun folgende Speerschaft mit solchem roten und gelben Geflecht umhüllt ist, sie sind jedoch recht selten; sie sollen bei bestimmten Festlichkeiten Verwendung finden.

Das geschnitzte Ornament kägoi und die darauf folgende Kugel ūiru haben eine besondere Bedeutung. Kägoi ist ein Geist, und die Schnitzerei versinnbildlicht wohl den Geist, der dem Speere die tödliche Kraft verleiht; die Kugel ūiru ist die Wohnung des Geistes. Dasselbe Ornament kehrt häufig wieder auf den Pfeilschäften, wenn auch nicht immer in voller Ausführung.

In den „Beiträgen zur Völkerkunde" von Professor von Luschan gibt Tafel 38, Figur 1 bis 30, eine Reihe dieser kägoi-Figuren in verschiedener Stilisierung.

Die Speere des Kaisergebirges sind in der Form bei weitem mannigfaltiger, wenn sie auch in Sorgfalt der Ausführung denjenigen des Kronprinzengebirges nachstehen. Wir können dieselben in vier Hauptgruppen einteilen:

Gruppe I: Glatte Speere ohne Widerhaken.

Gruppe II: Speere mit Widerhaken, die aus dem Speerkörper herausgearbeitet sind.

Gruppe III: Speere mit eingesetzten Widerhaken, aus einem anderen Material als der Speerschaft.

Gruppe IV: Mehrzinkige Speere.

Bei allen diesen Speeren ist die Ornamentierung durch Bemalung, durch Schnitzerei und durch Anbringung von Flechtwerk wie durch Umwicklung mit gefärbten Faserbändchen eine äußerst mannigfache. Der eigentliche Speerschaft ist in der Regel rund, jedoch häufig auch viereckig und der ganzen Länge nach mit Pandanusblättern umschnürt. Während im Kronprinzengebirge in der Herstellung ein feststehendes Muster sich geltend macht, scheint im Kaisergebirge ein jeder seiner augenblicklichen Eingebung zu folgen.

Die Hauptwaffe der deutschen Salomonier ist jedoch Bogen und Pfeil. Sie sind überall in den Dorfschaften handgerecht aufgestellt, und man kann sich einen Mann von Buka oder Bougainville kaum ohne diese Waffe in der Hand denken. Ist der Bogen auch nicht gerade immer sichtbar, so bedarf es doch nur der geringsten Veranlassung, um innerhalb weniger Sekunden die Lieblingswaffe schußgerecht hervorzuzaubern.

Eine eingehende Beschreibung aller verschiedenen Bougainvillepfeile würde eine umfangreiche Arbeit sein; die Formen sind so mannigfach und so sehr voneinander verschieden, daß hier eine systematische Einteilung genügen muß. Die nachstehenden drei Gruppen werden alle verschiedenen Pfeilarten umfassen:

Gruppe I: Pfeile mit glatter Spitze:

a) mit runder Spitze;

b) mit eckiger Spitze.

Gruppe II: Pfeile, deren Spitzen mit Widerhaken versehen sind:

a) mit Widerhaken, die aus der Pfeilspitze herausgearbeitet sind;

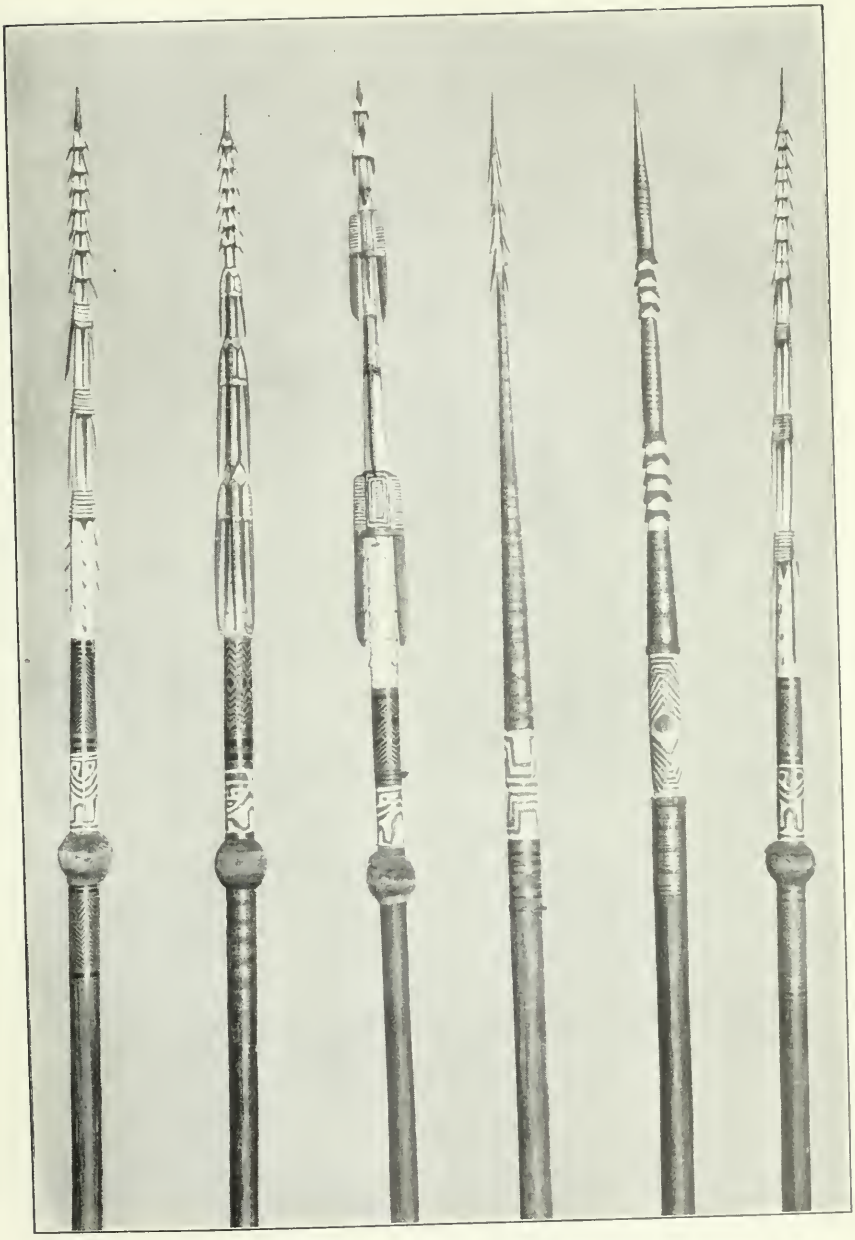


Abb. 82. Speere von den Salomoinseln.

b) mit Widerhaken, die aus einem anderen Material als die Pfeilspitze bestehen, d. h. aus Knochen, Gräten, Dornen usw., und mit der Pfeilspitze durch Umwicklung und Verkittung künstlich verbunden sind.

Gruppe III: Pfeile mit mehreren Spitzen, zum Teil zum Erlegen von Fischen verwendet.

Der Pfeil besteht immer aus zwei Teilen, aus der Pfeilspitze und aus dem Schaft. Die hölzerne Pfeilspitze variiert an Länge von 30 bis 50 Zentimeter; sie ist etwa 3 bis 4 Zentimeter in den Rohrschaft hineingeschoben und mittelst einer Umschnürung von feinen Bastfäden fest damit verbunden; zur weiteren Verstärkung wird die Befestigungsstelle mit der zerstoßenen Fruchtmasse von Parinarium überstrichen.

Vergiftete Pfeile gibt es nirgends in den Nord-Salomonen; der gelbe Faserstoff, mit dem die Pfeile am äußersten spitzen Ende umwunden sind, ist nicht giftig und dient nur zur Erhaltung der sonst leicht zu beschädigenden feinen Spitze.

Der Schaft ist durchschnittlich 1 Meter lang. Er ist am unteren Ende häufig mit feinen Bastfasern umwickelt und mit zerstoßener Parinariummuß beschmiert, um ein Spalten des Schaftes zu verhüten. Das Ende ist in der Regel schwach eingekerbt, um dem Pfeil einen sicheren Stützpunkt auf der Bogensehne zu gewähren.

Die allermeisten Pfeilschäfte zeigen eine eingeritzte, schwarze Zeichnung oberhalb der einzelnen Knoten des Rohres. Diese Zeichnung, korokoroto, ist kein einfaches Ornament, sondern eine Art von Handelsmarke. Die Anfertiger der Pfeile in Bougainville bringen auf den Pfeilschäften diese Marken an, um ihre Herkunft zu bezeichnen. Die Strandbewohner erkennen vielfach an den eingeritzten korokoroto, aus welchen Distrikten die Pfeile stammen.

Der Bogen wird aus dem äußeren harten Holz einer Palmenart angefertigt; er ist in der Regel 2 Meter lang, in der Mitte gegen 4 Zentimeter breit, nach beiden Enden allmählich verjüngt. Die äußere Seite ist flach und fast immer dunkelbraun oder schwarz gebeizt. Die der Bogensehne zugekehrte Seite ist konvex und meistens poliert; der Mitte entlang läuft ein einfacher oder doppelter schwarzer Strich. Die besten Bogen kommen aus dem Kaisergebirge.

Die Bogensehne ist aus starken Pflanzenfasern gedreht und häufig mit dem mehrerwähnten gelben Faserstoff umwickelt, teils als Zierat,

teils um die Sehne gegen Ausfasern zu schützen. Die Sehne ist an einem Bogenende permanent befestigt, das andere Ende ist lösbar, so daß man nach Belieben den Bogen stärker oder schwächer anspannen kann. Der Schütze hält dann den Bogen vor sich, das untere Ende mit der großen Zehe des linken Fußes festhaltend; nun faßt er das obere Ende mit der linken Hand, biegt den Bogen sanft und löst mit der rechten Hand die Sehne, die er nun nach Belieben verkürzt oder verlängert, je nachdem er den Bogen stärker oder schwächer gespannt wünscht.

Beim Gebrauch hält der Schütze den Bogen in der linken Hand, zugleich mit einem Vorrat von Pfeilen. Der Zeigefinger der linken Hand ist vorgestreckt und drückt den Pfeil leicht gegen den Bogen. Die rechte Hand faßt den Pfeil zwischen Daumen und gebogenem Zeigefinger und drückt die Kerbe gegen die Sehne, diese gleichzeitig anziehend. Beim Abschießen wird der Bogen stets so gehalten, daß der Pfeil sich in Augenhöhe des Schützen befindet; der Bogen wird dabei nach Belieben bald senkrecht, bald wagrecht, bald nach rechts oder links geneigt gehalten. Der vorerwähnte schwarze Strich auf der Innenseite des Bogens dient gewissermaßen als Visier, der Schütze bringt stets die Sehne und die genannte Linie in solche Stellung, daß sie sich decken. Die Fertigkeit einiger Schützen ist erstaunlich, und sie verfehlen selten ihr Ziel; von Jugend auf üben sich die Knaben in der Handhabung der Waffe und benutzen für diesen Zweck kleinere Bogen aus Bambusrohr sowie Pfeile aus den Blattrippen der Kokospalmenblätter.

Zum Schutz des linken Armes gegen An- und Rückprall der Bogensehne bedient man sich einer zehn- bis zwölfreihigen Spirale aus Baumrinde, haveloso, welche den Unterarm vom Handgelenk bis zum Ellenbogen umgibt.

Weit geringere Bedeutung als die vorhergenannten Waffen haben die Keulen, die aus hartem Palmenholz angefertigt sind (Tafel 36, Figur 1 bis 3). Ihre Länge beträgt im Durchschnitt 130 Zentimeter. Das Schlagende ist meistens lanzettförmig und macht die Hälfte der ganzen Länge aus; die größte Breite des Schlagendes beträgt etwa $7^1/_2$ Zentimeter; längs der Mitte des lanzettförmigen Blattes läuft eine hervorstehende Mittelrippe bis zur Spitze; das Blatt ist in der Regel auf einer Seite mit einem eingeritzten Ornament versehen. Der

Stiel ist etwa 4 bis 4½ Zentimeter breit und am Ende zugespitzt, häufig mit roten und hellbraunen Rotangstreifen abwechselnd umwickelt. In Nord-Bougainville erhielt ich verschiedentlich Keulen, welche von der vorbeschriebenen Form insofern abweichen, als das obere Ende mit einem speerförmigen, widerhakigen Fortsatz versehen ist, so daß diese Waffe sowohl für Hieb als für Stich gebraucht werden kann. Einige Keulen sind mit sorgfältig ausgeführten Flachreliefs versehen, deren vertiefter Grund mit Kalkmasse ausgefüllt wird. Diese Art Keulen sieht man ab und an in den Händen der Häuptlinge, und sie werden hochgeschätzt. Einige dieser Keulen haben durch langjährige Handhabung eine schöne Politur erlangt und werden von den Eigentümern als eine Art von Renommier- oder Prunkwaffe getragen, obgleich kein Zweifel besteht, daß sie daneben auch einem sehr praktischen Zweck dienen.

In der Herstellung ihrer Fahrzeuge bieten die Insulaner eine große Kunstfertigkeit auf. Für den kleineren Verkehr und den Fischfang auf dem Riff dienen Flöße, bestehend aus vier bis fünf nebeneinander befestigten Baumstämmen, sowie einfache Boote mit Auslegern. Diese letzteren sind aus einem einzigen Baumstamm hergestellt, laufen an beiden Enden spitz zu und haben je nach der Länge zwei oder drei Seitenausleger, an denen der Schwimmer befestigt ist. Auf der Insel Nissan sind diese Einbäume besonders schmal, so daß die Aushöhlung eben genügt, um ein Bein vor das andere zu setzen; diese Nissanboote haben häufig Ausleger und Schwimmer nach beiden Seiten. Die größeren dieser Fahrzeuge haben in der Regel auf den Auslegern eine Plattform aus nebeneinander befestigten Stäbchen, darauf steht dann und wann noch ein viereckiger, korbartiger Behälter zur Aufnahme von Fischen und anderen Seetieren. Man verwendet auf diese Fahrzeuge weniger Sorgfalt; einige sind völlig unverziert, andere haben am Vorder- und am Hintersteven schwarze und rote geometrische Figuren, andere einen Vogel oder die groteske Menschenfigur, die wir in der dortigen Ornamentik so häufig antreffen. Auf den Carteretinseln bedient man sich für Bootfahrten eines dreieckigen Mattensegels. Dies ist keine Neuerung, sondern wird bereits im Jahre 1767 von Carteret als eine Eigentümlichkeit der Insulaner erwähnt. Heute bürgert sich allmählich das Segel aus leichtem Baumwollenzeug, nach europäischem Muster zugeschnitten und aufgestellt, auf allen Inseln ein.

Die allergrößte Sorgfalt wird auf den Bau der großen, aus aneinandergefügten Planken gebauten Boote verwendet. Die einzelnen Planken werden zunächst mit der Axt aus einem gefällten Baumstamm herausgearbeitet und möglichst sorgfältig geglättet; um das nicht sehr harte Holz gegen Wasser widerstandsfähiger zu machen, werden die Seiten über Feuer schwach angekohlt. Zwei aneinandergenähte lange Planken bilden den Boden des Bootes, so daß die Naht die Kiellinie bildet. Die Seitenplanken werden der Länge nach an die Bodenplanken angenäht; drei bis vier Reihen Planken, seltener fünf, genügen zum Aufbau der Seiten. Vorder- und Hintersteven sind als lange, schräg nach oben verlaufende Schnäbel aus je zwei schmalen Planken hergestellt. Diese Schnäbel sind in der Regel sorgfältig in Flachrelief ornamentiert und bemalt, so daß die Verzierung beide Seiten des Schnabels einnimmt und längs der oberen Bootplanke auf 1 bis 2 Meter fortgesetzt wird. Dies Ornament hat entweder die Form eines breiten, vielfach geknickten Bandes, oder es besteht aus einer Kombination der grotesken Menschenfiguren, die für die Nord-Salomonen so charakteristisch sind. Die Bemalung ist fast immer in Rot und Schwarz auf weißem Grund ausgeführt. Von der Spitze des Schnabels bis zur Wasserlinie sind die beiden Steven ferner durch eine 40 Zentimeter breite Franse verziert, kehakehala, bestehend aus rotgefärbten, getrockneten Blätterstreifen einer Fächerpalmenart. Die Nähte der Boote werden durch Beschmierung mit dem zerstoßenen Parinariumkern wasserdicht gemacht. Im Inneren geben hölzerne Rahmen dem Bootkörper eine größere Haltbarkeit und Widerstandsfähigkeit. Diese Rahmen, mapou, sind so geformt, daß sie sich der inneren Form des Fahrzeuges genau anschmiegen und sich fest an die Bootseiten anlegen, mit denen sie verschnürt werden. Sitzbretter gehen von Bord zu Bord und sind an den Enden eingekerbt, so daß die Ränder der Planken in die Kerben hineinfassen. Auf diese Weise dienen sie dem ganzen Bootkörper als Verstärkung, indem sie ein Aus- oder Einbiegen der Bootwände verhüten. Obgleich diese Boote keine Ausleger haben, ist es erstaunlich, wie geschickt die Insassen das schwanke Fahrzeug selbst in der höchsten See balancieren. Je nach der Größe trägt ein solches Boot von 10 bis 40 Insassen; die Häuptlingsboote haben in der Mitte noch eine Plattform, worauf der Eigentümer zum Zeichen seiner Würde aufrecht steht.

Die Boote werden durch Ruder fortbewegt. Das Ruder, hose, hat an einem 1 bis $1^1/_2$ Meter langen Stiel ein breites, spitz zulaufendes, lanzettförmiges Blatt, häufig mit den landesüblichen Ornamenten in Flachrelief und mit schwarzer oder roter Bemalung verziert. In den kleinen Booten sitzt ein Ruderer hinter dem anderen; in den großen Booten sitzen die Ruderer zu zweien nebeneinander auf den Sitzbrettern, manchmal 20 Ruderer auf jeder Seite. Dadurch wird es möglich, die leichten Fahrzeuge mit großer Schnelligkeit fortzubewegen; in einer hohen See fliegen die schlanken Boote buchstäblich über die Wellen, so daß zeitweilig über ein Drittel des langen Bootkörpers völlig frei in der Luft schwebt. Die Insassen feuern sich durch Zurufe und Gesang gegenseitig an, so daß bisweilen auf die Minute bis 60 Ruderschläge kommen. Solches Tempo ist selbstverständlich nicht lange aufrecht zu erhalten, in der Regel fallen auf eine Minute 20 kräftige Ruderschläge, und dies immerhin sehr schnelle Tempo können die Insulaner ohne Anstrengung längere Zeit beibehalten. Auch die Weiber sind geübte Ruderer, und nicht selten sieht man ein von Weibern gerudertes großes Boot mit den Männern um die Wette rudern.

Die Fischerei wird auf allen Inseln eifrig betrieben; selbstverständlich sind es auf den größeren Inseln allein die Küstenbewohner, welche den Fischfang betreiben; die Inlandbewohner beziehen ihren Bedarf auf dem Wege des Tauschhandels von den Strandleuten und zahlen dafür recht hohe Preise. Die Fischerei ist daher für die letzteren ein einträgliches Geschäft.

Zum Fischgerät gehören Senknetze bis 300 Meter Länge und bis 2 Meter Breite. Diese großen Netze sind Gemeingut einer Familie oder einer Dorfschaft. Daneben besitzen die einzelnen Insulaner kleinere Handwurfnetze bis zu 10 Meter Länge und $^1/_2$ Meter Tiefe, die geschickt aus der Hand um kleine Ansammlungen von Fischen in flachem Wasser geworfen werden. Ferner bedient man sich eines auf einem knieförmigen Holzrahmen aufgespannten Netzes von verschiedener Größe. Die größeren derselben, manchmal 3 bis 4 Meter lang, werden so verwendet, daß eine Anzahl der Fischer mit ihren Netzen die Fische im flachen Wasser umstellen dermaßen, daß Netz an Netz steht. Der Kreis wird allmählich enger gezogen, und Fischer mit kleinen Handnetzen fangen

nun die eingeschlossenen Fische mit geringer Mühe. Auf der Südhälfte von Bougainville errichtet man im seichten Wasser hohe Pfahlgerüste und befestigt zwischen den Pfeilern ein viereckiges Netz, das manchmal durch zwei kreuzweise verbundene Bambusrohre ausgespreizt wird. Dies Netz wird vom Gerüst aus mit Tauen ins Wasser gesenkt; der auf dem Gerüst sitzende Fischer beobachtet nun, wenn Fische über das Netz hinziehen, und fängt dieselben dadurch, daß er das Netz schnell über die Wasserfläche hebt.

Auch das Fischen mittelst eines Drachen wird in Bougainville und Buka betrieben. Der Drache ist aus leichten, getrockneten Palmblättern angefertigt; die leichte Schnur, an der er befestigt ist, wird am Boot festgebunden; eine andere Schnur, an deren unterem Ende der Fischköder mit dem Fangapparat hängt, reicht vom Drachen bis an die Wasseroberfläche. Das Boot wird langsam gegen den Wind angerudert, und wenn ein Fisch anbeißt, senkt sich infolge des Widerstandes der Drache, und der Fischer birgt seinen Fang.

Auf hoher See wird der Fang des Bonito und anderer großer Seefische mittelst Angel betrieben. Dazu bedient man sich der großen Boote, die durch viele Ruderer schnell nach irgendeiner beliebigen Richtung fortbewegt werden können. Rechts wie links ist eine lange Angelrute aus Bambus schräg stehend befestigt, und an der etwa 30 Meter langen Schnur hängt der Fischhaken. Dieser Haken besteht aus einem fingerlangen Stückchen Tridacnaschale, etwa ½ Zentimeter dick, mit länglich ovalem Durchschnitt. An einem Ende ist eine Kerbe eingeschnitten zur besseren Befestigung der Angelschnur; am anderen Ende ist ein etwa 4 Zentimeter langer, gebogener, sehr spitzer Haken aus Schildpatt angebracht. Die Kunst der Fischer besteht nun darin, daß man das Boot so schnell fortbewegt, daß der Haken auf der Wasseroberfläche dahinfährt. Der Fisch wird durch die helle Farbe des Angelhakens angelockt, fährt auf denselben zu und verschluckt die vermeintliche Beute, dadurch selber zum Gefangenen gemacht. Die modernen Stahlfischhaken haben noch nicht vermocht, diesen Originalhaken der Eingeborenen zu verdrängen.

Auf dem Riffe werden Fische mittelst mehrzinkiger Speere, auch wohl mit dem Pfeil erlegt. Die Bewohner von Buka und Nord-Bougainville fischen ferner mittelst künstlich hergestellter Reusen. Die

Reuſen, iwou, ſind aus Blattrippen einer Palmenart hergeſtellt; ſie ſind bis $1^1/_2$ Meter hoch und kegelförmig, die untere, weite Öffnung bis zu 1 Meter im Durchmeſſer. Die dicht nebeneinanderliegenden Blattrippen ſind in kreisförmigen Abſtänden von etwa 10 Zentimeter feſt aneinander geſchnürt. Beim Gebrauch ſteckt man in das obere Ende einen kleinen Ring von etwa 20 Zentimeter Durchmeſſer, aus zähem Holz oder aus Rotang. An dem Ring iſt eine nach oben gehende dünne Handhabe, und der Ring ſelber dient zur Ausſpannung der Reuſe; der Fiſcher hält die Handhabe und das obere Ende der Reuſe in der einen Hand, und wenn er einen Fiſch gewahrt, ſtülpt er ſchnell das untere offene Ende über die Beute. Die nicht ſeltenen giftigen Fiſcharten weiß der Salomonier aus Erfahrung zu vermeiden, dennoch ſind, namentlich bei der Nachtfiſcherei, Verwundungen durch Berührung giftiger Fiſche nicht ſelten, die häufig einen ſchleunigen Tod herbeiführen.

Auch die Jagd wird, namentlich auf Bougainville, ſtark betrieben; das Hauptwild iſt das Schwein, aber auch wilde oder verwilderte Hunde, alle Pteropusarten und die verſchiedenen Kuskusarten ſowie Vögel werden eifrig gejagt und durch Speer oder Pfeil erlegt.

Tafel 33. **Weiber von Buka.**

VII. Die östlichen Inseln

(Nuguria, Taun und Nukumanu).

Östlich von den großen melaneſiſchen Inſeln zieht ſich eine lange Kette kleiner Inſeln hin, größtenteils gehobene Korallenriffe oder Atolle, die geographiſch zu Melaneſien gehören, ethnographiſch aber eine ganz beſondere Stellung einnehmen.

Drei dieſer kleinen Atolle, Nuguria, Tauu und Nukumanu, ſind dem deutſchen Schutzgebiet einverleibt. Eine vierte Gruppe, Lineniua oder Ongtong Java, bei weitem die bedeutendſte, war eine Zeitlang deutſch, ging aber dann durch Vertrag in Englands Hände über.

Obgleich die drei deutſchen Gruppen wirtſchaftlich von keinem großen Intereſſe ſind und vorausſichtlich auch nie werden können, ſo ſind ſie ethnographiſch von nicht geringer Bedeutung, weil ſie trotz der Nachbarſchaft der melaneſiſchen Inſeln von Polyneſiern bewohnt ſind.

Ich habe in Band X und XI des „Internationalen Archivs für Ethnographie" Ausführliches über dieſe Inſeln berichtet. Herr Dr. Thilenius hat ſpäter in den Abhandlungen der Kaiſerl. Leop.-Carol. Deutſchen Akademie der Naturforſcher, teilweiſe meine frühere Arbeit zugrunde legend, die ganze Inſelkette behandelt und die Herkunft der Bewohner näher erörtert.

Nuguria (Abgarris- oder Feadinſeln) beſteht aus zwei durch einen tiefen Meeresarm getrennten Atollen. Das ſüdliche iſt das eigentliche Nuguria, das nördliche wird Malum genannt. Beide Atolle erſtrecken ſich in der Hauptachſe von Nordweſten nach Südoſten über etwa 25 Seemeilen. Die größte Breite der Atolle beträgt etwa 6 Seemeilen. Die auf dem Korallenriff gelegenen Inſeln, von denen die Hauptinſel Nuguria bei weitem die größte iſt, betragen zuſammen etwa 1000 Hektar. Von den größeren Inſeln liegt die Gruppe ziemlich weit entfernt, ſo von Neumecklenburg etwa 120 Seemeilen, von dem Nordende der Salomoinſeln etwa 100 Seemeilen. Nach der Karte iſt die Lage der

Hauptinsel etwa 154° 50′ östlicher Länge und 3° 30′ südlicher Breite. Die Inseln sind mit Kokosbäumen bestanden, und die Firma E. E. Forsayth unterhält hier einen regelmäßigen Plantagenbetrieb. Sie hat sämtliche Inseln mit Kokospalmen bepflanzt und wird in wenigen Jahren eine beträchtliche Ernte erwarten können.

Abb. 83. **Mädchen von Nukumanu (Tasmaninseln).**

Die Bevölkerung ist seit Jahren im Aussterben begriffen. Die augenblickliche Anzahl beträgt etwa 50 Seelen. Im Jahre 1902 starben allein 16 Insulaner, namentlich infolge der Influenza. Die physische Widerstandsfähigkeit der Eingeborenen scheint sehr gering zu sein, und es wird nicht mehr viele Jahre dauern, bis von der heutigen Bevölkerung niemand mehr vorhanden ist. Im Jahre 1885, als ich zuerst diese kleine Gruppe besuchte, schätzte ich die Bevölkerung auf wenigstens 160 Seelen.

Taau, ausgesprochen Ta-u-u (Mortlock- oder Marqueeninseln, Dr. Thilenius nennt sie irrtümlich Tagau), ist ebenfalls eine Atollbildung. Es liegt annähernd unter 157° östlicher Länge und 4° 50′ südlicher Breite, und die Gesamtoberfläche der Inseln übersteigt nicht 200 Hektar. Ihre Entfernung von Nuguria beträgt zirka 150 See-

meilen, der nächste Punkt der Salomoinseln, Kap le Cras, ist etwa 120 Seemeilen entfernt. Die Insel ist wie Nuguria von einem europäischen Pflanzer erworben, der die Kokosbestände ausbeutet und die bisher nicht bepflanzten Teile unter Kultur bringt.

Die Bevölkerung ist im schnellen Untergang begriffen und zählt augenblicklich etwa 20 Seelen. Im Jahre 1885 waren noch etwa 50 vorhanden. Hätte der weiße Eigentümer der Insel sich nicht des kleinen Völkchens angenommen, so wäre dasselbe wohl bereits von der Bildfläche verschwunden.

Abb. 84. **Knaben von Nukumanu (Tasmaninseln).**

Das Nukumanu-Atoll (Tasmaninseln) liegt annähernd unter 159° 30′ östlicher Länge und 4° 35′ südlicher Breite, etwa 135 Seemeilen östlich von Taun und nur etwa 25 Seemeilen nördlich von dem großen Atoll Luenina (Ongtong Java). Der Flächeninhalt aller dazugehörigen Inseln beträgt gegen 250 Hektar. Das Hauptprodukt ist auch hier die Kokosnuß, doch kommt nicht viel zur Ausfuhr, weil die Bevölkerung im Verhältnis zur Größe ziemlich bedeutend ist, nämlich nach einer von mir im Jahre 1900 unternommenen Zählung annähernd 300 Seelen. Daß die Sterblichkeit hier weniger groß und das Volk widerstandsfähiger ist, liegt wohl daran, daß von dem recht bevölkerten Luenina neue

Zuzügler von Zeit zu Zeit eine Regeneration herbeiführen, die auf den anderen Inseln ihrer isolierten Lage halber nicht stattfindet.

Alle diese Inseln sind von Polynesiern bewohnt mit einer wahrnehmbaren, wenn auch geringen Beimischung melanesischen Blutes. Alle Polynesier haben nun in hohem Grade die Eigenschaft, alte Traditionen zu bewahren, und da es bekannt ist, daß fast ausnahmslos denselben ein historischer Kern zugrunde liegt, so ist es von großem Interesse, die Reste dieser Traditionen zu sammeln, um daraus weitere Schlüsse zu ziehen. Für Nuguria und Nukumanu, welches letztere große Übereinstimmung mit Luenina zeigt, liegt uns nun eine ganze Anzahl solcher Überlieferungen vor. Für Taun ist das Material nur höchst mangelhaft; die Bevölkerung hat in ihrem unaufhaltsamen Niedergang anscheinend alles Interesse an der Vorzeit verloren, und aus einigen alten Gesängen konnte ich nur noch konstatieren, daß ihnen die Namen Sawaii (eine der Samoainseln) und der Name Tikopia bekannt waren. Einer der aitu oder göttlich verehrten Ahnen heißt Lotuma, denselben Namen trägt auch eine der auf dem Riff liegenden Inseln, ein Name, der zweifellos mit dem der Insel Rotuma identisch ist. Der Name Taun kehrt auch auf Samoa wieder, wir dürfen daher wohl annehmen, daß der heutige Rest der Bevölkerung ein Überbleibsel ist von einem aus Polynesien, wahrscheinlich aus Samoa, eingewanderten Stamm, der die Inseln Rotuma und Tikopia als Etappen hatte. Während wir von den anderen Inseln recht ausführliche Angaben besitzen über den Kultus, über die Namen der Götter und deren Funktionen, über die zahlreichen Geister, welche Riff, Meer und Luft besiedeln, so läßt uns auch darin Taun im Stich. Der jetzige Oberpriester, ein aus Nukumanu hierhin verschlagener Eingeborener, ist mit dem alten, ursprünglichen Glauben nicht völlig vertraut; bei seinen Erzählungen habe ich häufig bemerken können, daß er sich von seinen Jugendeindrücken nicht hat frei machen können. Seine Angaben konnte ich jedoch durch die Erzählungen aus Nukumanu und Luenina genügend kontrollieren. Aber auch ihm sind die alten Überlieferungen über Einwanderung und Herkunft unbekannt geblieben oder, wenn er sie gehört haben sollte, längst aus dem Gedächtnis entschwunden.

Ehe ich jedoch weiter gehe, will ich die Überlieferungen der verschiedenen Inseln kurz mitteilen.

Auf Nuguria erzählte man mir:

Im Anfang kamen über den Ozean in einem Kanoe zwei Götter mit drei Frauen. Sie kamen aus Nukuoro und Tarawa. Die Namen der Götter waren Katiariki und Haraparapa; die drei Frauen hießen Lopi, Tefuai und Tupulelei. Als das Kanoe das Riff erreichte, schlug Katiariki mit seinem Stock ins Wasser, und aus der Tiefe erhob sich eine Blase, welche, an der Oberfläche angekommen, zerplatzte und aus der ein dritter Gott, genannt Loatu, entsprang. Gleichzeitig erhob sich unter den Füßen der drei Götter eine Sandbank über die Meeresfläche. Katiariki und Haraparapa waren große Freunde und nahmen auch Loatu in ihren Bund auf. Als sie jedoch die Beobachtung machten, daß die Insel öde und unbebaut war, beschlossen Katiariki und Haraparapa, eine Reise anzutreten, um Nahrungsmittel zu suchen; Loatu wurde beauftragt, die Insel zu hüten. In der Abwesenheit der beiden oben Genannten erschien noch ein anderer Gott, genannt Tepu; er kam aus Nukumanu, vertrieb Loatu und nahm die Insel in Besitz. Mittlerweile kehrten Katiariki und Haraparapa mit Nahrungsmitteln zurück, und als sie gewahrten, daß Tepu ihr Eigentum genommen, waren sie erzürnt und warfen in ihrem Zorn die mitgebrachten Nahrungsmittel fort; dies ist der Grund, daß eine gewisse eßbare Seeschnecke sowie die Yampflanze nur auf der Malumgruppe vorkommen und nicht auf der Nuguriagruppe. Katiariki und Haraparapa riefen den vertriebenen Loatu herbei, und alle siedelten sich auf Nuguria an. Tepu bewohnte den kleinen Hügel Mauga (Berg), und dieser ist bis zum heutigen Tage heiliger Grund und Boden, den Göttern und deren Verehrung ausschließlich geweiht. Katiariki und Haraparapa siedelten sich rechts und Loatu links von dem Hügel Mauga an, und alle werden noch heute als höhere Wesen verehrt.

Herr Dr. Thilenius führt folgende ihm gemachte Mitteilung an, wonach acht verschiedene Einwanderungen genannt werden, nämlich:

Katiariki, Haraparapa und Haurua aus Nukuoro (450 Seemeilen nördlich).

Loatu aus Sikaiana (590 Seemeilen südöstlich).

Tepu, Apua, Akati aus Tarawa (1110 Seemeilen östlich).

Nuguria, Mahuike aus Sikaiana.

Arapi, Tupulelei (♀), Tefuai (♀) aus Tarawa.

Ranatau, Lopi (♀) aus Nukufetau (1440 Seemeilen östlich).

Hooti, Aitu, Arei, Atipu aus Nukumanu (300 Seemeilen südöstlich).

Zu der Zeit des Tepu endlich traf vom hohen Meer Pakewa ein in Gestalt eines Fisches.

Aus Taau ist uns keine Überlieferung bekannt, jedoch wird in dem dortigen heiligen Haus ein aitu verehrt, der den Namen Loatu trägt, ein höheres Wesen, das wir auch auf Nuguria antreffen und ebenfalls in Nukumanu und Liueniua. In dem hare aiku werden heute die folgenden Vorfahren verehrt:

Loatu (aus Sawaii?), Teporo und Lutuma, sowie die Frauen Pukena, Tetuai und Hinepua.

Um die Überlieferungen von Nukumanu zu verstehen, müssen wir diejenigen von dem benachbarten Ongtong Java erwähnen. Hier wurde mir in Liueniua erzählt:

Lolo wohnte auf dem Meeresgrund und baute von dort aus die Korallenriffe empor. Als diese noch nicht ganz über die Meeresfläche gestiegen waren, kam von fernher ein Kanoe und darin Siva. Dieser sah den Kopf Lolos aus dem Sande hervorragen und ergriff ihn an den Haaren, die von den Wellen hin und her bewegt wurden, und zerrte daran. Lolo rief ihm zu, recht kräftig zu ziehen, und es gelang dem Siva, ihn ganz ans Licht zu ziehen. Lolo jedoch bedeutete dem Siva wieder fortzugehen, denn seine Insel sei noch nicht fertig, auch sei dieselbe zu seinem eigenen Gebrauch und nicht für Fremdlinge bestimmt, worauf Siva weiter zog. Lolo baute nun fleißig weiter und brachte das Riff so hoch über Wasser, daß die Wellen nicht darüber hin spülen konnten, alsdann begann er das Gestein mit Gras und Kräutern zu bekleiden, dann mit Büschen und Gestrüpp und endlich mit großen Bäumen.

Während dieses Stadiums kam abermals ein Kanoe daher, welches vier Insassen enthielt, drei Männer und eine Frau. Lolo, dem sich vorher zwei Genossen zugesellt hatten, Keui und Puapua, wollte die Fremdlinge nicht landen lassen und befahl ihnen, mit ihrem Kanoe am Strande zu bleiben. Aber die Angekommenen baten und flehten und versprachen dem Lolo, sie würden ihn viele neue Sachen lehren, welche ihm und seiner Insel zu großem Vorteil gereichen würden, so daß Lolo sich schließlich erweichen ließ und ihnen Erlaubnis gab, seine Insel zu

betreten. Die im Kanoe angekommenen Männer hießen Ame le lago, Sapu und Kau, die Frau hieß Keruahine. Ihre Heimat war Makarama.

Die Neuangekommenen hielten das gegebene Versprechen. Kau lehrte durch Aneinanderreiben von zwei Hölzern Feuer zu erzeugen, was bisher unbekannt gewesen; auch zeigte er, wie man durch Feuer die Speisen bereiten könne, was ebenfalls vorher nicht bekannt war. Sapu brachte aus dem Kanoe Kokosnüsse herbei, welche er auf der Insel pflanzte und dadurch den Grund zu den heutigen Kokosbeständen legte. Ame le lago hatte Taropflanzen mitgebracht, und er mit Keruahine legten die erste Taropflanzung an. Keruahine führte auch das Tätowieren ein; Lolo streckte sich auf einer Matte aus und wurde von ihr mit den heute noch gangbaren Mustern tätowiert. Das Tätowieren wurde dadurch allgemein und ist bis zum heutigen Tage noch eine Verrichtung der Frauen. Ame le lago zeigte den Leuten auch, wie man auf einem Webstuhl Matten zur Bekleidung von Männern und Weibern anfertigen könne, und das Weben wird infolgedessen noch immer von den Männern verrichtet; nur der oberste Häuptling und seine Verwandten üben das Weben nicht aus.

Lolo erwählte nach einiger Zeit Keruahine zu seiner Frau. Er erzürnte aber dadurch seine beiden Genossen, Keui und Puapua, welche ihrerseits ein Auge auf Keruahine hatten, und Puapua war so zornig, daß er die Inselgruppe ganz verließ und sich auf dem benachbarten Kikumanu (Nukumanu, Tasmaninseln) ansiedelte, wo er heute noch im Hare aiku verehrt wird. (In Nukumanu wird er Pau-Pau genannt). Keui blieb allerdings auf der Insel, aber er zog nach dem unbewohnten Teil jenseits des Begräbnisplatzes Keave, wo er auf dem Platze Kelahu ein Haus baute.

Zur Zeit Keruahines kam auch Kapu lau lagi aus Nuguria in einem Kanoe an. Nur nach langen Verhandlungen erlaubte man ihm zu landen unter der Bedingung, daß er für sich allein wohnen bliebe.

Lolos und Keruahines Kinder waren Poho uru moro, eine Tochter, welche als Kind starb (ulu mole mole heißt auf samoanisch Kahlkopf), und ein Sohn, Kemagia.

Herrn Dr. Thilenius' Aufzeichnungen beginnen erst mit Loatu, der nach den mir gemachten Mitteilungen erst weit später einwanderte. Nach Thilenius kamen Loatu und Laurumore sowie die Frau Nina in einem

Boot von weither über das hohe Meer. Sie lassen sich auf Liueniua nieder, aber nach einiger Zeit wird Loatu eifersüchtig auf Laurumore und veranlaßt, daß letzterem alle Haare ausfallen. Dadurch wird er den Frauen ungefährlich, hat in der Tat auch keine Nachkommen. Von Loatu stammen alle Häuptlinge. Das Volk stammt von Lila, welcher mit fünf Frauen vom Himmel kam.

Das Nordwestende der Ongtong-Java-Gruppe wird nach der dortigen Hauptinsel Pelau genannt. Die Pelauleute, bedeutend geringer an Anzahl, behaupten unter einem eigenen Häuptling eine gewisse Unabhängigkeit von dem Häuptlinge in Liueniua. Sie verehren ebenfalls ihre sagenhaften Vorfahren als aitu. Die dortige Tradition meldet, daß Kepu der Erschaffer der Insel Pelau und deren erster Bewohner war. Später wanderten ein Apio, Loaku und Waikahi, sowie die Frauen Ogäi und Kehä und auch Keania. Diese werden heute noch als aitu verehrt und haben ihre eigenen Hare aiku.

Die Deutung dieser Überlieferungen ist nun unstreitig die, daß die in der frühesten Zeit Eingewanderten von den Nachkommen göttliche Verehrung genossen, daß sie aber Menschen von Fleisch und Blut waren, welche aus irgendeiner Veranlassung auf den kleinen Inseln landeten, sei es nun auf der Wanderung nach unbekannten Gegenden, sei es, weil sie durch Wind und Wellen von ihrer Heimat vertrieben und hier endlich nach langem Umherirren eine Heimstätte fanden. Die Überlieferungen geben zuweilen genau die ursprüngliche Heimat an; so z. B. Samoa, die Ellicegruppe, Rotuma, Sikaiana, Tikopia, die Kingsmillinseln, einzelne Inseln der Karolinen. Daher sind wir zu dem Schluß berechtigt, daß die Bevölkerung aller dieser Inseln aus einer Mischung der verschiedensten polynesischen Stämme entsprungen ist. Wir sind zu einem solchen Schluß um so mehr berechtigt, als heutigentages noch immer von Zeit zu Zeit Neuankömmlinge auf den Inseln erscheinen, welche aus ihrer polynesischen Heimat durch ungünstige Witterungsverhältnisse vertrieben werden. In den vorerwähnten Arbeiten des Verfassers wie des Herrn Dr. Thilenius sind zahlreiche Beispiele solcher Wanderungen erwähnt.

Für die Zusammengehörigkeit mit den Polynesiern spricht ferner die große Ähnlichkeit der Sprache sowie die ganze Erscheinung der Insulaner. Auch das spezifische Rassenmerkmal der Polynesier, der eigen-

tümliche blaugraue handgroße Fleck, den alle rein polynesischen Säuglinge bis etwa zum fünften Monat nach ihrer Geburt am oberen Rande des Gesäßes zeigen (in Samoa ila genannt), findet sich hier meistenteils. Ich sage meistenteils, denn es werden auch Kinder geboren, welche dieses Merkmal nicht besitzen. Diese Abwesenheit des ila verrät eine Vermischung mit einer anderen Rasse. Abkömmlinge von Samoanerinnen und Weißen haben dies Merkmal nicht, ebenso fehlt es den Mischlingen zwischen Polynesiern und Melanesiern, selbst wenn diese, wie z. B. in den Neuhebriden oder in den südlichen Salomoinseln, stark mit polynesischem Blut durchsetzt sind. Auf Lineniua kommen nur ganz wenige Ausnahmen vor. Auf Pelau und in Nukumanu sind sie bereits etwas häufiger. Auf Taun konnte ich nur einen einzigen Säugling beobachten, und bei diesem war der blaue Fleck deutlich sichtbar. Auf der Nuguriainsel waren bei einer Beobachtung im Jahre 1888 von sechs Säuglingen zwei, im Jahre 1893 von vier Säuglingen drei, im Jahre 1900 unter vier Säuglingen keiner ohne den Fleck. Die Abwesenheit des Fleckes, der übrigens auch nicht in Samoa oder Tonga ausnahmslos auftritt, scheint anzudeuten, daß eine Vermischung mit einer anderen, nicht reinen polynesischen Rasse stattgefunden hat. In Samoa und Tonga ist dies erklärlich durch die Mischung mit den Viti-Insulanern, teilweise auch mit Europäern und Mitgliedern anderer Rassen. In Nukumanu, Taun und Nuguria wie auf Ongtong Java müssen wir das Fehlen des Fleckes ebenfalls durch Rassenmischung erklären, und zwar können wir mit Recht von der Regelmäßigkeit oder Unregelmäßigkeit des Auftretens dieses Fleckes auf die größere oder geringere Reinheit der Rasse einen Schluß ziehen. Demnach wäre das Volk in Lineniua das am reinsten erhaltene, wohl deswegen, weil diese Insel hauptsächlich von rein polynesischen Zuzüglern besiedelt wurde. In Nukumanu und Nuguria, namentlich in dem letzteren, ist die Beimischung einer fremden Rasse am merklichsten, und dies läßt sich erklären, wenn wir ihre Nähe zu den melanesischen Inselgruppen des Bismarckarchipels und der Salomoinseln bedenken. Lineniua konnte infolge seiner stärkeren Bevölkerung melanesische Zuwanderungen verhindern. Weniger glücklich gestellt waren die kleineren Gruppen. Auf allen hören wir daher auch von Einwanderungen von Melanesiern, die teils nach längerer Zeit wieder fortzogen, teils sich ansiedelten. Die Carteretinseln sind erst in verhältnismäßig neuer Zeit

von Bukaleuten besiedelt worden, und diese trafen hier ein helles Volk an, welches sie völlig ausrotteten und dessen einzige Spuren in Gestalt von Tridacnaaxtklingen in der Erde gefunden werden.

Sehen wir uns nun die Insulaner etwas näher an, so kommen wir zu der Überzeugung, daß ihr Äußeres mit dem der Polynesier übereinstimmt. Die Männer sind von mittlerer Größe, wenngleich auch in Nukumanu und namentlich auf Tanu großgewachsene Menschen recht häufig sind. Bei meinem ersten Besuch auf Tanu war ich geradezu überrascht von dem außergewöhnlich hohen Wuchs der alten Männer, die mich zu jener Zeit empfingen. Auf Nuguria wohnt ein kleineres Geschlecht, wahrscheinlich weil die Haupteinwanderung von Norden her von den Karolinen stattfand, und die Karolinier trotz ihrer nahen Verwandtschaft mit den Zentralpolynesiern nicht deren Körperlänge erreichen.

Die Farbe der Haut darf als hellbraun bezeichnet werden. Hellere und dunklere Schattierungen kommen hier wie in Samoa vor, zum Teil als Folge der Beschäftigung, welche den einen Eingeborenen den Sonnenstrahlen mehr aussetzt als den anderen. Die Fischer und die im Freien Arbeitenden sind daher auch dunkler als z. B. der Häuptling, der sich größtenteils in seiner Hütte aufhält, und als die Weiber, die ebenfalls nicht viel ins Freie kommen.

Das Haar ist teils völlig glatt, teils geringelt oder gewellt. Auf Nuguria habe ich Kopfhaare beobachtet, die man fast kraus nennen konnte, wenn auch die eigentümlichen kleinen Locken von der Form eines eng gewundenen Korkziehers, die für Melanesien so charakteristisch sind, nicht auftreten. Bart ist im ganzen spärlich, auf Lineniua und auf Tanu sieht man allerdings recht kräftige Bärte, auf Nukumanu erinnere ich mich nicht, einen einzigen kräftigen Vollbart gesehen zu haben, ebensowenig auf Nuguria.

Im Alter werden namentlich die Weiber ungemein fett und wohlbeleibt, und was ich in dieser Beziehung auf meinem ersten Besuch in Tanu zu beobachten Gelegenheit hatte, übersteigt alles, was ich z. B. in Samoa und Tonga gesehen. Einige der damals lebenden alten Tanufrauen waren so wohlbeleibt, daß sie nicht imstande waren, sich zu bewegen, und von ihren weniger beleibten Landsleuten nicht nur sorgfältig von Ort zu Ort befördert, sondern auch gefüttert werden mußten. Nuguria steht in dieser Beziehung den anderen Inseln nach,

wohl wegen der Kränklichkeit der Bevölkerung; wohlgenährte und wohlbeleibte Frauen sind jedoch in den Augen der Insulaner die größten Schönheiten.

Daß die Sprachen dieser Inseln unter sich eine große Ähnlichkeit aufweisen und außerdem den zentralpolynesischen Sprachen sehr nahe verwandt sind, habe ich bereits erwähnt. Die samoanische Sprache wird auf den Inseln ohne besondere Schwierigkeit sofort verstanden; nähere Untersuchung bringt jedoch die Tatsache zum Vorschein, daß viele Worte aus dem Norden, namentlich den Karolinen, stammen, wodurch abermals bewiesen wird, daß auch von dort aus eine Einwanderung stattfand. Namentlich auf Nuguria scheint die Einwanderung aus dem Norden, von allen denjenigen Inseln, die wir unter dem Gesamtnamen Mikronesien kennen, stark vertreten zu sein.

Die religiösen Vorstellungen sind überall im Grunde dieselben.

Obgleich das zentralpolynesische Element vorherrschend ist, so finden wir dennoch nur geringe Spuren von der Kenntnis eines höchsten Gottes, wie sie sich sonst in Polynesien wohl findet. Die polynesischen Götter Tagaloa und Maui scheinen ganz in Vergessenheit geraten zu sein. Auf Nukumanu kennt man höhere Geister, welche in Va e lagi wohnen. Va e lagi ist ein unbestimmter Begriff, er bedeutet sowohl den Aufenthaltsort des Geistes als den Geist selbst. Va e lagi hat zwei Kinder, nämlich Koko e lagi und Keagiva (die Milchstraße). Koko e lagi ist der Bewacher des Platzes Va e lagi, der die Seelen der Verstorbenen, welche ohne genügenden Schutz Keruahines dorthin zu gelangen streben, unter Donner und Blitz nach dem Riff Muli a au zurückschleudert. Keagiva sendet den Regenbogen (umaka) und wenn er erzürnt ist, die Windhose (sisio). Die Makua (siehe unten Seite 528) haben das Privilegium, Keagiva anzurufen, welcher dann die Sternschnuppen (kagaloa) sendet, um Unheil anzurichten. Kagaloa ist unstreitig identisch mit dem zentralpolynesischen Tagaloa, ist aber vom Begriff eines höchsten Wesens allmählich in eine untergeordnetere Stellung herabgesunken.

Geister wohnen auch im Monde; man sieht den Mondgeist, Makaga, deutlich im Monde sitzen und Kokosfaserschnur drehen.

Magu (in Nuguria „te Taro") wohnt im Abendstern und macht Wind und schlechtes Wetter; Kauha (in Nuguria Atea) hat seinen Sitz im Morgenstern und macht Sonnenschein und gutes Wetter.

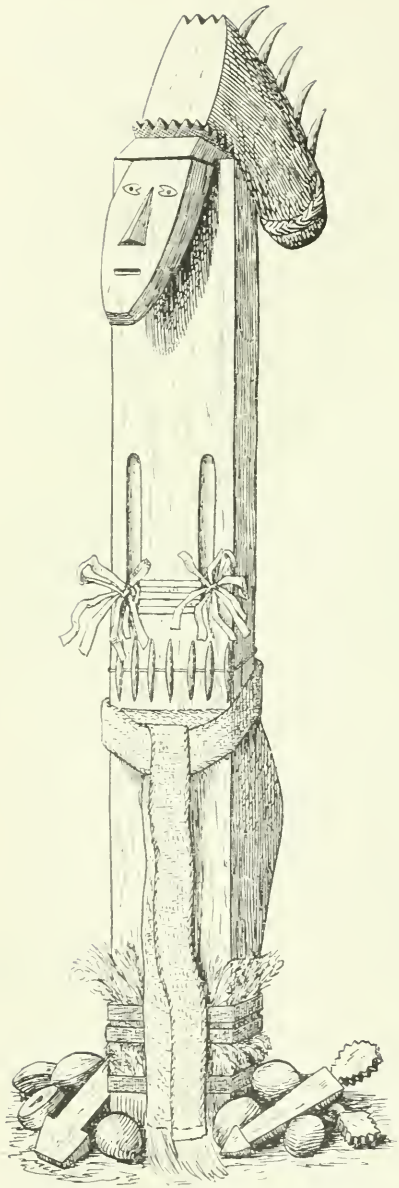


Abb. 85. **Ahnenbild des Pau-Pau, Nukumanu.**

Auch auf Taau kennt man einen Aufenthalt über den Sternen, wo ein höherer Geist wohnt. Sein Name ist Taroa, was eine Verstümmelung des Namens Tagaloa sein könnte.

Auf Nuguria kennt man ein höheres Wesen, das man i Luna te lagi nennt, dem alles Lebende und Lebloſe untertan ist, auch die Ahnengottheiten.

Von keinem dieſer höheren Wesen macht man Nachbildungen, welche öffentlich verehrt werden.

Der ganze religiöſe Kultus bewegt ſich um die Verehrung jener erſten Koloniſten, welche alle als aitu oder aiku verehrt werden. Der Kultus dieſer Ahnengötter ſteht vollſtändig im Vordergrunde. Denſelben werden eigene Wohnhäuſer, hare aiku, errichtet, und viele derſelben werden in irgendeiner Geſtalt abgebildet.

Auf Nukumanu finden wir in einem eigenen Haus den Ahnen Pau-Pau (Pua-Pua aus Lueniua; vgl. Seite 521). (Abb. 85.) Er ist eine roh geſchnittene Holzfigur von etwa 5 Meter Höhe und faſt eine genaue Nachahmung der in dem hare aiku von Lueniua aufgeſtellten Bildniſſe des Lolo und der Keruahine. Das Geſicht dieſer Ahnenbilder erinnert ſehr ſtark in ſeiner Form an die großen Holzmasken aus der Lukunorgruppe (Muſeum Godeffroy Tafel 29, Fig. 1), welche dort Topánu genannt werden.

Auf Taun werden in einem hare aiku die Ahnen Loatu, Teporo und Hinepua verehrt. Das Ahnenbild Loatus war ein geschnitzter Speer, dessen unterer Schaftteil abgebrochen und durch ein neueres Stück Holz ersetzt war. Der Speer (Abb. 86) könnte ganz wohl noch das persönliche Eigentum des eingewanderten Loatu gewesen sein. Es gelang mir, dies alte Stück zu erwerben, und seit jener Zeit hat man als Ahnenbild des Loatu einen einfachen Stock aufgestellt. Teporos Ahnenbild ist ein schwarzes Stück Holz, an einem Ende rot bemalt, etwa 4 Meter lang und am dicksten Ende etwa 15 Zentimeter im Durchmesser; es scheint ein angetriebenes Bruchstück einer Schiffsrahe zu sein. Hinepuas Ahnenbild ist ein einfacher, roher, unbehauener Holzblock.

Abb. 86. Ahnenbild des Loatu, Taun.

Auf Nuguria besteht das Ahnenbild des Tepu aus einem Stein. Das darüber errichtete Haus wurde vor einigen Jahren gelegentlich einer Strafexpedition abgebrannt und ist seitdem, soviel ich weiß, nicht erneuert worden. Tepus Ahnenbild entging seiner Natur nach der Zerstörung; nach Aussage der Insulaner sollen jedoch noch andere hölzerne Ahnenbilder vorhanden gewesen sein, welche vom Feuer zerstört wurden.

Im Laufe der Zeit haben die Ahnen göttliche Funktionen angenommen und werden bei allen Gelegenheiten als göttliche Wesen verehrt und angerufen. Als Vermittler zwischen den aitu und den Menschen hat sich im Laufe der Zeit eine eigene Klasse von Priestern oder Zauberern gebildet, die ein besonderes Ansehen genießen. Einige dieser Priester versehen den Dienst eines einzigen aitu, andere vereinigen in sich die Fähigkeit, alle aitu zu beschwören; einige sind zeitweilig angestellt, andere bleiben Priester ihr Leben lang. Bei diesen letztgenannten vererbt sich in der Regel das Geschäft von Vater auf Sohn. Ein besonderer Schmuck dieser Priester sind zwei große Zierate aus Schildpatt, welche in den beiden Nasenflügeln hängen, auch ein Fächer und eine zusammengefaltete Matte gehören zu ihren Attributen.

Die Zauberer oder Priester versehen auch das Amt der Heilkünstler und Ärzte. Eigentliche Heilmittel scheinen sie nicht zu kennen;

alle Krankheiten werden gebannt durch Hermurmeln besonderer Sprüche, Einreibung mit Öl, Besprengung mit Salzwasser, Umwicklung mit besonderen heiligen Matten, Hin- und Herschwenken bestimmter grüner Zweige und Befächerung mit dem Fächer des Priesters. Die bösen Geister, die alle Krankheiten hervorrufen, müssen dann dem Zauberer weichen; anderenfalls ist die Krankheit durch den Zorn irgendeines aitu hervorgerufen, und dann muß derselbe durch Opfer und Anrufung beschwichtigt werden, bis er anderen Sinnes wird; in diesem Falle erfolgt die Genesung, im entgegengesetzten Falle tritt der Tod ein.

Neben den Ahnengöttern gibt es noch eine große Reihe von Geistern, welche wir als Naturgeister bezeichnen können und welche den Namen tipoa (Nuguria) oder kipua (Nukumanu) führen. Sie bewohnen das Korallenriff, das Meer, die Luft, einzelne Bäume oder gewisse Steinblöcke. Sie necken die Menschen, verursachen Krankheit und Schaden und können durch Vermittlung bestimmter Priester oder Zauberer beschwichtigt werden. Ihre Zahl ist sehr groß und die Bezeichnung der einzelnen auf den verschiedenen Inseln verschieden. Einige derselben haben die Eigenschaft, daß sie sich nachts sichtbar den Insulanern darstellen können; dies hat dann immer eine Krankheit oder einen Unfall zur Folge. Man bringt den tipoa oder kipua sowohl wie den aitu oder aiku Opfer in der verschiedensten Gestalt, um sie in günstiger Stimmung zu erhalten.

Die Insulaner zerfallen in mehrere Klassen, die überall dieselben sind. Die oberste Klasse bilden die Häuptlinge und ihre männlichen Verwandten; in Liueniua und auf Nukumanu wird diese Klasse Tu'u genannt, auf Taun dagegen Tui. (Dies ist ein noch gebräuchliches samoanisches Wort, welches für den obersten Häuptling oder König gebraucht wird, wie z. B. Tui Aana, der oberste Häuptling von Aana, Tui Atua, der oberste Häuptling von Atua usw.) Nach dieser Klasse folgt im Range die Klasse der Makua oder Matua (in Samoa: matua = Eltern, die Älteren), mit denen die Priester in einem Rang stehen. Darauf folgt auf der untersten Rangstufe das gemeine Volk. Die Tu'u sind die Nachkommen der sagenhaften Vorfahren, ihre Seelen bleiben nach dem Tode auf der Insel, zum Teil in eigenen Häusern, in der Nachbarschaft der aitu, ihrer Ahnen. Die Seelen der Makua oder Matua gehen nach dem Tode nach dem sagenhaften Aufenthaltsort, der

Tafel 34. **Dorfszene auf Nissan.**

über den Sternen liegt, falls sie von den aiku das nötige Geleit haben. Die Seelen des gemeinen Volkes gehen nach dem Tode in der Regel nach einer bestimmten Stelle des Korallenriffes.

Die Mitglieder der obersten Klasse heiraten niemals Weiber der eigenen Klasse, sondern stets aus der untersten Volksklasse. Die Weiber dieser Klasse müssen daher stets Männer von niedrigerem Range heiraten. Sollten nach der Heirat Männer einer unteren Klasse unerlaubten Umgang mit den Frauen der oberen Klasse haben, so wurde dies früher mit dem Tode bestraft. Möglich ist es, daß dieser Gebrauch heute noch besteht, aber aus Furcht vor den Weißen geheim gehalten wird. Weiber aus einer oberen Klasse, die, ohne verheiratet zu sein, mit Männern aus einer unteren Klasse unerlaubten Umgang hatten, wurden dadurch bestraft, daß ihnen die weibliche Verwandtschaft die Nase und die Ohren abbiß. Eine so Verstümmelte habe ich auf Nukumanu gesehen, eine andere auf Lineniua.

Übrigens sind die jungen Mädchen aller Klassen vor der Verheiratung recht ungebunden in ihrem Lebenswandel, halten sich aber weislich innerhalb der Grenzen ihrer eigenen Klasse.

Die Frauen der verstorbenen Mitglieder der obersten Klasse dürfen nie wieder heiraten. Witwen oder Geschiedene der übrigen zwei Klassen können sich wieder einen Ehemann suchen.

Besondere Heiratsgebräuche sind nicht vorhanden. Die Männer aus der oberen Klasse schicken einfach ihr Gefolge nach dem Hause des Mädchens, das sie begehren, und diese folgt ruhig mit. In den anderen zwei Klassen ist es nötig, daß der Freier dem Vater des Mädchens ein Geschenk an Matten, Schildpatt und Gelbwurz bringt. Die Annahme dieses Geschenkes ist gleichbedeutend mit der Annahme des gestellten Antrages, und das Mädchen folgt ohne weiteres dem Freier in seine Hütte. Scheidungen kommen vor, jedoch nicht häufig, und sind meistenteils die Folge von Eifersuchtsszenen. Selbstmord der Weiber aus demselben Grunde kommt ebenfalls vor, seltener ist er bei den Männern.

Die Geburtsfestlichkeiten und Gebräuche sind ebenfalls nicht von großer Bedeutung. Der schwangeren Frau wird im fünften Monate eine Art Fest veranstaltet; die Verwandten bringen Speisen, und es wird ein öffentliches Mahl bereitet; der Zauberer spricht seine Beschwörung über die Schwangere. Die Großmutter des Kindes verrichtet in der

Regel den Dienst der Geburtshelferin. Ist die Schwangere an einen Eingeborenen der beiden oberen Klassen verheiratet, dann findet die Entbindung in dem Hause des Familienoberhauptes dieser Klasse statt. Die Frauen der untersten Klasse gebären in dem Hause ihres Mannes.

Das neugeborene Kind wird von der Großmutter gepflegt; sie gibt dem Kopf des Säuglinges durch leichten Druck seine Gestalt und wäscht es dann in der See. Nun wird das Kind in Matten gehüllt und von der Großmutter (kepuga) während der zwei folgenden Tage neben dem Feuer gehalten, damit es recht warm bleibe; dann wird es der Pflege der Mutter übergeben. Nach etwa vier Wochen bringen die Verwandten Kokosnüsse und Speisen, und es wird wieder geschmaust.

Sind die jungen Knaben etwa zehn bis elf Jahre alt, so werden ihnen das Septum und die Nasenflügel durchbohrt und die Bekleidungsmatte angelegt. Mädchen in denselben Jahren werden die Ohrläppchen durchbohrt, sie werden gleichzeitig mit der Matte bekleidet, und die Tätowierung von der Taille bis zu den Knieen wird allmählich ausgeführt. Ist diese fertig, so sind die Mädchen heiratsfähig. Die Knaben werden erst nach der Verheiratung tätowiert. Auf Nuguria und Tauu, wo das Tätowieren nicht gebräuchlich ist, wird die Verleihung der Matte als Reifezeichen angesehen.

Die Gebräuche bei dem Tode sind, je nach der Klasse des Verstorbenen, verschieden. Ein Verstorbener der obersten Klasse wird in Matten gehüllt und in der Hütte auf Matten ausgestreckt. Dann beginnt eine allgemeine Totenklage, welche zwei Tage und Nächte ununterbrochen anhält. Man beerdigt dann den Leichnam auf dem für die oberste Klasse reservierten Begräbnisplatz und stimmt dann wieder mehrere Tage lang die Klage an, diesmal an dem Hause, in welchem die Seelen der Mitglieder dieser Klasse nach der Meinung des Volkes sich aufhalten. Gleichzeitig wird ein großes Festmahl bereitet. Die Priester der aitu haben hierbei nichts zu tun, denn die Geister der Verstorbenen verkehren direkt mit ihren Ahnen, den aitu, und brauchen keine Vermittler.

Stirbt ein Makua oder ein ihm im Rang gleichstehender, so legt man die Leiche auf ein etwa $2^1/_2$ Meter hohes Gerüst und reibt sie mit Öl und Gelbwurz reichlich ein; die Verwandten decken dann gewebte Matten über den Leichnam. Der Priester tritt nun heran, beschwört

die aitu und entzündet trockene Blütenhülsen der Kokospalme, die er unter das Gerüst legt. Bei jeder einzelnen Hülse nennt er einen Vorfahren des Verstorbenen. Jeder männliche Makua tritt an die Leiche heran und muß die Antworten zu einem bestimmten Gesang, den die Umstehenden anstimmen, hersagen. Nach zwei Tagen bringt man die Leiche nach dem hare aiku, und hier werden die aitu angefleht, die Seele des Verstorbenen nach dem Aufenthalt über den Sternen zu geleiten. Darauf wird der Leichnam auf einem Holzrahmen festgebunden, in Matten gehüllt und auf dem Beerdigungsplatz der Makua eingescharrt. Zu Häupten des Grabes richtet man einen Korallenblock auf, salbt ihn mit Öl und umwindet ihn mit heiligen Pandanusblättern. Die Witwen der Makua bedecken sich das Haupt mit einem Kokosblattgeflecht und irren tagelang verlassen am Strande oder im Walde umher; die Begegnenden verstecken sich bei ihrem Herannahen.

Die niedrigste Klasse wird nach kurzer Totenklage der Verwandten ohne weitere Zeremonien beerdigt. Dasselbe ist der Fall mit allen verstorbenen Weibern.

Alljährlich, etwa im März, wird ein allgemeines Fest zu Ehren der aitu gefeiert, das je nach dem Vorhandensein mehr oder weniger großer Speisevorräte vier bis sechs Wochen anhält. Bei diesen Festlichkeiten findet die Mattenverleihung an Knaben und Mädchen statt; die Ahnenbilder werden ins Freie getragen, bekränzt und mit Matten geschmückt. Kinder und Erwachsene bilden eine Prozession mit lautem Gesang zu Ehren der Ahnen, und namentlich das junge Volk führt ein ungebundenes und ungezwungenes Leben.

Die Tätowierung (tatau) des Körpers ist namentlich auf Nukumanu allgemein. Das dort herrschende Muster stimmt ganz mit dem Muster von Lineniua überein. Sowohl Männer wie Weiber werden tätowiert, und namentlich ist die Prozedur bei den letzteren sehr umfassend und zeitraubend, da nahezu der ganze Körper mit tätowierten Zeichnungen bedeckt ist. Herr Dr. Thilenius hat die Bedeutung der einzelnen Muster klargestellt, wonach dieselben stilisierte Fische, Seetiere, Raupen, Vögel und Vogelschnäbel, Netze und Nachahmungen von zufällig angetriebenen ornamentierten Kanoeteilen sind und keinerlei religiösen Motiven entstammen. Auf Nuguria ist dieselbe Tätowierung zeitweilig eingeführt worden, aber wieder in Vergessenheit geraten. Auf

Tauu beobachtete ich freilich dieselbe Tätowierung, es stellte sich jedoch heraus, daß die Inhaber derselben aus Nuguria und Liueniua angetrieben waren. Die Tauuleute sagen mir, daß vor langer Zeit auch auf ihrer Insel das Tätowieren üblich war, und zwar nach einem ganz anderen

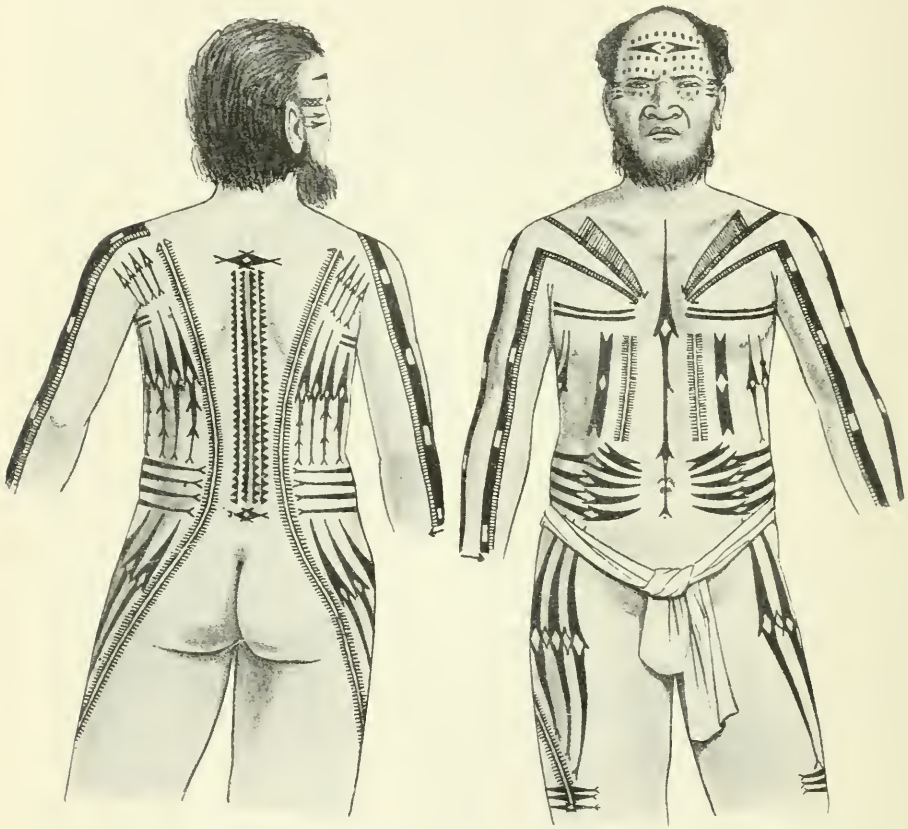


Abb. 87. **Tätowierung auf Nukumanu.** (Mann, Rücken- und Vorderansicht.)

Muster. Die Zeichnung eines Samoamusters brachte widersprechende Aussagen, jedoch konnte ich schließen, daß sie ähnlich gewesen sei, denn alle waren darin einig, daß die Vorfahren nicht wie auf Nukumanu das Gesicht, die Arme und die Brust mit Zeichnungen bedeckten. Die Tätowierinstrumente kannte man auch auf Tauu, und es gelang mir, einige sehr alte Exemplare zu erlangen.

Die Tätowierinstrumente sind etwa 15 Zentimeter lange Holzstöckchen, in die an einem Ende etwa 2 Zentimeter lange dünngeschabte, fein-

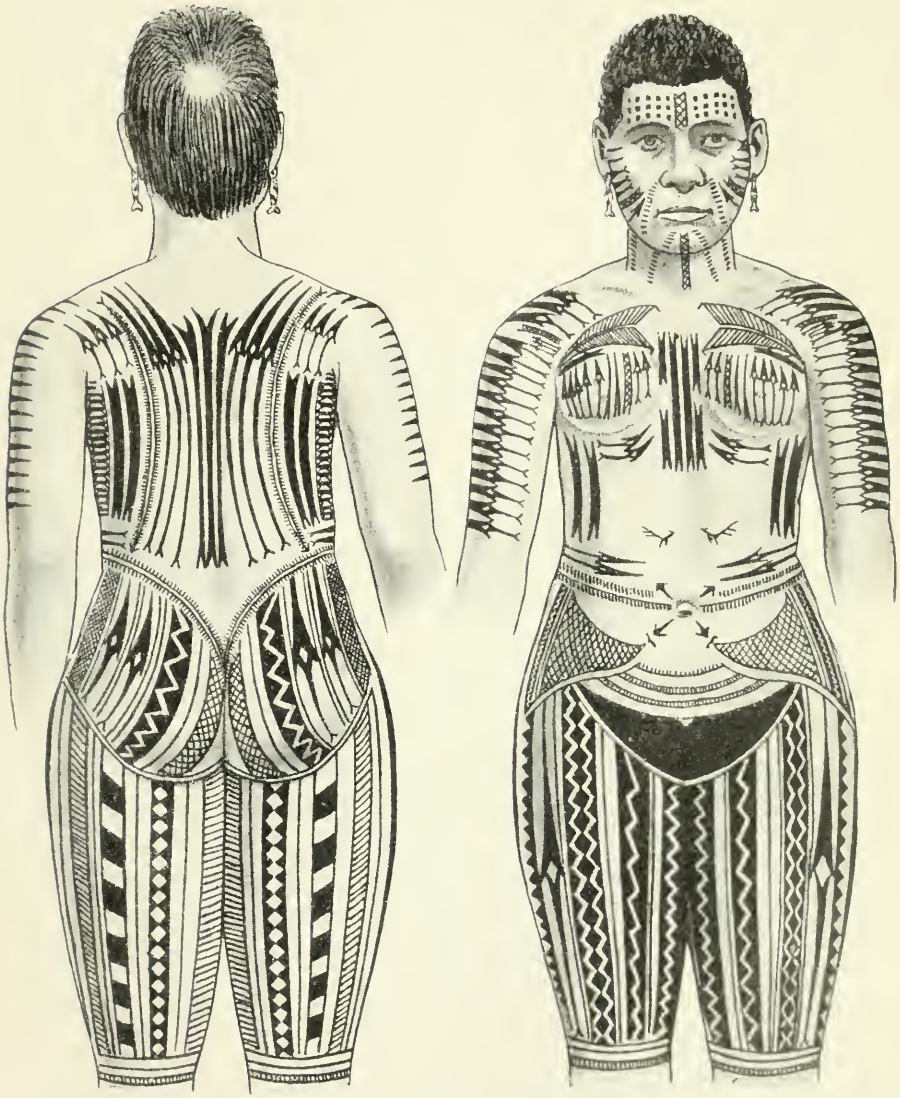


Abb. 88. **Tätowierung auf Nukumanu.** (Frau, Rücken- und Vorderansicht.)

gezähnte Knochenblättchen rechtwinklig zum Stiel eingefügt sind. Diese Blättchen sind 2 bis 6 Millimeter breit; beim Gebrauch hält man das

Instrument mit der linken Hand fest und treibt durch leichte Schläge mit einem in der rechten Hand gehaltenen Stäbchen die feinen Spitzen durch die Oberhaut, nachdem man das Instrument mit schwarzem Färbestoff angefeuchtet hat. Das Tätowieren ist ausschließlich ein Geschäft der Weiber, die sich dafür mit Matten, Gelbwurz usw. bezahlen lassen.

Der Name des Tätowierinstrumentes, womit das Muster, tatau, ausgeführt wird, ist in Nukumanu und Lueniua matau; auf Tauu wurde mir das Instrument als taau bezeichnet; in Samoa heißt es le au und auf Nukuoro te au, eine so auffallende Ähnlichkeit, daß daraus ein Schluß auf die Zusammengehörigkeit der Insulaner wohl erlaubt ist.

Die Insulaner waren in früheren Zeiten nicht so friedfertig, wie sie heute sind. Man kann sie im großen und ganzen der Falschheit und Hinterlist mit vollem Recht beschuldigen, wenn sie auch heute aus Furcht vor der Strafe diese Eigenschaften mehr unterdrücken als früher. In Tauu wurde Mitte des vorigen Jahrhunderts die ganze Besatzung eines Walfischfängers getötet und das Schiff zerstört. In den achtziger und neunziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts töteten die Nuguria-leute friedliche Händler und verbargen die Tat durch zur Schau getragene Freundlichkeit auf lange Zeit. In Lueniua sind auch Überrumpelungen und Tötung der Bemannung von Schiffen vorgefallen. Mit der Wahrheit nehmen sie es heute noch nicht so sehr genau, und der Begriff von mein und dein ist nicht stark entwickelt. Sie sind insgesamt wenig arbeitsam und arbeiten nur so viel, als nötig ist, um das Leben zu fristen. Eigentum sammeln nur die Häuptlinge auf Kosten ihrer Untertanen. Im allgemeinen muß man die Insulaner als sehr bedürfnislos bezeichnen. Mit Kokosnüssen und Fischen und den ganz geringen und minderwertigen Arumarten, welche auf den Inseln wachsen, fristen sie jahraus jahrein das Leben. Neuerdings haben die Weißen Reis eingeführt, der sich schnell die allgemeine Beliebtheit der Bevölkerung erworben hat.

Die Häuptlinge regieren ihr Völkchen ziemlich autokratisch. Auf Tauu ist die Häuptlingsfamilie gänzlich ausgestorben. Auf Nuguria und Nukumanu können die regierenden Häuptlinge einen langen Stammbaum ihrer Vorfahren aufweisen, der bis auf die fabelhaften ersten Ansiedler oder aitu zurückreicht. Die Häuptlingswürde ist erblich, je-

doch geht die Würde zuerst auf die Brüder des verstorbenen Häuptlinges, wenn solche vorhanden sind, über, erst in zweiter Linie auf den Sohn.

Obgleich dem Häuptling die Oberhoheit über alles zusteht, so ist er doch nicht alleiniger Besitzer von Grund und Boden. Ein gewisser, nicht unbeträchtlicher Teil desselben gehört ihm allerdings als Eigentum, bei weitem der größte Teil gehört jedoch der Klasse der matua, welche unter sich das Land parzelliert haben. Durch Kauf oder Schenkung geht Grund und Boden mit allem, was darauf wächst, in den Besitz eines anderen matua über. Die dritte Klasse der Bevölkerung hat keinerlei Grundeigentum; sie schließen sich den Mitgliedern der beiden oberen Klassen an, verrichten allerlei Dienstleistungen und bilden die Gefolgschaft des Betreffenden, der ihnen dafür einen Teil seiner Kokosnüsse und sonstigen Früchte gibt und ihnen das Fischen auf dem Riff und in der Lagune erlaubt.

Die Frauen führen im ganzen ein recht bequemes Leben und arbeiten nur wenig im Freien. Die Häuptlingsfrauen führen ein ausgeprägtes Faulenzerleben, liegen größtenteils auf den Matten, lassen sich bedienen und verhätscheln. Sie sind immer reichlich mit Öl und Gelbwurz eingerieben und verwenden auf diese Toilette viel Zeit. Ins Freie gehen sie nur selten, um nicht von der Sonne gebräunt zu werden, denn eine helle Hautfarbe, welche das Muster der Tätowierung stark und scharf hervortreten läßt, wird als eine besondere Schönheit betrachtet. Begeben sie sich von einer Insel zur anderen, so baut man in dem Boote für sie ein Schutzdach gegen die Sonnenstrahlen. Im Hause haben sie viel zu sagen, und die Männer, bis zum obersten Häuptling hinauf, fürchten ihre bösen Zungen, die dann auch hin und wieder zu ehelichen Zwistigkeiten führen, in denen der Mann seine Gewalt durch den Stock betätigt. Treibt ein Weib das Gezänk allzu stark, dann ist dies ein genügender Grund zur Ehescheidung.

Kriege kommen auf den kleinen Gruppen nicht vor, dagegen wohl hin und wieder Streitigkeiten, in denen die einzelnen Familien Partei nehmen. Diese Streitigkeiten können zu Schlägereien ausarten, woran sich auch die Weiber beteiligen. Auf Nukumanu wurde vor wenigen Jahren der damalige Häuptling bei einer solchen Veranlassung durch einen Messerstich tödlich verwundet.

Der Fischfang bildet die Hauptbeschäftigung der Insulaner, in weit geringerem Maße nimmt sie der Ackerbau, wenn von einem solchen überhaupt die Rede sein kann, in Anspruch.

Alles, was im Meere und auf dem Riff lebt, wird verzehrt, die Insulaner lassen so leicht nicht etwas Genießbares vorübergehen. Ein- und mehrzinkige Speere sind überall im Gebrauch und finden Verwendung auf dem Riff und in seichtem Wasser innerhalb der Lagune. Daneben bedient man sich kleiner Netzhamen, Handwurfnetze und langer Senknetze, welch letztere Gemeingut der ganzen Bevölkerung oder einzelner Familien sind. Kleine, sinnreich konstruierte Netze, die zwischen zwei über Kreuz verbundenen Stöckchen auf Schnüren befestigt und so eingerichtet sind, daß der Fisch das Netz beim Tauchen über sich zusammenzieht, sind hier wie auf der Insel Apolima auf Samoa in Gebrauch. Außerdem fischt man mit Angeln, von denen einige an Zentralpolynesien, andere an die mikronesischen Inseln erinnern; das Material ist Perlmutter, Schildpatt und Stücke der Trochusschnecke wie einer bestimmten Pinnaart. Am interessantesten ist ein großer, aus Holz angefertigter Haken, den man in der Regel als Haihaken kennt, der aber nicht zum Fange dieses Raubtieres dient, sondern zum Fang einer gewissen Ruvettusart, welche außerhalb des Riffes vorkommt. Dieser Ruvettus ist weit über die Südsee verbreitet, man fängt ihn mit genau denselben Haken wie hier auch auf den Gilbert- und Ellieeinseln, wo der Fisch ika na peke genannt wird. Auch in einigen der Karolinen ist der Fisch und der Haken nicht unbekannt, und auf Lueniua und Nukumanu finden wir den Haken in allgemeinem Gebrauch. Auf Tauu fand ich den Haken, der Fang wird aber nicht mehr betrieben; auf Nuguria ist der Haken ebenfalls vorhanden, der Ruvettusfang jedoch im Aussterben. Der Ruvettus lebt in dem tiefen Wasser außerhalb des Riffes und kommt nie in die Lagune hinein. Man fischt ihn nur während der dunkeln Nächte und muß zu diesem Zweck mit den Booten auf hohe See hinausgehen. Diese Ruvettusfischzüge geben sehr häufig die Veranlassung, daß Boote mit ihren Insassen in plötzlich entstehenden Wetterböen die Insel aus Sicht verlieren und nach anderen Gegenden verschlagen werden. Der Ruvettushaken oder auu ist aus hartem Holz hergestellt, der längere Schenkel 20 bis 30 Zentimeter lang, der kürzere 15 bis 25 Zentimeter; am oberen Ende des kurzen Schenkels ist in einem

Winkel von 45 bis 50° der Haken durch Kokosfaserschnur befestigt, und zwar so, daß die Spitze von dem längeren Schenkel nur 1 Zentimeter entfernt ist. Am Ende hat der lange Schenkel einen Vorsprung zur besseren Befestigung der Schnur. Diese besteht aus einer Anzahl von dünnen Schnüren, die mit einer ebensolchen Schnur umwunden sind, so daß sie ein festes Tau von 7 bis 10 Zentimeter Länge bilden; dies hängt an einem 45 bis 55 Zentimeter langen Stab. Am Ende des Stockes ragt eine offene Schleife hervor. Die Verwendung dieses Hakens ergibt sich aus Abbildung 89; a ist die Leine, mit welcher der Haken versenkt wird; b ist ein schwerer Korallenblock, der das Ende des Stockes nach unten zieht, so daß der Stock wagrecht im Wasser steht und der daran befestigte Haken frei schwimmt.

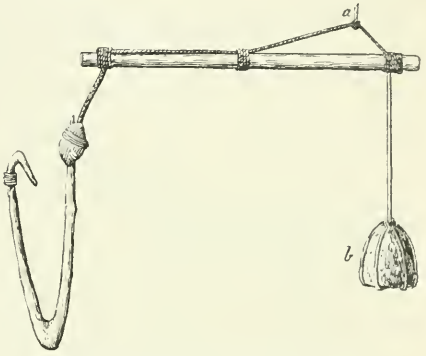


Abb. 89. **Ruvettushaken aus Nukumanu.**

Der Ruvettusfang ist ein sehr beliebter Sport, denn er erfordert nicht nur die allerhöchste Geschicklichkeit im Segeln und Rudern, sondern bringt auch mancherlei Gefahren mit sich. Es ist ein Zeichen der Reife, wenn den Knaben erlaubt wird, diese nächtlichen Fischzüge mitzumachen.

Der Fisch selber ist eine allgemein beliebte Speise und ein wahrer Leckerbissen, obgleich der Genuß stark abführende Wirkungen hat, weshalb er auch anderswo ika na peke, Purgierfisch heißt. Auf den hier erwähnten kleinen Inseln kennt man ihn unter dem Namen lavenga.

Das Material für Netze und Taue liefert die Kokospalme in Gestalt der Kokosnußfasern und eine Hibiskusart, deren Fasern zusammengedreht einen starken, dauerhaften Zwirn liefern; die Kokosfaserschnüre werden nicht gedreht, sondern geflochten.

Bei der Riffischerei schützt man die Fußsohlen und namentlich die Fußballen durch feste, aus Kokosfaserschnur geflochtene Sandalen, kaa.

Von Ackerbau kann auf den kleinen Koralleninseln keine Rede sein. Die Kokospalme wächst überall üppig und erfordert keine besondere Pflege; die kleineren Inseln sind fast ausschließlich mit diesem nützlichen

Baum bestanden. Die größeren Inseln haben im Innern einen Waldbestand, darunter die großkernige Brotfruchtart, und auf der Seeseite der Inseln ein Kranz von Pandanusbäumen, deren Früchte von den Insulanern als Nahrung genossen werden. In der Mitte der Inseln, durch einen dichten Baumbestand gegen Seewinde geschützt, treibt man den geringen Ackerbau, der für diese Inseln charakteristisch ist. Die Insulaner haben hier, wohl seit Jahrhunderten, flache Gruben aus der Oberfläche des Korallenriffes herausgebrochen. Dieselben sind bis 2 Meter tief und von 100 bis 500 Quadratmeter Flächeninhalt. Auf dem Boden dieser Gruben hat man durch Hineinwerfen von allerlei Pflanzenstoffen im Laufe der Zeit eine kärgliche Humusschicht erzeugt und baut hier eine kleine Taroart sowie eine bedeutend robustere Alocasiaart, welche letztere vorzugsweise gezüchtet wird, da der Ertrag reichlicher und der Anbau weniger schwierig ist. Bananen sind erst in der neueren Zeit eingeführt, werden jedoch immer noch als Luxusartikel betrachtet.

Die Fahrzeuge der Insulaner sind ausgehöhlte Baumstämme mit einem Ausleger. Treibholz wird häufig, fast möchte ich sagen, in der Regel gebraucht, denn die auf den Inseln vorkommenden Bäume liefern ein zu hartes und schweres Holz für diesen Zweck. Schadhafte Stellen des angeschwemmten Stammes versteht man mit großer Geschicklichkeit durch eingesetzte Holzstücke auszubessern.

In Tauu fand ich vor Jahren bei meinem ersten Besuch große Kanoes in eigenen Hütten am Strande liegen, die zu jener Zeit schon nicht mehr von der schwachen Bevölkerung benutzt wurden, weil sie zu schwer waren, um selbst mit den vereinten Kräften der sämtlichen Männer ins Wasser geschoben zu werden. Diese Kanoes waren bis 14 Meter lang und bis $1^1/_2$ Meter tief und vom Kiel aufwärts aus aneinandergenähten Planken aufgebaut. Sie hatten vorn wie hinten lange, schräg nach oben vorspringende Schnäbel, sorgfältig geschnitzt, und ebenso an beiden Enden ein Verdeck, welches roh geschnitzte Relieffiguren darstellte. Leider hatte ich bei diesem ersten Besuch nicht Zeit genug, um eine photographische Aufnahme zu machen; die beifolgende Zeichnung eines der Bootschnäbel (Abb. 90) konnte ich noch schnell entwerfen. Als ich nach einigen Jahren abermals einen Besuch auf Tauu abstattete, hatten Wind und Wetter die Boote dermaßen zerstört, daß nur noch geringe Bruchstücke übrig waren. Die Eingeborenen sagten mir, daß man mit

dieſen Fahrzeugen früher weit ins Meer hinausgeſegelt ſei, um lavenga (Ruvettus) zu fangen, und daß man große dreieckige Mattenſegel benutzt habe. Die Zeichnung zeigt am oberen Ende eine ovale Platte, ein wenig ſchalenförmig ausgehöhlt; dieſelbe diente nach Ausſage des Häuptlinges als Sitz.

Auf unſeren kleinen Inſelgruppen wohnt die Bevölkerung auf der Hauptinſel des Atolles; die kleineren Inſeln werden nur während des Fiſchfanges und der Kokosnußernte vorübergehend bewohnt, es ſei denn, daß der Häuptling dieſen oder jenen, der ſich in der Dorfſchaft mißliebig gemacht hat, auf irgendeine der Inſeln verbannt.

Die Dorfſchaften ſind nach einem gewiſſen Syſtem angelegt; breitere Straßen ziehen ſich zwiſchen den Hütten hin, und wo die Bevölkerung noch zahlreich iſt, wie z. B. auf Nukumanu, trägt man Sorge, daß die Wege ſtets ſauber gekehrt und mit Sand beſtreut werden. In Nuguria und namentlich auf Taun iſt dies infolge der ſchwachen Bevölkerung nicht der Fall, und namentlich die letztgenannte Inſel zeigt einen traurigen Verfall.

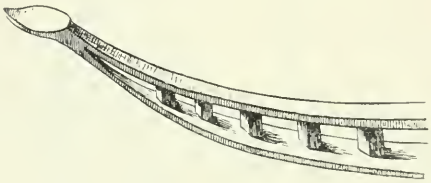


Abb. 90. **Bootſchnabel aus Taun.**

Die Hütten ſind überall nach demſelben Plan gebaut, etwa 6 bis 8 Meter lang und 3 bis 4 Meter breit. Die Seitenwände ſind $1^1/_2$ bis 2 Meter hoch, das Dach ruht auf zwei bis drei etwa 6 Meter hohen Pfoſten und ſpringt an den Giebelenden etwa $1^1/_2$ Meter über die ſenkrechte Giebelwand hervor. Dach und Seitenwände ſind in der Regel mit geflochtenen Kokosblättern bedeckt; die dauerhafteren Pandanusblätter finden auch als Dachbekleidung Verwendung. Der Fußboden iſt die feſtgeſtampfte Erde, mit Korallenſand bedeckt. Eine flache, kreisrunde Grube dient als Herd. An den Seitenwänden hängt das Gerät; an einem Ende iſt auch vielfach ein offener Bodenraum angebracht, hauptſächlich zum Aufbewahren von Kokosnüſſen. Zum Schlafen oder Sitzen breitet man geflochtene Pandanusmatten auf dem Fußboden aus. Das Wohnhaus, hare oder hale, iſt weit weniger ſorgfältig gebaut als die Häuſer der Ahnen, die hare aiku oder hale aiku (oder aitu). Dieſe ſind bedeutend größer und namentlich die Dachkonſtruktion mit vieler Sorgfalt hergeſtellt. Der Fußboden des

Ahnenhauses oder Tempels ist stets mit Kokosmatten bedeckt und wird nur von den Priestern betreten, das übrige Volk sitzt an den Wänden entlang.

Der freie Platz am hare aiku wird marae genannt (samoanisch: malae), hier herum stehen auch die offenen Hütten, welche als Wohnsitz der Geister der verstorbenen Häuptlinge angesehen werden. Unweit des hare aitu liegt auch das Wohnhaus des Zauberers, ein ebenfalls sorgfältiger gebautes Haus als die gewöhnlichen Wohnhäuser.

Jede Dorfschaft hat mehrere Brunnen, d. h. tiefe, in den Korallenboden gebrochene Löcher, worin sich namentlich zur Regenzeit das Wasser sammelt; zur Zeit einer langen Dürre ist das vorhandene Wasser, größtenteils durchsickerndes Meerwasser, sehr brackisch und für Europäer

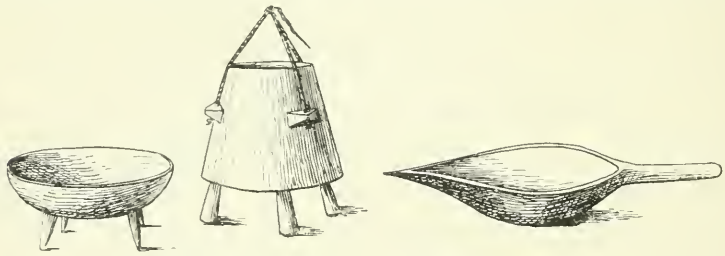


Abb. 91. **Holzgefäße. Östliche Inseln.**

ungenießbar, den Insulanern scheint es jedoch zu schmecken. Überhaupt ist es diesen Insulanern eigentümlich, daß sie ihren Durst auch durch Salzwasser zu stillen vermögen, ohne dadurch nachteilige Folgen zu verspüren. Es ist dies ein Umstand, der Berücksichtigung verdient, wenn wir von dem wochenlangen Herumirren der von ihrer Insel Verschlagenen hören. Europäer würden nach wenigen Tagen wegen Mangel an Trinkwasser verschmachten.

Unweit der Dorfschaft ist ein allgemeiner Begräbnisplatz. Die einzelnen Gräber sind durch Kopfsteine bezeichnet und werden stets sauber und rein gehalten. Man gewahrt hier sehr häufig Dorfleute, welche Unkraut ausrupfen, irgendein Grab mit frischem, weißen Korallensand beschütten oder die aufgerichteten Kopfsteine bekränzen oder mit Öl einsalben.

Sowie die Bevölkerung dieser Inseln aus einem Gemisch vieler umliegender, hauptsächlich polynesischer Volksstämme besteht, so haben

auch die meisten der dort vorkommenden ethnographischen Gegenstände eine Verwandtschaft mit Gegenständen der Urheimat.

Das Hausgerät ist spärlich. Wir finden jedoch überall aus einem Stück geschnitzte Holzbänke, aluna oder nahoa, daneben Holzschüsseln, kumate, haufa oder umette (Abb. 91), und mit einem Netzwerk aus Faserschnur umflochtene Kokosnußschalen zum Aufbewahren von Öl oder Trinkwasser.

Stampfer aus Holz, kuhi oder tuki (Abb. 92), von verschiedener Form, zum Zerstampfen gewisser Nahrungsmittel, und Kokosnußschaber, tutuai, fehlen in keiner Hütte. Die Kokosschaber aus Taun sind besonders sorgfältig hergestellt, auf den anderen Inseln bestehen sie aus einem einfachen Brett oder Stab, woran eine Schabmuschel befestigt ist. Körbchen, sowohl aus Kokosblättern wie aus Pandanusblattstreifen, dienen den verschiedensten Zwecken.

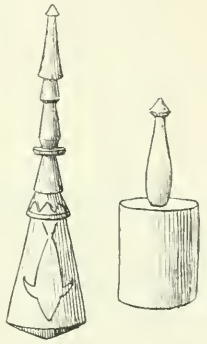


Abb. 92. **Stampfer. Östliche Inseln.**

Außer diesen Hausgeräten trifft man in den Hütten noch verschieden geformte Schaber und Messer, teils aus Schildkrot, teils aus Schildkrötenknochen, sowie Knochennadeln zum Zusammennähen der Mattensegel, aber von Jahr zu Jahr werden dieselben seltener und sind teilweise jetzt schon außer Gebrauch, von europäischen Gegenständen verdrängt.

Dasselbe ist noch viel mehr der Fall mit den alten Waffen und Geräten. Auf Nuguria war die Hauptwaffe ein etwa meterlanger Knüttel aus Mangroveholz; wir finden denselben auch auf den anderen Inseln. Glatte, lange Speere waren ebenfalls vorhanden, kamen jedoch selten zur Verwendung. Auf Nukumanu finden wir Speere im Gebrauch, die in ihrer mehrzinkigen Form an die Lanzen der Gilbertinseln erinnern und auch auf Lineniua vorkommen, von wo aus sie wohl eingeführt wurden (Abb. 93).

Als Nahewaffe im Handgemenge diente auch ein keulenartiges Stück Knochen eines Walfisches, auf Nukumanu paramoa genannt (Abb. 94). Dasselbe habe ich auf Taun und Nuguria nicht beobachtet. Die Äxte und sonstigen Geräte sind heute völlig verschwunden. Höchstens erhält man noch die Klingen. Aus Taun und Nuguria besitze ich noch einige Klingen in der Originalfassung, die ich vor vielen Jahren als letzten

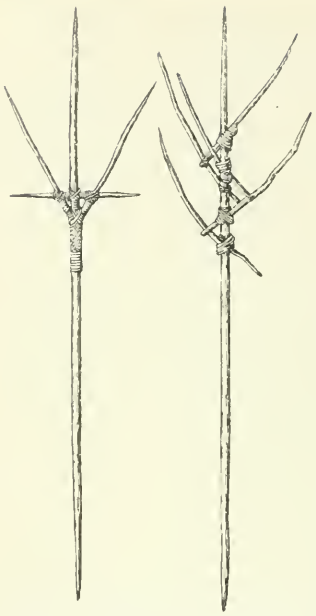


Abb. 93. **Mehrzinkige Speere aus Nukumanu.**

Rest auftreiben konnte. Das Material ist größtenteils Tridacnaschale; auf Tanu tritt daneben eine Klinge aus der Terebraschnecke auf. Die Befestigung sämtlicher Klingen ist die gewöhnliche, nämlich an einem knieförmigen Holz mittelst fester Faserumschnürung. Die Tridacnaklingen aus Tanu zeichnen sich durch ihre außergewöhnliche Länge und ihre sorgfältige Bearbeitung aus. (Vgl. die Abbildung im „Internationalen Archiv für Ethnographie, Band X, Seite 144.)

Aus Tanu erhielt ich ferner eine sehr alte Holzkeule; das Schlagende ist breit, in der Mitte dicker, nach beiden Rändern zugeschärft; die Handhabe trägt am oberen Ende einen angeschnitzten Knauf. Von derselben Insel besitze ich ferner einige viereckige Klingen mit scharfer Schneide, am entgegengesetzten Ende mit zwei kreisrunden Löchern; das Material ist Schildkrötenknochen. Die Befestigung ist mittelst Faserschnüren hergestellt; der Rand des Blattes ist in die Handhabe eingelassen. Der Gegenstand erinnert sehr an die Spachtel von Matty, welche zum Herrichten der Speisen gebraucht wird (vgl. Abb. 73).

Auf Nuguria war früher eine Schaufel in Gebrauch, namentlich bei der Bearbeitung der Tarogruben, welche auf den übrigen Inseln nicht vorkommt. Das Instrument, kapa genannt, wird heute nicht mehr verwendet (Abb. 95).

Auf Nukumanu findet man heute noch eine eigentümliche Waffe, dort gipugipu genannt. Es ist eine Wurfwaffe, hergestellt aus einem schweren Stück Mangroveholz. An den eigentlichen Körper der Waffe, der etwa von doppelter Faustgröße ist, sind nach beiden Enden kurze, kegelförmige, spitze Knäufe angeschnitzt; das Instrument muß, von einem kräftigen Arm geworfen, schwere Verletzungen herbeiführen können.

Abb. 94. **Keule aus Walfischknochen aus Nukumanu.**

Schmucksachen sind nur in geringem Maße vertreten. Im gewöhnlichen Leben bedient man sich in der Regel derselben nicht; bei Festlichkeiten kommen sie zum Vorschein, man kann jedoch nicht sagen, daß sie allgemeine Verwendung finden. Einreibung mit Öl, welches durch geriebene Gelbwurz intensiv gelb gefärbt ist, steht als Schmuck in erster Linie; die Verwendung ist bei Festlichkeiten dermaßen reichlich, daß die Leute förmlich öltriefend sind; namentlich die Weiber scheinen solche Einreibungen zu lieben, denn sie geben der Haut eine hellere Färbung, ein Schönheitszeichen in den Augen der Männer. Die Zauberer oder Priester der Ahnen tragen in beiden Nasenflügeln einen eigentümlichen Schildpattschmuck, bestehend aus zwei Platten, welche über den Mund herabhängen; die Priester legen dies Schmuckstück niemals ab, die alten Männer tragen es nur bei den jährlich wiederkehrenden Festlichkeiten.

Ohrschmuck in Gestalt von ineinandergeschobenen Ringen und fischähnlichen Schildpatt- oder Muschelplättchen ist nicht selten, geflochtene Armbänder sieht man hie und da, aber alle diese Gegenstände werden jetzt durch eingeführte Glasperlen ersetzt.

Ein ganz besonderer Schmuck war früher in Nukumanu, woher er wohl aus Lineniua eingeführt war, eine Reihe von bearbeiteten Walfischzähnen. Auf Taun und Nuguria kam derselbe nicht vor.

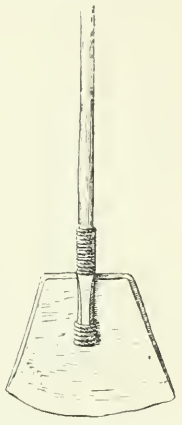


Abb. 95. **Schaufel aus Nuguria.**

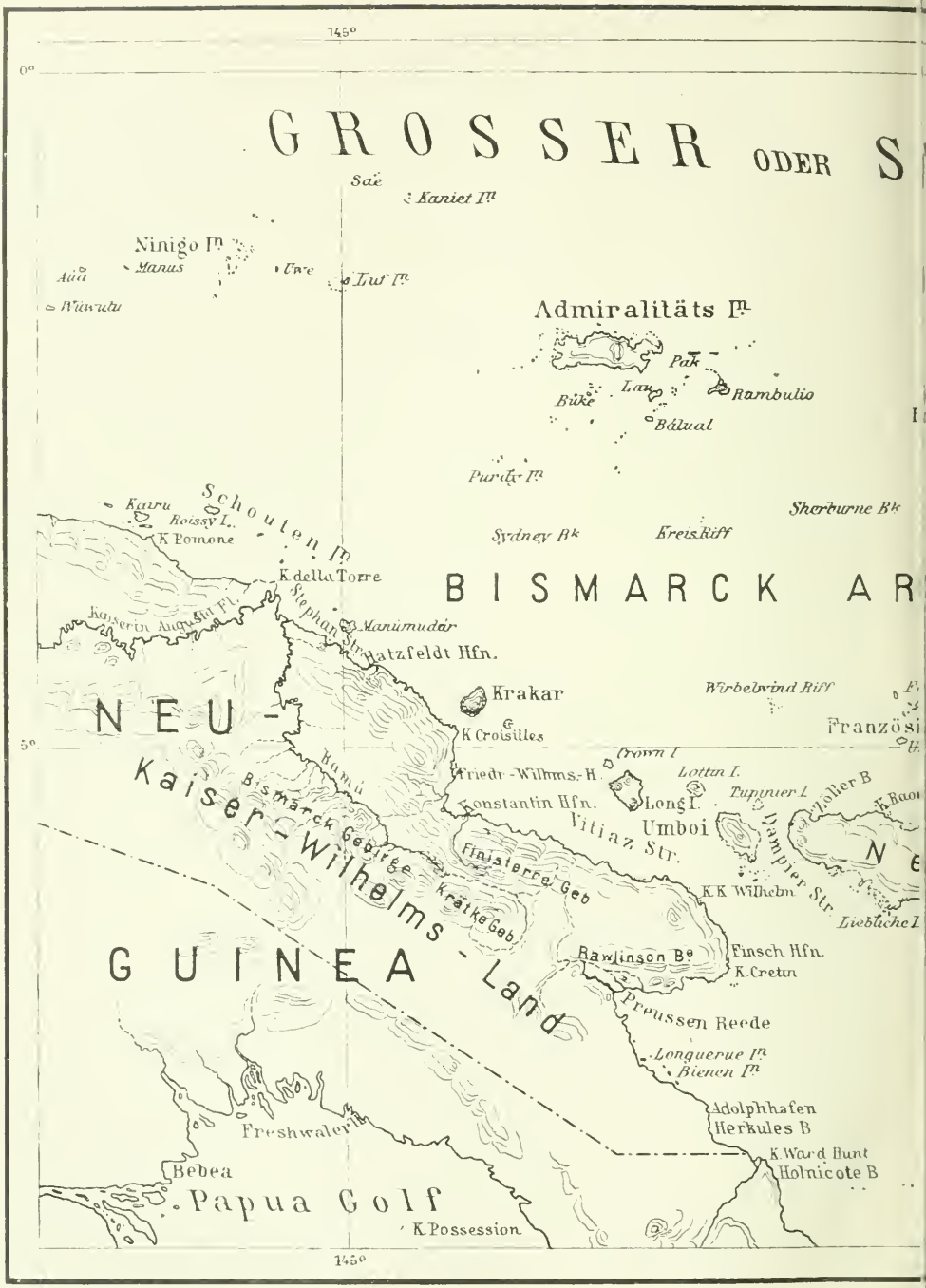
Weiber tragen bei Festlichkeiten einen breiten Gürtel zum Festhalten der Bekleidungsmatte, moso auf Nuguria, moro auf Nukumanu. Diese Gürtel bestehen aus etwa zehn Reihen etwa 65 Zentimeter langer Perlschnüre. Die einzelnen Perlen sind aus Kokosschale hergestellt, haben etwa 5 Millimeter Durchmesser und sind $1^1/_2$ bis 3 Millimeter dick; der Außenrand ist poliert. In Abständen von etwa 8 bis 10 Zentimetern werden die schwarzen Kokosperlen durch eine oder zwei weiße Muschelplättchen unterbrochen. Diese Gürtel erinnern stark an ähnliche Gegenstände von einigen der Karolinen. In Taun besteht dieser Gürtel aus zwei bis vier nebeneinanderliegenden Reihen von weißen Schneckengehäusen, jedes so groß wie eine kleine Haselnuß; diese Schneckengehäuse sind auf eine starke Binde aus Fasergeflecht fest angenäht.

Auf Nukumanu werden noch heute Geldschnüre angefertigt, kua genannt, die früher auch in Taau und Nuguria gangbar waren. Sie bestehen aus kleinen, 7 bis 8 Millimeter im Durchmesser haltenden Scheiben aus Kokosschale, in der Mitte mit dem Drillbohrer, fao, durchbohrt. Diese Scheibchen werden zu etwa 1 Meter langen Schnüren aufgereiht, und fünf dieser Schnüre bilden ein Ganzes. Die Anfertigung ist Sache der Weiber. Auf den Gilbertinseln finden wir dieselben Schnüre wieder.

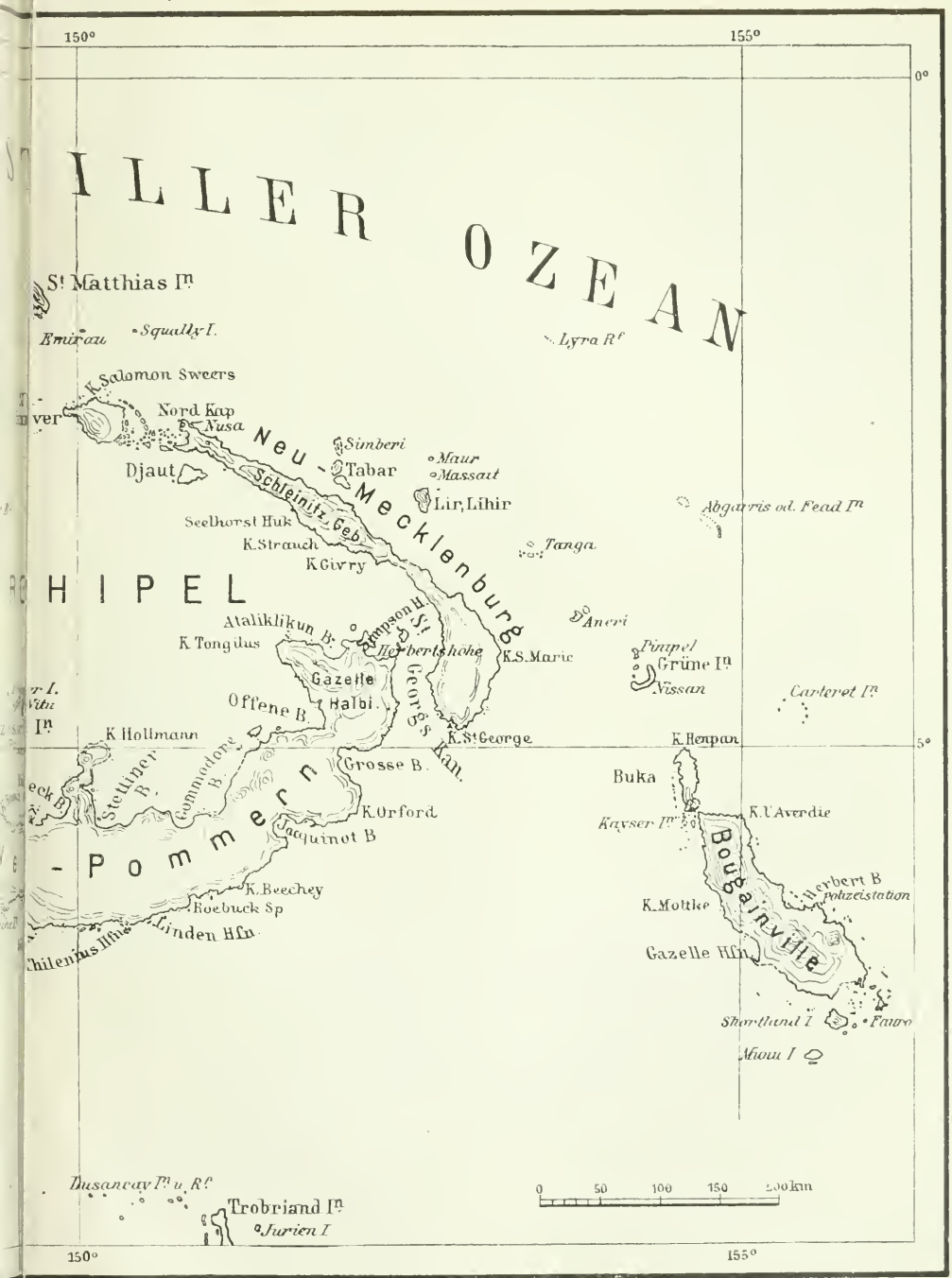
Die Bekleidung besteht aus gewebten Matten, hergestellt aus den Fasern einer Hibiskusart; auf Nuguria fertigt man daneben ein feineres Gewebe aus Bananenfasern. Die Weibermatte, marau oder mehau, ist etwa 175 Zentimeter lang und 80 Zentimeter breit und wird mit einem braunen Farbstoff und Öl nach der Herstellung dunkelbraun gefärbt. Die Männermatte ist nur etwa 22 Zentimeter breit, wird zusammengefaltet und um die Taille gelegt, das eine Ende zwischen den Beinen durchgesteckt und hinten befestigt.

Die Anfertigung dieser Matten bildet nun eine eigentümliche Industrie, die ich hier etwas näher berücksichtige, weil dazu ein Webeapparat Verwendung findet, der es uns ermöglicht, einen Schluß auf den Ursprung der Bevölkerung dieser Inseln zu ziehen.

Die Webeapparate von Nuguria, Taau und Nukumanu unterscheiden sich durch nichts von den Apparaten aus Lueniua und Sikaiana, von welchen Inseln ich Exemplare besitze. In Tikopia muß, nach einer mir vorliegenden Beschreibung, der Apparat mit den auf den vorgenannten Inseln übereinstimmen. Edge Partington bildet in seinem Album (Blatt 160) einen Webeapparat aus Santa Cruz ab, der nicht wesentlich verschieden ist. Die Insel ist meines Wissens der südlichste Punkt des Auftretens eines Webeapparates. Nördlich von unseren Inseln treffen wir den Apparat wieder in derselben Form in Kapingamarangi oder Pikiram. Weiter nördlich finden wir ihn fast auf allen Karolinen, auf Nukuor, Lukunor, Kuschaie, Ponape (jetzt völlig außer Gebrauch), auf Nuk, ferner Überreste davon auf Yap, auf Sonsol und auf Mafia. Wenn wir den Apparat betrachten, den die webende Hirtenfrau aus Milam im Himalajagebiet (abgebildet in K. Boeck, „Indische Gletscherfahrten" und reproduziert in Lamperts „Völker der Erde", Band I, Seite 221) vor sich ausgespannt hat, dann möchte man



Dr M. Groll gez.



Beilage zu Parkinson, Dreissig Jahre in der Südsee.

Tafel 35. **Muſchelgeld (kuamanu) von der Inſel Niſſan.** Verſchiedene Stufen der Bearbeitung.

in Versuchung geraten, ihn als ein aus Nukumanu nach dem Himalaja verschlagenes Gerät anzusehen, so sehr stimmen nicht nur die einzelnen Teile überein, sondern auch die Art und Weise, wie der Apparat gehandhabt wird. Auf der Insel Celebes finden wir ihn, wenn auch vervollkommnet, wieder, und in seinen Hauptteilen kehrt er nicht nur auf dem Festlande Afrikas und auf Madagaskar, sondern auch in Amerika wieder. Ratzel bildet in seiner „Völkerkunde", Band I, Seite 668, einen Webstuhl der Bakuba (Kongogebiet) ab als Beweis dafür, daß „wo älterer afrikanischer Kulturbesitz nach außen deutet, deutet er ostwärts", und bezüglich des Webstuhles fügt er hinzu: „Der Webstuhl ist auf beiden Seiten des Indischen Ozeanes wesentlich derselbe."

Bezüglich Amerikas verweise ich auf eine Abbildung in dem „Annual Report of Field Columb. Museum", Chicago, 1897—98. Hier ist auf Tafel 18 ein typisches Heim einer Hopi-Indianerfamilie dargestellt, und an der Wand rechts gewahren wir einen Webstuhl, der, wenn auch nicht deutlich sichtbar, dennoch die Hauptkennzeichen des polynesischen Webstuhles zu haben scheint.

Die alten ägyptischen Abbildungen des Webstuhls stimmen mit den Apparaten, die heute in Nuguria und Nukumanu gebraucht werden, ziemlich überein, und in E. B. Tylors „Anthropologie" ist auf Seite 248 nach einem aztekischen Bildnis eine mexikanische Weberin abgebildet, die ihren Apparat genau so hält, wie es heute noch auf den vorgenannten Inseln der Fall ist, obgleich aus der Abbildung hervorgeht, daß die Azteken nicht das Weberschiffchen kannten, sondern den Einschlagfaden mittelst eines Stäbchens zwischen den Längsfäden durchschoben.

Es kann wohl kaum bezweifelt werden, daß dieser Webstuhl seine Heimat in Asien hat und sich von hier aus über alle Weltteile verbreitete, mit Ausnahme von Australien.

Seine Verbreitung in Ozeanien erstreckt sich über die Karolinen bis zur Insel Kuschaie; weiter östlich, in den Marshallinseln, finden wir ihn nicht, auch keine Anzeichen, daß er dort jemals existiert hat. Auf den südlich von der Marshallgruppe gelegenen Gilbertinseln wie auf den von dort besiedelten einsam gelegenen Inseln Paanopa und Nauru ist er ebenfalls unbekannt, ebenso auf den Ellice-inseln, auf Samoa und Tonga.

Gehen wir nun von hier aus nach Westen, so finden wir in der von Melanesiern bewohnten Vitigruppe den Webstuhl gleichfalls nicht,

auch nicht in Neukaledonien, und dies wundert uns nicht, weil der Apparat ein malaio-polynesisches Gerät und kein melanesisches ist. In Santa Cruz, wo eine starke malaio-polynesische Einwanderung sich bemerkbar macht, tritt der Webstuhl wieder auf; wir finden ihn aber nirgends in der Salomogruppe, es sei denn, daß der primitive Apparat, den man in Bougainville, Buka und Nissan antrifft und den Dr. Danneil in dem „Internationalen Archiv für Ethnographie" Band XIV beschrieben und auf Tafel 19 abgebildet hat, nicht ein Anfangsstadium der Webekunst, gewissermaßen ein Übergang vom Flechten zum Weben ist, wie dies der Herr Verfasser annimmt, sondern eine verkümmerte Form des Webstuhles. Im Bismarckarchipel und auf den westlich gelegenen Inseln südlich vom Äquator ist der Apparat ebenfalls unbekannt. Neuerdings sind von der Insel Sankt Matthias, nordwestlich von Neuhannover, Gürtel und Matten bekannt geworden, die unzweifelhaft gewebt sind (vgl. Seite 324 und 335).

Allerdings finden wir, daß an Stellen, wo früher der Webstuhl und gewebte Stoffe vorhanden waren, der Apparat heute nicht mehr vorkommt. Für Pelau behauptet Kubary, daß hier in alter Zeit eine Webkunst bestanden habe. Auf den kleinen Inseln Mafia und Sonsol ist die Kunst heute in Vergessenheit geraten, obgleich von dort noch Überreste des Apparates und die Bezeichnungen der einzelnen Teile bekannt sind. In Yap ist dasselbe der Fall, und auf Ponape erinnert man sich noch, daß in alten Zeiten auch hier die Webkunst bekannt war; es gelang mir im Jahre 1901 jedoch nicht, einen Insulaner aufzutreiben, der die Bezeichnungen für die einzelnen Teile des Apparates kannte.

Daß auf den kleinen Inseln wie Nuguria, Tauu, Nukumanu und Lueniua die Webkunst so lange sich erhalten hat, liegt wohl daran, daß hier störende neue Elemente, durch die das Althergebrachte vernichtet wurde, nicht auftraten. Wenn es auch außer Frage steht, daß diese Inseln teilweise von Zentralpolynesien aus bevölkert wurden durch größtenteils wohl unfreiwillige Einwanderung, so war diese doch niemals imstande, das vorherrschende nordpolynesische Element, welches aus den nördlich des Äquators gelegenen Inseln Mikronesiens, aus den Karolinen, eingewandert war, zu verdrängen. Wenn auch die heutigen Überlieferungen die Einwanderungen aus Zentralpolynesien als die be-

deutenderen erscheinen lassen, so liegt das wohl daran, daß die Zentralpolynesier weit mehr auf Überlieferung ihrer Stammbäume halten, als dies bei den Mikronesiern der Fall ist. Auch ist es nicht unwahrscheinlich, daß die eingewanderten Zentralpolynesier infolge ihrer größeren geistigen Begabung sich in dem sozialen Leben der kleinen Inseln eine herrschende Stellung aneigneten, ohne dadurch der althergebrachten Industrie Abbruch zu tun.

Abb. 96. **Weiber von den Greenwichinseln.**

Aus Zentralpolynesien ist die Webkunst nirgends bekannt; auch zur Zeit der ersten Entdecker finden wir sie nicht erwähnt. Der malaio-polynesische Stamm, der Zentralpolynesien besiedelte, hat zweifellos die Webkunst nie gekannt, und wir dürfen wohl annehmen, daß diese Kunst auch in der asiatischen Heimat zur Zeit der Auswanderung unbekannt war. Erst spätere Völker, welche aus Asien sich über die

oſtaſiatiſchen Inſelgruppen verbreiteten, brachten die Webkunſt mit, und ein Teil dieſes Volkes ergoß ſich über die Karolinen und von dort als ſchwacher Strom nach Süden, immer den Webſtuhl mit ſich führend und denſelben auch in melaneſiſche Gegenden einführend, wo er an Zahl ſtark genug war, die heimatlichen Gebräuche aufrecht zu erhalten und die Abſorbierung durch die Überzahl der melaneſiſchen Bevölkerung zu verhindern.

Sehen wir uns nun die auf den Webſtühlen erzeugten Fabrikate

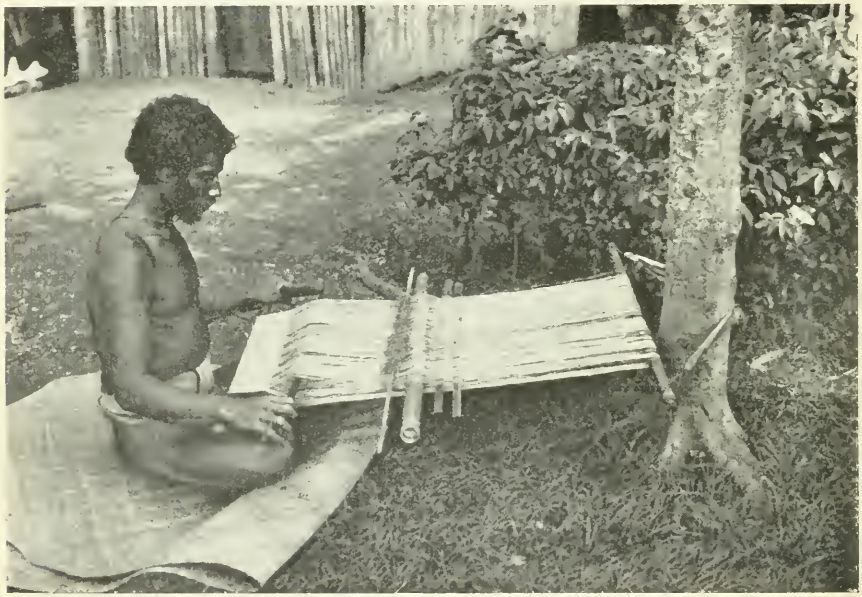


Abb. 97. **Weber bei der Arbeit.**

an, ſo gewahren wir, daß der zentralpolyneſiſche Einfluß bei der Namengebung ſich eindrängt. Auf Nuguria webt man z. B. große und lange Stoffe, von weitmaſchigerer Textur als die zur Bekleidung benutzten Webereien, und näht mehrere Breiten derſelben zuſammen, um daraus ein Schutznetz gegen Mücken herzuſtellen; man nennt ſie hier wie auf Tanu tainamu. Nun iſt tainamu die ſamoaniſche Bezeichnung für die aus Tapa hergerichteten, zeltförmigen Vorrichtungen, die in keinem Hauſe fehlen und abends aufgeſpannt werden, um die Schläfer gegen Mücken zu ſchützen. Die auf den Inſeln einwandernden Zentralpolyneſier fanden in der neuen Heimat nicht das gewohnte Material zur

Anfertigung des tainamu, sie fanden aber gewebte Matten, woraus man sie herstellen konnte, und die alte Bezeichnung wurde beibehalten. In Nukumanu finden wir die Bezeichnung tainamu für eine ganz andere Matte. Hier ist ein tainamu eine schmale, sehr lange und grob gewebte Matte, welche dem Ahnenbilde Pau-Pau (Abb. 85) als Gürtel angelegt wird und worin Kranke unter allerlei Beschwörungen durch den Zauberer eingewickelt werden. Die Gewebe in Nuguria und Taun, welche als tainamu (Mückennetze) benützt werden, sind etwa dreimal so lang als die Bekleidungsmatten. Wenn für andere Matten in Nukumanu derselbe Name gebraucht wird, so liegt es vielleicht daran, daß man dort das Weben von langen Matten, also Webereien mit langer Kette, von den westlicher gelegenen Inseln lernte und die Benennung, die dort der Gegenstand erhielt, der aus diesen Geweben verfertigt wurde, auf die Art des Webens übertrug.

In der auf der nächsten Seite folgenden Übersicht habe ich in tabellarischer Form die Bezeichnung der Teile des Webstuhles auf den einzelnen Inseln, soweit sie mir bekannt sind, aufgeführt.

Die Wanderungen der Polynesier von ihrer asiatischen Heimat nach dem Osten bilden im ganzen ein noch sehr dunkles Kapitel in der Geschichte dieses über die Südsee so weit verbreiteten Volkes. So wie wir nicht einmal mit annähernder Sicherheit die Lage ihrer Heimat anzugeben vermögen, ebensowenig können wir die Etappenstraße mit Genauigkeit bezeichnen, auf welcher die Wanderer ihren Weg nach Osten nahmen. Sehen wir uns die Karte des Stillen Ozeanes an, so ergeben sich zwei Hauptwege für die Wanderungen. Der südliche Weg geht über die Sundainseln, Neuguinea, den Bismarckarchipel, die Salomoinseln, Neuhebriden, Neukaledonien und Fidschi, der nördliche über die Pelauinseln oder die Marianen nach den Karolinen, Marshall- und Gilbertinseln und von da weiter.

Je weiter wir uns auf dem erstgenannten Wege von Westen nach Osten fortbewegen, je mehr häufen sich die Anzeichen polynesischer Beeinflussung. Auf dem Ostende von Neuguinea, im Bismarckarchipel, auf den Salomoinseln, namentlich den südlichen Inseln der Gruppe, auf den Neuhebriden und auf Fidschi, überall ist der polynesische Einfluß merklich. Er äußert sich nicht nur in der Sprache, sondern auch in den Institutionen, in den Sitten und Gebräuchen der Insulaner, ja selbst in den physischen Eigenschaften derselben.

Vergleichende Übersicht der Benennungen der einzelnen Teile des Webstuhles auf verschiedenen Inseln.

Die Zahlen am Kopf der Kolonnen beziehen sich auf die Zahlen der Abbildung.

Inseln	1 Bänder zum Festhalten	2 Spannhölzer	3	4 Knüppel zum Trennen der Fäden	5 Stock mit Schlingen	6 Schlingen um Nr. 5	7 Schwert	8 Schiffchen	9 Längsfäden	10 Durchschlagfaden	11 Das Gewebe	12 Pfriem
Liuenina	ku'u	o	api	purugu	ka'o	u'a	langa	si'i'a	hau	ongo si'i'a	—	—
Nukumanu	to'o	atu	api	poronu	ta'o	u'a	langa	siha	hongo-himaro	hongo siha	mehau	—
Tanu oder Marqueen	fa'o	atu	kabi	poronu	ta'o	tounga a maro	lama	sika	songo hau	popó	fa	—
Nuguria	tu'u	katu	kapi	pulene	ta'o	—	papa	hika	kano-mehau	kano hika	hau	—
Nukuoro	setun	atu und pápa	kapi	tapa-nulu	toro	—	raune	sika	burata	rano sika	rohau maro	panule
Lukunor oder Mortlock	anoy	pa'ap	kabi	ullut	nun	—	apin	asáp	—	*	—	—
Ruk	—	pa'ap	atir	anan	auzuru	—	opop	—	—	—	—	—
Yap	abáb	—	—	—	—	—	aviéw	—	—	—	—	—
Mogemok	tal	ülüt	a viw	tapang	ngung	ngung	aupop	sap	ther	ivach	a ther	—
Sonsol	tau	páp	tibád	tápan	ningir	—	aupoup	kadápi	mur	ifák	—	—
Mafia	yar	bāp	—	—	—	—	kobab	—	—	—	—	—

* Kaleman lap, lizop, palpal, longlong sind verschiedene Arten von Matten. Auf Ponape ist der Name für Webstuhl tantar, auf Kuschaie puos.

Nun wäre es ja immerhin möglich, daß ein Teil der Polynesier diesen Weg von Westen nach Osten einschlug. Sie würden dann zunächst längs der unwirtbaren Küste von Neuguinea gegangen sein, hier aber überall, nicht nur von den kriegerischen Papua einen feindlichen Empfang gefunden haben, sondern auch ein Klima, das ihnen infolge der dort herrschenden Malaria nicht zusagte. Diese beiden Faktoren würden sie weiter gedrängt haben, bis sie sich schließlich auf den Inselgruppen im Osten von Neuguinea niederließen, während das Gros schließlich eine bleibende Heimstätte auf den Inseln fand, die heute noch im engeren Sinne die zentralpolynesischen Inseln genannt werden.

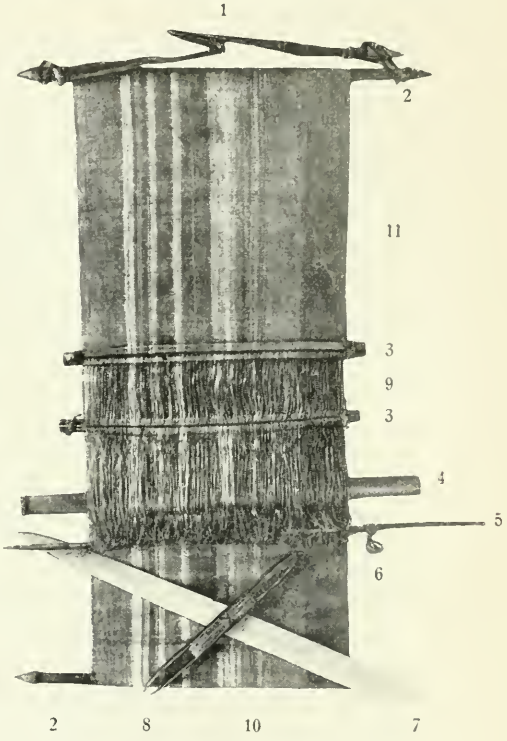


Abb. 98. **Webstuhl aus Nukumanu.**
(Die Zahlen beziehen sich auf die Tabelle im Text.)

Ich glaube jedoch nicht, daß dies der Weg gewesen ist, den die Wanderer nahmen. Die polynesischen Elemente, die wir heute auf den meisten melanesischen Inseln vorfinden, sind das Resultat späterer Wanderungen der Polynesier, als sie sich bereits in Zentralpolynesien fest niedergelassen hatten, Wanderungen, welche, durch Meeresströmungen und Winde begünstigt, in der Hauptrichtung von Osten nach Westen gingen. Diese Wanderungen waren teilweise freiwillige und bewußte Züge nach sagenhaften Gegenden, und die Tradition der Polynesier weiß heute noch manches darüber zu berichten, teilweise waren sie jedoch unfreiwillig und zufällig, indem seefahrende Polynesier durch Winde und Strömungen weit von ihrer Heimat verschlagen wurden und endlich auf melanesischen Inseln landeten. Daraus erklärt es sich, daß die den zentralpolynesischen Inseln am nächsten gelegenen melanesischen Inselgruppen, wie Fidschi, Neuhebriden

und Süd-Salomoinseln, die meisten polynesischen Einflüsse aufweisen. Diese Wanderungen fanden statt seit der Zeit der Niederlassung in Zentralpolynesien und erstrecken sich dem nach über eine Zeitspanne von vielen Jahrhunderten, da sie bis zur neuesten Zeit reichen; denn kein Jahr vergeht, das nicht angetriebene Polynesier auf melanesischen Inseln zu verzeichnen hat.

Daß die Polynesier auf ihren Wanderungen von Westen nach Osten wenig, vielleicht gar nicht mit den Papua in Berührung kamen, glaube ich durch folgende Betrachtung beweisen zu können.

Es ist bekannt, daß die Zentralpolynesier ein begabtes und in der Entwicklung weit vorgeschrittenes Volk sind. Wir dürfen annehmen, daß die heutige Kultur, oder richtiger die Kultur, die von den europäischen Entdeckern vorgefunden wurde, der Überrest einer früheren höheren Kultur war, die während einer jahrhundertlangen Wanderung unter unzähligen Mühsalen und Entbehrungen und beeinflußt von tiefer stehenden Völkerstämmen stufenweise immer tiefer gesunken ist. Die geistige Begabung war jedoch geblieben, und daher sehen wir mit Staunen, wie Polynesier bei sorgfältiger Erziehung schnell sich dem Weißen ebenbürtig zeigen. Dies begabte Volk würde unstreitig auf seinen Wanderungen solche Einrichtungen adoptiert haben, welche ins Auge springende Vorteile gewährten. Ich will hier namentlich zweierlei hervorheben, was die Polynesier auf ihren Wanderungen längs der Neuguineaküste als vorteilhafte Neuerungen erfaßt haben müßten, falls sie diesen Weg einschlugen.

Das erste ist die Töpferei. Auf der ganzen vorherbeschriebenen südlichen Route würden die Polynesier Völker angetroffen haben, welche die Töpferei kennen und sich der Tongefäße zur Zubereitung ihrer Speisen bedienen. Ich will ferner hervorheben, daß ein solcher Wanderzug ursprünglich wohl vorherrschend aus Männern bestand, und daß diese auf ihren Wanderungen vielfach eingeborene, d. h. papuanische Weiber als Gattinnen oder Sklavinnen zu sich nahmen. Nun ist die Töpferei, wie bekannt, in Neuguinea und auf einigen melanesischen Inseln eine Fertigkeit der Weiber. Dieselben würden sicherlich auf den Wanderungen ihre Kunstfertigkeit weiter geübt haben, um so mehr, da das Material überall anzutreffen war und die Zubereitung der Speisen in irdenen Kochgeschirren weit schneller vor sich geht als bei

der polynesischen Art des Kochens durch glühend gemachte Steine. Trotzdem ist die Töpferei den Zentralpolynesiern völlig fremd geblieben; auch nicht die frühesten Entdecker berichten etwas von dieser Kunst. Wir müssen daher annehmen, daß die Zentralpolynesier weder in ihrer ursprünglichen Heimat die Töpferei kannten, noch auf ihren Wanderungen mit Völkern in Berührung kamen, welchen dies Handwerk bekannt war. Daß die Polynesier aus Zweckmäßigkeitsgründen das Kochen in irdenen Gefäßen angenommen haben würden, wenn ihnen diese Methode erst einmal bekannt war, scheint unzweifelhaft. Ihre Wanderungen gingen nicht über Land, sondern über See in mehr oder weniger seetüchtigen Fahrzeugen. Es ist nun ins Auge springend, daß das Garmachen der Speisen in Töpfen auf längeren Seereisen wesentliche Vorteile gewährte gegen die ursprüngliche Zubereitung durch heiße Steine. Man brauchte die Fahrzeuge zunächst nicht durch mitgeführte Steine zu beschweren, man brauchte ferner weit geringere Quantitäten an Feuerungsmaterial, beides Umstände, welche auf langen Seereisen in kleinen Fahrzeugen wesentlich in Betracht gezogen werden müssen. Auf der Küste von Neuguinea sehen wir heute noch auf den Booten kleine Feuerstellen aus Lehm, welche als Herd für die Kochtöpfe dienen; wie einleuchtend müßte der Vorteil einer solchen Einrichtung den alten Polynesiern gewesen sein, wenn sie Gelegenheit gehabt hätten, Bekanntschaft damit zu machen. Aus diesem Grunde schließe ich, daß sie nicht den südlichen Weg über Neuguinea und die melanesischen Inseln einschlugen.

Ein zweites, das von einem so begabten und daneben auch kriegerischen Volke wie die Polynesier als hervorragende Neuerung adoptiert worden wäre, ist der Gebrauch von Bogen und Pfeil als Kriegswaffe. Auf der Wanderung längs der Neuguineaküste und weiter östlich würden die Polynesier nun fast fortwährend mit Völkerstämmen zu tun gehabt haben, die Bogen und Pfeil als Waffe führten. Daß der Verkehr zwischen den Wanderern und der autochthonen Bevölkerung in der Regel ein feindlicher gewesen ist, darf man wohl als sicher voraussetzen. Die Polynesier würden meiner Ansicht nach sehr schnell den Vorzug des Bogens und Pfeiles, der Keule und dem Speer gegenüber, begriffen und die bessere Waffe angenommen haben. Nun haben wir bei den Zentralpolynesiern jedoch keinen Fall aufzuweisen, in welchem dieselben Bogen und Pfeil als Kriegswaffe gebrauchen. Sie sind bei der Waffe

der Urheimat, bei dem Speer und der Keule geblieben, weil sie auf ihren Wanderungen nicht mit Völkern zusammengetroffen sind, von denen sie den Gebrauch einer vollkommeneren Kriegswaffe erlernen konnten.*

Es bleibt meiner Ansicht nach als Wanderstraße nur die nördliche Route übrig, nämlich über Karolinen, Marshall- und Gilbertinseln, und in der Tat sprechen die vorhandenen Tatsachen für diesen Weg.

Ich will hier jedoch vorausschicken, daß ich die Einwanderung der Polynesier in die Südsee in zwei völlig verschiedene Perioden lege, die

* Peschel spricht in seiner „Völkerkunde" die Überzeugung aus, daß die Polynesier in früheren Zeiten Bogen und Pfeile kannten, und daß der Gebrauch derselben als Kinderspielzeug ein Überrest jener Zeit ist. Er meint auch, daß Bogen und Pfeil dort überall verschwinden müssen, wo die Jagd nicht mehr zum Nahrungserwerb dient, oder wo es Jagd überhaupt gar nicht geben kann. Sowie man sich von Neuguinea östlich, nördlich und südöstlich bewegt, hört die Jagd auf. Beide Gründe scheinen mir nicht haltbar. Die Polynesier sind auf ihren Wanderungen möglicherweise oberflächlich mit Bogen und Pfeil bekannt geworden und haben dieselben als Spielerei nachgeahmt, weil sie nie den großen Vorzug derselben als Kriegswaffe begriffen. Kriegswaffe ist und bleibt auch in Neuguinea heutigentages Bogen und Pfeil. Die Verwendung derselben für Jagdzwecke ist eine sehr geringe; auf den großen Känguruhjagden in Teilen von Britisch-Neuguinea und auf den überall stattfindenden Schweinejagden spielt der Speer eine Hauptrolle und nicht der Pfeil, wie denn überhaupt die Papua von Neuguinea kaum ein Jägervolk zu nennen sind, sondern vielmehr und hauptsächlich ein ackerbauendes Volk sind, das teils die von der Natur gespendeten großen Sagobestände ausbeutet, größtenteils aber in regelrechtem Ackerbau die notwendigen Feldfrüchte zu seinem Lebensunterhalt gewinnt. Außerdem gibt es auch auf Neuguinea weite Distrikte, die keinen Bogen und Pfeil kennen, sondern nur Keule und Speer, wie auch auf Neukaledonien. Ich wage zu behaupten, daß die Polynesier, wenigstens in früheren Zeiten, ein weit kriegerischeres Volk waren, als die Papua jemals gewesen sind, und sicherlich nicht aus Mangel an Übung den Gebrauch von Bogen und Pfeil eingebüßt haben. Der Gebrauch des Speeres erfordert ebensoviel Übung, wenn nicht mehr, und eine nur durch andauernden Gebrauch zu erwerbende Gewandtheit und Schnelligkeit in den Bewegungen des Körpers, wie sie kein Bogenschütze braucht. In Buka und Bougainville, wo wir heute noch Bogen und Pfeil im Gebrauch finden, sind dieselben ebenfalls in erster Linie Kriegswaffe. Jagdbares Wild gibt es dort wenig, höchstens das Schwein, und das jagt man auch hier wie in Neuguinea mittelst des Hundes, der das Wild stellt; der Jäger verwendet zur Tötung des Wildes nur gelegentlich den Pfeil, in den allermeisten Fällen jedoch den Speer. Bogen und Pfeil wird in Neuguinea zwar zur Erlegung des Paradiesvogels verwendet, aber dies ist nur nebensächlich.

ich unterscheide als die Einwanderung der Urpolynesier, deren Überreste heute die Zentralpolynesier sind, und die weit spätere Einwanderung eines nahe verwandten Stammes, der sich über die Karolinen, die Marshall- und Gilbertinseln verbreitete und dann in späteren Jahrhunderten wieder durch eine neue Invasion mit zentralpolynesischen Elementen durchsetzt wurde.

Die Wanderung der Zentralpolynesier fällt höchstwahrscheinlich in eine Zeit, welche viel weiter zurückliegt, als man gewöhnlich annimmt, wenn wir auch keine Möglichkeit haben, den Zeitpunkt genau zu fixieren. Percy Smith führt in seinem Buche: „Hawaiki, the original home of the Maori", einen Stammbaum der Herrscher Rarotongas auf, der bis 450 vor Christus zurückreicht. Aber solche Überlieferungen sind mit Vorsicht aufzunehmen und dürfen nicht als sichere historische Dokumente betrachtet werden.

Wir irren kaum, wenn wir annehmen, daß die Wanderungen nicht auf einmal, wie in einem Guß, einsetzten und dann aufhörten. Sie haben sich wahrscheinlich über längere Zeiträume erstreckt; alljährlich zur günstig erscheinenden Zeit haben sich die Stämme auf die Wanderung nach Osten hin begeben und allmählich ihre Siedlungsplätze im heutigen Zentralpolynesien erreicht.

Man wird dagegen nun die Richtung der Meeresströmungen und herrschenden Winde ins Feld führen als einen Beweis dafür, daß die Urpolynesier nicht diesen Weg haben nehmen können. Ich muß nach einem langjährigen Aufenthalt in der Südsee und gestützt auf zahlreiche Beobachtungen dagegen einwenden, daß weder Strömungen noch Winde ein Hindernis gewesen sein können. Allerdings ist die Richtung dieser beiden Faktoren eine überwiegend ost-westliche, aber es gibt Zeiten des Jahres, während welcher beide nicht nur sehr schwach sind, sondern sogar eine entgegengesetzte Richtung einschlagen. Zwischen dem Äquator und den Karolinen habe ich mehrfach Strömungen angetroffen, die von Nordwesten nach Südosten setzten, und dieselbe Erfahrung haben zahlreiche Schiffskapitäne gemacht, obgleich die Handbücher eine Ost-Westrichtung angaben. Die Ozeanographie des Stillen Ozeanes ist noch bei weitem nicht genau bekannt; so viel steht fest, daß namentlich die Strömungen nicht von Jahr zu Jahr konstant wiederkehren. Wo man in einem Jahre einen Oststrom antraf, gerät man häufig im folgenden Jahr zur selben Zeit

in einen starken Weststrom hinein. Ein Volk, das des Seefahrens kundig war, fand sicher keine Schwierigkeit, von Ostasien nach Osten vorzudringen, namentlich wenn es getrieben wurde von überschwenglichen Erwartungen des Schönen und Beglückenden, das der Osten zu versprechen schien.

Allerdings sind die Wanderungen kaum jemals genau längs derselben Linie verlaufen. Stürme traten auf, widrige Strömungen setzten ein, und so gerieten die Wanderer bald hierhin, bald dorthin. Zahlreich werden auch die Opfer gewesen sein, welche ihren Wagemut mit dem Leben bezahlten und ihren Tod in den Tiefen des Ozeanes fanden.

Trotz aller Schwierigkeiten sehen wir, daß die Wanderer endlich ein Ziel fanden und sich auf den Inseln niederließen, die sie heute noch bewohnen. Heute noch zeigen sich dem Beobachter in zahlreichen kleinen Charakterzügen und Gewohnheiten der Zentralpolynesier die Überreste der Eigentümlichkeiten, die man während der Wanderjahre annahm. Größtenteils auf das Meer angewiesen, wurden die Wanderer vortreffliche Fischer; sie lernten aber auch, wenn der Hunger sie trieb, neben den schmackhafteren Fischen auch alle anderen Meeres- und Riffbewohner als Nahrung schätzen, und auf Samoa z. B. finden wir noch heutigentages, daß kaum ein Tier im Meere oder auf dem Korallenriff existiert, das nicht ganz oder teilweise als Nahrungsmittel dient, mag die äußere Gestalt noch so unappetitlich sein. Der weit tiefer stehende Melanesier sieht heute noch mit Ekel und Schaudern, wie der Samoaner z. B. Rifftiere mit großem Wohlgeschmack verzehrt, die er selber nur mit Widerwillen anrührt, geschweige denn als Nahrung verwendet, obgleich er sonst kein Kostverächter ist.

Das Unstäte in dem Charakter der meisten Polynesier, ihre Unruhe und der wenig entwickelte Sinn für stetige, zielbewußte Arbeit ist meiner Ansicht nach eine Folge der langen Wanderjahre. Eigentum ansammeln, sich für den Nächsten aufopfern, das war auf den Wanderungen kaum möglich. Jeder sorgte für sich, sorgte zunächst für den heutigen Tag, was morgen kam, war ungewiß. Wer etwas hatte, teilte es dem Kameraden mit, soweit es eben reichte. War ein Überfluß vorhanden, so wurde geschwelgt bis zur grenzenlosesten Verschwendung, selbst wenn man für die nächsten Tage dem bittersten Mangel entgegensehen konnte. Alle diese Charakterzüge finden wir heute noch bei vielen Zentralpolynesiern.

Nach der Einwanderung der Zentralpolynesier in ihre heutigen Wohnsitze hat dann ein viel späterer zweiter großer Strom der Auswanderung von Westen her sich über die äquatorialen Inseln, die Karolinen, Gilbertinseln usw. ergossen. Diese Wanderer haben sich mit den dort angesiedelten Polynesiern vermischt, und aus dieser Mischung entstand der Stamm, den man heute als Mikronesier bezeichnet. Diese spätere Einwanderung brachte ein Volk nach dem Osten, welches mit den heutigen Malaien und Tagalen weit näher verwandt war als mit den Urpolynesiern. Auf vielen der Karolinen sind wir erstaunt, heute noch fast reine tagalische oder malaiische Typen zu finden. Eingeborene aus Amboina und Eingeborene der Rukinseln sind z. B. einander dermaßen ähnlich, daß man sie sehr leicht verwechselt. Diese Einwanderung erstreckte sich nach Osten jedoch nicht über die Gilbertinseln hinaus, nach Süden fand ein Zweig des Volkes seinen Weg nach den Greenwichinseln (Kapingamarangi), nach Nuguria, Taun, Nukumanu, Lineniua, Sikaiana bis nach den Neuhebriden, und dieser Zweig führte den Webstuhl mit sich und die Kunst, Gewebe anzufertigen. Dieser nach Süden abschwenkende Zug erreichte auch die Küsten des heutigen Neumecklenburg* sowie die vorgelagerten Außeninseln, und die vielen Spuren

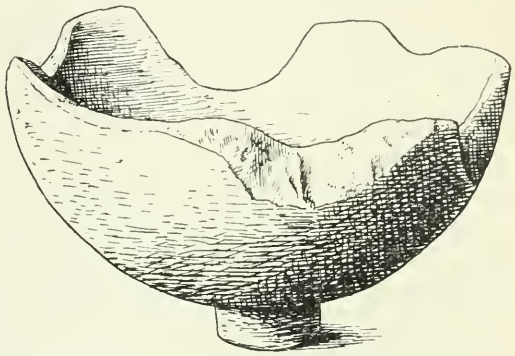


Abb. 99. **Steinschale, gefunden am Varzinberg, Gazellehalbinsel** (ca. 1/4 der wirklichen Größe).

* Ein direkter Beweis für eine Einwanderung von den indonesischen Inseln scheinen mir einige Funde zu sein, die neuerdings am Nordende von Neumecklenburg gemacht worden sind.

Hier wurde mir vor einigen Jahren eine Steinkugel (Abb. 100) mit abgebrochenem Stiel gegeben, die beim Roden eines Platzes in Käwieng am Nusahafen gefunden worden war. Im Jahre 1904 fand ich bei einem Spaziergang auf der gegenüberliegenden kleinen Insel Nusa das Bruchstück eines bearbeiteten Steingerätes, und es gelang mir schließlich, einige weitere Bruchstücke zu finden, die alle aneinander paßten, so daß sich die Originalform des Gerätes leicht erkennen ließ, nämlich die einer Steinschüssel von etwa 29 Zentimeter Durchmesser und 18 Zentimeter Höhe

mikronesischer Elemente, die wir heute dort noch antreffen, lassen sich dadurch erklären. Allerdings trafen die Wanderer auf dieser großen Insel eine zahlreiche papuanische Bevölkerung, der sie nicht in so hohem Maße wie auf den kleinen Inseln ihre Eigentümlichkeiten aufzwingen konnten, vielmehr verloren sie in der allmählichen Vermischung den größten Teil ihrer charakteristischen Eigenschaften und Merkmale und adoptierten die Eigentümlichkeiten des Volkes in der neuen Heimat. Auf den noch weiter nach Westen gelegenen kleinen Inseln, auf Luf, Kaniet, Ninigo, Wuwulu und Aua blieben sie jedoch dem Urzustande näher. Auf Wuwulu und Aua finden wir den Stamm wohl noch am reinsten erhalten, auf den übrigen Inseln haben starke melanesische Einflüsse sich mit der Zeit geltend gemacht. Daß eine fortgesetzte Wanderung nach Süden keine bedeutenden Spuren hinterlassen konnte, schreibe ich in erster Linie dem Klima zu. Weiter im Süden lagen Neuguinea, Neupommern, die

(Abb. 99). Die Form war etwa halbkugelförmig, am unteren Ende mehr konisch und in einen Zapfen endend, der jedoch abgebrochen war. Die schalenförmige Höhlung war 6½ Zentimeter tief, und der vor Jahren gefundene Steinknauf paßte genau in die Höhlung, so daß ich annehmen mußte, daß beide Stücke zueinander gehörten und nur durch Zufall getrennt wurden, so daß das eine Stück, die Schale, nach der Insel Nusa geriet, während das andere, der kugelförmige Stößer, nach dem gegenüberliegenden Käwieng verschleppt wurde. Bald darauf gelang es mir, aus einem etwas weiter entfernten Distrikt von Neumecklenburg zwei andere ähnliche Gegenstände zu erlangen, die in der Form etwas verschieden waren, jedoch zweifellos demselben Zweck gedient hatten. Das eine dieser Geräte war eine Steinschale (Abb. 101), in der Form eines Kugelsegmentes ohne Zapfen am unteren Ende; das andere war ein nach unten etwas verjüngter säulenartiger Steinblock mit einer aus demselben Block gefertigten Schale (Abb. 102). Die Eingeborenen wissen nicht, woher diese Gegenstände gekommen sind, haben auch keine Verwendung dafür. Weder aus Neuguinea noch von den melanesischen Inseln sind solche Gegenstände bekannt, sie müssen wahrscheinlich aus Indonesien eingeschleppt worden sein, und da der in Abbildung 102 abgebildete Block über 20 Kilo wiegt, so muß das Fahrzeug, worin er befördert wurde, nicht gerade klein und gebrechlich gewesen sein. [Die Abbildungen 99 bis 102 sind nach Stücken gezeichnet, die sich im Berliner Museum für Völkerkunde befinden und den von Herrn Parkinson beschriebenen Exemplaren vollkommen gleichen, wenn auch die Fundorte nicht durchweg dieselben sind. Die Stücke Abbildung 101 und 102 stammen von Nusa, die in Abbildung 99 dargestellte Schale aus der Gegend des Varzinberges auf der Gazellehalbinsel, und die Steinkugel, Abbildung 100, von der Insel Uatom. Anmerkung des Herausgebers.]

Salomoinſeln, alles Gegenden, die von der Malaria heimgeſucht werden, und wie heute noch ein Karolinier, nach dieſen Gegenden verſetzt, ſchnell an der Malaria zugrunde geht, ſo war es wohl auch zu jener fernen Zeit.

Auf ſeinen Wanderungen nach Südoſten wurde dieſer polyneſiſche Stamm von den Zentral- oder Urpolyneſiern aufgehalten, die abermals aus ihren kaum gewählten Wohnſitzen aufgebrochen waren und neue Wanderungen unternahmen. Die Veranlaſſung dieſer neuen Züge iſt uns unbekannt. Möglicherweiſe ſind ſie eine Folge der den Zentralpolyneſiern innewohnenden Wanderluſt geweſen. Unmöglich iſt es jedoch nicht, daß Naturereigniſſe von außergewöhnlichem Umfang, namentlich vulkaniſche Ausbrüche, die Wanderungen veranlaßt haben können. Auf den Gilbertinſeln hat man heute noch ſagenhafte Überlieferungen*, welche beweiſen, daß eine erſte Einwanderung von Samoa aus ſtattfand, daß dieſe Auswanderer mit der Heimatinſel Verbindung unterhielten, bis eine gewaltige vulkaniſche Kataſtrophe zur Beſiedlung aller Gilbertinſeln führte. Ebenſo hat man auf Ponape Traditionen von Einfällen zentralpolyneſiſcher Völker, welche den Weg über die Gilbertinſeln nahmen und in Ponape die alte Dynaſtie ſtürzten, neue Herrſcher einſetzten und neue Inſtitutionen und Sitten mitbrachten.

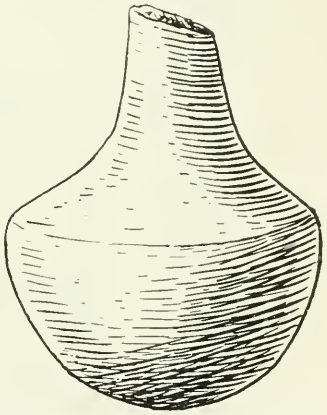


Abb. 100. **Steinerne Mörſerkeule, gefunden auf Uatom** (1/3 der wirklichen Größe).

Dieſe letzte, zielbewußte Emigration der Urpolyneſier, welche ihre Wellen bis nach Ponape entſendete, fällt wahrſcheinlich zuſammen mit den Auswanderungen, welche in Neuſeeland ihr Ziel fanden.

Daß auf den Samoainſeln gewaltige vulkaniſche Ausbrüche ſtattgefunden haben, welche verhältnismäßig jüngeren Datums ſind, dafür zeugen die mächtigen, nackten Lavafelder auf der Inſel Sawaii, welche ſich von dem Zentrum der Inſel aus bis nach der Nordküſte erſtrecken. Nicht ohne große Mühe habe ich vor vielen Jahren dies mächtige

* Siehe „Beiträge zur Ethnologie der Gilbertinſulaner“ von R. Parkinſon. Internationales Archiv für Ethnographie Band II.

Lavafeld bis zu seinem Entstehungspunkt in mehrtägiger, anstrengender Wanderung durchquert. Überall schritt man über Felder harter Lava, welche den Eindruck machte, als ob sie erst eben eine solide Form angenommen hätte. Unzählige kleinere und größere Krater, ebenso nackt und kahl wie die Lavafelder, zeigten den Ursprung der letzteren. An manchen Stellen konnte ich die nebeneinander fließenden Lavaströme der einzelnen Krater noch deutlich auf lange Strecken verfolgen. Daß die vulkanische Tätigkeit auf Samoa heute noch nicht erloschen ist, zeigt der kleine Ausbruch auf der Insel Sawaii im Jahre 1902.

Sehr vieles, das uns bisher unklar war, läßt sich nach meiner Ansicht durch die vorstehende Hypothese erklären. Greifen wir z. B. zurück auf die Entstehung der gewaltigen Steinbauten in Matalanim auf

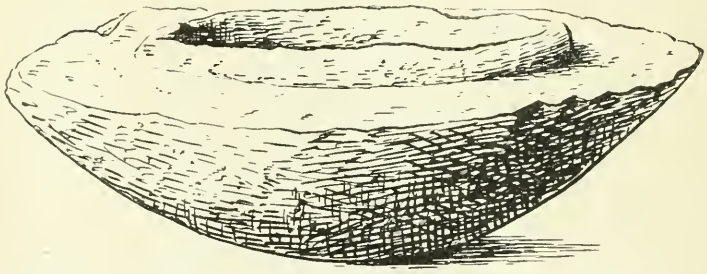


Abb. 101. **Steinschale, gefunden in Nusa** (1/3 der wirklichen Größe).

Ponape. Daß diese von einem hochkultivierten Volke herstammen, ist unzweifelhaft. Ein solches Volk waren die ersten polynesischen Ansiedler. Ponape war eine der ersten größeren ozeanischen Inseln, die sie auf ihrer Wanderung antrafen, und wir dürfen wohl annehmen, daß man hier eine Hauptniederlassung gründete. Die mächtigen Bauten, die man in ihrer Ausdehnung und Großartigkeit mit eigenen Augen sehen muß, um ihre volle Bedeutung zu würdigen, werden höchstwahrscheinlich dem Kultus gedient haben. Sie dienten demselben noch bis zur Einführung des Christentumes und werden heute noch im geheimen für diesen Zweck verwendet. Aber der Nebenzweck, den sie in späteren Jahren hatten, nämlich als Begräbnisplätze der hohen Häuptlinge von Matalanim, ist kaum der ursprüngliche gewesen. Die Insel Ponape bietet heute noch so viel Interessantes, daß es sich wohl lohnen würde, dort nähere Untersuchungen, namentlich Ausgrabungen, vorzunehmen.

4 5 1 2 3 6

Tafel 36. **Keulen aus Buka und Bougainville.**

1 bis 3 alte Häuptlingskeulen; 4 bis 6 Tanzkeulen.

Mächtige Steinbauten finden wir außerdem auf einigen zentralpolynesischen Inseln, Bauten, über welche die existierenden Überlieferungen keine Kunde geben. So ist die Insel Sawaii und teilweise auch Upolu von mächtigen Kunststraßen durchzogen, welche ohne große Schwierigkeit dem heutigen Verkehr eröffnet werden könnten, wenn der sie überdeckende Baumwuchs entfernt würde. Auf Sawaii sind diese Bauten namentlich großartig; sie führen wie die Römerstraßen Südeuropas über Bergrücken und an steilen Halden entlang, tiefe Täler sind durch Aufschüttung von mächtigen Lavablöcken überbrückt worden, und in den Ebenen gewahrt man die Überreste von Steinwällen, welche an den Seiten die Wege einfaßten.

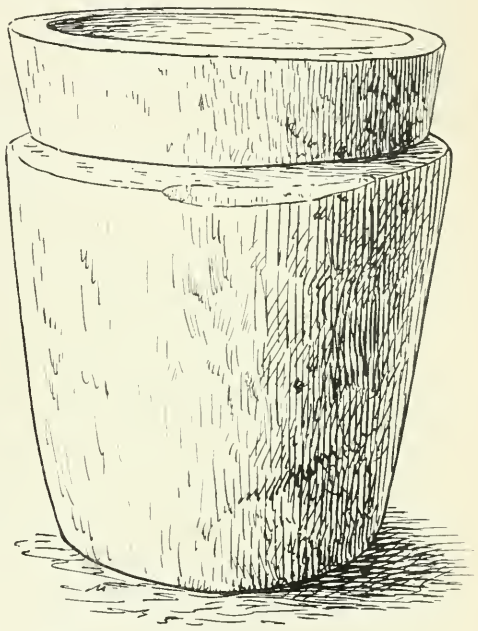


Abb. 102. **Steingefäß, gefunden in Nusa** (ca. 1/5 der wirklichen Größe).

Die heutigen Samoaner führen diese Wege auf die Zeit der Tonganerinvasion zurück und nennen sie ala toga, d. h. Tongawege. Daß die Tonganer diese Wege erbaut haben, ist schwerlich anzunehmen; wenn der Bau der Wege durch unterjochte Samoaner ausgeführt wäre, so würden wir sicherlich in den Überlieferungen etwas darüber hören, aber das ist nicht der Fall. Daß die Tonganer zur Zeit ihrer Invasion sich dieses Wegenetz strategisch zunutze machten, scheint eher annehmbar, und daher mag der Name herrühren. Die gewaltigen Bauten waren aber schon zu jener Zeit vorhanden, und ihre Entstehungsgeschichte lag in solch fernen Zeiten, daß man bereits nichts mehr darüber wußte. Diese Wege sind nachweisbar bereits vorhanden gewesen, als der vorerwähnte große vulkanische Ausbruch auf Sawaii stattfand, denn das Lavafeld hat einen großen Teil eines solchen Weges durchbrochen und zerstört; er ist an einer Stelle bis zum Rande des Lavafeldes noch heute verfolgbar, wird dann plötzlich von dem letzteren unterbrochen,

kann jedoch ohne sonderliche Schwierigkeit jenseits wieder aufgefunden werden.

Dies sind jedoch nicht die einzigen Überreste einer Vorzeit, von der heute nichts mehr bekannt ist. Im Jahre 1877 wurde die Pflanzung Mulifanua auf Upolu landeinwärts ausgedehnt; der Wald wurde abgeholzt und die gefällten Stämme nebst dem Unterholz verbrannt. Da entdeckte man, daß auf große Strecken der Boden mit aufgeschichteten Steinwällen bedeckt war. Dieselben bildeten kleine Vierecke von wenigen Metern im Geviert, umgeben von einem System von Wegen, die ebenfalls von Steinwällen eingefaßt waren. Jahrhunderte hatten nicht vermocht, die Umrisse dieser Bauten ganz zu zerstören, obgleich nur hie und da einige meterlange Stücke der Wälle einigermaßen gut erhalten waren. Das Trümmerfeld erregte meine Aufmerksamkeit, und ich forschte bei alten Samoanern, die mit den Sagen und Traditionen Bescheid wußten, nach, ob man vielleicht über den Zweck dieser Bauten etwas wisse. Niemand konnte mir jedoch Aufklärung geben. Ein alter Mann aus Manono, ein Nachkomme eines faitaulanga (heidnischer Priester), wußte allerdings, daß der nicht unweit der Ruinenstätte gelegene Berg Afolau in längst vergessenen Zeiten Sitz einer Gottheit (wohl eines besonderen Kultus) gewesen sei, er wies auch auf einen alten Steinwall hin, der noch heute den Namen pasa (heiliger Wall) trägt und vom Strande aus, zwischen den Dorfschaften Tisitisi und Satapuala landeinwärts laufend, von einer Seite der Insel bis zur anderen führen soll, aber von dieser alten Kulturstätte war ihm und anderen alten Leuten, die deswegen befragt wurden, nichts bekannt. Und doch mußte hier in alter Zeit ein reges Leben geherrscht haben, das bewiesen die zahlreichen Steinäxte, die hier von den Plantagenarbeitern gefunden wurden. Leider war eine eingehende Untersuchung mir nicht möglich. Bald wurde das große Feld mit Baumwolle bepflanzt, und in kurzer Zeit machten die üppig emporschießenden Stauden alle Übersicht unmöglich. Heute würde man dort noch mit Erfolg Nachforschungen anstellen können, denn längst schon sind die Baumwollstauden verschwunden und haben Kokospalmen Platz gemacht, die, in weiten Abständen gepflanzt, einen besseren Überblick erlauben.

In der ganzen Anordnung der Steinwälle, welche ich als Fundamente alter Bauten ansehe, besteht eine augenfällige Ähnlichkeit mit

den Steinbauten in Matalanim auf Ponape. Auf der letzteren Insel bot sich in den basaltischen Säulen ein geeigneteres Material zur Herstellung der Bauten, in Samoa mußte man sich mit den überall in großen Mengen herumliegenden Lavablöcken von unregelmäßiger Form begnügen, wahrscheinlich in Verbindung mit Holzbauten, die selbstverständlich längst verschwunden sind, so daß wir heute nur noch die Fundamente der alten Bauwerke in teilweise sehr rudimentären Überresten vor uns haben.

Es ist nicht meine Absicht, hier eine ausführliche Darlegung meiner im Laufe der Jahre durch zahlreiche Beobachtungen gestützten Hypothese über die Wanderungen der Polynesier zu geben. Das Vorstehende ist allein zu dem Zweck angeführt worden, um das Vorkommen polynesischer Reminiszenzen in Melanesien zu erklären, nicht nur in solchen Gegenden, wo wir ein starkes polynesisches Element noch heute ungestört und bald wenig bald mehr mit papuanischen Bestandteilen vermischt sitzen sehen, sondern auch in solchen Gegenden, wo äußerlich das polynesische Element von dem papuanischen völlig absorbiert wurde, aber doch in Sprache, in manchen Sitten und Gebräuchen unverwischbare Spuren hinterlassen hat.

Bereits zu der Zeit, als die Urpolynesier ihre ostasiatische Heimat verließen, bildeten sie zweifellos eine gemischte Rasse. Auf der Wanderung trat eine weitere Mischung ein, wahrscheinlich mit einem Volke, das den heutigen Alfuren sehr nahe stand. Für eine Mischung, und zwar eine recht starke mit einem Mongolenstamm sprechen z. B. der blaue Geburtsfleck der Polynesier, den Dr. Bälz auch bei Mongolen nachgewiesen hat, ferner die mehr oder weniger stark auftretende Mongolenfalte des oberen Augenlides, das wir z. B. häufig in Samoa, gelegentlich auf den Karolinen und auch auf Wuwulu und Ana antreffen. Die Überreste der dunkeln Völker offenbaren sich in den Haaren und in der Hautfarbe und in der vielfach breit angesetzten Nase. Dann treten auch leise Merkmale auf, welche auf eine Rasse hindeuten, wie sie heute in der Mittelmeergegend seßhaft ist, und die uns namentlich bei den Neuseeländern auffallen, weniger bei Tonganern und Samoanern.

Zum Schluß führe ich noch eine Äußerung Kubarys an, welche derselbe gelegentlich der Besprechung der in Samoa früher üblichen Sitte des künstlichen Formens des Schädels des Säuglinges durch vier flache Steine macht.

„Was iſt die wirkliche Urſache des ſamoaniſchen, reſpektive polyneſiſchen Schädelbildens im allgemeinen? Warum fand man das Ideal in einem runden brachykephalen Schädel und nicht in einem ulu toi (ulu = Kopf; toi = Steinart; ulu toi demnach = artförmiger Kopf), den wir ſchon bei den Nachbarn, den Viti wie den Melaneſiern überhaupt wohl vorfinden? Die einſtigen Polyneſier waren ſicher Kurzſchädeler, die ihren Schädel, verglichen mit einem langen Schädel, ſchöner geformt fanden und beibehalten wollten. Waren aber die Urpolyneſier eine reine Raſſe, ſo brauchten ſie bei ihrer Nachkommenſchaft, falls ſie ſich nicht mit einer langſchädeligen Raſſe vermiſchten, ja keine langen Schädel zu erwarten. Aus dem großen Eifer aber, den die Samoaner für die Erhaltung ihrer Kopfform entwickelten und der ſeinerzeit ein ſehr ausgeprägter geweſen ſein muß, da er ſich all den anderen von Samoa abgezweigten Stämmen der Polyneſier mitteilte, kann man ſchließen, daß die derzeitigen Polyneſier oder vielmehr die Urſamoaner in ihrer Nachkommenſchaft oft Langſchädel vorfanden und, an ihrer urheimatlichen Form feſthaltend, dieſelben zu unterdrücken ſuchten.“

VIII. Geheimbünde, Totemismus, Masken und Maskentänze.

Fast allen Melanesiern ist es eigen, daß sie Verbindungen bilden und mit Geheimnissen umkleiden, die den Nichtmitgliedern und namentlich den Weibern vorenthalten werden. Solche Geheimbünde kennen wir aus Neuguinea, aus Neukaledonien und von den Neuhebriden, und auf den Inseln der Salomogruppe wie im Bismarckarchipel treffen wir sie wieder in den verschiedensten Formen an.

Es ist schwer zu ergründen, was wohl die Veranlassung zu diesen Institutionen gewesen ist. Von den Eingeborenen selber den Ursprung zu erfahren, wenn derselbe eine Anzahl von Generationen zurückliegt, halte ich für aussichtslos; man wird hier wie in so vielen anderen Fällen als einzige Erklärung die Auskunft erhalten: „Unsere Vorfahren haben es so gemacht, und wie wir es von diesen gelernt haben, machen wir es auch."

Über die Entstehung dieser Gebräuche haben wir nun freilich eine recht beträchtliche Anzahl von mehr oder weniger geistreichen Spekulationen. Sie alle leiden jedoch daran, daß die Verfasser ihrer Phantasie allzusehr die Zügel schießen lassen, einzelne Umstände herausgreifen, welche ihre Theorie anscheinend unterstützen, und andere verschweigen, weil dieselben in Widerspruch damit stehen. Gemeinsam ist allen diesen Phantasiegebilden ferner, daß sie sich in einem Gedankengang bewegen, der einem Naturmenschen so fern liegt wie die philosophischen Systeme eines Kant oder Schopenhauer dem Verständnis eines angehenden Sextaners.

Sich in den Gedankengang eines Melanesiers hinein zu versetzen, ist nicht leicht. Er steht geistig auf einer tiefen Stufe; logisches Denken ist ihm in den allermeisten Fällen eine Unmöglichkeit; was er nicht direkt durch Wahrnehmung seiner Sinne begreift, ist Zauberei und magische Kunst, worüber weiter nachzugrübeln eine völlig nutzlose Arbeit ist.

Höchstwahrscheinlich liegt denn auch die Erklärung zu manchen geheimen Verbindungen und zu den damit in Verbindung stehenden Institutionen in Gebräuchen, welche in der Zauberei ihren Ursprung haben, entweder um die üblen Folgen des Zaubers abzuwenden, oder um durch Hilfe desselben den Teilnehmern günstigere Lebensbedingungen zu schaffen.

Nicht selten stehen Ahnenkultus und totemistische Ideen mit den Geheimbünden in engerer oder in weitläufigerer Verbindung, aber auch hier ist die Veranlassung wohl in Zauberei und Geisterglaube zu suchen, und es ist daher kein Wunder, wenn die Eingeborenen alle aus diesen Quellen herrührenden Gebräuche miteinander in Zusammenhang bringen und im Laufe der Zeit ein gewisses System in der Ausübung derselben ausbilden.

Es ist nicht meine Absicht, den geistigen Kern der Geheimbünde bis auf ihren Ursprung zu erforschen; ich werde im nachstehenden versuchen, die einzelnen Verbindungen dieser Art im Bismarckarchipel und in den deutschen Salomoinseln zu schildern, wie sie sich heute dem Beobachter darbieten. Manche Gebräuche sind trotz anscheinend abweichender Ausgestaltung dennoch wohl ursprünglich in der Grundform demselben allgemeinen Gedanken entsprungen, allerdings um in verschiedenen Gegenden und unter verschiedenen Umständen im Laufe der Zeit so modifiziert zu werden, daß die ursprüngliche Grundidee und die ursprüngliche Form heute nur schwer zu erkennen sind. Unmöglich scheint es auch nicht zu sein, daß hie und da eine direkte Übertragung stattfand derart, daß die Institution nach anderen Distrikten verpflanzt wurde und hier in dem allen Melanesiern gemeinsamen Hang zum Geheimnisvollen einen fruchtbaren Boden fand. Es wäre sonst nicht recht zu erklären, wie sonst in weit entfernten Gegenden Kleinigkeiten in den Zeremonien oder Äußerlichkeiten in der Maskierung völlig genau übereinstimmen.

Wenn ich hier das Wort „Geheimbund" gebrauche, so muß ich im voraus hinzufügen, daß ich die darunter verstandenen Vereinigungen der Eingeborenen nicht in dem Sinne aufgefaßt wissen will, wie wir in Europa wohl das Wort verstehen. Ein „Geheimbund" in der zivilisierten Welt ist eine Vereinigung einzelner Personen, welche unter sich bekannt sind, manchmal auch dies nur in beschränktem Maße, immer aber allen Nichtmitgliedern des Bundes unbekannt bleiben; ja manch-

mal ist selbst das Bestehen eines solchen Bundes ein tiefes Geheimnis. Die Geheimbünde der Eingeborenen können auf diesen Namen nur insofern Anspruch erheben, als ihre Gebräuche und deren Zweck allein den Mitgliedern des Bundes bekannt sind; die Mitglieder selber sind der Gemeinschaft bekannt, und eben dieser Umstand gibt ihnen ein Übergewicht über Nichtmitglieder im gewöhnlichen Leben und bildet für die letzteren eine Triebfeder, sich in diese Verbindung der Bevorzugten aufnehmen zu lassen.

So weiß z. B. auf der Gazellehalbinsel jedes Weib und jeder Nichteingeweihte, wer zu der Verbindung des Duk-Duk gehört; so weiß in Nord-Bougainville jeder Dorfbewohner, wer ein Matasesén ist und als solcher in die Geheimnisse des Ruk-Ruk oder Burru eingeweiht wird; aber von den damit verbundenen Zeremonien, welche auf streng abgesonderten Plätzen vorgenommen werden, erfahren die Nichteingeweihten nicht das geringste; höchstens unterhält man sie mit erfundenen Geschichten über Geistererscheinungen und mit unheimlichem Tun und Gebaren.

Auch die Gebräuche der Geheimbünde sind nicht immer den Uneingeweihten ein Geheimnis. Sobald die Geheimbündler zu irgendeinem bestimmten Zweck, der ihrer Verbindung dienlich ist, es für gut befinden, sich der Öffentlichkeit zu zeigen, so tun sie dies, allerdings auch dann das Geheimnis dadurch wahrend, daß die aktiven Mitglieder maskiert erscheinen. So zeigen sich auf der Gazellehalbinsel der Tubuan und der Duk-Duk den Nichtmitgliedern, in ihren charakteristischen Maskierungen von Dorf zu Dorf wandernd; dasselbe finden wir in Buka, wo der Kokorra sich maskiert der Öffentlichkeit präsentiert. Stets aber bleibt der eigentliche Festplatz oder Zusammenkunftsort den Uneingeweihten aufs strengste verschlossen, und das Betreten desselben wird mit schweren Geldbußen, häufig mit dem Verlust des Lebens, bestraft.

Die Eingeweihten halten den Uneingeweihten gegenüber die Geheimnisse der Verbindung streng verschwiegen, und es ist auch für den Europäer sehr schwer, das Geheimnis zu durchbrechen. Zunächst muß man das Vertrauen der Eingeborenen gewonnen haben, ehe man überhaupt daran denken kann, über dies Thema zu reden oder darüber Fragen zu stellen. Auch dann noch kann man ziemlich sicher sein, daß dem Fragesteller die wunderbarsten Dinge erzählt und die größten Bären aufgebunden werden; erst zahlreiche Unterhaltungen mit den verschiedensten

Mitgliedern, zufällige Bemerkungen der einzelnen oder ein glücklich gewählter Beobachtungsmoment lehren den Weizen von der Spreu scheiden.

Die Zusammenkunftsorte, oder richtiger die Festplätze der Vereinigungen zu betreten, fällt dem Europäer bei näherer Bekanntschaft mit den Eingeborenen nicht schwer; aber selten sieht er dort viel, was ihm eine Aufklärung über den Zweck oder über die Gebräuche der Verbindung geben kann; entweder wird ihm ein improvisierter Hokuspokus vorgemacht, oder etwas völlig Nebensächliches, das zu der eigentlichen Verbindung in geringer Beziehung steht, als Hauptmoment hervorgehoben.

Geheimbünde treffen wir auf verschiedenen Inseln des Bismarckarchipels; in Neuhannover und Neumecklenburg, wo sie zum Teil mit dem Ahnenkultus verbunden sind; auf dem nordöstlichen Teil der Gazellehalbinsel in Form des Duk-Duk; auf den Inseln Nissan und Buka in der Form des Kokorra; auf Bougainville als Verein der Mataseséń. Auch weiter nach Süden und Südosten, über den deutschen Teil der Salomoinseln hinaus, finden sich ganz ähnliche Verbindungen; der Matambala auf der Insel Florida, der Tamate auf den Banksinseln, der Qatu in den nördlichen Neuhebriden; wir finden sie ferner auf Neukaledonien und auch auf den Fidschiinseln, wenn auch hier in abgeschwächter Form und von geringer Bedeutung. Wiederum erkennen wir in Deutsch-Neuguinea im Asa an der Astrolabebucht und in den Verbindungen, welche im Parak (auf der Küste im Osten und Westen von Berlinhafen) ihre Zusammenkünfte halten, eine verwandte Institution; dasselbe ist der Fall mit den Maskentänzen auf einzelnen Inseln der Torresstraße wie auf der gegenüberliegenden Küste von Englisch-Neuguinea; auf dem Festlande von Australien gibt es ebenfalls Geheimbünde verschiedener Art, und von Holländisch-Neuguinea wie von den benachbarten Inseln sind uns wenigstens Spuren bekannt.

Aus dem, was wir heute über die Geheimbünde wissen, vermögen wir noch nicht, uns über Wesen und Zweck ein völlig klares Bild zu machen; wir sind, glaube ich, allzusehr geneigt, nach höheren Bedeutungen, nach einem tieferen Sinn zu forschen, und ziehen Parallelen und Schlüsse, die wenig haltbar sind. Im Laufe der Jahre bin ich allmählich zu der Ansicht gekommen, daß allen diesen Geheimbünden im Grunde jede tiefere Bedeutung fehlt, und daß sie einfach den ganz materiellen

Zweck verfolgen, den Mitgliedern den Weibern und Nichtmitgliedern gegenüber ein höheres Ansehen zu verschaffen, daß die Mitgliedschaft nicht nur gewisse soziale Vorteile gewährt, sondern auch materielle Genüsse, besseres Essen, Gelegenheit zum Faulenzen, zum ungehinderten Umgang mit dem weiblichen Geschlecht, sowie die Möglichkeit der Erwerbung von Eigentum auf Kosten der Nichtmitglieder. Stellenweise vertreten die Geheimbünde auch wohl den richtenden und rechtsprechenden Häuptling, wo ein solcher fehlt, und sorgen für die Aufrechthaltung der Ordnung innerhalb des Stammes und für die Innehaltung der herkömmlichen Gebräuche, wobei sie allerdings häufig das eigene Interesse und das eigene Wohlergehen in erster Linie im Auge haben.

Fast in allen Fällen wird dem Uneingeweihten eine Anzahl von Schauergeschichten erzählt, von Geistererscheinungen und von Umgang mit Geistern, und zur weiteren Bestätigung wird allerhand sonderbares Geräusch hervorgebracht, angeblich die Stimmen der gefürchteten Geister; die Einführung in den Geheimbund besteht jedoch einfach aus einer längeren oder kürzeren Absonderung der Kandidaten, aus einer Eintrittszahlung an die Mitglieder des Bundes und in der Teilnahme an gewissen Festen und Schmausereien. Etwas wirklich Neues lernt der Eingeweihte nicht; die Vorteile, die der Verein bietet, werden ihm fortan zuteil, und seinerseits erzählt er nun den Uneingeweihten dieselben Schauergeschichten, die ihm früher aufgebunden wurden; er heult mit den Wölfen und läßt sich's in der Verbindung wohl sein. Ob wohl irgendeiner der Eingeweihten sich jemals getäuscht fühlt in der Erwartung, mit Geistern zu verkehren oder Geister erscheinen zu sehen, ist schwer zu sagen; ich glaube jedoch nicht, daß dies der Fall ist. Ein Eingeborener ist in der Regel nicht von großer Wißbegierde geplagt; mit Geistern umzugehen ist seiner Meinung nach auf jeden Fall eine heikle Sache, besser ist es jedenfalls, denselben aus dem Wege zu gehen; wenn er vielleicht mit Zittern und Zagen den anscheinend verhängnisvollen Schritt tut und in den Verein sich aufnehmen läßt, so ist er im Herzen froh, daß die schrecklichen Geister und Erscheinungen in Wirklichkeit nicht existieren.

Die Neuzeit hat den Geheimbünden mancherlei Feinde gebracht. Zunächst tritt als solcher der weiße Ansiedler auf; er fürchtet sich nicht vor Geistern und Geisterstimmen, er kümmert sich nicht um Sitten und

Gebräuche der Eingeborenen, er respektiert nicht die geheimnisvollen Versammlungsplätze, und je mehr sich der Eingeborene in Geheimniskrämerei und Schweigen hüllt, je mehr hält er es für seinen Beruf, das Rätsel zu lösen. Manchmal ergeht es ihm dabei schlecht, so z. B. einem mir bekannten Händler, der vor Jahren eine Duk-Duk-Maske heimlich erwarb; sein etwas luftiges Heim, eine Hütte aus Bambusrohr und Kokosmatten, war jedoch kein geeignetes Versteck, die Eingeborenen entdeckten die Maske, erbrachen das Haus, trugen den Duk-Duk fort, und nur meine zufällige Dazwischenkunft rettete den Händler vor einer argen Tracht Prügel, wenn nicht vor Schlimmerem. Seit dieser Affäre mieden die Eingeborenen den Platz und brachten ihre Produkte zu benachbarten Händlern. Manchmal wird dem Weißen das Betreten der Festplätze und die Gegenwart bei den Festen gestattet, aber die Eingeborenen halten sich dann dadurch schadlos, daß sie dem Besucher das tollste Zeug aufbinden, das später als verbürgte Wahrheit, von Augenzeugen berichtet, in die Welt wandert und die ärgste Verwirrung anrichtet.

Ganz besonders ist der christliche Missionar ein Feind der Geheimbünde; er wittert darin Teufelswerk und ist eifersüchtig auf den Einfluß der Mitglieder über die Gemeinschaft im ganzen, ein Einfluß, den er häufig genug irrtümlich als seinen Bestrebungen feindlich erachtet. Einigen Missionaren ist es daher gelungen, die Geheimbünde in der Umgebung ihres Wohnsitzes in ihrer Macht zu beschränken oder ganz abzuschaffen. Es gibt jedoch auch unter den Missionaren solche, welche die Geheimbünde dulden, nachdem sie deren Bedeutung erkannt und sich überzeugt haben, daß dieselben im Grunde harmloser Natur sind.

Auch die weltliche Obrigkeit kommt gelegentlich mit den Geheimbünden in Konflikt, wenn die letzteren Strafen und Bußen verhängen, die mit den Paragraphen des Strafgesetzbuches nicht immer übereinstimmen; solches Vorgehen wird dann verboten, und das Ansehen des Bundes sinkt.

Ich glaube, die christlichen Missionare sowohl wie die Verwaltung könnten zu ihrem größten eigenen Vorteil diese Geheimbünde für ihre Zwecke ausbilden und benutzen. So manche nichtchristliche Institution ist von den Heidenbekehrern früherer Jahrhunderte geschickt den Zwecken des Christentumes angepaßt worden, zu einer Zeit, als manche der zu

bekehrenden Völker sicher geistig nicht höher standen als viele der heutigen Südseestämme. Namentlich die Protestantische Mission zeigt sich den Gebräuchen der Eingeborenen gegenüber sehr unduldsam; sie scheint von der Ansicht beseelt zu sein, daß alle Einrichtungen der Eingeborenen, alle ihre Sitten und Gebräuche von Grund aus ausgerottet werden müssen, um einem wahren Christentum Platz zu machen, und von dieser Ansicht ausgehend, verbietet sie alles und jedes, leider ohne dem Eingeborenen dafür etwas Besseres oder überhaupt einen Ersatz zu geben. Die Folge davon ist oft, daß Schlaffheit und Indolenz an die Stelle

Abb. 103. **Der Duk-Duk zum öffentlichen Tanz versammelt.**

des früheren, von Festlichkeiten und fröhlichen Zusammenkünften unterbrochenen täglichen Lebens treten und zu Augendienerei und Heuchelei führen, gepaart mit allen möglichen im geheimen verübten Lastern, die mit dem wahren Christentum in weit größerem Zwiespalt stehen als die ursprünglichen unchristlichen Einrichtungen. Allerdings gibt es auch Missionare, die mit einem wahren Verständnis für das Wesen des Christentumes die harmlosen Gebräuche der Eingeborenen respektieren, wo dieselben nicht in direktem Gegensatz zur christlichen Lehre stehen, und dies führt dann zu dem sonderbaren Schauspiel, daß christliche Eingeborene in einem Distrikt noch immer im Besitz ihrer alten Geheimbünde, ihrer althergebrachten Gebräuche sich befinden, während dieselben im Nachbardistrikt als Teufelswerk angesehen werden. Auf der

Neulauenburg-Gruppe ist es den Missionaren an manchen Orten gelungen, den Duk-Duk gänzlich zu verdrängen, während an der Blanchebucht die aus Samoa, Tonga und Fidschi eingeführten Lehrer den Duk-Duk nicht nur dulden, sondern auch an den damit verbundenen Festlichkeiten teilnehmen, ja es sind mir einzelne Fälle bekannt, in denen die Lehrer sich in den Duk-Duk-Bund aufnehmen ließen und sich mit den Bundesbrüdern in die damit verknüpften Vorteile teilten. Ein Eingeborener aus Makada in Neulauenburg, der seit vielen Jahren ein eifriger und, wie ich glaube, auch recht aufrichtiger Anhänger des Christentumes ist, dort aber nicht der Duk-Duk-Verbindung angehören kann, beteiligte sich lange Jahre an allen Festlichkeiten des Vereines in einem Distrikt unweit meines Wohnortes, und als ich ihm gelegentlich deswegen zum Schein Vorwürfe machte, erklärte er, daß die Gebräuche des Vereines nichts enthielten, das gegen die Lehren der von ihm gelesenen heiligen Schriften verstieße, und er es daher auch nicht als eine Sünde ansehe, der Vereinigung anzugehören und deren Zeremonien mitzumachen.

* * *

Zu den bekanntesten Geheimbünden des Bismarckarchipels gehört die Duk-Duk-Verbindung der nordöstlichen Gazellehalbinsel. Wir finden sie am Sankt-Georgs-Kanal, überall an der Blanchebucht bis nach Kambair (Weberhafen), landeinwärts bis zu den Stämmen am Bunakokor. Der Duk-Duk-Verbindung gehören ausschließlich Männer an, doch wird es einzelnen alten Weibern (Tubuan) dann und wann erlaubt, insofern dem Bunde beizutreten, als sie seine Tänze außerhalb des Tarain mitmachen dürfen.

In der Regel sind die Festplätze, Tarain, nur für Mitglieder betretbar; Fremden, namentlich Weißen gegenüber, macht man jedoch von jeher eine Ausnahme, selbst meiner Frau ist der Zutritt endlich erlaubt worden, nicht ohne Murren einiger alter Geheimniskrämer. Allen Nichteingeweihten ist die Lage eines Tarain bekannt, und sie hüten sich sehr, denselben zu betreten, denn darauf steht eine schwere Buße. Haben uneingeweihte Angehörige eines Mitgliedes vorsätzlich oder unvorsätzlich den Tarain betreten, so muß das Mitglied wohl oder übel die übliche Sühne an den Verein zahlen; wie er seine Auslagen wieder bekommt, ist seine Sache. So erinnere ich mich eines derartigen Vorfalles, der

sich vor wenigen Jahren ereignete. Ein Mann aus Raluana, westlich von meinem Wohnort, hatte sich mit einer Frau aus Karawia verständigt; dieselbe entlief ihren Verwandten und traf in der Nacht mit ihrem Liebhaber am Strande zusammen, um mit ihm nach seinem Heimatsgehöft zu gehen. Die Flucht wurde jedoch bemerkt, die Verwandtschaft eilte hinterher, und um seinen Schatz schnell in Sicherheit zu bringen, mußte der Eingeborene den Tarain überschreiten. Das zweite Vergehen war in den Augen der Verfolger weit größer als die Entführung; sie unterbrachen die Verfolgung, die ohnehin nur eine Art von Formsache

Abb. 104. **Der Duk-Duk auf dem Tarain.**

war, und verkündeten am folgenden Tage, was sie gesehen. Dem Manne, der selber dem Duk-Duk-Verein angehörte, blieb nichts anderes übrig, als die in diesem Falle übliche Buße von 30 Klafter Tabu an den Verein zu zahlen.

Ein zweiter Fall verlief folgendermaßen. Ein wohlhabender Eingeborener hatte zu Ehren verstorbener Verwandter in Raluana eine Duk-Duk-Festlichkeit veranstaltet (Meyer und Parkinson, Papua-Album, Band I, Tafel 16, zeigt den Festplatz bei dieser Gelegenheit), wobei Tag und Nacht auf dem Tarain getanzt und geschmaust wurde und Mitglieder von allen Seiten herbeiströmten. Der Veranstalter der Festlichkeit erlaubte aus Vergeßlichkeit einem noch nicht völlig eingeweihten Knaben, den Tarain zu betreten, wofür er 20 Klafter Tabu an den

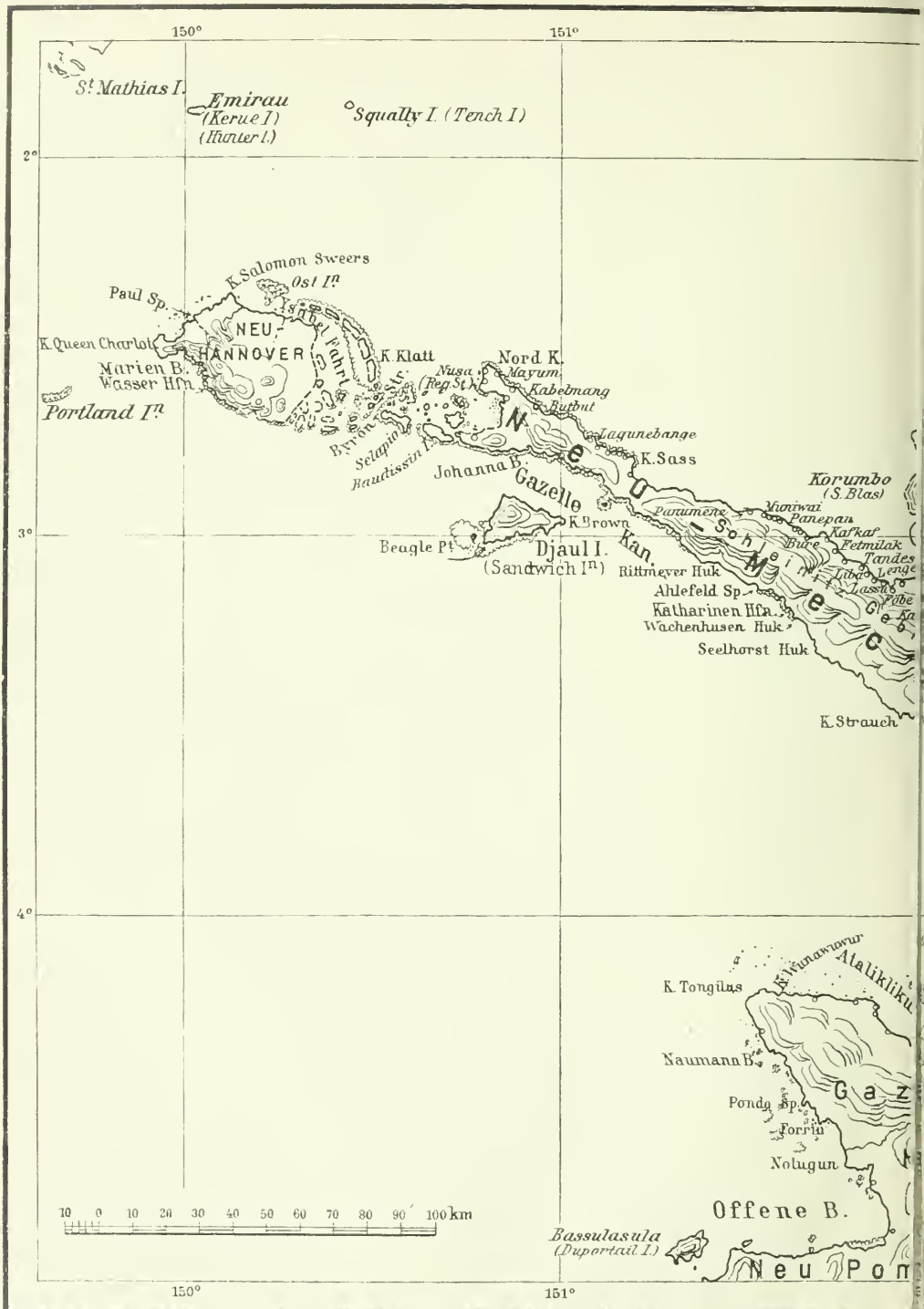
Verein zu erlegen hatte; der Knabe kam mit einer tüchtigen Tracht Prügel davon.

Uneingeweihte meiden aus diesen Gründen selbstredend den Tarain, und die Mitglieder schärfen ihnen das Verbot noch mehr ein, da sie es sind, die in der Regel für die Übertreter die immerhin für einen Eingeborenen sehr erhebliche Buße an Tabu zahlen müssen. In früheren Zeiten ist es vorgekommen, daß Weiber, welche den Tarain betraten, von den Duk-Duk-Mitgliedern getötet wurden. Ich entsinne mich aus den ersten Jahren meines Aufenthaltes zweier solcher Fälle; heutzutage wird das Vergehen aus Furcht vor der strafenden Hand der Verwaltung nicht mehr so scharf geahndet.

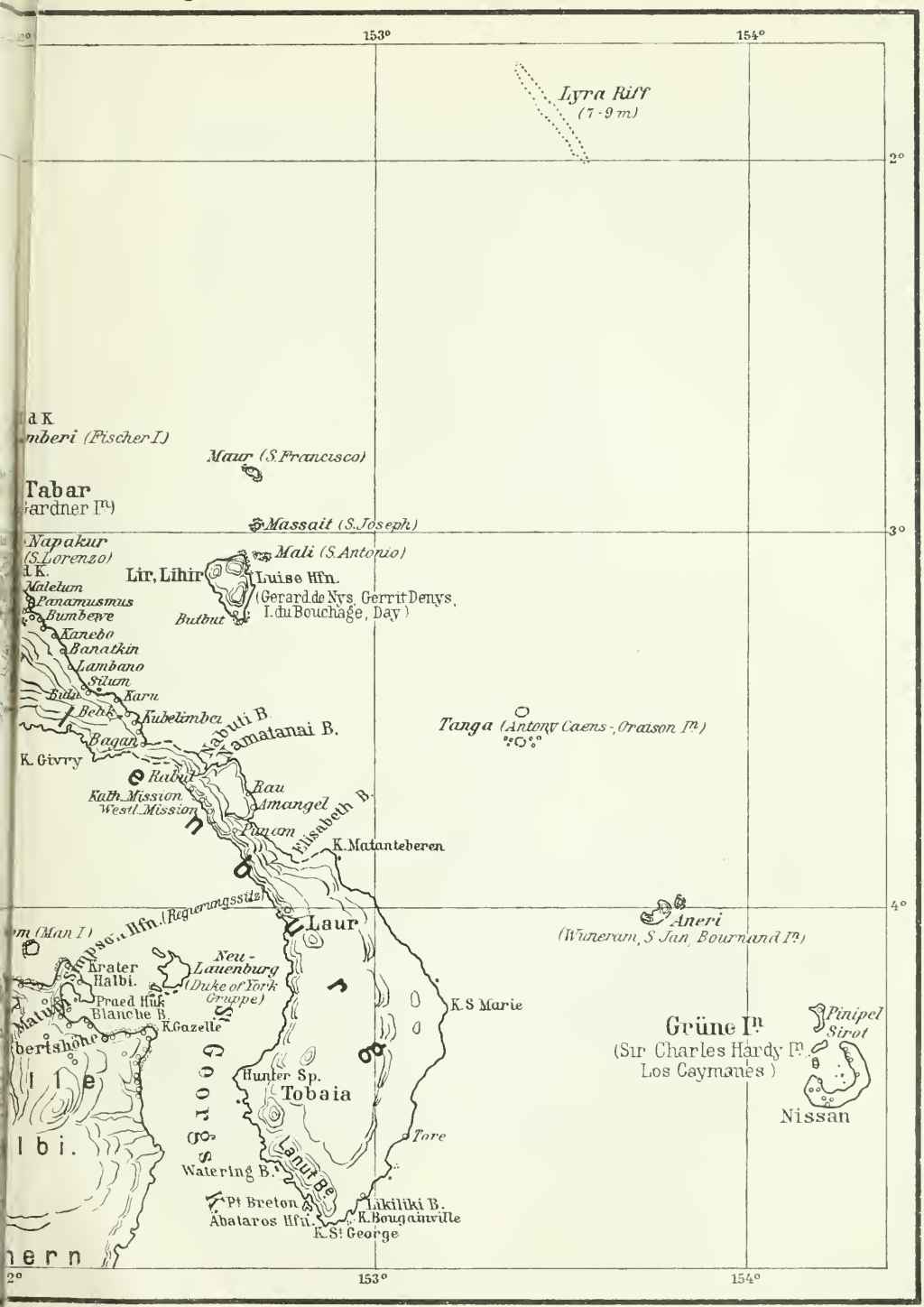
Der Tarain ist so gelegen, daß das Treiben auf demselben keinem Uneingeweihten sichtbar ist; er ist im Walde unter hohen Bäumen gelegen und mit dicht belaubten Büschen und Sträuchern eingefaßt; zur Zeit der Festlichkeiten umzäunt man ihn, wenn nötig, zum weiteren Schutz gegen neugierige Blicke mit einer hohen Wand aus Kokosmatten. Auf dem Platze stehen eine bis zwei Hütten, welche den Mitgliedern als Unterschlupf und auch wohl als Aufbewahrungsort für die Masken und Blätteranzüge des Duk-Duk dienen; da auf einem Tarain häufig zahlreiche Duk-Duk-Masken aus benachbarten Distrikten zusammenkommen und die errichteten Hütten nicht alle zu bergen vermögen, so sind daneben etwa 1 Meter hohe Pfosten, tagor, in den Erdboden eingelassen, an denen die Laubringe, die den Anzug bilden, sowie die charakteristische Kopfbedeckung aufgehangen werden. Der Tarain wird von den Mitgliedern rein und sauber gehalten; auch zu solchen Zeiten, in welchen keine Festlichkeiten abgehalten werden, versammeln sich hier die alten Männer, um ungestört ein kleines Schläfchen zu machen oder die Ereignisse des Tages zu besprechen.

Der Tarain ist der offizielle Sammelplatz für die Vereinsmitglieder. Daneben werden, gelegentlich der Tänze und Festlichkeiten, welche der Verein außerhalb des Tarain veranstaltet, auf den zeitweiligen Festplätzen umzäunte Räume für die Maskierten hergestellt, damit dieselben ungesehen von der Menge ihr Kostüm von einem Träger auf den anderen übergehen lassen können. Gewöhnlich wird der abgetrennte Platz mit Kokosblättern dicht umstellt, so daß die Davorsitzenden nicht gewahren können, was dahinter vorgeht. Diese temporären Zufluchtsstätten sind

Karte von N



Dr M. Groll gez.



Beilage zu Parkinson, Dreissig Jahre in der Südsee.

Tafel 37. **Dorfszene auf Nukumanu.**

nur für diesen besonderen Zweck errichtet und haben nur für den Augenblick die Bedeutung des Taraiu, man nennt sie auch mit einem besonderen Namen, nämlich Manamanaung.

Alle Vorbereitungen zu einem Duk-Duk-Fest werden auf dem Taraiu von den Mitgliedern getroffen, namentlich findet hier die Anfertigung der Maskenanzüge statt. Diese bestehen aus zwei Teilen, aus einer Blätterumhüllung für den Oberkörper und aus einem konischen Hut, der, den Kopf völlig bedeckend, auf den Schultern ruht. Die hergestellten Masken sind zweifacher Art, je nachdem sie einen Tubuan oder einen Duk-Duk repräsentieren. Sie unterscheiden sich darin, daß die Kopfmaske des ersteren einen kurzen Kegel bildet, gekrönt mit einem großen Busch aus Kakadufedern, die des zweiten dagegen lang und spitz ausläuft, manchmal bis zu einer Höhe von 2 Meter, verziert mit kleinen, buntbemalten Holzschnitzereien, Federkränzen und Büscheln, buntgefärbten Pflanzenfasern und dergleichen. Abbildung 103 zeigt links vier Tubuan, darauf folgt ein Duk-Duk, dann wieder zwei Tubuan, zwei Duk-Duk usw. Auf Abbildung 104 stehen in der Mitte zwei Duk-Duk, rechts steht eine Duk-Duk-Maske auf dem Boden.

Das Grundgerüst sämtlicher Masken ist ein konisches Gestell aus dünnen Bambusstreifen (aur), darüber ist aus gefärbten Pflanzenfasern, Bastzeug und derartigem Material eine Hülle (pakara) gearbeitet, welche den ganzen Kopf des Maskenträgers bedeckt, jedoch hinreichend weite Lücken bildet, um das Hindurchsehen zu gestatten, andererseits aber eng genug ist, um das Erkennen des Gesichtes des Maskenträgers von außen her zu verhindern. Am unteren Rande des konischen Hutes ist ein breiter Laub- oder Faserkranz angebracht, der die Schultern völlig verdeckt. Der Laubanzug (bongtagul) wird hergestellt aus den Blättern einer bestimmten Rotangart (bua), die breitlanzettförmigen Blätter (magu) werden zu Kränzen (qaqaina) verschlungen, so daß die Blätter nach außen hängen; eine Anzahl solcher Kränze, weit genug, um den Oberkörper eines Erwachsenen bequem hindurchzulassen, werden übereinander befestigt und daran aus zusammengedrehtem Laub zwei Achselbänder (taltal) angebracht, so daß der Träger die Laubumhüllung auf beiden Schultern trägt; weitere Kränze werden über den eben beschriebenen Aufbau gestülpt und verdecken vollends den Rest des Oberkörpers und die Arme; die Maske (lor) mit dem daran befestigten Laub- oder Faserkranz verdeckt ihrerseits Kopf, Hals und Schultern.

Der vollständige Anzug ist, namentlich in frischem Zustande, schwer und unbequem; die Träger wechseln von Zeit zu Zeit oder schlüpfen ins Gebüsch, um sich der Maskierung zeitweilig zu entledigen; in diesen Fällen werden sie stets von Mitgliedern bewacht, um das Herannahen Uneingeweihter zu verhindern. Während der Duk-Duk-Festlichkeit gewahrt man häufig Eingeborene mit arg zerschundenen Hüften oder Achseln, Verwundungen, die durch den Druck des schweren Maskenanzuges verursacht werden.

Der niedrige konische Hut des Tubuan zeichnet sich immer durch zwei große Augen (kiok) aus. Die langgezogene Spitze (taukane) der Duk-Duk-Maske ist aufs phantastischste geschmückt, ein jeder sucht darin den anderen zu übertreffen, und die Anordnung der Federkränze (pono) oder der kleinen Holzfiguren (tabataba) variiert ins Unendliche.

Alle Mitglieder des Duk-Duk heißen a umana lele im Gegensatz zu den Nichtmitgliedern, a umana mane; die Eintrittskandidaten, mögen sie nun alt oder jung sein, heißen während des Noviziates a umana kalamana.

Der Tubuan, angeblich ein Geist weiblichen Geschlechtes, ist der höchste Würdenträger in der Verbindung. Nur ganz bestimmte Eingeborene, die durch Erbschaft in der Familie oder durch Kauf das Recht erworben haben, einen Tubuan erscheinen zu lassen, sind die Eigentümer derselben. Jeder Tubuan hat seinen eigenen bestimmten weiblichen Namen, so heißen z. B.

der Tubuan des Eingeborenen Taibuk = ja livuan,
" " " " Tokinkin = ja vagabuabua
" " " " Toreget = ja muruna
" " " " Tomararang = ja takin
" " " " Tangi = ja pâk
" " " " Tenden = ja valval usw.

Die Eigentümer des Tubuan sind die an Einfluß und Muschelgeld reichsten Mitglieder der Verbindung. Heute noch können die Inhaber eines Tubuan an andere Eingeborene, welche einen solchen nicht besitzen, die Berechtigung verkaufen. Der Ankauf eines Tubuan ist jedoch nur einem reichen Manne möglich, da nicht nur die Anschaffungskosten sehr beträchtlich sind, sondern auch die mit der Übergabe des Tubuan ver-

bundenen Festlichkeiten große Quantitäten Tabu erfordern, und es kann wohl vorkommen, daß der Käufer zu der Erkenntnis kommt, daß der Tubuan ihn nicht, wie er hoffte, bereichert, sondern im Gegenteil viel Geld gekostet hat. Wer einmal Eigentümer eines Tubuan ist, der hat damit auch die Verpflichtung übernommen, ihn standesgemäß auftreten zu lassen, und seine Nachbarn wachen darüber, daß dies geschieht. Versäumt er seine Pflicht, dann kann es wohl vorkommen, daß ihm die Berechtigung entzogen wird.

In der Gegend an der Blanchebucht bis nach Kap Gazelle und in den dahinter liegenden Landschaften ist die Institution des Tubuan und des Duk-Duk noch nicht sehr alt. In der Gegend um Ralum hat der vor wenigen Jahren verstorbene Tobata den Tubuan zuerst eingeführt, und zwar kaufte er denselben von dem Eingeborenen Tobavaliliu in Talvat am Abhang des Berges Südtochter; dieser hatte ihn seinerseits in der Neulauenburg-Gruppe erworben. In Raluana und daherum hat man den Tubuan gleichzeitig von der Insel Kerawara (Neulauenburg) gekauft. In Kinigunan und in den Landschaften am Kap Gazelle ist der Tubuan aus dem Inlanddistrikt Kadakadai eingeführt worden. Auf Neulauenburg hat man den Tubuan von Birara erhalten; man versteht dort unter Birara die besiedelte Gegend der Gazellehalbinsel am Sankt-Georgs-Kanal. Ein Eingeborener aus dem Distrikt Virien auf der kleinen Insel Mioko, namens Tarok, kaufte den Tubuan von dem Eingeborenen Taltalut in dem Küstendorfe Landip am Sankt-Georgs-Kanal. Von Virien auf Mioko aus hat sich dann der Duk-Duk-Verein schnell nach den übrigen Inseln verbreitet und, wie wir vorher gesehen, von da nach Teilen der Gazellehalbinsel, die mit dieser Gruppe in Verbindung standen.

Die Einführung des Duk-Duk in Virien auf Mioko muß in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts stattgefunden haben. In Mioko ist noch ein alter Mann am Leben, der als Knabe den Eingeborenen Tarok, der ihn dort einführte, gekannt hat. Der im Jahre 1901 verstorbene Eingeborene Topile auf Kerawara teilte mir mit, daß sein Großvater den Tubuan von Tarok in Virien gekauft habe; andere alte Neulauenburgleute sagen, daß, als sie noch kleine Knaben waren, die Institution zu den Neuerungen gerechnet wurde. Ich glaube daher mit Recht annehmen zu können, daß der Duk-Duk frühestens in den Jahren

1820 bis 1830 nach Neulauenburg eingeführt wurde und von dort in den Jahren 1840 bis 1850 nach der Mutterhalbinsel und nach den Dorfschaften um und in der Nachbarschaft der Blanchebucht.

Der ursprüngliche Tubuan des Tarok in Virien hieß ja marinair und wird meines Wissens noch heute so genannt.

Von Virien ist übrigens der Bund auch nach Laur verpflanzt worden. Die Eingeborenen Neulauenburgs verstehen darunter die jenseits des Sankt-Georgs-Kanales liegende Küste von Neumecklenburg. In dieser Gegend hat man noch heute den Tubuan und Duk-Duk; die Institution scheint jedoch nur in einem eng beschränkten Distrikt vorzukommen, denn es sind von dort nur zwei Tubuan bekannt, welche die Namen ja kabange und ja pitlaka führen.

Die Eingeborenen in Landip haben die Duk-Duk-Geheimnisse ursprünglich von einem Platz namens Kottokotto erworben. Überhaupt scheint die Gegend landeinwärts von Kabange und Landip der Ursprungsort der Verbindung zu sein, wenigstens deuten alle meine Erkundigungen bei den Stämmen am Fuß des Varzin und in der Landschaft Kadakadai auf diese Gegend hin. Dortige Eingeborene sagen, daß die Institution des Tubuan sehr alt ist, jedoch mit dem Vorbehalt, daß es eine Zeit gab, während welcher ihre Vorfahren den Geheimbund nicht kannten. Weiter als fünf Generationen zurück scheint der Ursprung nicht zu liegen.

Südlich von den an der Kabangebucht gelegenen Dorfschaften, sowie südlich von dem Distrikt Landip folgt nun bis zum Nordufer des Flusses Warangoi (Karawat) eine völlig unbesiedelte Gegend. Südlich vom Flusse ist vorderhand auch keine stetige Bevölkerung; eine solche findet sich erst in den Bergen, wo wir auf seßhafte Südost-Baining treffen. Mit diesen stehen die Bewohner nördlich des Flusses in keinerlei Verbindung. Der Verein kann also wohl kaum durch direkte Beeinflussung seitens der südlichen Nachbarn entstanden sein.

Dennoch ist es kaum anzunehmen, daß die Verbindung innerhalb der Dorfgemeinden am Kanal entstanden ist, ohne Anstoß von außen, und ich zweifle nicht, daß ein solcher stattgefunden hat, wenn es mir auch augenblicklich unmöglich ist, ihn nachzuweisen. Die Übereinstimmung vieler Gebräuche der Duk-Duk-Verbindung mit den Gebräuchen der Geheimbünde auf den Salomoinseln, sowie mit den Gebräuchen der

Geheimbünde des übrigen Neupommern deutet darauf hin, daß entweder von dem einen oder von dem anderen Platz eine Anregung erfolgte. Unfreiwillig werden Eingeborene häufig in ihren Kanoes von ſtarken Winden und Strömungen nach anderen Gegenden vertrieben, und es wäre irrig anzunehmen, daß ſie in allen Fällen bei dem Betreten des neuen Landes getötet werden. Solche Verſchlagene aus anderen Gegenden mögen den Geheimbund eingeführt haben, teils um dadurch an Anſehen zu gewinnen, teils in dem Bedürfnis, ihre Gebräuche aufrecht zu erhalten. Die neue Einrichtung fand Beifall und wurde dann im Laufe der Zeit mit neuen Beigaben, neuen Zeremonien und Feſtlichkeiten verbrämt, die den neuen Verhältniſſen entſprachen.

Der Tubuan wird von einigen alten Leuten heute noch Turadawai (Baumwipfel) genannt; ebenſo hört man manchmal den Duk-Duk als Beo (Vogel) bezeichnen. Es iſt mir nicht möglich geweſen, über den Urſprung und den eigentlichen Sinn dieſer beiden Bezeichnungen etwas zu erfahren. Vielleicht ſind es Rudimente aus einer entfernten Gegend, von woher der Duk-Duk urſprünglich gekommen. Vielleicht ſind es auch nur Bezeichnungen des Tubuan und Duk-Duk, die in Gegenwart von Uneingeweihten gebraucht werden; denn die Vereinsmitglieder haben für alles, was mit den beiden Masken zuſammenhängt, verſchiedene Namen, deren Bedeutungen den Außenſtehenden unbekannt ſind. Dies tritt namentlich bei den Geſängen hervor, welche die Duk-Duk-Mitglieder bei den Tanzfeſten der Maskierten anſtimmen, wenn dieſe öffentlich auftreten. Hierbei werden Worte durch beſondere Endungen unkenntlich gemacht, die üblichen Bezeichnungen von Gegenſtänden des täglichen Gebrauches durch andere erſetzt, und dem Zuhörer, der dies alles nicht weiß, klingt das Ganze recht fremdartig und ſchauerlich. Übrigens habe ich in dieſen Geſängen nie irgendeinen tieferen Sinn finden können. Sie ſind wie alle anderen Geſänge einfache Aneinanderreihungen von Sätzen, die ſelten in irgendeiner Verbindung ſtehen. In Raluana hat man zwei Geſänge, die ich hier als Probe der Duk-Duk-Poeſie in Überſetzung beifüge. Der eine lautet:

„Warum hörſt du nicht auf, Pea (eine Erdart) zu graben!"

„Jage den Dimai (ein Vogel) fort; der Dimai ſchämt ſich!"

Dies iſt ein alter Geſang und ſtammt aus der Zeit der Einführung in Raluana. Der jetzt folgende iſt neueren Datums, er iſt von einem

Dichter in Kininigunan angekauft worden und erfreut sich großer Popularität.

„Schaue den Kalangar (Papagei)! Ich bewundere seinen Kopf."

„Javual (Weibername, vual = der Nebel) dort auf dem Meere, gehe fort!"

„Jaquria (Weibername, quria = Erdbeben) muß rütteln!"

„Janatatar (Weibername, natatar = eine bestimmte Bemalung des Duk-Duk-Hutes), gehe ans Meer!"

„Ein Gewitter zieht heran! Der Vogel (beo; hier gebraucht als Bezeichnung des Duk-Duk) mit dem gelben Federbusch."

„Wir wollen tanzen; wir wollen weinen drüben am Wege. Haltet ein! Ihr beide werdet es wieder hören."

„Der Kalangar holt die Stirnbinde, und alle werden sich niedersetzen am Wege!"

Diese Beispiele mögen genügen. Alle anderen Duk-Duk-Gesänge sind von demselben Zuschnitt und ebenso unverständlich. Hat der Gesang sein Ende erreicht, so fängt man ihn von neuem an, und viele Stunden lang wird dasselbe Wortgeplärre fortwährend wiederholt.

Gesänge heißen sonst im täglichen Leben kakaile, aber der Duk-Duk-Verein hat für die seinigen einen besonderen Namen, nämlich tapialai.

Die Einführungszeremonien sind in Neulauenburg wie auf der Gazellehalbinsel im allgemeinen dieselben. Hie und da haben sich geringe Abweichungen gebildet, je nachdem die Vereinsmitglieder oder der Eigentümer des Tubuan mehr oder weniger Sinn für das Wunderbare besaßen. In den Distrikten rings um meinen Wohnsitz geht die Einführung folgendermaßen vor sich:

Soll ein männliches Kind, ein Knabe oder ein Jüngling, in den Bund aufgenommen werden, so meldet der Vater oder der Onkel des Betreffenden dies bei dem Eigentümer eines Tubuan an. Gewöhnlich läßt der letztere einige Zeit vorher ankündigen, daß der Tubuan zu dieser oder jener Zeit erscheinen wird; dies geschieht aus Rücksicht auf die Vereinsmitglieder, die einen Novizen einzuführen gedenken, damit sie Zeit genug haben, die nötigen Vorbereitungen zu treffen.

Kommt nun der Tag des Erscheinens des Tubuan heran, dann hört man dessen lautes Rufen auf dem Taraiu, und dies ist das Zeichen,

die Novizen herbeizuführen. Auf dem Tarain lagern sich dieselben im Kreise, der Tubuan, mit einem leichten Stecken versehen, tanzt inmitten des Kreises, schreiend und gestikulierend, und schlägt die Novizen mit dem Stecken; dasselbe tun auch die außerhalb des Kreises stehenden Mitglieder. In der Austeilung der Schläge ist man sehr rücksichtsvoll; Kinder und kleine Knaben kommen mit gelinden Schlägen fort, größere Knaben und Jünglinge erhalten jedoch eine derbere Züchtigung, welche einer Tracht Prügel sehr ähnlich sieht, und diese Zeremonie (bakatia) endet daher selten ohne Schmerz- und Wehgeheul der Novizen. Die Mütter und weiblichen Verwandten sitzen während dieser Vorgänge daheim in ihren Hütten, Wehklagen anstimmend.

Nach dem bakatia verteilt der Einführende, Vater oder Onkel, an die Anwesenden kleine Stückchen Tabu, etwa eine Spanne lang; der Tubuan erhält selbstverständlich ein größeres Stück, niemals jedoch über einen Meter lang. Hierauf setzt man den Novizen ein speziell für diese Gelegenheit bereitetes Essen vor (rang davai), bestehend aus Fischen, gebackenem Taro und dergleichen.

Ist diese Mahlzeit beendet, so müssen die Novizen sich abermals im Kreise auf dem Tarain niedersetzen, und der Tubuan tritt in ihre Mitte, nimmt seine konische Kopfbedeckung ab, dann einen der ihn umhüllenden Laubringe, dann noch einen und so fort, bis er gänzlich entblößt dasteht. Auf den Anzug deutend ruft er jetzt: „Was wollt ihr nun damit tun? Zieht ihn an, zieht ihn an!" Er hat aber vorher die Tragbänder aus Laubwerk, taltal, welche über beide Schultern gehend die Laubumhüllung festhalten, entfernt, damit die Novizen zu dem Glauben kommen, daß der ganze Anzug, bongtagul, infolge des Einflusses von Geistern ohne weitere Unterstützung am Körper hängt.

Nach dieser kleinen Komödie tanzen die Männer auf dem Tarain, und die Novizen werden unterrichtet, wie die Sprünge und Schritte des Duk-Duk zu machen sind. Diese ganze Zeremonie wird palatutane genannt.

Inzwischen wird den Neulingen eingeschärft, nichts von dem zu verraten, was auf dem Tarain vorgehe, und die ihnen im Übertretungsfall drohenden Strafen vorgehalten. Dann wird ein reichliches Festessen, aingir, das von den Verwandten der Novizen hergerichtet worden, auf dem Tarain von allen Anwesenden verzehrt.

Die Einführung ist damit eigentlich vollendet, obgleich noch eine Reihe weiterer Zeremonien folgt. Sind die Neueingeführten noch kleine Kinder, so müssen sie eine Reihe von Jahren warten, bis sie einen eigenen Duk-Duk erhalten; sind sie jedoch etwa zwölf Jahre alt, so erhalten sie sofort einen solchen und machen alle Zeremonien auf einmal durch.

Die Verleihung eines Duk-Duk erfolgt am Tage nach dem Geborenwerden desselben durch den Tubuan. An dem Tage der eigentlichen Geburt des Duk-Duk, väkua, bringen die Väter oder Onkel den mittlerweile heimlich angefertigten Duk-Duk-Anzug nach dem Taraiu, von wo aus der Tubuan seinen lauten Schrei, i puongo, ertönen läßt, begleitet von dem lauten Getöse der Holztrommeln, kuddu, wodurch die Geburt, kinavai, des Duk-Duk angekündigt wird. Auch die Novizen versammeln sich auf dem Taraiu, wo man während der ganzen Nacht verbleibt.

Am frühen Morgen des folgenden Tages präsentiert sich nun der Tubuan mit seinen neugeborenen Kindern, den Duk-Duk, der Öffentlichkeit. Ist der Tarain am Strande oder in erreichbarer Nähe desselben, dann steigt der Tubuan mit den Duk-Duk in festlich geschmückte Kanoes, und sie werden von unmaskierten Mitgliedern am Strande entlang gerudert, tanzend und singend, von Trommelschlägen begleitet; dies ist der „matamatam“. (Abb. 105.) Das Erscheinen des Tubuan mit seinen Neugeborenen wird a bung na kinavai oder tubuan i kakawa genannt. Gelegentlich kommt es vor, daß die Kanoes, in denen man die Maskierten am Strande entlang gerudert hat, zertrümmert werden. Sobald die Masken ihre Fahrzeuge verlassen, stürzen sich die Mitglieder des Duk-Duk über die letzteren her, zerschlagen und zerbrechen sie und streuen die Bruchstücke nach allen Seiten umher.

Bei solchen Festlichkeiten ist immer nur ein gebärender Tubuan vorhanden; man sieht jedoch stets mehrere derselben bei dem Feste, sie sind dann, mit Ausnahme des einen, bloße Festteilnehmer aus benachbarten Distrikten.

Ist diese Vorführung der Duk-Duk vollendet, dann begeben sich sämtliche Festteilnehmer, d. h. die alten Mitglieder sowohl wie die Neuaufgenommenen, auf den Taraiu, und von hier setzt sich nun der Zug, bestehend aus allen Maskenträgern wie aus sonstigen Mitgliedern, nach

dem Festplatze des Eigentümers des Tubuan in Bewegung. Voran schreiten und springen die anwesenden Tubuan, darauf folgen, gewöhnlich zu zweien, die Duk-Duk; daneben und dahinter drängt sich die Schar der Mitglieder, schreiend, singend, trommelnd und mit beiden Händen gebrannten Korallenkalk in die Luft werfend. Auf dem Festplatze werden von den Maskierten Tänze aufgeführt, und Eingeweihte wie Uneingeweihte, Weiber, Mädchen und Kinder, welche aus der ganzen Umgegend herbeigekommen sind, lagern ringsum, den Sprüngen zusehend.

Nach den Tänzen folgt nun abermals eine kleine Komödie, um den Nichteingeweihten einen Begriff zu geben von der Macht und dem strengen Regiment des Duk-Duk innerhalb der Vereinigung. Die an-

Abb. 105. **Der Duk-Duk präsentiert sich auf dem Wasser.**

wesenden Tubuan ergreifen nämlich ziemlich dicke, junge Bananenstämme, und die anwesenden unmaskierten Mitglieder springen herbei, um einen wuchtigen, laut klatschenden Hieb über den Rücken zu erhalten, a virua na pedik. Die Sache ist nicht so gefährlich, wie sie wohl scheint, denn der saftige Bananenstamm klatscht zwar laut auf der bloßen Haut, und der Hieb mag in dem Augenblick auch recht schmerzhaft sein, vergeht aber nach wenigen Minuten und hinterläßt weder Schwielen noch Hautabschürfungen. Die Geschlagenen verbeißen den Schmerz, lachen und machen Witze, ergreifen auch wohl die Bananenstämme und teilen freundschaftlich nachbarliche Schläge aus, die immer erwidert werden, alles um den Eindruck hervorzurufen, sie seien gegen Schmerzen gefeit und machten sich aus solchen Kleinigkeiten nichts. Die Weiber und weiblichen Angehörigen der Geschlagenen kreischen während dieser Szene laut auf, und es entsteht momentan ein ohrenbetäubendes Getöse.

Nachdem diese kleine Komödie beendet ist, rangieren sich sämtliche Tubuan und Duk-Duk zu einem weiten Kreis, und in der Mitte des Kreises stellen sich die Eigentümer der aktiven Tubuan auf. Sofort entsteht eine lautlose Stille. (Papua-Album, Band I, Tafel 15.) Tabu wird nun herbeigebracht und den in der Mitte Stehenden überreicht. Alsbald setzen sich die Maskierten auf den Erdboden, und jedem der neugeborenen Duk-Duk werden 3 bis 4 Meter Tabu eingehändigt. Dies ist auch ein Stück Komödie zum Besten der Zuschauer, um zu zeigen, wie vorteilhaft es ist, ein Mitglied der Verbindung zu sein. Diese öffentliche Schaustellung wird navolo oder naolo genannt. Nach derselben gehen alle, auch die Neuaufgenommenen, nach dem Taraiu zurück, die Maskierten legen ihre Anzüge ab, und nach des Tages Mühen stärkt sich nun jeder an Speisen, die von den Verwandten der Neueingetretenen vorher herbeigeschafft wurden.

Am folgenden Tag beginnen die Duk-Duk das Einsammeln von Tabu, ivane na dok-dok. Der Neuaufgenommene begleitet zusammen mit mehreren Freunden und Verwandten, welche alle Mitglieder sein müssen, den Duk-Duk, wahrscheinlich um die Einkünfte zu kontrollieren; wird der Träger müde, so schlüpft er ins Gebüsch, legt schnell den Anzug ab, und ein anderer legt ihn an, um dann sofort weiter zu springen und durch seinen lauten, bellenden Ruf seine Ankunft anzukündigen. Der Neuaufgenommene selber legt die Maskierung während dieser Zeit nicht an, obgleich er immer seinen Duk-Duk begleitet und nachts mit demselben auf dem Taraiu schläft. Tag um Tag werden nun die verschiedenen Gehöfte der Nachbarschaft besucht und überall eine kleinere oder größere Gabe an Tabu eingeheimst; dies dauert in der Regel etwa einen Monat, kann aber unter Umständen auch doppelt so lange währen.

Ein reicher Eingeborener bereitet den Duk-Duk manchmal ein besonderes Festessen auf dem Taraiu, dann führt er sie nach seinem Hause und verabreicht ihnen das übliche Tabugeschenk, a tabu na duk-duk (im Gegensatz zu dem Tabu, welches dem Tubuan bezahlt werden muß und a tabu na tubuan genannt wird).

Während dieser Sammelzeit herrscht auf dem Taraiu ein reges Leben; die Mitglieder sind hier stets in großer Anzahl beisammen, und die Väter, Onkel und Verwandten der Neueingetretenen müssen dafür

sorgen, daß stets genügende Nahrungsmittel vorhanden sind. Angeblich sind diese allein für den Tubuan bestimmt und müssen aus besonderen Leckerbissen, Fischen, Hühnern, gebackenen Taroknollen, worüber geriebene Kokosnuß ausgequetscht ist, allerhand Gemüsen usw. bestehen. Diese Festspeise wird kirip genannt.

Nachdem das Einsammeln des Tabu einen oder zwei Monate gedauert hat, sagt der Eigentümer des Tubuan das Ende des Festes an. Alle Mitglieder, maskierte wie unmaskierte, versammeln sich nun auf dem Festplatze des Tubuanbesitzers, wo sie nach einem kurzen Tanz sich auf den Erdboden niederlassen. Die Väter, die Onkel und die übrigen männlichen Verwandten der Neueingetretenen bringen denselben, oder richtiger deren Duk-Duk, Geschenke an Tabu. Vater und Onkel zahlen 1 bis 2 Meter Tabu, entferntere Verwandte ein kürzeres Stück, das, angebunden an einen bunten Dracänenzweig, vor dem betreffenden Duk-Duk niedergelegt wird. Die Weiber senden große Bündel hergerichteter Leckerbissen, welche alle später nach dem Taraiu geschafft werden. Dieser Tag heißt a bung dok varvaki. Nach der Bescherung geht wieder alles nach dem Taraiu, und nun ist der Duk-Duk tot. Der Tubuan dagegen stirbt niemals, er ist immer vorhanden, er erscheint dann und wann bei passenden Gelegenheiten, wenn er gerade Verwendung findet, er ist unvergänglich.

Auf dem Taraiu werden nun die Masken zerstückelt; alles, was in den Augen der Eingeborenen irgendeinen Wert hat, wie bunte Federn, Holzschnitzereien usw., wird aufbewahrt; die Überreste, namentlich die Blätter des Anzuges, das Gerüst des konischen Hutes usw., werden in den Hütten unter die Dachsparren und sonstwo hingesteckt.

Nach dem Tode des Duk-Duk geht jeder nach Hause, aber die Sache ist noch lange nicht beendet, denn nach einigen Tagen erfolgt die eigentliche Abrechnung. Am dritten Tage nach dem Hinscheiden der Duk-Duk versammeln sich zunächst in dem Heimatsgehöft des Neueingetretenen alle diejenigen, die während der Festzeit mitgewirkt haben; ein jeder erhält ein Geschenk, das um so reichlicher ausfällt, je mehr Tabu der Duk-Duk gesammelt hat. Der Anfertiger des Anzuges erhält ein Stück Tabu von 2 bis 3 Meter Länge, die Leute, welche während der Sammelzeit die Maske getragen haben, erhalten ebensoviel. Diese Verteilung wird war ma momoi genannt. Selbstverständlich ist dabei auch für ein reichliches Festessen, dodoroko, gesorgt.

Am folgenden Tage versammeln sich alle Mitglieder auf dem Taraiu; dieser Tag und die stattfindende Feierlichkeit heißt tar kulau. Die letztere besteht darin, daß der Vater oder Onkel des Neuaufgenommenen an ihn herantritt und ihm eine bestimmte Anzahl von jungen Kokosnüssen, kulau, überreicht; jede Nuß repräsentiert 10 Klafter Tabu. Überreicht der Onkel dem Neffen also drei Nüsse, so heißt dies, der letztere habe ihm für seine Auslagen 30 Klafter Tabu zurückzuzahlen. Manchmal nimmt der Vater oder Onkel eine Nuß oder mehrere derselben zurück und trinkt sie stillschweigend aus; dies bedeutet dann, daß der Neueingetretene zwar die betreffende Anzahl Klafter Tabu abliefern muß, daß der Trinker jedoch so viele Mal 10 Klafter, als er Nüsse getrunken, beisteuern wird. Je mehr Tabu der Neueingetretene bezahlen muß, je höher steht er im Rang. Reiche Leute präsentieren am Zahlungstage bis 100 Klafter Tabu; dies ist jedoch nur Renommage, denn das Muschelgeld geht schließlich an sie zurück. Die durch eine große Summe eingekauften Duk-Duk werden kabin e rak-rak genannt; sie sitzen auf den Festplätzen neben dem Tubuan und erhalten die besten Bissen des Festessens. Die übrigen, welche die gewöhnliche Zahlung von 20 bis 30 Klaftern erlegen, heißen a ni koro.

In der Regel haben die Neueingetretenen nicht so viel Tabu gesammelt, um damit alle Auslagen ihrer Einführer decken zu können, sie müssen in diesem Falle dann arbeiten, um die nötige Summe zusammenzubringen; wenn Vater oder Onkel kein Geld haben, um eine Beisteuer zu leisten, möglicherweise selber die Auslagen von reicheren Eingeborenen geliehen haben, so kann es zwei bis drei Jahre dauern, ehe der Betreffende die ganze Summe beisammen hat; er muß daher Pflanzungen anlegen, Fischfang treiben, kurz auf irgendwelche Weise Geld verdienen. Ist er nun endlich nach langer Mühe der glückliche Besitzer der ganzen Summe, dann kommt der große Tag der Zahlung, a bung anidok. Vater oder Onkel bereiten ein großes Festessen, das nach dem Taraiu gebracht wird; hier versammeln sich die Mitglieder, und die ganze Summe an Tabu, mit einem bunten Dracänenblatt zusammengebunden, wird von dem Betreffenden an Vater oder Onkel abgeliefert. Wie schon oben erwähnt, gibt Vater oder Onkel, um das Ansehen des Eingetretenen zu erhöhen, häufig einen großen Teil des

Tabu, die ganze Summe nimmt er an sich und bewahrt sie als tabu na duk-duk des Eingetretenen.

Das Festessen bei dieser Gelegenheit fällt so reichlich aus, daß man manchmal acht bis zehn Tage lang auf dem Taraiu schmausen kann; während dieser Zeit erscheint auch der Tubuan auf dem Taraiu, läßt sein lautes, bellendes Geschrei weithin erschallen und erhält als Geschenk ein Stück Tabu von 1 bis 2 Klafter Länge von jedem der Neueingetretenen. Die bisher in der Hütte aufbewahrten Reste der Duk-Duk-Maskierungen werden jetzt verbrannt, va pulung oder pulpulung, und der Eingetretene ist von nun an ein vollberechtigtes Mitglied des Vereines.

Abb. 106. **Der Duk-Duk landet am Strande.**

Nachdem wir im Vorstehenden die sämtlichen Einführungsgebräuche kennen gelernt haben, wird uns manches in dem Verhalten der Eingeborenen klar, das uns früher unmotiviert und ungerecht erschien. Wir begreifen jetzt, warum der Onkel oder Vater seinen Neffen oder Sohn an Fremde verdingt und später seinen Arbeitslohn in Empfang nimmt; wir verstehen ferner, warum es den jungen Leuten nicht erlaubt wird, nach Belieben hier- oder dorthin zu ziehen, um ihren Verpflichtungen aus dem Wege zu gehen; alles dies geschieht, um den Verwandten die Wiedererlangung ihrer Auslagen zu sichern. Der in den Verein Aufgenommene kann niemals aus demselben ausgestoßen werden; er genießt während seines ganzen Lebens alle Vorteile der Verbindung, namentlich die Teilnahme an zahlreichen Festlichkeiten, die ihm sonst mit den obligaten

Schmausereien unzugänglich sein würden. Hinter ihm steht ferner im Falle der Not der Tubuan und der ganze Bund, der ihn in seinen mächtigen Schutz nimmt, wenn solches not tut. Es darf nicht übersehen werden, daß der Verein einen bedeutenden erziehenden Einfluß ausübt, indem er die jungen Leute zu Verschwiegenheit, Gehorsam und zur Arbeit zwingt. Gerade dieser Umstand könnte meiner Ansicht nach von einer umsichtigen Verwaltung oder von Missionsgesellschaften als ein Erziehungsfaktor weiter ausgebildet und verwertet werden.

Die Stellung eines Duk-Duk in dem Verein ist nach dem Vorhergesagten klar; er ist ein untergeordnetes Mitglied, dem die Mitgliedschaft bestimmte Vorteile gewährt; sein Oberhaupt, gewissermaßen das leitende Prinzip in dem Verein, ist jedoch der Tubuan. Es bleibt uns jetzt noch übrig, die Stellung und die Bedeutung des Tubuan den Mitgliedern des Vereines sowie den Nichtmitgliedern gegenüber genauer zu definieren. Schon daraus, daß es nur reichen Eingeborenen möglich ist, einen Tubuan zu besitzen, geht hervor, daß die Eigentümer daraus bedeutende Vorteile ziehen müssen, obgleich sie mit anscheinender Liberalität Tabu verteilen und sonstige Auslagen auf sich nehmen. Bei dem habsüchtigen Charakter der Eingeborenen würden sie dies nicht tun, wenn sie nicht Aussicht hätten, nicht nur die Auslagen zu decken, sondern auch einen schönen Gewinn einzustecken; die anscheinende Freigebigkeit beruht darauf, daß in der Tat der Spender recht gut weiß, daß er die Auslagen mit Zinsen wiedererhält. Während der Einführungszeremonien fällt, wie wir bereits gesehen haben, manches Stückchen Tabu für den Tubuan, respektive dessen Eigentümer ab, aber diese Einnahme allein würde die gemachten Auslagen nicht einbringen. Der Tubuan hat außerdem jedoch noch viele Wege und Mittel, um nicht nur auf seine Kosten zu kommen, sondern aus der ihm von der öffentlichen Meinung verliehenen Macht pekuniären Nutzen zu ziehen.

Zunächst hat der Tubuan das Recht, Strafen aufzuerlegen, die in der Regel in Zahlung von Tabu bestehen und von ihm in Person einkassiert werden. Spricht einer ungebührlich über den Tubuan oder über Mitglieder des Vereines, gleich ist der Tubuan bei der Hand, um dafür Tabu einzufordern. Namentlich die Weiber und die Nichtmitglieder haben häufig seine schwere Hand zu fühlen. Aber auch Mitglieder, die auf irgendwelche Weise sich gegen die Satzungen des Vereines ver-

gangen haben, werden zur Rechenschaft gezogen und unterwerfen sich, wie wir an Beispielen gesehen haben, stillschweigend, denn hinter dem Tubuan stehen die Duk-Duk und bilden ein festes Gefüge, gewissermaßen die öffentliche Meinung repräsentierend, wogegen der Einfluß des einzelnen machtlos ist.

In einem Distrikt, wie z. B. die Nordostecke der Gazellehalbinsel, wo man keine eigentlichen Häuptlinge kennt, vertritt der Tubuan daher das Prinzip der sozialen Ordnung und des herkömmlichen Rechtes und sorgt für die Aufrechthaltung desselben. Nun sind allerdings häufig die Begriffe der Eingeborenen von Ordnung und Recht sehr unbestimmt und werden in sehr vielen Fällen überwogen von dem Gefühl und Bewußtsein der Macht und der Gewalt, so daß wohl nirgendwo anders der Grundsatz: Macht ist Recht! so gewissenhaft befolgt wird wie in der Ausübung der dem Tubuan zukommenden Gerechtsame. Dies macht ihn gefürchtet, aber jeder fügt sich seinen Anordnungen, weil Widersetzlichkeit gegen den Tubuan zu noch gewaltsameren Repressalien führen würde, vielleicht zum Verlust des Lebens. Ist der Eigentümer eines Tubuan ein liberal denkender Mann, d. h. ein Eingeborener, der weniger habsüchtig ist als sein Nachbar, so ist das Regiment des Tubuan ein verhältnismäßig gelindes. Ein habgieriger Tubuan treibt dagegen die Sache recht arg, und dann kann es wohl vorkommen, daß auch die Mitglieder über den auch auf ihnen lastenden Druck murren und schließlich die Tubuan aus den benachbarten Gegenden die Sache ins Geleise bringen. Im großen und ganzen darf man jedoch behaupten, daß Ausschreitungen des Tubuan zu den Seltenheiten gehören; heutzutage gilt dies noch mehr als vor 20 Jahren. Der Einfluß der Ansiedler, der Missionen und der Verwaltung hat mildernd auf den Tubuan eingewirkt, und sein Auftreten muß jetzt als ein sehr gemäßigtes bezeichnet werden. Unsere Begriffe von Recht und Unrecht sind so völlig verschieden von denen der Eingeborenen, daß wir manchmal eine von Eingeborenen über Eingeborene verhängte Strafe als hart und ungerecht ansehen; trotzdem hören wir von seiten des Bestraften kein Murren, weil er nach seinen Gerechtigkeitsbegriffen die ihm erteilte Strafe als eine gerechte und gebührende ansieht. Umgekehrt erscheint die Justiz der Weißen recht häufig dem Eingeborenen als eine haarsträubende Ungerechtigkeit, und er fügt sich nur, weil er weiß, daß auf seiten des

Richters die Gewalt steht. Die Regierung ist daher in den allermeisten Fällen den Eingeborenen ein habgieriger und hartherziger Tubuan, gegen den nichts auszurichten ist; höchstens durch offene Rebellion, und bis es so weit kommt, muß es schon sehr arg stehen.

Als gewissermaßen höchste Gerichtsinstanz hat der Tubuan auch Mittel und Wege, Eigentum zu beschützen. Er beschützt Taro-, Yam- und Bananenpflanzungen, beschützt einzelne Bäume und große Palmenbestände und dies alles lediglich durch Anbringung eines einfachen Zeichens, bestehend aus einem Grasbündel, einem geflochtenen Kokosblatt, einigen buntbemalten Kokosschalen usw. an dem zu beschützenden Gegenstand. Dies Zeichen ist das Tabuzeichen des Tubuan und wird aus Furcht vor seiner Strafe streng respektiert. Der Eigentümer des zu beschützenden Gegenstandes zahlt dem Tubuan für seine Mühe-leistung eine bestimmte Quantität Muschelgeld.

Bei Sterbefällen reicher Eingeborener (Tafel 43) oder bei Festen zu Ehren der Vorfahren (Papua-Album Band I, Tafel 16) darf der Tubuan keineswegs fehlen; er verherrlicht das Fest oder die Feier durch seine Tänze, sein geheimnisvolles Verschwinden und Erscheinen ruft Bewunderung und Ehrfurcht hervor, aber für seine Mühe läßt er sich gut bezahlen.

Obgleich nun der Tubuan zunächst für seinen Eigentümer Tabu zusammenrafft, so vergißt er darüber doch nicht seine Kinder, die Duk-Duk; da gilt nun wieder das Prinzip: „Leben und leben lassen!" und außer den Festschmäusen und Tanzvergnügungen fällt auch für die Duk-Duk, namentlich bei der Aufnahme neuer Mitglieder, aber auch bei der Einkassierung von Strafgeldern manches Endchen Muschelgeld ab.

Früher sollen auch Gewalttätigkeiten gegen Weiber und Mädchen vorgekommen sein. Ein solcher Fall ist mir nie zur Kenntnis gekommen, und auch alte Mitglieder leugnen es. Heute kommt derartiges sicherlich nicht mehr vor, obgleich in den Distrikten um den Bunakokor herum der Tubuan noch immer herrisch und gewalttätig auftritt und sich nicht viel aus der Behörde macht.

Aus dem Vorhergehenden ist ersichtlich, daß der Duk-Duk-Bund in Wirklichkeit den Neueingetretenen keine Geheimnisse oder außergewöhnliche Kenntnisse mitteilt, es sei denn, daß die Eingetretenen jetzt zu der Überzeugung gelangen, daß alles, was auf dem Tarain und unter dem

Tafel 38. **Weiber aus Nukumanu.**

Schutz der Tubuan und Duk-Duk-Maske geschieht, nicht das Werk von Geistern, sondern das ganz gewöhnlicher Menschen ist, eine Offenbarung, welche an und für sich wohl den Neuaufgenommenen erstaunlich genug erscheinen mag.

* * *

Eine Besonderheit der Gazellehalbinsel sind die Schädelmasken, über die in der ethnographischen Literatur sehr viel geschrieben worden ist und an die Hypothesen geknüpft worden sind, mit denen ich mich nicht einverstanden erklären kann.

Weil die Masken aus einzelnen Teilen eines menschlichen Schädels angefertigt sind und die Schädel Verstorbener bei einigen Naturvölkern eine bedeutsame Rolle spielen, auch hie und da bei den Melanesiern, so sollen diese Schädelmasken absolut etwas ganz Besonderes bedeuten. Obgleich nun die Eingeborenen, die Anfertiger der Schädelmasken, nichts von derlei tiefsinnigen Bedeutungen wissen, so will man dies dennoch nicht gelten lassen und hilft sich damit, daß man sagt: Die heutigen Eingeborenen wissen zwar nichts über die tiefere Bedeutung, das liegt aber daran, daß sie dieselbe im Laufe der Zeit vergessen haben!

In Band X der „Publikationen aus dem Ethnographischen Museum zu Dresden" habe ich versucht, diesen Masken ihre höhere Bedeutung zu nehmen, namentlich auch ihre Verbindung mit Ahnenkultus und Totenverehrung zu widerlegen. Dennoch tauchen immer neue Theorien auf, welche anscheinende Bestätigung finden durch irgendeine Bemerkung eines Reisenden oder eines Missionares, der sich nur ganz oberflächlich mit der Sache beschäftigen konnte. In Band XI des „Internationalen Archives für Ethnographie" hält Herr L. Frobenius die tiefere Bedeutung aufrecht. In Band XIII der „Dresdener Publikationen" führt Herr W. Foy eine Äußerung des Herrn Pater Fromm an, wohl zu dem Zwecke, um die Schädelmasken mit dem Ahnenkultus in Verbindung zu bringen. Herr Pater Fromm sagt in einem Briefe, abgedruckt in den Marien-Monatsheften 1899, daß eine Schädelmaske ihm von Eingeborenen, die zu einem Tanze zogen, mit den Worten gezeigt wurde: „Hier, das ist der Vater von jenem," indem man auf einen jungen Mann, der dabei stand, deutete; einige wurden ihm auch zum Kauf angeboten. Nun ist es recht wohl möglich, daß die bewußte Maske aus dem Schädelknochen des Vaters jenes jungen Mannes hergestellt

war. Die Eingeborenen haben, wie ich unzählige Male beobachtet habe, so wenig Respekt vor den Überresten ihrer Väter und Verwandten, daß es ganz wohl möglich ist, der junge Mann selber oder irgendein anderer seiner Landsleute habe den Schädel ausgehoben und daraus die Maske angefertigt. Ich habe zahlreiche Schädel von Eingeborenen erstanden und weiß, daß Väter die Schädel ihrer Söhne, Söhne die Schädel ihrer Väter lachend für eine Kleinigkeit verkauften. Der Sohn sieht seinen Vater kaum als einen Verwandten an und würde dessen Schädel niemals als etwas Besonderes aufbewahren.

Allerdings kennt man auf der Gazellehalbinsel auch eine Art Schädelkultus. Schädel reicher Leute, welche viel Tabu hinterlassen, werden nach einiger Zeit ausgegraben, auf ein Gerüst gestellt und Festlichkeiten veranstaltet. Aber dies hat mit den Schädelmasken absolut nichts zu tun. Dieselben sind das Erzeugnis eines ganz bestimmten Distriktes, und es ist mir gelungen, denselben genau zu lokalisieren.

Die Schädelmasken (Abb. 107) sind aus den Stirn- und Gesichtsknochen und aus dem Unterkiefer des menschlichen Schädels hergestellt. Um eine möglichst große Ähnlichkeit mit dem Gesicht eines lebenden Menschen zu erzielen, ist die Außenseite mit der zerstampften Masse der Nuß von Parinarium laurinum überzogen und dann bemalt. Manchmal ist das Gesicht mit einem Bart umrahmt, entweder aus Parinariummasse, und dann durch Bemalung angedeutet, oder aus wirklichen menschlichen Haaren; öfter auch aus Schweinsborsten oder aus steifen Pflanzenfasern. Ähnlich werden auch die Kopfhaare, entweder aus echten Menschenhaaren oder aus Pflanzenfasern hergestellt: dann und wann geht von dem oberen Rand der Maske ein Stück Rindenzeug aus, das den Kopf des Trägers bedeckt. Die Maske wird entweder mit der einen Hand vor das Gesicht gehalten, oder es ist auf der Rückseite ein Querholz angebracht, das vom Träger mit den Zähnen gefaßt wird (vgl. die mittlere Maske der Abb. 107). Die älteren Masken sind sehr realistisch gehalten und heute nur schwer zu erhalten. Die neueren Masken sind weit roher gearbeitet. Ich bin gewissermaßen die Veranlassung dazu, daß die Masken heute noch gangbar sind. Als ich 1882 hier ankam, stellte ich Nachforschungen an mit dem Resultat, daß die Schädelmasken bereits im Verschwinden waren. Hohe Preise an Tabu brachten mir einige alte schöne Stücke, und dadurch verlockt, legte man

sich abermals auf die Anfertigung, um das Fabrikat an Kriegsschiffe und anderweitige Besucher zu verkaufen. Die moderne Arbeit wird jedoch von dem Kenner leicht von den alten, echten Exemplaren unterschieden.

Die Verwendung ist eine mehrfache. Wenn bei Eheschließungen das Muschelgeld (Tabu) verteilt wird, so nimmt der Verteiler während des Vorganges die Maske (lor) vors Gesicht. Nach der Verteilung legt er sie wieder fort. Ein weiterer Gebrauch besteht darin, daß bei Festlichkeiten gewisse Leute, eine solche Maske vor das Gesicht haltend, sich auf den Festplatz begeben und dann einen Teil der Nahrungsmittel als Geschenk in Empfang nehmen, wozu sie unmaskiert nicht berechtigt

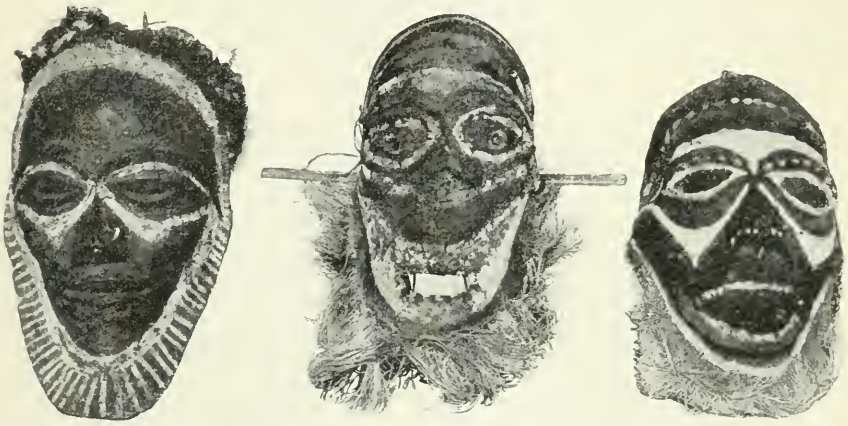


Abb. 107. **Schädelmasken von der Gazellehalbinsel.**

sein würden. Früher soll man die Masken bei Tänzen verwendet haben; trotz wiederholter Versicherungen war mir das lange Zeit nicht klar, denn die Eingeborenen singen stets bei ihren Tänzen und gestikulieren mit den Händen und Armen, so daß sie kaum imstande wären, eine Maske mit den Zähnen festzuhalten oder mit der einen Hand in Stellung zu bringen. Das Tanzen mit den Masken ist mir aus zuverlässiger Quelle beschrieben worden als ein langsames, stillschweigendes Herumwandeln der Träger, wobei eine andere Partei die üblichen geräuschvollen Tänze aufführte.

Die Heimat der Schädelmasken sind die Distrikte auf dem Hochplateau zwischen dem Weberhafen und der Blanchebucht, und der Gebrauch ist auf diese Gegend beschränkt. Es ist ja nicht ausgeschlossen,

daß in alter Zeit die Schädelmasken mit einer gewissen Art von Ahnenkultus in Zusammenhang gestanden haben, aber was man darüber in verschiedenen Werken liest, beruht ausschließlich auf Hypothesen, die in den Aussagen der Eingeborenen keinerlei Bestätigung finden. Es gibt keinen Gegenstand, über den ich mich so eingehend in den letzten 20 Jahren erkundigt habe, wie über diese Masken, und es wäre unbegreiflich, wenn mir in dieser ganzen Zeit nicht ein einziger Umstand zu Ohren gekommen wäre, der auf eine höhere Bedeutung hinzeigte, wenn eine solche wirklich vorhanden wäre. Immer wieder höre ich dieselben Angaben von den verschiedensten Seiten bestätigt, und ich glaube, man könnte jetzt endlich den Schädelmasken die ihnen zugesprochene höhere Bedeutung ohne Schaden für die Völkerkunde entziehen.

* * *

Außer der Duk-Duk-Maske und der Schädelmaske kennt man auch auf der Gazellehalbinsel Gesichtsmasken, welche alle mit dem Namen lor, d. h. Schädel, benannt werden. Sie sind in der Regel sehr einfach und bestehen aus einem gebogenen Brett von der Form des Gesichtes mit angeschnitzter Nase, mit einem Schlitz als Mund und runden Löchern als Augen. Die Grundbemalung ist weiß, und schwarze wie rote Striche markieren die einzelnen Teile des Gesichtes. Sie sind in der Regel mit einem helmartigen Gestell versehen, dicht überzogen mit Fasern, welche das Haar vorstellen, und erinnern durch diese Form stark an die Helmmasken aus Neumecklenburg. Ganz unzweifelhaft sind diese Masken ein Überrest früherer, jetzt allmählich in Vergessenheit geratender Gebräuche. Man benutzt sie heute noch bei Tänzen, die als malangene taberan, d. h. Geistertänze, bezeichnet werden, aber man weiß nicht mehr, welche Geister dadurch repräsentiert werden. Auch haben diese Tänze genau den Charakter aller übrigen Vulgärtänze, werden öffentlich aufgeführt zum Vergnügen der Anwesenden, ob Männer oder Weiber, und den Masken selber wird kein besonderes Ansehen gezollt. Ein Überbleibsel aus alter Zeit, welches ebenfalls auf Neumecklenburg hinweist, ist, daß die Tänzer sich mit einem Schurz oder Röckchen aus Farnkräutern bedecken, der von dem Gürtel bis zu den Knieen reicht, ganz wie wir es bei den Tänzen zu Ehren der Toten in Neumecklenburg sehen. Dieser letzte Umstand ist für mich ein überzeugender Beweis,

daß wir hier die Rudimente eines uralten Gebrauches vor uns haben, den die ursprünglichen Einwanderer aus ihrer Heimat jenseits des Sankt-Georgs-Kanales mitbrachten. Bei allen anderen Tänzen ist der Bewohner der Gazellehalbinsel, von Neulauenburg und Neumecklenburg völlig nackt, mit Ausnahme der Büschel aus buntem Laub und Blumen, die als Körperschmuck dienen. Bei den großen Tänzen zu Ehren der Toten in Neumecklenburg hüllt sich der Tänzer in ein solches Laubkleid, und dieser Gebrauch ist auf der Gazellehalbinsel, wo sonst die völlige Nacktheit beider Geschlechter noch vor wenigen Jahren gebräuchlich war, als eine Besonderheit beibehalten worden, obgleich die Bedeutung des Tanzes und die der Masken schon längst in Vergessenheit geraten ist.

Eine andere Art von Masken hat man noch in einem landeinwärts gelegenen Distrikt der Gazellehalbinsel, Kadakadai genannt. Sie sind im Aufbau den vorbeschriebenen Masken gleich, jedoch mit dem Unterschied, daß das Gesicht durch einen dicken Kalkbewurf und durch aufgelegte Wülste aus Pflanzenharz ein groteskes Ansehen erhält. Schiefe Nasen und schiefstehende Mund- oder Augenöffnungen, enorme Augenbrauen aus Pflanzenfasern, phantastische Bärte und dergleichen sind für diese Masken charakteristisch. Sie sind wirkliche Helmmasken, indem sie den ganzen Kopf bedecken und am unteren Rand einen Faserkranz tragen, der über Hals und Schultern fällt. Auch diese Maske stellt einen Geist vor, aber Näheres über denselben weiß man nicht mehr. Unmöglich ist es nicht, daß diese Maske das Vorbild der Tubuanmaske ist, mit welcher sie manche Ähnlichkeiten aufweist. Auch ist Kadakadai ein Distrikt in der Nachbarschaft der Gegend, aus welcher der Tubuan und Duk-Duk ursprünglich hervorgegangen zu sein scheinen. Ein gewisser Zusammenhang zwischen diesen Masken und dem Tubuan bestand nach Aussage einiger alten Eingeborenen noch vor nicht gar langer Zeit, indem beim Erscheinen des Tubuan solche Masken mit großem Lärm eine Strecke vor demselben herliefen und durch ihren Lärm seine Ankunft anmeldeten, so daß Weiber, Kinder und Uneingeweihte schnell die Flucht ergreifen konnten.

Masken aus jener Gegend, die ich vor etwa 20 Jahren ab und an zu Gesicht bekam, waren als Karikaturen eines menschlichen Gesichtes wirkliche Meisterwerke. Keine zwei waren sich gleich, eine jede hatte ein anderes Aussehen, und kleine Verunstaltungen oder Schwächen waren in

so grotesker Form und mit so sicherem Gefühl für das Lächerliche und Übertriebene wiedergegeben, daß es auch dem Ernstesten schwer wurde, sie ohne Lächeln zu betrachten. Die Tänze der Eingeborenen sind in der Regel recht eintönig und langweilig, aber ein Tanz der Kadakadaileute mit diesen Masken gehört zu dem Ergötzlichsten, dessen ich mich während der vielen Jahre meines Aufenthaltes in der Südsee zu entsinnen vermag. Was heute noch angefertigt wird, ist Stümperwerk gegen die früheren Sachen und steht in der Ausführung wie in der Auffassung auf einer sehr tiefen Stufe.

* * *

Eine weit größere Bedeutung als die Duk-Duk-Institution hat für die Bevölkerung des Nordostens der Gazellehalbinsel die geheime Verbindung der Männer, welche mit dem Namen Marawot oder Ingiet bezeichnet wird. Die Duk-Duk-Verbindung könnte durch ein Verbot der Behörde ohne Schwierigkeit aufgehoben werden, obgleich dadurch eine nicht geringe Störung in allen darauf basierten und damit verbundenen sozialen Einrichtungen der Eingeborenen hervorgerufen würde, die sich jedoch mit der Zeit zurechtziehen und überwinden ließe. Marawot und Ingiet sind jedoch so tief mit dem ganzen seelischen Leben der Eingeborenen verknüpft, daß kein Machtbefehl der Behörde, keine Überredungskunst der christlichen Missionare imstande wäre, die Institution auszurotten. Wie so mancher alte heidnische Gebrauch noch immer in christlichen Ländern trotz jahrhundertelanger Verfolgung und Bekämpfung im geheimen weiterblüht, würde sich die Ingietinstitution auch in Neupommern weiter erhalten und sich nur in noch größeres Geheimnis hüllen, als dies heute der Fall ist.

Mit dem Duk-Duk hat Marawot und Ingiet nichts gemeinsam, und während der erstere ziemlich neueren Datums ist, so reicht die letztgenannte Institution weit in das Altertum des Volkes zurück.

Marawot, an manchen Orten auch Moramora, ist der Name des Platzes, auf dem die Männer sich versammeln; der Platz, auf dem die Tänze, welche ebenfalls Marawot genannt werden, zur Darstellung kommen, heißt Balana Marawot (balana = Bauch, Mittelpunkt). Ingiet, oder nach anderer Schreibweise Iniet oder Ingiat, ist ebenfalls die Benennung für den Tanz der Eingeweihten wie für die Verbindung überhaupt.

Bei weitem die größte Anzahl der männlichen Eingeborenen gehört dem Marawot oder Ingiet an und nennt sich selbst Ingiet. Knaben werden schon im Kindesalter in den Bund aufgenommen, wenngleich sie erst später den eigentlichen Tanz erlernen und an demselben teilnehmen.

Die Einführung geschieht ohne besondere Zeremonien; es genügt, daß der Vater oder Onkel dem Eingeborenen, der im Besitz der Ingietgeheimnisse ist, eine kleine Zahlung von Tabu macht. Der Betrag variiert von einem meterlangen Stück bis zu mehreren Klaftern. Die Eingeführten hocken während der Tanzaufführung in einer Hütte, wo sie von den älteren Mitgliedern bewirtet werden. Der eigentliche Festplatz, der Balana Marawot, mit der darauf stehenden Hütte, ist mit einem hohen, dichten Zaun umgeben, damit die uneingeweihten Weiber und Kinder nicht das dort vor sich gehende Treiben gewahren können.

Nur ganz bestimmte Personen können die Geheimnisse des Ingiet mitteilen. Jede dieser Personen hat ihren bestimmten Ingiet, dessen Eigentümer sie ist. Die Einführung in einen Ingiet berechtigt zum Beitritt zu allen anderen Ingietverbindungen. Der Tanz ist mit geringen Variationen überall fast derselbe, dagegen sind die denselben begleitenden Worte des Gesanges verschieden. Es bedarf einer langen, andauernden Übung, um den Marawot korrekt zu tanzen und die Präzision der abgemessenen Arm- und Körperbewegungen, das gleichzeitige Aufstampfen auf den Boden usw. zu erlernen.

Zuverlässige Angaben über die Institution zu erlangen, ist recht schwierig, aber im großen und ganzen kann man die Verbindung als eine solche charakterisieren, welche den Eingetretenen die Berechtigung zur Gemeinschaft mit den Männern gibt, namentlich jedoch dieselben in alles Zauberwesen einführt und sie mit den zahlreichen Zauberformeln bekannt macht, mögen diese nun den Zweck haben, häusliches Glück, Gedeihen der Familie, Schutz gegen Krankheiten oder böse Geister herbeizuführen, oder auch Krankheiten, Tod und Verderben über Nebenmenschen heraufzubeschwören.

Die Eingeborenen unterscheiden demnach auch mehrere Hauptarten des Ingiet, nämlich ingiet warawaququ (ququ = froh sein, glücklich sein) oder der fröhlich- und glücklichmachende Zauber, auch moramora genannt; ferner, als Gegensatz dazu, ingiet na matmat (mat = tot) oder der todbringende Zauber, auch winerang genannt.

Jede dieser Hauptarten hat nun besondere Abstufungen und dieselben dementsprechend verschiedene Namen. Ein Eingeborener, der in alle verschiedene Ingiet eingeweiht ist und mit allen Zauberformeln Bescheid weiß, steht in hohem Ansehen.

Ich bin bei zahlreichen dieser Ingietversammlungen gegenwärtig gewesen und will daher im nachstehenden einige derselben näher beschreiben.

Die eine Versammlung war die eines ingiet warawaquqn. In einer Lichtung war eine hohe und dichte Umzäunung von Kokos- und anderen Palmenblättern hergestellt, der innere, völlig freie, rechteckige Raum war etwa 30 Meter lang und 10 Meter breit; an einem Ende stand eine offene Hütte von der landesüblichen Bauart. Die Schmalseite der Umzäunung, der Hütte gegenüber, war aus geflochtenen Kokosmatten sauber hergestellt, und die Matten mit Malereien in Schwarz, Rot und Weiß verziert; diese stellten menschliche Figuren dar mit den charakteristischen in den Knieen gebogenen Beinen und den nach oben gerichteten gebogenen Armen. Die beiden Längswände waren mit allerlei buntem Laubwerk, mit Blumen und Federgirlanden geschmückt, und das Ganze machte einen recht gefälligen Eindruck. Außerhalb dieser Umfriedigung, balana marawot, trieb sich eine große Anzahl von Eingeborenen aus den umliegenden Distrikten herum, festlich geschmückte Männer, Jünglinge und Knaben; daneben aber auch zahlreiche Weiber, welche große Bündel zubereiteter Speisen, in Bananenblätter eingehüllt, herbeibrachten.

Von dem balana marawot her erschallte nun ein lauter unverständlicher Gesang im höchsten Falsett, und die draußen stehenden Männer und Knaben begaben sich alsbald durch den engen Eingang nach dem Platz, der bald zum Erdrücken gefüllt war. In der kleinen Hütte placierten sich die aufzunehmenden Knaben mit ihren männlichen Verwandten; der Hütte gegenüber, mit dem Gesicht derselben zugekehrt, ordneten sich allmählich die geschmückten Männer zu mehreren nebeneinander stehenden Reihen, und auf ein gegebenes Zeichen begann der Tanz, wozu die Holztrommel sowie ein Gesang der Tänzer den Takt angaben. Der Gesang wurde von allen Tänzern im höchsten Falsett angestimmt und muß die Stimmwerkzeuge sehr in Anspruch genommen haben. Er endete zeitweilig plötzlich, und ein einzelner Eingeborener rezitierte dann, ebenfalls im Falsett und mit erstaunlicher Zungenfertigkeit, eine Anzahl von Sätzen,

worauf Gesang und Tanz wie vorher einsetzten. Der Tanz unterschied sich im großen und ganzen nicht von den sonstigen öffentlichen Tänzen, mit der Ausnahme, daß von Zeit zu Zeit alle Tänzer a tempo mit großer Gewalt mehrmals den Fuß auf den Erdboden stampften, wodurch ein weithin schallender, dröhnender Ton entstand; nach jedem Fußtritt wurde unisono ein tiefer, gutturaler Laut ausgestoßen. Dies Gestampfe wird mit dem Namen rurua belegt. Die sonstigen Bewegungen und Figuren des Tanzes, warawaqira, die Neigungen des Oberkörpers, die Arm- und Handbewegungen wurden mit erstaunlicher Präzision ausgeführt, welche eine langdauernde Übung bekundete, und hätten von einem geschulten Ballettkorps nicht besser exekutiert werden können.

Eine andere Eigentümlichkeit des Tanzes war die, daß er zeitweilig eine Neigung zum Obszönen zeigte, obgleich dies niemals ausartete, sondern stets nur angedeutet wurde; vielleicht nur um das Mißfallen des anwesenden Weißen nicht zu erregen.

Nachdem ein Tanz beendet war, traten die schweißtriefenden Tänzer vom Schauplatz ab, und neue traten auf. So ging es mehrere Stunden lang, bis alle anwesenden Parteien ihren Tanz und Gesang zum besten gegeben hatten. Nun traten die Neuaufgenommenen mit ihren Verwandten aus der Hütte hervor und legten am gegenüberliegenden Ende der Umzäunung ihr Eintrittsgeld für die Novizen, lili, nieder. Einige der früheren Tänzer traten dann an die Neueingetretenen heran, in jeder Hand ein geschnitztes Holzbrettchen, tabataba, haltend; mit diesen machten sie eine Bewegung, als ob sie die Knaben damit durchbohren wollten, und sagten dazu: jau tung tamam (jau = ich, tung = ein Loch machen, tamam = dein Kind). Andere brachten Speere, kleine bunte Federbüschel, Hals- und Stirnbänder herbei, welche sie den Neueingetretenen überreichten, um später von den Eltern oder den Onkeln derselben den üblichen Preis dieser Gegenstände in Muschelgeld als Gegengeschenk in Empfang zu nehmen. Auf dem Festplatze werden gelegentlich auch menschliche Figuren aufgestellt, die ebenfalls den Namen tabataba tragen. Götzenbilder kann man dieselben kaum nennen, denn man zollt ihnen keine Verehrung oder Anbetung; sie sind bildliche Repräsentationen der Geister von besonders angesehenen Mitgliedern des Bundes, die man nach dem Tode zu ehren meint, und haben immer nur für die bestimmte Festlichkeit eine vorübergehende Bedeutung. Früher hat man groteske Figuren

aus einem weichen Tuffstein zu demselben Zweck angefertigt, und einige derselben sind in meinen Besitz gelangt. Die heutige Generation kennt solche Bildwerke nicht, und nur wenige alte Männer waren imstande, mir die wirkliche Bedeutung der Figuren mitzuteilen.

Die draußen versammelten Weiber trieben mittlerweile einen schwungvollen Handel mit den herbeigebrachten Leckerbissen, an denen sich die Tänzer nach getaner Arbeit gütlich taten.

Diese Festlichkeiten dauern manchmal mehrere Tage nacheinander.

Die Neuaufgenommenen sind von nun an Ingiet und dürfen ihr Leben lang kein Schweinefleisch essen, denn in dem Schwein wohnt ein böser Geist, der bei anderen Ingietversammlungen für Zauberzwecke angerufen wird. Sie lernen nun bei den späteren Zusammenkünften den Tanz und die verschiedenen Gesänge und werden gleichzeitig in die Geheimnisse gewisser Zauberformeln eingeweiht.

In dem vorher beschriebenen Fall ist die Zauberformel nun eine höchst einfache. Sie besteht aus den Worten: „A bul i manamana jau!“ Sie ist eine Formel, durch die alle bösen Geister von den Gehöften und Wohnplätzen, von der Familie überhaupt verscheucht werden sollen. Die Anwendung besteht darin, daß der Betreffende einen Zweig des Busches Karongon zur Hand nimmt und denselben mit ausgestrecktem Arm über dem zu schützenden Platz hin und her bewegt, auch die zu schützenden Gegenstände und Personen damit berührt, wobei er die Zauberformel schnell hersagt und vielfach wiederholt.

Es gibt außer der des vorbeschriebenen ingiet warawaququ noch eine große Anzahl ähnlicher Formeln zur Abwendung des Einflusses böser Geister und zum Herbeiführen von günstigen und zufriedenstellenden Lebensbedingungen. Es ist nun einem jeden anheimgestellt, wie viele dieser Zauberformeln er erlernen will, er hat nach der ersten Einführung das Recht, an allen anderen Marawot teilzunehmen und dort die speziellen Zaubersprüche mit dem dazu gehörenden Hokuspokus zu erlernen, allerdings gegen Zahlung an den Eigentümer der Formel.

Alle diese Marawot oder Ingiet haben nun verschiedene Namen, z. B. balu (Taube), qelep (Palmenart), tagir (Frucht der Eugenia malaccensis), varpidak (der Name eines bestimmten Eingeborenen), läkaläke (über etwas wegtreten oder fortschreiten) usw. Es ist nicht immer ersichtlich, wie diese Benennungen mit dem Ingiet zusammen-

hängen. In einem Falle, varpidak, ist der Name des Erfinders eines speziellen Zaubers auch die Bezeichnung für denselben. Läkaläke, über etwas wegtreten, ist eine Bezeichnung, welche durch die Art, wie der Zauber wirkt, hervorgerufen ist; der Zauber wird unter Hermurmeln der Formel auf den Weg gelegt und wird wirksam, sobald der zu Bezaubernde darüber wegtritt. Namen wie balu = Taube, qelep = Palmenart, habe ich nie genügend begriffen, es scheint mir, daß sie Wörter sind, welche die eingeweihten Männer gebrauchen, um etwas Bestimmtes zu bezeichnen, das den etwa anwesenden Weibern nicht bekannt ist.

Weit schwieriger war es mir, Zutritt zu den Plätzen zu gewinnen, wo ingiet na matmat, der todbringende Zauber, gelehrt wird.

Die Aufnahme ist hier genau dieselbe wie im ingiet warawaququ oder moramora, mit der Ausnahme, daß Weiber vollständig ferngehalten werden, und daß die Teilnehmenden sowie die Neueintretenden von morgens früh an fasten müssen und erst nach Beendigung des Marawot Betelnüsse oder Nahrung zu sich nehmen.

Von einem Eingeweihten wurde ich auf einen Platz im Walde geführt, weit abgelegen von Dörfern und Gehöften. Der Platz war augenscheinlich für diesen besonderen Zweck hergerichtet; die dorthin führenden Pfade waren kaum kenntlich. Schon von weitem tönte der in hohem Falsett ausgeführte Gesang uns entgegen, untermischt mit dem von Zeit zu Zeit wiederholten, dröhnenden Stampfen der Männer.

Auf dem Versammlungsplatz bot sich zunächst das gewöhnliche Bild, nämlich die Anwesenheit zahlreicher, festlich geschmückter Teilnehmer, die dicht aneinander gedrängt ihren Tanz aufführten. Auf den Bäumen ringsherum waren in die Rinde allerhand Figuren eingeschnitten, welche teilweise unschwer als Haifisch, Schlange, Stachelroche, Eidechse usw. zu erkennen waren, einige bedurften jedoch der Erklärung, ehe man begriff, daß sie Raben, Delphine, Känguruh usw. vorstellten. Diese Rindenschnitzereien waren durch schwarze, weiße und rote Bemalung noch deutlicher gemacht.

In der Mitte des Platzes stand ein Baumstamm, der mit dem Stammende in den Erdboden eingegraben war, so daß das Wurzelende mit allen Verzweigungen und Fasern etwa 2 Meter über den Boden emporragte. Der hierfür gebrauchte Baum wird kua genannt. Geschmückte tanzende und singende Männer bewegten sich im Kreise um

den Baumstumpf und hielten in der Hand ein kleines Blätterbündel, das sie nach Beendigung des Tanzes auf den Boden, rings um den umgekehrten kua-Stamm niederlegten. Darauf wurde Betel gekaut.

Die Versammlung war, wie ich dann erfuhr, eine ganz besonders geheime und fand daher auf einem so abgelegenen Ort statt, weil hier ein Zauber gelehrt wurde, der den Zweck hatte, den Feind nach Belieben durch Bezauberung zu töten.

Zu dem Ende muß der Zauberer sich in den Besitz des puta des zu Bezaubernden setzen. Puta ist nun alles, was mit seinem Körper in Verbindung steht oder gestanden hat; ein Teil seines Speichels, seiner Exkremente, seines Essens, seiner Kopf- oder Barthaare, ja sogar Erde, worauf seine Fußstapfen sichtbar abgedrückt sind. Es ist daher kein Wunder, wenn der Eingeborene alle diese Dinge aufs sorgfältigste verbirgt oder vernichtet, oder Spuren derselben verwischt. Der Übelwollende, nachdem er sich das puta verschafft hat, wickelt es mit verschiedenen Blättern, abgeschabter Rinde gewisser Bäume, Erde u. dgl. in ein Betelblatt.

Auf dem Versammlungsplatz tritt er nun in die Reihe der Tänzer, in der einen Hand das Bündelchen haltend, in der anderen Hand ein geschnitztes und bemaltes Brettchen, das tabataba na kaiya. Tabataba sind alle jene Holzfiguren, wie sie z. B. abgebildet sind in den „Dresdener Publikationen", Band X, Tafel 15, Figur 3; Tafel 16, Figur 1, 3 bis 11; Tafel 18, Figur 1, 3 bis 5; Band XII, Tafel 7, Figur 1 und 4. Ein tabataba na kaiya ist ein Holzbrettchen, auf welchem der böse Geist, kaiya, entweder durch Bemalung oder durch Schnitzerei abgebildet ist.

Während des Tanzes wird das Bündelchen mit dem puta hin und her geschwungen und das tabataba na kaiya ebenfalls. Dabei wird der Name des zu Bezaubernden genannt und die ganze Reihe der bösen Geister angerufen, worauf dann die ihm gewünschte Todesart heraufbeschworen wird mit den Worten: u na wirua pit na nga (mögest du im Wege sterben)! oder: u na wirua ra na ta (mögest du auf dem Meere sterben)! oder: u na bura (mögest du niederstürzen)! usw.

Die Zahl der angerufenen bösen Geister ist sehr groß, denn nach der Anschauung des Eingeborenen gibt es kaum einen Gegenstand, der nicht von einem bösen Geist beseelt ist. Böse Geister hausen in der Schlange (wi), im Leguan (palai), im Krokodil (pukpuk), im Haifisch (mong), im Schwein (boroi), in der Krähe (kotkot), in der braunen

Weihe (miniqulai), in dem Stachelrochen (wara), in dem Delphin (tokalama), in dem Känguruh (dek) und in zahlreichen anderen Tieren.

In der Mitte zwischen dem moramora und dem winerang stehen nun eine ganze Reihe von anderen Ingiet, welche von den Eingeweihten auf Wunsch erlernt werden können. Ein Eingeborener, der in alle Ingiet eingeweiht ist und dieselben besonders wirkungsvoll zu handhaben weiß, wird ein tena ingiet (tena = einer, der geschickt ist) genannt. Infolge seiner gründlichen Kenntnisse ist er imstande, manches auszuführen, das dem nur oberflächlich Eingeweihten unmöglich ist. So kann er sich z. B. in eine wawina tabatabaran (Geisterfrau) verwandeln, d. h. er kann nach Belieben die Gestalt irgendeiner Frau annehmen. Man zahlt nun dem tena ingiet eine bestimmte Quantität Tabu, damit er in der Gestalt eines bestimmten Weibes einen gewissen Mann, dem man Übles zugedacht, heranlockt. Wenn dieser Mann den Versuchungen der wawina tabatabaran zum Opfer fällt, stirbt er durch Blutungen aus dem Penis.

Der tena ingiet kann ferner Tod oder Krankheit eines Menschen herbeiführen dadurch, daß er die Fußstapfen einer Person mit dem Stachel eines Rochen nach bestimmter Weise punktiert. Dieser Zauber wird aqaqar oder raprapu genannt, und der Ausführende auch als tena aqaqar bezeichnet.

Es ist begreiflich, daß der Eingeborene, der sich auf Schritt und Tritt von bösem Zauber umgeben glaubt, nun auch darauf bedacht ist, Gegenzauber bei der Hand zu haben. Viele Marawot- und Ingietvereinigungen haben daher den Zweck, solche Gegenzauber und Entzauberungsformeln zu lehren. Auch diese bestehen darin, daß ein bestimmtes Wort oder ein bestimmter Spruch schnell wiederholt wird und dabei die bösen Geister der Reihe nach aufgezählt werden, um sie zu bewegen, von dannen zu gehen. Dabei hält man gebrannten Kalk in der flachen Hand und murmelt darüber die Beschwörung. Gleichzeitig wird auch Betel gekaut und von Zeit zu Zeit die gekaute Masse heftig zwischen den Lippen hervorgespieen über den Gegenstand oder den Menschen, der zu entzaubern ist.

Einen solchen Marawot habe ich gelegentlich beobachten können und will denselben hier schildern, weil er ein wenig von dem vorher beschriebenen abweicht. Auf dem sorgfältig gesäuberten Platz im Walde standen zwei parallele Reihen von umgekehrten kua-Stämmen, die Wurzeln nach oben

gekehrt, etwa 1 Meter auseinander, dazwischen je ein buntblätteriges Dracänenbüschel, wodurch ein etwa 2 Meter breiter Gang gebildet wurde. Die geschmückten Männer standen außerhalb des Ganges, eine Reihe auf jeder Seite. Gesang und Tanz waren wie sonst, nur die einzelnen Touren etwas verschieden. In der ersten Tour tanzte, nach einigen Körperverrenkungen an Ort und Stelle, der vorderste längs der Außenseite seiner Mittänzer entlang und nahm hinten Aufstellung, der neue Vordermann wiederholte dasselbe, bis ein jeder abgetanzt und der ursprüngliche Vordermann wieder seinen Platz eingenommen hatte. Jetzt trat ein bekannter tena ingiet hervor, der mit großer Zungengeläufigkeit im Falsetton eine Formel hersagte und dann zurücktrat. Der Tanz fing nun abermals an, jedoch mit dem Unterschied, daß die zwei Vortänzer jetzt innerhalb des Ganges hinuntertanzten und dann am Ende der Reihe Aufstellung nahmen, ganz wie vorher. Während des Hinuntertanzens deponierte jeder Tänzer am Stamm der umgekehrten Bäumchen einige Tabuschnecken, die wohl dem Lehrer der Zauberformel als Zahlung dienten. Die Formel hieß in diesem Falle:

„O qumqumele! O qumqumele! O qumqumele! O qumqumele!“

„I na marue na pukpuk!“ (marue = ausspeien, erbrechen; pukpuk = Krokodil.)

„I na marue ra qalang! (qalang = Ratte.) I na marue ra aele (Kröte)!“

„I na marue ra qap (Blut)! In na marue ra kumqumai (Abfall)!“

„I na marue ra laqulaqu (Kräuterbüschel, das über den Nacken hängt)!“

„I na marue ra timak! I na marue ra ingiet (Zauber)!“

„In a marue ra tabataba (Zauberbild)! I na marue ra tava longo!“

Dieser spezielle Marawot führte den Namen pal na bata. Am Tage der Einführung müssen sämtliche Teilnehmer bis zur Beendigung des Tanzes und der Feierlichkeit fasten.

Abseits im Walde, etwa 100 Meter vom Tanzplatze, lag das eigentliche pal na bata. Es ist das einzige derartige Gebäude, das ich gesehen habe, und heute gibt man sich nicht mehr die Mühe, solche zu errichten. Es war nach allen Seiten von dichtem Gestrüpp umgeben, und durch dasselbe wand sich ein enger Pfad, so niedrig, daß man ihn nur in gebückter Haltung durchschreiten konnte. Auf einem gesäuberten

Platz stand eine kleine Hütte mit feder- und blumengeschmücktem Dach; alle Pfosten waren geschnitzt und bemalt und stellten verschiedene tabataba dar; rings um das ganze Gebäude, einen Hof um dasselbe bildend, standen mannsgroße tabataba mit bunter Körperbemalung. Allen diesen, welche Geister berühmter Ingietmitglieder darstellten, wurde von den Neuaufgenommenen ein Geschenk an Tabu gemacht. Nachdem die Jünglinge hier eingeführt worden waren, erhielten sie einen neuen Namen.

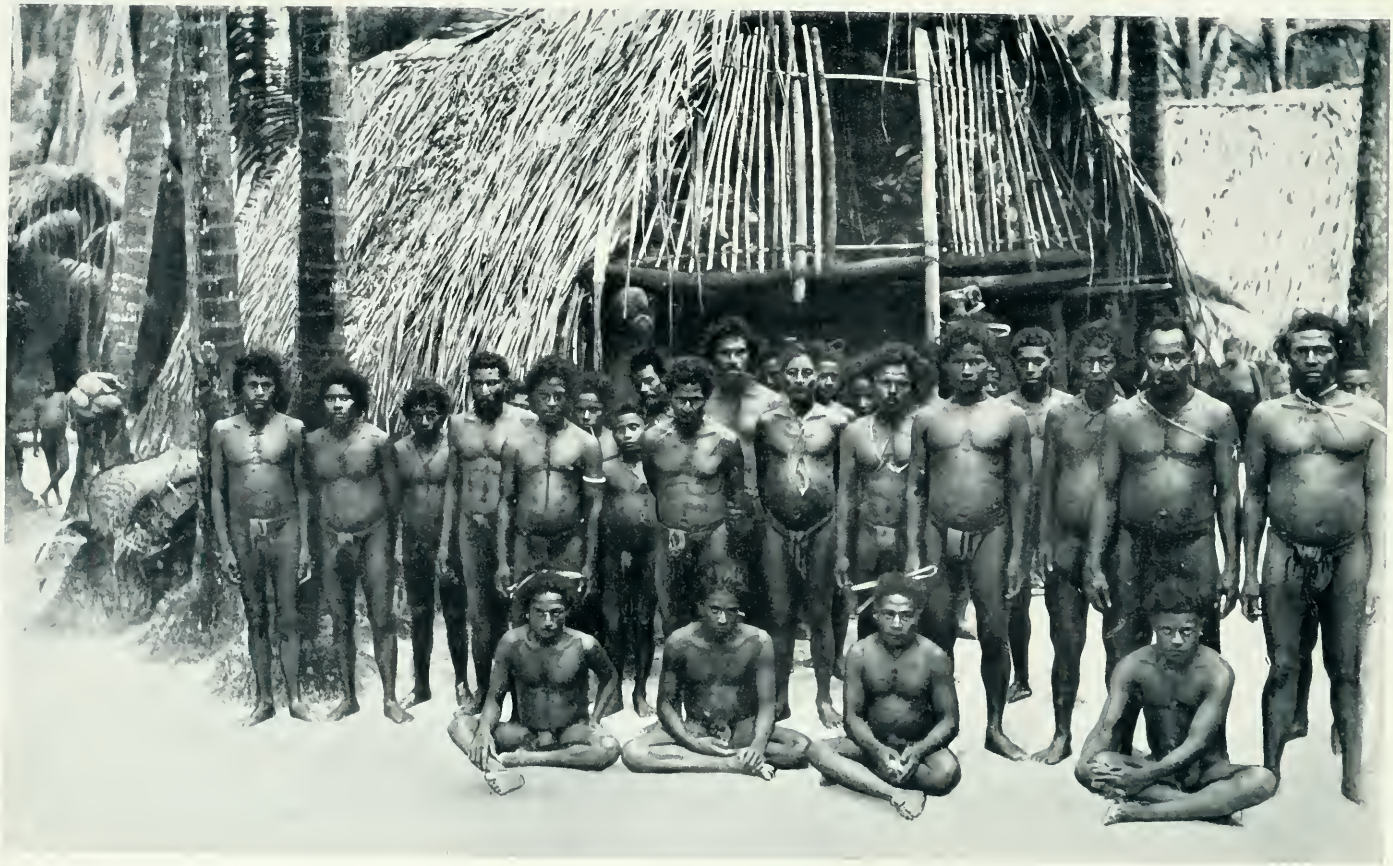
Eine Ingietfestlichkeit, die heute nicht mehr ausgeübt wird und allmählich in Vergessenheit gerät, will ich hier noch erwähnen.

Während meines Aufenthaltes im Bismarckarchipel habe ich dieselbe an zwei Plätzen zu beobachten Gelegenheit gehabt, und zwar im Jahre 1888 auf Matupi und bald darauf in Nanuk, hinter Ralum. Das Festgebäude, das bei dieser Gelegenheit in Matupi errichtet worden war, hat Herr Hugo Zöller in seinem Buch „Deutsch-Neuguinea" nach einer von mir angefertigten Photographie auf Seite 97 als „Großes Tanzfest in Matupi" abgebildet. Ich beschreibe zunächst das Gebäude, welches pal na pedik (pal = Haus, pedik = Geheimnis) heißt. Dasselbe hat als Grundgerüst einen hohen Baum, dessen Krone der kleinen Zweige beraubt wird, so daß nur mehrere Hauptäste nach verschiedenen Richtungen hervorragen. Um diesen Baum errichtet man nun ein turmartiges Gerüst aus Bambusrohr, etwa 6 bis 8 Meter lang und 4 bis 5 Meter breit, das sich nach oben hin allmählich verjüngt. Die Äste des Baumes dienen diesem Gerüst als Stützpunkte. Auf dem Gipfel des 20 bis 25 Meter hohen Gebäudes wird ein Gerüst angebracht von der Form eines Kahnes. Die Außenseite des ganzen Gebäudes wird mit Laubwerk bekleidet. Auf dem Fußboden des Turmes stehen eine Anzahl aus Holz geschnitzte Figuren, tabalara genannt, welche Geister repräsentieren, in der Regel Geister verstorbener tena ingiet. Eine kleine Öffnung zu ebener Erde führt in das Gebäude hinein, und auf Bambusleitern erklettern die Leute den obersten Gipfel des Turmes.

Die Errichtung eines solchen Gebäudes verursacht bedeutende Kosten und nimmt eine ziemlich lange Zeit in Anspruch. Die Neuigkeit verbreitet sich mittlerweile nach allen Richtungen bis zu entfernten Distrikten. Ein bestimmter Tag wird nun zur Eröffnung des Festes angesagt. Am Morgen dieses Tages führt ein als tena ingiet bekannter Eingeborener einen Solotanz auf dem Gipfel des Turmes auf und weiht gewissermaßen

den Bau durch lautes Schreien von Zauberformeln ein; sein Tanz wird kakaká genannt. Nachdem er herabgestiegen ist, erklettern je acht bis zehn Leute den Bau und führen oben einen Tanz auf, begleitet von lautem Gesang. Diese Vorstellung wird pukur pal genannt. Die herbeigekommenen Festteilnehmer bringen ihre jungen Knaben mit, und diese werden unter besonderen Feierlichkeiten eingeführt. Der Eigentümer stellt sich neben den Eingang, und die Knaben, festlich geschmückt mit buntem Laubwerk, Federschmuck u. dgl., nähern sich ihm, in der Hand einige Klafter Tabu haltend. Er fragt sie jetzt: „Wie heißt du?" worauf sie ihren Namen nennen und dann Erlaubnis erhalten, das Gebäude zu betreten. Drinnen legen sie nun ihr Tabu zu Füßen der tabalara nieder, und wenn sie darauf hinaustreten, reicht der Eigentümer ihnen eine buntblätterige Dracäne, welche sie mit der Hand ergreifen müssen. Dabei wird ihnen ein neuer Name gegeben, den sie von nun an bei der Ausübung der verschiedenen Ingietgebräuche und Zeremonien tragen. Die Festlichkeiten dauern mehrere Tage, je nach der Anzahl der herbeiströmenden Festteilnehmer, welche ihre verschiedenen Tänzer vorführen. Diese erhalten ein Geschenk an Tabu, wofür der aufgeführte Tanz nebst Gesang Eigentum des Gastgebers wird.

Bei der in Matupi stattfindenden mehrtägigen Feier war der Verlauf ein völlig friedlicher. Bei der Festlichkeit in Nanuk, welche nur einen Tag dauerte, verhinderte meine Dazwischenkunft ein größeres Blutvergießen, ohne daß ich zu jener Zeit etwas darüber erfuhr. Es ist, wie mir später mitgeteilt worden, in früheren Zeiten gebräuchlich gewesen, daß Teilnehmer am Feste, wenn sie sich stark genug sahen, plötzlich irgendeinen anwesenden Feind aus einem anderen Stamme überfielen und töteten, was dann immer ein größeres Gemetzel herbeiführte. In Nanuk hatte man an jenem Tage beschlossen, einen mit kleiner Begleitschaft anwesenden Häuptling, Tonoe, der am Strande unweit Nalum wohnte, zu töten. Meine Ankunft verzögerte den Überfall, und der Betreffende, dem die Anwesenheit vieler alter Feinde nicht geheuer schien, hatte Zeit, sich zu entfernen. Ich entsinne mich noch deutlich der drohenden Blicke und des mürrischen Schweigens der bis zu den Zähnen bewaffneten Eingeborenen, so daß auch mir ein längerer Aufenthalt nicht ratsam schien, um so mehr da mich meine Frau und einige Beamte der Neuguinea-Kompanie begleiteten.



Tafel 39. **Männergruppe aus Nukumanu.**

Einige Jahre vorher ist in einem benachbarten Distrikt ein solcher Überfall vorgekommen, bei dem über 50 Menschen erschlagen wurden. Der Vorfall bildet noch heute den Gesprächsstoff der älteren Leute, welche zum großen Teil damals als Knaben oder Jünglinge gegenwärtig waren. Die Dawaunleute aus der Blanchebucht waren in großer Anzahl herbeigekommen. Der pukur a pal war in vollem Gange auf der obersten Plattform des pal na pedik. Die Dawaunleute erfüllten unter dem Vorwand, ihren Tanz aufführen zu wollen, das Gebäude und lösten mit großer Schnelligkeit die Bänder, mit denen das obere Gerüst an den Baumästen befestigt war. Die Folge war, daß die Tänzer plötzlich den Bau unter ihren Füßen zusammenbrechen fühlten und in die Tiefe stürzten. Es begann nun ein großes Blutbad, in welchem viele Dawaunleute erschlagen wurden, aber auch gegen 50 der anderen Partei den Tod fanden. Am folgenden Tage wurden die Leichen dieser Leute dem Veranstalter der Festlichkeit gebracht und für eine jede 50 bis 100 Klafter Tabu an die Verwandten ausgezahlt. Die erschlagenen Dawaunleute bildeten den nachträglichen Festbraten. Dies blutige Ereignis muß sich nach den Angaben der Eingeborenen in der letzten Hälfte der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ereignet haben.

Soweit betrachtet wäre der Ingietbund einfach eine Verbindung der Männer zur Ausübung ihrer abergläubischen Gebräuche. Er hat jedoch einen weit tieferen Einfluß, indem er die Moral der Eingeborenen, die immerhin nur eine tiefe Stufe einnimmt, vollständig untergräbt.

Bei den Schaustellungen, die ich vorher teilweise beschrieben, geht es, abgesehen von kleineren obszönen Szenen, im ganzen anständig zu. In den vorausgehenden Versammlungen, welche zum Zweck der Einübung des Gesanges und des Tanzes abgehalten werden, geht es nun freilich ganz anders her, und bei den Aufführungen, die ich gesehen, wurde der anstößige Teil infolge meiner Gegenwart, aus Furcht Mißfallen zu erregen, fortgelassen. Ist jedoch kein Weißer gegenwärtig, so läßt der Eingeborene sich gehen, und die Versammlungen arten aus, wie man es sich kaum denken kann. So müssen die Weiber ohne Verwandtschaft und alleinstehende Witwen sich bei den Übungen der Ingiet in der Nachbarschaft einstellen, und die Mitglieder treiben mit denselben ohne alle Scheu Unzucht. Da die Übungen lange Zeit in Anspruch nehmen und viele der Tänzer am Orte bleiben, so streifen sie in der Umgegend

herum, stehlen und rauben aus Pflanzungen und Gehöften, was sie zu ihrem Lebensunterhalt gebrauchen. Sie sind jedoch recht vorsichtig, daß sie das Eigentum anderer Ingiet nicht angreifen; sie halten sich an diejenigen, die nicht dem Bunde angehören und die mit der Bezeichnung a mana belegt werden. A mana oder Nichteingeweihte sind nun ohne Ausnahme Leute, welche keine Verwandten haben, durch die sie in den Verein eingeführt oder eingekauft werden können, oder welche keinen reichen Freund finden, der die Einführung zu übernehmen gewillt ist. Diese armen Schlucker führen kein beneidenswertes Leben, niemand beachtet sie; wenn sie leben wollen, müssen sie sich ihre kärglichen Lebensmittel bauen, sie sind gewissermaßen rechtlos, weil sie keinen Familienanhang haben, der gegebenen Falles für sie einsteht. Den Ingietleuten gegenüber sind sie vollständig machtlos. Nähern sich dieselben auf ihren Raubzügen den Pflanzungen und Gehöften der mana, so stoßen sie einen lauten, weithinschallenden Ruf, valeo, aus, und die mana fliehen alsdann schleunigst, ihr Eigentum preisgebend. Kranke werden gezwungen, sich in die Versammlungen zu begeben, und müssen Muschelgeld bezahlen, angeblich dafür, daß man den bösen Geist, der die Krankheit hervorgerufen, beschwört und unschädlich macht. Kurz, die Ingiet können tun und schalten, wie sie wollen, denn keiner wagt es, sich ihnen zu widersetzen, aus Furcht bezaubert zu werden und eines qualvollen Todes zu sterben. Die Geheimnisse, pedik, des Bundes sind weiter nichts als eine Reihe von Scheußlichkeiten, welche sorgsam geheim gehalten werden. Die Veröffentlichung der Geheimnisse wurde früher mit dem Tode bestraft, heute, wo man sich vor der Kaiserlichen Behörde fürchtet, durch Erpressung von Tabu. Auch die von der Behörde eingesetzten heimischen Dorfrichter drücken ein Auge zu, weil auch sie im Herzen von der Gewalt des Bundes überzeugt sind und die Verzauberungen und Beschwörungen fürchten.

Doch die Scheußlichkeiten sind mit dem Vorstehenden noch nicht zu Ende. Der frühere Gebrauch, daß die Eingeweihten Menschenblut trinken mußten, hat allerdings aufgehört. Dagegen besteht noch immer eine große Anzahl der obszönsten Gesänge, die bei den Versammlungen von alt und jung gesungen werden. Obgleich ich nun, um ein vollständiges Bild der Eingeborenen zu geben, genötigt bin, auch wenig delikate Sachen zu erwähnen, so kann ich mich doch nicht entschließen,

ein Beispiel dieser Gesänge hier niederzuschreiben; es ist unmöglich, sich etwas Unflätigeres und Roheres zu denken. Die Eingeborenen, die sonst im täglichen Leben nicht zu obszönen Reden und Gebärden geneigt sind, schwelgen bei diesen Gelegenheiten förmlich darin.

Bei der Aufnahme in einige Ingiet wird vor den Augen der Anwesenden Sodomie getrieben. Ein alter Ingiet verläßt den balana marawot und kehrt völlig nackt, von oben bis unten mit Kalk beschmiert, wieder zurück. Er hält in den Händen das eine Ende einer Kokosmatte, reicht das andere einem der Neueingetretenen, und nun zerren sie sich eine Zeitlang herum, bis sie übereinander herfallen und die Scheußlichkeit vor sich geht. Alle Neuaufgenommenen müssen sich der Reihe nach dieser Prozedur unterwerfen. Ich will hier noch bemerken, daß Sodomie nach den Begriffen der Eingeborenen keine Unsitte ist, man betrachtet dieselbe mehr in dem Licht einer lächerlichen Handlung.

Es erfordert eine jahrelange Bekanntschaft und ein unbedingtes Vertrauen zu dem Frager, ehe ein Eingeborener dazu gebracht werden kann, diese Sachen zu verraten; nicht so sehr, weil er sich derselben schämt und sie für Unrecht hält, denn alle anderen Eingeborenen tun genau dasselbe, und seine Vorfahren haben ebenso gehandelt, und sollten ihm Skrupel kommen, dann tröstet er sich mit dem Gedanken: Es ist nun einmal gebräuchlich! Aber er ist dermaßen von der Macht, welche dem Verein innewohnt, überzeugt, daß er sich vor dem Zauberwesen desselben fürchtet wie vor nichts anderem. Diese Aufzeichnungen beruhen auf ausführlichen genauen Mitteilungen von Eingeborenen und sind mir von seiten der weißen Missionare wie von den farbigen Lehrern verschiedentlich durchaus bestätigt worden.

Die Kaiserliche Behörde hat neuerdings auf Veranlassung der christlichen Missionsgesellschaften Maßregeln ergriffen, um diesem Unwesen zu steuern. Es ist fraglich, ob das Verbot eine Wirkung haben wird; höchstwahrscheinlich wird das, was früher in halber Öffentlichkeit geschah, jetzt im geheimen weiter getrieben und das Übel dadurch verschlimmert werden. Ein so tiefwurzelnder Aberglaube läßt sich nicht auf einmal durch ein Machtgebot vernichten. Erst muß der Aberglaube ausgerottet werden, und das können allein die Missionare vollbringen, allerdings nicht in wenigen Dezennien. In Europa blüht trotz vielhundertjährigen Christentumes noch heute manch alter Aberglaube, gegen den

die Kirche nichts auszurichten vermag, und so wird es auch hier draußen gehen. Die Scheußlichkeiten, die aus dem Ingiet entspringen, können vielleicht beschränkt, mit den Jahren sogar völlig abgeschafft werden, aber das damit verbundene Zauberwesen und das Anrufen der Geister wird noch lange, wenn auch im geheimen, blühen und seinen Einfluß ausüben.

Auf der Neulauenburg-Gruppe ist die Ingietverbindung ebenso allgemein verbreitet wie auf der Gazellehalbinsel. Man ist, obgleich christliche Missionen dort seit etwa 30 Jahren tätig sind, womöglich in diesem Kultus des krassesten Aberglaubens noch strenger und weitgehender als auf der Gazellehalbinsel, obgleich von weißen wie von farbigen Lehrern dagegen geeifert wird. Es ist dies ein Beweis dafür, wie wenig es gelingt, diesen Geheimbünden beizukommen.

Ehe ich von den Bewohnern von Neulauenburg und dem Nordosten der Gazellehalbinsel scheide, will ich noch kurz deren Totemsystem besprechen. Auf Neulauenburg ist noch die Einwirkung der ursprünglichen Heimat, der Südhälfte Neumecklenburgs, daran erkenntlich, daß jede Abteilung ein bestimmtes Totemzeichen besitzt. Allerdings finden wir nur zwei große Gruppen, welche sich als Maramara und Pikalaba unterscheiden und die innerhalb ihrer Gruppe keine Ehen abschließen, sondern immer in die andere Gruppe hineinheiraten. Regel ist auch hier, daß die Kinder zur Gruppe der Mutter gehören. Als Attribut hat jede Gruppe eine gewisse Mantisart; diejenige der Maramara wird „kam“, die der Pikalaba wird kogilele genannt. Eine Verehrung dieser Tiere findet nicht statt.

Die Bewohner der Nordost-Gazellehalbinsel teilen sich ebenfalls in zwei große Gruppen, jedoch mit dem Unterschied, daß hier im Laufe der Zeit die Namen der Gruppen gänzlich verloren gegangen sind, und daß man als einzige Bezeichnung die Worte avet und diat oder tavevet und tadiat, d. h. „wir“ und „sie“, gebraucht. Abzeichen der beiden Gruppen sind nicht bekannt. Dennoch ist die Trennung eine durchgreifende; alle, die zu einer Gruppe gehören, betrachten sich als nahe Verwandte, und geschlechtlicher Verkehr innerhalb der Gruppe wird als ein großes Verbrechen angesehen, wofür man eine besondere Bezeichnung — pulu — hat. Die Kinder gehören auch hier zur Gruppe der Mutter.

* * *

Nachdem ich nun die Geheimbünde des nordöstlichen Teiles der Gazellehalbinsel geschildert habe, wende ich mich zu den Baining.

Sie sind Bergbewohner und Ackerbauer und stehen, soweit man sie bis heute kennt, auf einer weit tieferen Stufe der Entwicklung als ihre östlichen Nachbarn. An anderer Stelle habe ich die Ansicht ausgesprochen, daß die Baining die Urbevölkerung, soweit überhaupt von einer solchen die Rede sein kann, der Gazellehalbinsel bilden, und daß die Bewohner der Nordostecke weit spätere Einwanderer sind. Jedenfalls haben beide Stämme in Sprache, in Sitten und Gebräuchen sehr wenig miteinander gemein, und es lohnt sich daher, ihre Maskentänze und Vermummungen näher zu betrachten, um so mehr da ich nachgewiesen habe, daß die Institution des Duk-Duk an vielen Stellen noch ganz jungen Datums ist, wenngleich ich nicht mit vollkommener Sicherheit den Ursprung nachzuweisen vermag. Da diejenigen Stämme, die heute den Duk-Duk haben, meiner Ansicht nach ursprünglich aus der südlichen Hälfte von Neumecklenburg eingewandert sind, so liegt es nahe anzunehmen, daß sie auch von dorther die Grundelemente des Geheimbundes mitbrachten; inwiefern nun diese Elemente von benachbarten Stämmen beeinflußt wurden, läßt sich am besten beurteilen, wenn man verwandte Institutionen derselben mit dem Duk-Duk vergleicht.

Daß derartige Geheimbünde auch sonst auf Neupommern vorhanden sind, ist uns erst in neuerer Zeit bekannt geworden. Erst in den Jahren 1900 und 1901 wurden von der Südküste Neupommerns aus der Gegend von Montague- und Jacquinotbucht eigentümliche Gebilde bekannt, welche als Masken aufzufassen waren; Ende des Jahres 1901 gelang es mir, Masken aus der Gegend des Südkapes nachzuweisen, und mit der Zeit werden wohl noch andere Entdeckungen gemacht werden, welche uns ermöglichen, ein vollständiges Bild zu entwerfen. Auch die Masken und Tänze der Baining sind uns erst seit wenigen Jahren bekannt, namentlich seitdem es der Katholischen Mission gelungen ist, in jener Berglandschaft festen Fuß zu fassen, Stationen anzulegen und die Sprache zu erlernen.

Über diese Tänze der Baining und den Gebrauch wie die Anfertigung der Masken berichtet Herr Pater Rascher, der Gelegenheit hatte, genaue Beobachtungen anzustellen, das Folgende:

„Nach kurzer Begrüßung des Häuptlinges eilten wir dem Tanzplatze zu. Von allen Richtungen her mündeten breite, lichte Pfade dahin.

Männer und Knaben trugen unter großem Lärmen kolossale Masken, die mit trockenen Blättern umhüllt waren. Andere folgten in der heitersten Stimmung mit gezierten Lanzen, Tanzstöcken und sonstigen Gegenständen, die nur bei diesen Feierlichkeiten Verwendung finden. Vom Abhang des Vasserom (ein hoher Berg) herüber ertönte Gesang mit den begleitenden dumpfen Tönen der Garamuttrommel. Der Tanzplatz war sehr breit und lang und von allem Gestrüpp rein gemacht. Ganz oben stand ein mächtiges, etwa 15 Meter hohes und 40 Meter langes Gerüst (ririveigi), aus Bambusstangen errichtet. Vor dem Gerüste und mit diesem verbunden zog sich ein 3 bis 4 Meter breiter Tisch, ebenfalls aus Bambus, hin. Ungeheure Massen von gekochten und ungekochten Taros, Yams und Bananen, welche entweder aufgeschichtet oder in prachtvollen Riesenkörben und Netzen auf dem Tische lagen, waren zur Schau ausgestellt. Jede Stange und jedes Querstück des Gerüstes war von unten bis oben zierlich mit Girlanden von Kokos, Bananen, Nüssen, Zuckerrohr usw. geschmückt. Vor dem Tische kauerten die festlich geschmückten Frauen und Kinder. Sie hatten sich alle den ganzen Körper mit Ocker bestrichen und ihren Perlenreichtum um den Hals und die Brust geschlungen. In der Mitte dieses bunten Haufens hatte das Orchester Platz genommen, welches nur aus Weibern bestand, von denen eine eine Holztrommel bearbeitete, einige andere das Ende eines dicken Bambuses auf die bloße Erde oder auf Steine stießen, eine andere schlug mit einem kurzen Tambourstock auf ein brettförmig zugehauenes Stück Gallipholz. Gerade als wir anlangten, begann der Reigen der Frauen. Ungefähr 10 bis 15 derselben sowie einige Mädchen trippelten langsam und stillschweigend im Kreise umher. Ihr Tanzkleid (niski), welches sie wie ein Unterrock bedeckt, ist aus den Blättern einer Art Pandanus (bere-harenga) hergestellt, die in ganz feine Fäden gesplittert und durch eine Schnur (siska) gezogen sind. Stellenweise sind die niski mit eigelber oder roter Farbe bemalt, was auf das Auge recht angenehm wirkt. An einem Henkel über den Vorderkopf trugen sie wunderschöne Netze (asangenaji), sechs bis sieben zuweilen auf einmal und in den verschiedensten Größen. Um die Netze, welche auf dem oberen Teil der Schultern ruhen, in ihrer ganzen Länge zu zeigen, war ein Stück wildes Zuckerrohr in dieselben gesteckt. In den Netzen befanden sich verschiedene Dinge, wie Steine, Taros, Arecanüsse. Viele

Tänzerinnen hatten über die asangenaji bunte Lendentücher festgemacht. Alle hielten Büschel Kasuarfedern oder Bukette wohlriechender Kräuter oder auch neue Messer in den Händen und bewegten sie während des Gehens. Jede Tänzerin, auch kleine Mädchen, trugen ein Kind auf den Schultern, das mit den Händen den Kopf derselben umfaßte. Das Zetergeschrei dieser kleinen „Reiter" war zuweilen furchterregend.

Gegen 10 Uhr ungefähr kamen plötzlich vier bis fünf von Kokosöl (kokor) triefende Gestalten zum Vorschein. In diesem Augenblick mündeten auch aus allen Himmelsrichtungen die Zuschauer und Gäste, Weiber und Kinder, die von weit hergekommen waren, auf den Festplatz. Sie lagerten sich dorfweise. Die phantastisch aufgeputzten Tänzer kamen immer näher. Beim Gehen stützten sie sich auf Lanzen. Bald schritten sie gebückt daher, bald richteten sie sich, den Leib heftig einziehend, wieder auf, blieben dann wieder wie erschöpft stehen, keuchten und spreizten die Beine. An den Fußknöcheln trugen sie an eine Schnur gereihte Nußschalen (a chlam), die bei jedem Schritte, der mit aller Kraft ausgeführt wurde, ein Rascheln verursachten. Eine mit Kakadu- und Papageienfedern geschmückte Lanze ging jedem vom Gesäß durch die Beine. Der Lanzenschaft steckte zwischen den Beinen in einer Scheide aus Tapa, die an einem schmalen, bemalten Tapagürtel hing, der selbst wieder am Ende des Rückgrates durch die Haut gezogen war, um die Lanze von hinten festzuhalten. Sowohl mitten auf dem Gesäß als auch vorne am Schambecken ist ein Fächer aus Kasuarfedern angebracht. Auf dem vorderen Fächer befinden sich immer der ausgebalgte Kopf und Hals eines Kakadu (mareve). Stampfend und in raschem Tempo erreichten sie den Tanzplatz. Die Weiber, welche bis dahin ungestört dem Tanze huldigten, traten scheu zurück, doch gleich darauf erschienen neue Tänzerinnen und schlossen sich dem Reigen der Männer an. Letztere gingen wie die Frauen stillschweigend im Kreise herum. Das Orchester ging in die Oktave über, die Töne des Garamut folgten sich schneller, die Melodie, die sich immer in Moll bewegte, wurde, wenn möglich, noch wehmütiger. Bei jedem neuen Übergang des Tanzes machten die im Kreise herumgehenden Männer und Weiber jedesmal kehrt. Plötzlich ertönte vom Fuße des Abhanges herauf Geschrei. 70 bis 80 Männer schleppten im Galopp und unter Jauchzen ein entblößtes Maskenbild herbei, richteten es unter großen Anstrengungen auf, indem sie mit

Bambusstangen den Hinterteil (Oberteil) der Maske in die Höhe hoben, und legten den Vorderteil (unteren Teil) einem der Tänzer, die während dieser Szene stehen blieben, auf den Tanzstock, den man in der Eile auf dem Kopf befestigt hatte. Hierauf schritt der Tänzer mit dem Monstrum einige Schritte voran, stampfte und raschelte, worauf er unter dem Gejohle der Menge die Maske zu Boden warf und, nachdem man ihm seine Lanze oder zwei neue Beile übergeben, den Reigen mit den übrigen wieder fortsetzte. Inzwischen fallen die Zuschauer über die Maske her, reißen und schneiden die Tapa herab, um sie mit nach Hause zu nehmen. Die erste Maske, die vorgeführt wurde, maß 35 Meter in der Länge.

Die Zahl der auf die beschriebene Weise vorgeführten Masken schätze ich auf 60 bis 70. Sobald die Maske vom Kopfe des Tänzers, der keuchend dasteht und stampft, abgeworfen ist, geht er noch einige Minuten im Kreise herum und verläßt dann beim Übergang der Melodie den Tanzplatz und stampft wie rasend im Zickzack davon. Etliche Männer folgen ihm im Sturmschritt. Sobald sie ihn erreicht haben, hält ihn einer fest, während die übrigen ihn seines Schmuckes berauben. Glückt es einem, durch gewandte Seitensprünge und raschen Lauf den ihm nachsetzenden Leuten zu entgehen, so zollt ihm die ganze Zuhörerschaft Beifall und gibt ihre Freude durch Schreien und Lachen zu erkennen. Hat sich ein Tänzer entfernt, so folgt ein anderer in demselben Aufzug keuchend und stampfend, um dieselbe Prozedur durchzumachen. Wie ein Zwischenspiel nahm sich der Maskentanz aus. Es kamen etwa zwanzig mit der sonderbar befestigten Lanze. Etwa die Hälfte trug ein kurzes sareigi auf dem Kopf, das sie mit zwei Schnüren, die oben am Stocke befestigt waren, auf daß er gerade stand, hielten. Das Gesicht war mit einem Stück Tapa, welches am Tanzstock befestigt ist, eingehüllt. Andere hielten auf dem Kopfe mittelst sehr langer Bambusse, welche in sareigi-Form ausliefen, sichelartige, mit stilvollen Mustern verzierte Tapagebilde. Vor dem Platze, wo die Tänzer im Kreise herumgingen, hielten sie an, stampften wie Wütende, während das Orchester mit Gesang begleitete. Plötzlich ließen sie dann die sareigi und ngoá-remchi fallen, welche von den Zuschauern schleunigst davongetragen wurden. Hierauf löste man ihnen die Lanze vom Leibe und gab ihnen zwei einfache Lanzen in die Hände, auf die sie sich beim Gehen stützten.

Der Schweiß rann ihnen nur so vom Leibe. Einige Knaben standen in gewissem Abstand voneinander außerhalb des Reigens und kauten Zuckerrohr. Reicht ihnen einer der Tänzer die Brust oder den Rücken hin, so spucken sie das Gekäue auf denselben, um sie zu erfrischen. Von Zeit zu Zeit bückte sich wieder einer, stampfte, zog den Leib ein, daß man ihn mit zwei Händen umspannen und alle Rippen zählen konnte, und richtete sich dann wieder auf. Der Marsch aller Tänzer war sehr schleppend. Der ganze Körper zitterte vor Mattigkeit, das Gesicht war eingefallen, das Herz schlug heftig. Einer fiel dabei in Ohnmacht und mußte davongetragen werden. Um ihn wieder zum Leben zu bringen, hielt man ihm einen Bambus mit Wasser an den Mund und goß ihm so viel hinein, daß er aufwachte.

Den Schluß des Tanzes bildete der Aufmarsch des Häuptlinges. Es war schon 4 Uhr vorbei. Männer, Frauen und Kinder gingen ihm bis zu seiner Toilettenhütte entgegen. Eine Anzahl Männer und Kinder trugen eine Riesenmaske vor ihm her, darauf folgte die Ehrenbegleitung; der Häuptling folgte zuletzt, in jeder Hand eine Nakanailanze tragend. Die herrlich geschmückte Lanze, welche er am Gesäß befestigt hatte, wurde von zwei Leuten mittelst Bambusgabeln ehrfurchtsvoll hochgehalten. Der Zug bewegte sich stillschweigend Hügel auf und ab die Anhöhe herauf. Hin und wieder beugte sich der Häuptling tief auf die Erde, zog den Bauch ein, stampfte und schritt wieder ernst weiter. Oben angekommen, setzte man ihm ein sareigi auf den Kopf, band es unten am Kinn fest und nahm ihm die zwei Lanzen ab. Hierauf befestigte man ihm die kolossale hareiga (Maske) auf den sareigi. Wohl 20 Mann standen hinter ihm, um das schwerfällige Ding mit Bambus zu unterstützen, damit es den Träger nicht erdrücke. Hierauf stampfte er einige Minuten, dann überreichte ihm einer zwölf getrocknete und mit Luft gefüllte Schweinsblasen, die er eine nach der anderen mit aller Gewalt auf die platte Seite des Beiles schlagen sollte, daß sie recht knallten. Bei der neunten verließ ihn jedoch die Kraft, so daß einer seiner Trabanten ihm den Liebesdienst tun mußte. Während der ganzen Szene hatten sich viele Gäste genähert und betrachteten mit einer Art Andacht die Herkulesarbeit des Häuptlinges. Seine Maske blieb unversehrt, sie wurde an einen Baum gelehnt, auch wurde er seines Tanzschmuckes nicht beraubt, sondern übergab denselben seinen Leuten zum

Aufbewahren. Hierauf ging er an das Gerüst und teilte die aufgeschichteten Taros, Bananen, Kokosnüsse usw. an die anwesenden Gäste aus."

Dieser Beschreibung des Herrn Pater Rascher will ich noch einige erklärende Bemerkungen hinzufügen, die der Herr Pater die Güte hatte mir zu geben, namentlich wo seine Beschreibung mir nicht ganz klar und deutlich genug erschien.

Der Tanz, wie er vorher beschrieben worden, wird sarecha genannt. Die kolossalen Masken, die bei einem Umfang von 3 Meter manchmal die Länge von 45 Meter erreichen, sind so schwer, daß sie einen Menschen erdrücken würden, wenn sie wirklich senkrecht auf den Kopf gestellt würden, trotzdem sie von Männern mit langen Bambusstangen teilweise getragen und unterstützt werden, so daß das riesige Gewicht verteilt wird. Diese Art Masken wird denn auch in der Tat nicht von dem Tänzer getragen, sie wird vielmehr von den Begleitern getragen und gewissermaßen nur an den Tänzer angelehnt. Dies geschieht folgendermaßen. Dem Tänzer wird auf dem Kopfe der sareigi oder, wie Pater Rascher ihn nennt, der Tanzstock befestigt. Diese Bezeichnung ist irreleitend; der sareigi ist nämlich ein konischer Hut aus Bambusstreifen, überzogen mit bemaltem Rindenzeug; aus der Spitze ragt ein bald längerer, bald kürzerer Bambus hervor, manchmal ebenfalls sorgfältig mit feinem Rindenzeug überzogen und bemalt.* Die großen Masken (hareiga oder sarechi) werden nun von den Trägern, wie Pater Rascher beschreibt, in die Höhe gehoben und auf den sareigi gelegt, wobei die mit langen Bambusstangen versehenen Leute das obere Ende mittelst der Stangen in die Höhe heben, so daß die Maske vom Kopfe des Trägers aus schräg in die Höhe ragt, und zwar so hoch wie die Stangen sie zu heben vermögen. Das Gebilde steht daher niemals senkrecht auf dem Kopfe des Trägers, und das Gewicht desselben ruht vielmehr auf den zahlreichen Unterstützern; kein Mensch, auch nicht der stärkste, wäre imstande, die aufrechtstehende Maske zu tragen.

Nun sind allerdings nicht sämtliche Masken von so enormer Größe; es gibt auch kleinere, welche den kleinen Knaben, die am Tanze teilnehmen, aufgesetzt werden, die aber ebenfalls im Verhältnis zu dem

* Siehe „Mitteilungen aus dem Ethnographischen Museum zu Dresden", Band XIII, Tafel 3, Figur 1a, 2 und 3.

Träger recht schwer sind. Solche kleinen Masken sind es, die in europäischen Museen aufbewahrt werden, weil die ganz großen Stücke sich nicht für den Transport nach Europa eignen. Sie sind jedoch alle von derselben Form, Konstruktion und Ausschmückung durch Bemalung.*

Eine zweite Art des Kopfaufsatzes ist weniger schwer. Pater Rascher beschreibt denselben ebenfalls. Er besteht aus dem sareigi (Tanzhut), der in ein langes Bambusrohr endigt, auf dem sogenannte ngoáremchi kreuzweise befestigt sind. In den „Mitteilungen des Dresdener Museums", Band XIII, Tafel 3, Figur 1a und 1b, ist ein sareigi mit daran gehängtem ngoáremchi abgebildet. Diese Abbildung gibt aber das Verhältnis der beiden Teile des Kopfaufsatzes nicht richtig wieder. Die ngoáremchi hängen in Wirklichkeit auf dem Bambus des sareigi mittelst zweier Stricke, die gewöhnlich mit weißen Federn und Daunen geziert sind; diese Stricke gehen von beiden Enden des ngoáremchi aus und werden dermaßen am Bambus des sareigi befestigt, daß das Gebilde rechtwinklig zu dem Bambus steht, eine Hälfte auf jeder Seite hervorragend. Manchmal haben die ngoáremchi auch in der Mitte eine Hülse aus Bambusrohr, welche über den Bambus des sareigi geschoben wird; die beiden Stricke dienen jedoch auch hier zur weiteren Befestigung und zum Balancieren. Es sind stets mehrere ngoáremchi übereinander befestigt, und zwar so, daß die schwach gebogenen Enden nach oben sehen, nicht wie in der Dresdener Abbildung nach unten.

Um den Aufsatz auf dem Kopfe balancieren zu können, teils damit er senkrecht bleibt, teils damit er nicht herunterfällt, sind lange Bänder aus Rindenzeug am sareigi befestigt, die von Gehilfen in der Hand gehalten werden. Dieser Aufsatz, wenn auch schwer genug, je nach der Anzahl der ngoáremchi, ist nicht von dem enormen Gewicht der hareiga oder sarechi und kann daher von dem Tänzer, wenn auch nicht lange, senkrecht auf dem Kopfe getragen werden. In den „Mitteilungen des Dresdener Museums", Band XIII, Tafel 4, Figur 1 bis 9, ist eine Anzahl von ngoáremchi vorzüglich abgebildet. Dieselben stellen nach Aussage der Eingeborenen Kanoes dar.

* Siehe „Mitteilungen aus dem Ethnographischen Museum zu Dresden", Band XIII, Tafel 6, Figur 1 bis 5.

Außer diesem letztgenannten Kopfaufsatz gibt es noch eine dritte Art, die mit der vorhergehenden viele Ähnlichkeit hat. Herr Pater Rascher sagt darüber folgendes:

„Eine andere Art Masken, welche ebenfalls an Stangen (Bambus des sareigi) auf dem Kopfe getragen werden, sind die siengem. Sie haben eine runde Form. Ein Teil endet in einen langen Kasuarwedel, der andere in einen Menschen- oder Schweinskopf. Ersterer wird gewöhnlich noch mit Federn und mit wohlriechenden Kräutern behangen."

In den mehrerwähnten „Mitteilungen des Dresdener Museums", Band XIII, Tafel 5, Figur 1 bis 5, sind solche siengem abgebildet. Die Befestigung derselben auf dem langen Bambus des sareigi ist dieselbe wie die der ngoáremchi.

Über den Zweck und die Bedeutung der Tänze sind wir bis heute noch nicht im klaren. Herr Pater Rascher meint, sie fänden statt teils zu Ehren der Toten, teils als Vergnügungsfeste zur Zeit der Reife der Taroknollen.

Die Vorbereitungen zu einem solchen Fest nehmen bedeutende Zeit in Anspruch. Zunächst muß das Rindenzeug (kambulucha) angefertigt werden. Man stellt es her aus der Rinde des Brotfruchtbaumes (bischa), welche in Wasser geweicht und mit Holzstücken geschlagen wird, um die holzigen Teile zu entfernen. Ein feineres Rindenzeug wird für den Hut und für die ngoáremchi verwendet. Zu einer Maske von der Form der Figur 2 auf Tafel 6, Band XIII der „Dresdener Mitteilungen" gehören große Quantitäten dieses Rindenzeuges, namentlich wenn das Gebilde 35 bis 40 Meter Länge hat. Das Anfertigen des Rindenzeuges ist Sache der Männer, ebenso wie das Bemalen. Die hauptsächlichsten Farben sind Rot, Gelb und Schwarz. Die rote Farbe wird aus einer Wurzel zubereitet. Man kaut die geschabte Wurzel und speit die gekaute Masse in eine Kokosschale oder auf ein Blatt; der Saft wird als Farbstoff verwendet. Die schwarze Farbe wird aus dem Harz des Gallipbaumes (Canariart) hergestellt. Das Harz wird auf Feuer gestreut und erzeugt eine reichliche Bildung von Ruß; man fängt ihn auf Blättern auf, mit denen das Feuer zugedeckt wird, und schabt die angesammelte Rußmasse von den Blättern ab. Gelb wird hergestellt aus den Samenkernen einer bestimmten Pflanze; man quetscht die Samen und benutzt den herausfließenden gelben Saft.

Die Abbildungen auf Tafel 3 bis 6 des Band XIII der „Dresdener Mitteilungen" sowie die in den Text eingedruckten Reproduktionen der Zeichnungen geben in meisterhafter Weise eine Vorstellung der mit erstaunenswerter Sorgfalt und ich möchte fast sagen mit künstlerischem Gefühl ausgeführten Zeichnungen. Namentlich ist dies der Fall, wenn wir die Zeichnungen auf den sareigi, ngoáremchi und siengem betrachten. Die Zeichnungen auf den hareiga zeigen weniger Sorgfalt.

Was ist nun die Bedeutung dieser Zeichnungen? Wir stehen abermals vor einem Rätsel, das schwer zu lösen ist. Die Muster sind jedenfalls traditionell, und es ist möglich, daß die heutigen Künstler einen großen Teil der ursprünglichen Bedeutung vergessen haben. Auf den großen hareiga oder sarechi stellt die Bemalung stets ein Gesicht dar. Gelegentlich eines Besuches in Baining zeigte man mir zwei dieser Zeichnungen mit der Bemerkung, die eine stelle einen Menschen, die andere ein Schwein vor. Ein Unterschied war kaum merklich, jedenfalls wäre es einem Uneingeweihten unmöglich gewesen zu sagen, welche Zeichnung ein Menschengesicht und welche ein Schweinskopf sein sollte. Man konnte das höchstens aus den anderen Verzierungen der Masken schließen; so waren auf dem Gebilde mit dem angeblichen Schweinsgesicht am unteren Ende der abgehauene Schwanz und die Genitalien eines Ebers angeheftet; das Gebilde mit dem Menschengesicht hatte an den Seiten ohrenförmige Anhängsel, die jedoch ihrerseits einer Erklärung bedurften, ehe man sie als Ohren erkannte. Daß die Zeichnungen auf Tafel 5, Figur 4b, 3b und 5b des XIII. Bandes der „Dresdener Mitteilungen" menschliche Gesichter vorstellen sollen, läßt sich aus der Form des Gestelles erraten; daß aber Figur 1a, 1b und 2a einen Schweinskopf darstellen, ist weniger klar. Die „Mitteilungen" bezeichnen diese Gebilde als Schlangen, womit Kopf wie Körper auch die meiste Ähnlichkeit haben; die Baining jedoch behaupten, es sei ein Schwein.

Eine noch größere Schwierigkeit der Erklärung bietet nun die zusammengesetzte Form der ganzen Zeichnung. Figur 2a, Tafel 5 und Figur 2, Tafel 6 des XIII. Bandes der „Dresdener Mitteilungen" zeigen dies sehr deutlich. Die Zeichnung ist aus verschiedenen Systemen von Linien, Dreiecken, Kreisen und Punkten zusammengesetzt, die nicht die mindeste Ähnlichkeit haben mit den Gegenständen, die sie angeblich darstellen, z. B. Muscheln, Gallip-(Canari-)Bäumen, Palmenblättern,

Kokosnüssen usw. Die nebenstehende Figur (Abb. 108) könnte man zur Not als Gesicht deuten, sie stellt aber nach Angabe der Eingeborenen eine Keule vor, trotzdem mit diesem Gegenstand nicht die mindeste Ähnlichkeit vorhanden ist und sicherlich niemand, selbst wenn er der wildesten Phantasie freien Lauf ließe, von selbst auf diese Erklärung kommen würde. Vielleicht wäre es möglich, drei stilisierte Keulen zu erkennen; die mittlere mit dem Knauf nach unten, die beiden anderen mit den Knäufen rechts und links schräg nach oben gerichtet, das Ganze umgeben von einer ornamentierten Bandzeichnung. Daneben haben nun die einzelnen in Kreisen und Bändern angeordneten Zeichnungen eine bestimmte und besondere Bedeutung, die ich hier nach den Angaben der Baining wiedergebe.

Ich will vorher noch bemerken, daß ich geneigt war, die in der Zeichnung vorkommenden drei kreisförmigen Gebilde als Augenornamente anzusehen. Diese Illusion zerstörten die Erklärer jedoch sofort mit der Bemerkung, daß „Augen" überhaupt nicht gemalt werden könnten. Ihre Erklärung lautet jedoch wie folgt:

Der äußere Rand der bandförmigen Zeichnung, welche das Ganze gewissermaßen umrahmt, stellt Farnkraut dar (1), der innere Rand desselben Bandes (2) stellt Wirbelknochen der Schildkröte dar; die gebrochene Zickzacklinie (3), welche die Mitte des Bandes auf der rechten Seite bildet und die wir wieder als Umrahmung der beiden rechts und links von der Zentralfigur stehenden Zeichnungen finden (6), sind nach Erklärung der Eingeborenen Linien an und für sich, die der Ornamentierung dienen, ohne irgend etwas Besonderes vorzustellen; die kleinen fast T-förmigen Zeichnungen auf dem Innenrand des Bandes rechts (4) sind eine Art von Insekt, das die Blätter einer bestimmten Baumart zernagt; die mit 5 bezeichnete Ornamentierung bedeutet Holzkeulen; die E-förmigen Figuren (7), welche zu Kreisen und Bändern angeordnet sind, stellen Nassaschnecken dar; an der mit 8 bezeichneten Stelle nennt man dieselbe Figur kanagoal, ein Wort, dessen Bedeutung auch Pater Rascher unbekannt war und nach demselben wohl nur als Bezeichnung für diese Art des Ornamentes anzusehen ist; das Muster 9 stellt Bäume vor.

Die neun Abbildungen 109 bis 111 sind photographische Nachbildungen der verschiedenen Muster auf den bemalten Rindenstoffen.

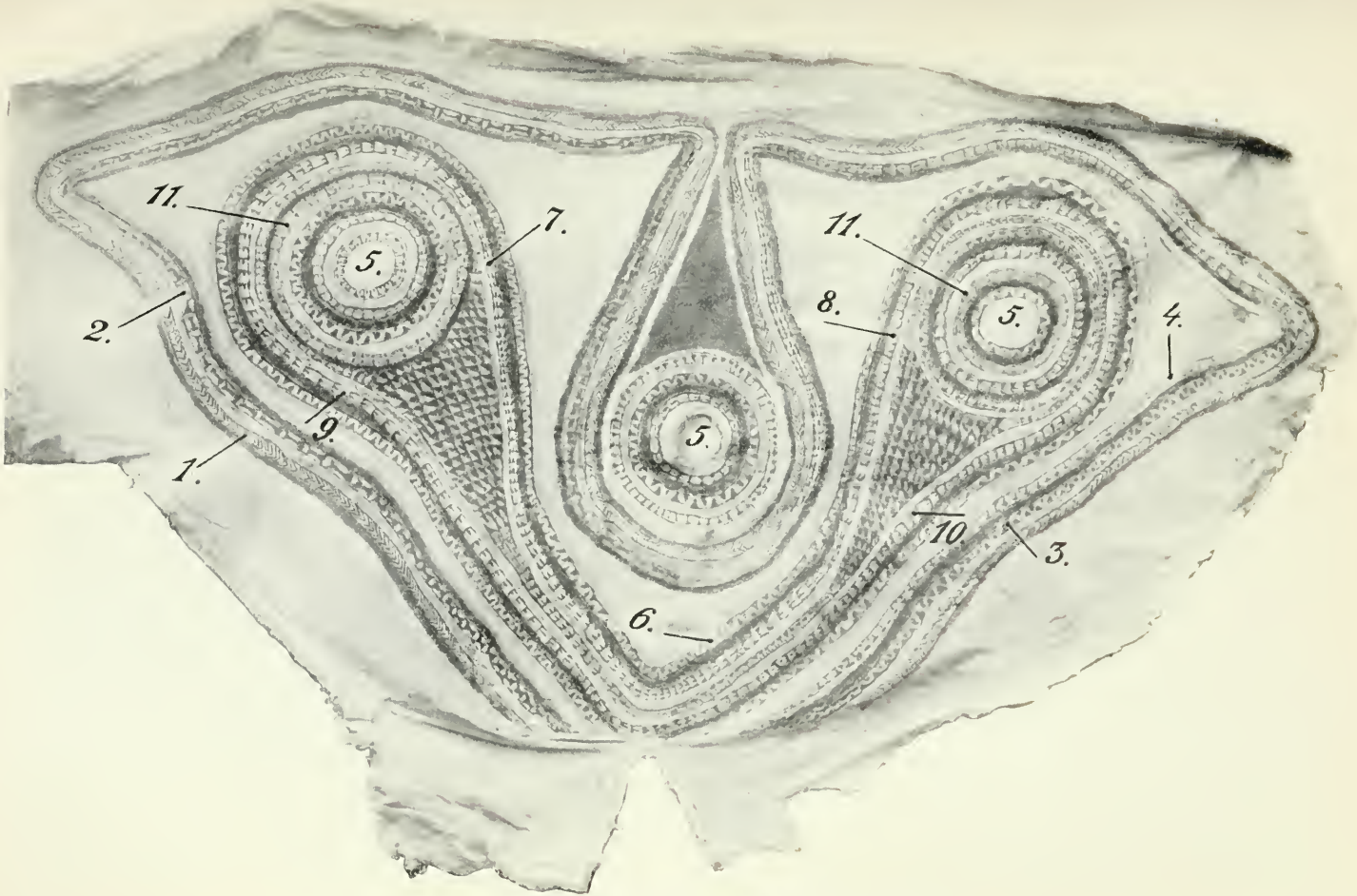


Abb. 108. Bemaltes Stück Rindenzeug der Baining.

Die Erklärungen der Ornamente sind von den Baining selbst gegeben, es kann daher kein Zweifel darüber entstehen, daß die Anfertiger wirklich mit der Zeichnung einen bestimmten Begriff verbinden, obgleich der Zusammenhang uns in den allermeisten Fällen unklar bleibt, da die Zeichnung keinerlei Ähnlichkeit mit dem gedachten Gegenstand aufweist. In Abbildung a, 1 sind auf einem dunkeln Felde kleine keilförmige Ornamente sichtbar, welche in neun aufeinanderfolgenden Reihen, je drei in einer Reihe, quer über das Feld laufen. Diese keilförmigen Zeichen stellen einen bestimmten Schmarotzer vor, der auf Bäumen wohnt. Ähnliche keilförmige Zeichnungen werden wir auf anderen Rindenstoffen finden, jedoch von anderer Form und anderer Bedeutung. So sind die mit 1 auf Abbildung b bezeichneten kurzen Keilornamente Keulen (holmetki), dieselben Figuren finden wir auf Abbildung c 1 und 2, auf Abbildung d 5 und auf Abbildung f 3.

Abbildung a 3, b 2, c 3, d 2, f 1 stellt den Magen, a chusim, oder Eingeweide vor, die schraffierten Figuren innerhalb der langgezogenen Ovale den Mageninhalt.

Die Umrahmung der Figuren, welche einen Magen oder Eingeweide vorstellen, besteht aus einem bandförmigen Ornament, das eine als Nahrung sehr beliebte Käferlarve darstellt.

Abbildung a 2, eine langgestreckte, hakenartige Figur, stellt Tabakspfeifen dar.

Abbildung a 4 ist eine häufig wiederkehrende Zeichnung, welche Blüten vorstellt.

Abbildung a 6 stellt Fischgräten vor. Diese Zeichnung ist noch einigermaßen erkennbar, weniger dagegen in Abbildung b 3 und 5, in Abbildung c 5, in Abbildung f 4, welche ebenfalls Fischgräten sein sollen.

Abbildung b 4 und 6 sind verschiedene Netzformen; wir beobachten solche abermals in Abbildung c, untere Ecke rechts, und in Abbildung f 2.

Abbildung c 4 heißt a onpemetka und ist ein Ornament ohne Bedeutung.

In Abbildung c 7, e 2, g 2, i 3 und h 3 sind Hände dargestellt, in der letzten Figur auch die Arme.

Abbildung d 3 und 4 stellt das Bambusgerüst eines der großen Kopfaufsätze dar, welche mit Rindenstoff bekleidet werden; das Muster wird a lmihung genannt.

Tafel 40. **Künſtlich angelegte Taropflanzung auf Nukumanu.**

Abbildung e 1 bedeutet gedrehte Fäden, wie sie von den Baining aus verschiedenen Faserstoffen hergestellt werden.

Abbildung f 5 ist eine Nachahmung karierter Kleiderstoffe, welche von den Ansiedlern als Handelsartikel eingeführt worden sind.

Abbildung g 1 und 4 stellen ein kleines blätterfressendes Insekt dar; die ganze Figur ist das Bild eines Fregattvogels.

Abbildung h 1 ist die Nachbildung eines bestimmten Farnkrautes, genannt tadahir.

Abbildung i könnte man für einen etwas stilisierten Kopf, vielleicht den einer Schlange halten. Es ist jedoch eine willkürliche Aneinanderreihung verschiedener Ornamente, und der Baining sieht darin keine Darstellung eines Kopfes. Die mit 2 bezeichnete Zeichnung stellt Skorpione dar, an beiden Seiten begrenzt von einer einfachen Linie 1; in 3 erkennen wir wieder die Hände, in 4 und 5 sollen Lianen dargestellt werden; die beiden schraffierten Ovale sind zwei Magen mit Inhalt.

Wenn nun auch diese Erklärung verschiedener Bainingzeichnungen nicht alle vorkommenden Figuren umfaßt, so gibt sie uns doch einen Fingerzeig, wie wenig berechtigt es ist, wenn wir den Ornamenten eines primitiven Volkes eine Deutung geben, nach der Ähnlichkeit, welche die Zeichnung mit einem uns bekannten Gegenstand hat. Nicht jeder Kreis ist ein Augenornament; eine Spirale mag noch so sehr wie ein aufgeringelter Kuskusschwanz aussehen und doch etwas ganz anderes darstellen; die Bainingzeichner erinnern an kleine Kinder, denen man zum erstenmal einen Zeichenstift oder einen Griffel in die Hand gibt, und die nun auf dem Papier oder auf der Schiefertafel Figuren machen, von denen sie behaupten, es seien Menschen, Hunde, Schweine, Bäume usw., und die, ebensowenig wie die Zeichnungen der Baining, keine auch nur entfernte Ähnlichkeit mit dem Gegenstand haben, den sie vorstellen sollen. Das Kind verbindet mit diesen Zeichnungen unstreitig die Vorstellung eines Menschen, eines Hundes usw., und ebenso mag es bei den Baining sein, die in diesen herkömmlichen Zeichnungen eine Muschel, ein bestimmtes Blatt, ein Menschengesicht usw. sehen. Diese Vorstellung ist so fest eingewurzelt, daß man deutlich die Verwunderung auf den Gesichtern der Befragten lesen kann, die es nicht begreifen können, daß nicht jeder andere sofort die Bedeutung der Ornamente sieht.

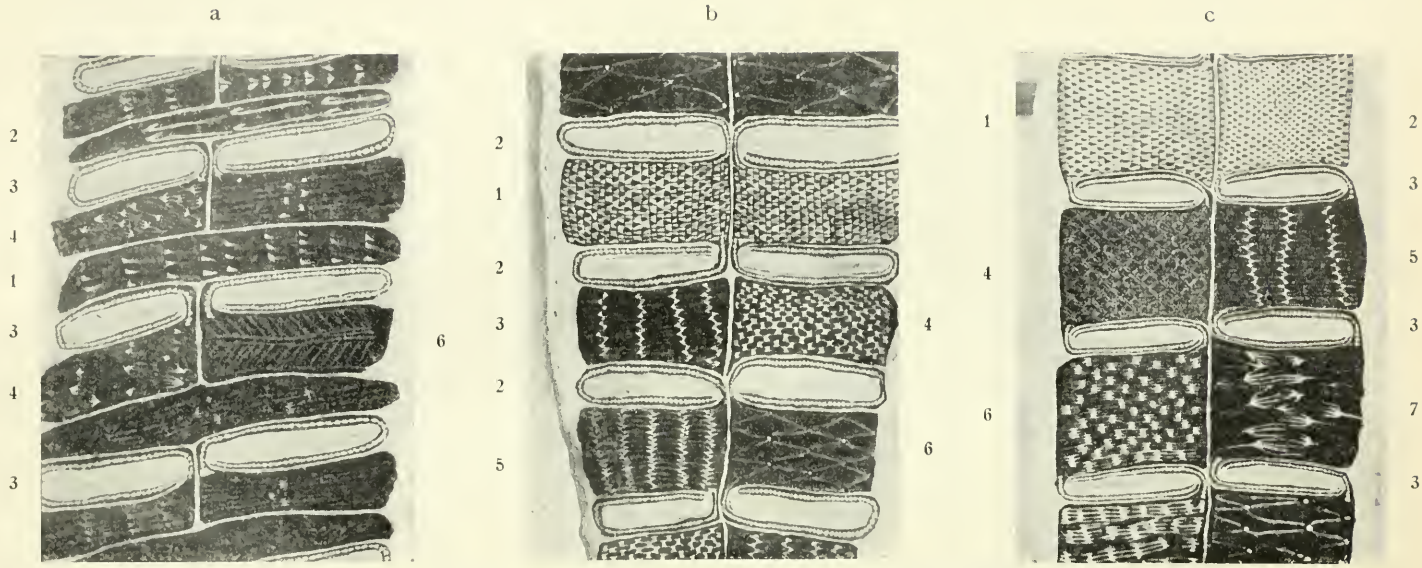


Abb. 109. **Verschiedene Muster von bemalten Rindenstoffen.**

Abb. 110. **Verschiedene Muster von bemalten Rindenstoffen.**

Auf einer je höheren Bildungsstufe die Eingeborenen stehen, je deutlicher werden auch die Zeichnungen, und man kann ohne Schwierigkeit die Bedeutung des abgebildeten Gegenstandes erkennen. Ich habe mich vielfach mit der Enträtselung der Ornamente abgegeben. Seitdem ich jedoch mit den Baining in Berührung gekommen, bin ich sehr vorsichtig geworden und habe einen großen Teil meiner anscheinend recht stichhaltigen Erklärungen wieder in den Papierkorb wandern lassen.

Die mit Zeichnungen versehenen Rindenzeugstücke werden nach Fertigstellung auf das Gerüst gespannt, welches dem Gebilde Form gibt. Dies Gerüst besteht aus gespaltenen Bambusrohrstreifen, die mit einer feinen Liane oder mit Rotangstreifen aneinander befestigt werden. Das fertige Gerüst, das sehr stark und zähe im ganzen Gefüge ist, wird zunächst mit trockenen Bananenblättern umhüllt und darüber werden die Rindenzeugstücke gelegt und mittelst einer dünnen trockenen Liane (angelka) aneinandergenäht.

Aus der Beschreibung des Pater Rascher wird die Befestigung der mit Federn geschmückten Lanze nicht ganz deutlich. Man faßt mit den Fingern der einen Hand die Haut an beiden Seiten des Rückgrates eben oberhalb des Gesäßes und zieht sie über das Rückgrat hervor; zwischen Hand und Rückgrat durchsticht man dann die Hautfalte mit einer Speerspitze oder einem Knochenpfriem, jetzt auch wohl mit einem Messer, und zieht durch das entstandene Loch ein Band aus Rindenstoff, welches zur Befestigung der Lanze dient. Die Prodezur ist sehr schmerzhaft. Sie muß häufig in den ersten Kinderjahren vorgenommen werden, denn ich sah acht- und zehnjährige Knaben, bei denen die Wunde bereits völlig vernarbt war.

Mit dem Tanze sind auch andere Kasteiungen des Leibes verbunden. Die Teilnehmer müssen während einer Periode von fünf Tagen vor dem Fest streng fasten, nur das Betelkauen ist erlaubt. Während der Fastenzeit begeben sich diese Leute auf einen einsamen Ort im Walde und vermeiden alle Gesellschaft ihrer Landsleute. Nun kann es eintreten, daß aus irgendeinem Grunde das Fest einen oder mehrere Tage aufgeschoben wird, z. B. infolge von Kriegsunruhen, starken Regengüssen und dergleichen. Die Teilnehmer setzen dann das Fasten noch weiter fort, und es nimmt nicht wunder, wenn sie am Festtage abgemagert

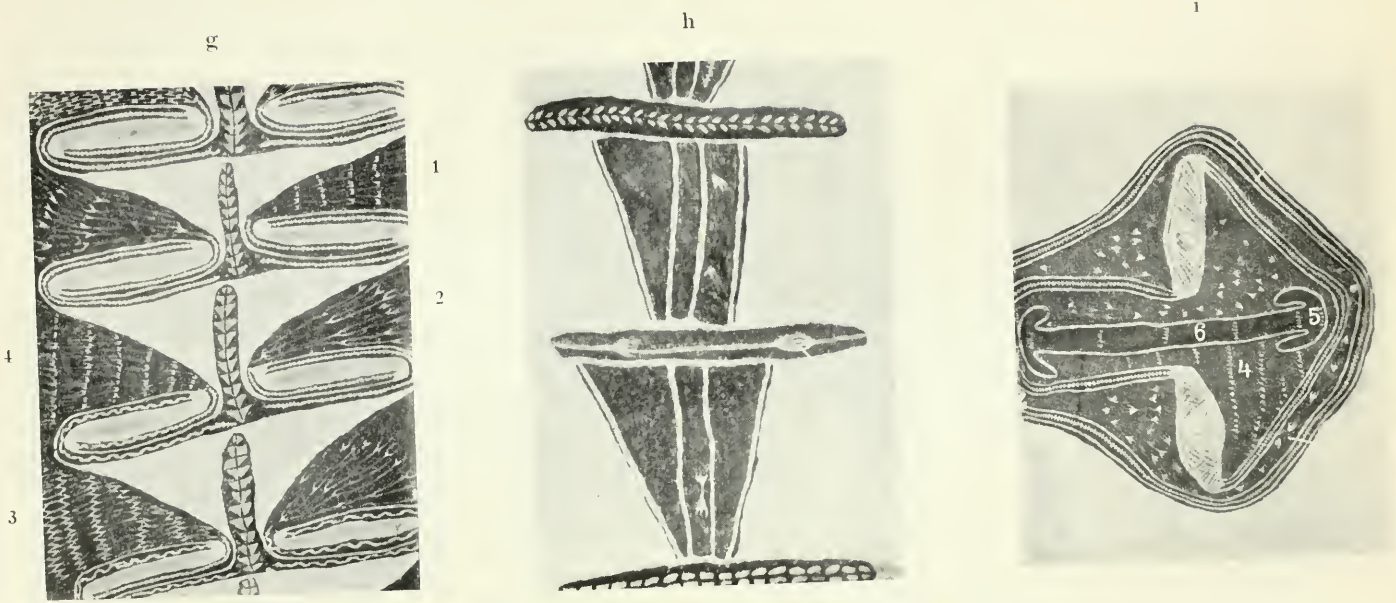


Abb. 111. **Verschiedene Muster von bemalten Rindenstoffen.**

und erschöpft sind, kaum fähig, die mit der Vorstellung verbundenen Anstrengungen zu tragen.

Herr Pater Rascher beschreibt noch einen zweiten Tanz, bei dem Vermummungen vorkommen und der von den Eingeborenen a mabucha genannt wird. Diese Tänze finden alljährlich im April bis Mai statt, wenn die Zeit der Taro- und der Pit- (Saccharum floridulum) Reife eintritt.

Der mabucha erfordert bei weitem nicht die ausgedehnten Vorbereitungen des sarecha. In der nachfolgenden Beschreibung folge ich den schriftlichen und mündlichen Angaben des Herrn Pater Rascher, der mehrfach Augenzeuge war. Da die Leute manchmal aus großer Entfernung zu dem mabucha zusammenkommen, so beginnt der Tanz gewöhnlich, wenn der Tag bereits stark fortgeschritten ist, manchmal erst bei Anbruch der Nacht. Das Anhäufen großer Quantitäten von Eßwaren, welche auf einem tischförmigen Bambusgestell aufgeschichtet werden, ist auch hier eine charakteristische Erscheinung, denn die Baining können sich keine Festlichkeit vorstellen ohne eine entsprechende Überfüllung des Magens, die so weit geht, daß sie wie gesättigte Boas sich auf den Boden niederwerfen und in aller Ruhe, gleichsam in einer Art von Erschlaffung, der Verdauung sich hingeben. Vor dem tischförmigen Gestell schreiten die Tänzer im Kreise herum, bald stampfend, bald leise trippelnd, stets zum Takt des Orchesters, das aus Männern und Frauen besteht, welche Bambusstäbe aneinanderschlagen. Alle Anwesenden beteiligen sich am Tanze; die Weiber tragen ihre Säuglinge auf den Schultern, aber ohne Schmuck, die Männer bemalen sich den Körper teilweise mit Kalk. Während des Tanzes kauen sie Betel, verzehren große Quantitäten von Pit und beißen in ungekochte Taroknollen. Dieser Aufzug dauert drei bis vier Stunden. Dann erscheinen junge Burschen im Alter von 8 bis 16 Jahren, die sich an den Händen halten, die Reihen der Tänzer durchbrechen, furchtbar stöhnen, als ob sie große Schmerzen hätten, den Körper verrenken und die sonderbarsten Stellungen einnehmen und dann mit lautem Geheul davonstürzen, um einer anderen Abteilung Platz zu machen. Sie beißen dabei in ungekochte Taroknollen, essen abgerauftes Laub, ja sogar menschliche Exkremente. Der Tanz wird dabei immer schneller und wilder. Gegen Tagesgrauen nimmt plötzlich die Musik ein rasendes Tempo an, und eine Anzahl von jungen Leuten

erscheint paarweise. Auf dem Kopfe tragen sie konische Hüte, welche, das Gesicht verdeckend, bis auf die Schultern reichen; der Körper ist mit Ruß und Öl glänzend schwarz eingerieben, und ein Schurz aus zerschlitzten Bananenblättern umgürtet die Lenden. Diese Gestalten, 15 bis 30 an der Zahl, werden a ios prara — Geister — genannt. Sie schreiten lautlos und ernst daher und tragen in den über den Kopf erhobenen Händen eine Keule und eine Anzahl von Ruten, zusammengebunden aus langen, zähen, etwa fingerdicken Pflanzenstengeln. In einiger Entfernung von den Tänzern stellen sie sich schweigend auf, und alsbald stürzen Knaben und junge Bursche auf sie zu, reißen ihnen einen Teil der Ruten aus den Händen und hauen mit voller Kraft auf sie los. Bei jedem Schlage muß die Rute zerbrechen, sonst fängt der Geist nun seinerseits die Züchtigung an. Dieser Auftritt dauert nicht lange, jedoch immerhin lange genug, um den Teilnehmern blutige Striemen einzubringen, die sofort nach der Geißelung von herbeieilenden Männern mit gebranntem Kalk, der Universalmedizin fast aller Melanesier, eingerieben werden. Die Narben der Rutenschläge sind noch nach langer Zeit deutlich sichtbar.

Charakteristisch für diese Maskentänze der Baining ist, daß absolut keine Geheimnistuerei damit verbunden ist, weder bei der Anfertigung der Masken noch bei der Aufführung der Schaustellungen. Manche Eigentümlichkeiten finden wir wieder bei weit entfernten Geheimbünden, so das Kasteien des Leibes durch Fasten, die Geißelung durch Ruten usw., auch der konische Hut kehrt an anderen Stellen wieder, so daß eine Verwandschaft aller dieser Erscheinungen wohl kaum mehr bezweifelt werden kann.

* * *

Die vorher beschriebenen Bainingtänze und -masken haben, wie wir heute wissen, ihre Verbreitung über denjenigen Teil des Gebirges, der sich westlich von der ins Land einschneidenden Talsenkung erhebt, die von Weberhafen südlich nach dem Bunakokor zu sich erstreckt. Ob die Bewohner des Gebirges, das sich von hier aus in Ostrichtung nach dem Sankt-Georgs-Kanal hinzieht, dieselben Gebräuche kennen, wissen wir noch nicht. Bis zu deren Wohnungen und Dorfschaften ist noch kein Weißer vorgedrungen; am Sankt-Georgs-Kanal ist man gelegentlich mit den Bewohnern dieses Teiles der Gazellehalbinsel in Berührung

gekommen, namentlich am Strande zwischen Kap Palliser im Norden und Kap Buller im Süden. Soweit sich heute beurteilen läßt, haben diese Leute ethnographisch die größte Ähnlichkeit mit den Baining, obwohl sie einen etwas verschiedenen Dialekt sprechen; im Körperbau zeigen sie die größte Übereinstimmung, auch besitzen sie wie ihre Stammverwandten im Norden keine Kanoes. Von ihren südlichen Nachbarn, südlich von der „Weiten Bucht", haben sie möglicherweise manches angenommen, ob sie aber Masken und Maskentänze besitzen, wissen wir bislang nicht. Daß ähnliche Institutionen dort angetroffen werden mögen, scheint jedoch sehr wahrscheinlich, da die Nachbarn überall rings herum in Besitz derselben sind.

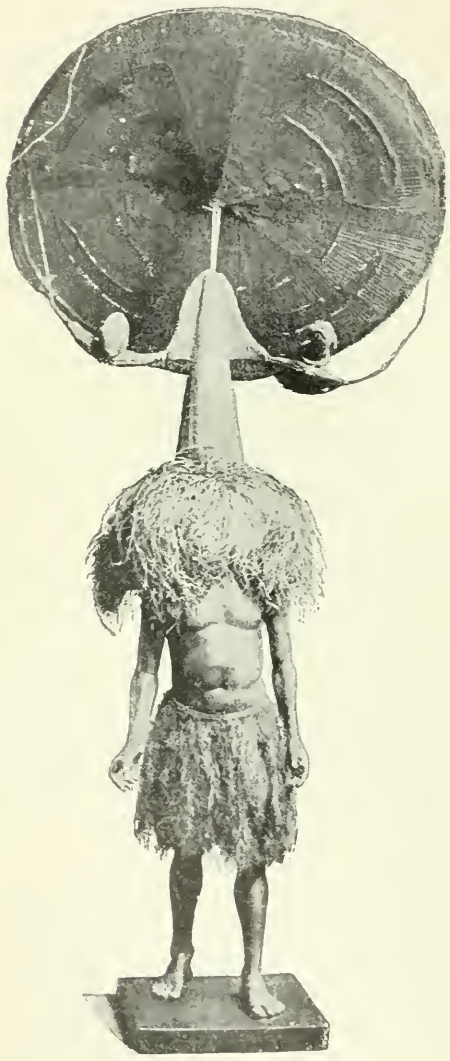


Abb. 112. **Maske vom Kap Orford.**

Wir müssen daher leider vorderhand diesen Volksstamm übergehen, wenden uns dagegen weiter nach Süden, jenseits der „Weiten Bucht" nach der Gegend südlich und südwestlich von dem Kap Orford. Obgleich wir hier nun eine ganz neue ethnographische Provinz betreten, so fehlen dennoch nicht die Masken. Zunächst wurde eine derselben im Jahre 1900 durch den damaligen Kaiserlichen Richter Dr. Schnee während einer Tour längs der Küste erstanden. Diese Maske ist jetzt im Berliner Museum, und Herr von Luschan hat

im Globus, Jahrgang LXXX Nr. 1, die Maske abgebildet und beschrieben. Ich kann nichts Besseres tun, als diese Beschreibung hier wörtlich zu wiederholen und die Abbildungen beizugeben. Nachdem Herr von Luschan darauf aufmerksam gemacht hat, daß man von dorther jetzt auch Schilde kenne, entgegen der Fabel, daß es in Neupommern keine Schilde gäbe, fährt er folgendermaßen fort: „Gleichfalls von da, vom Kap Orford, hat die Berliner Sammlung jetzt mehrere große Tanzmasken erhalten, die eine

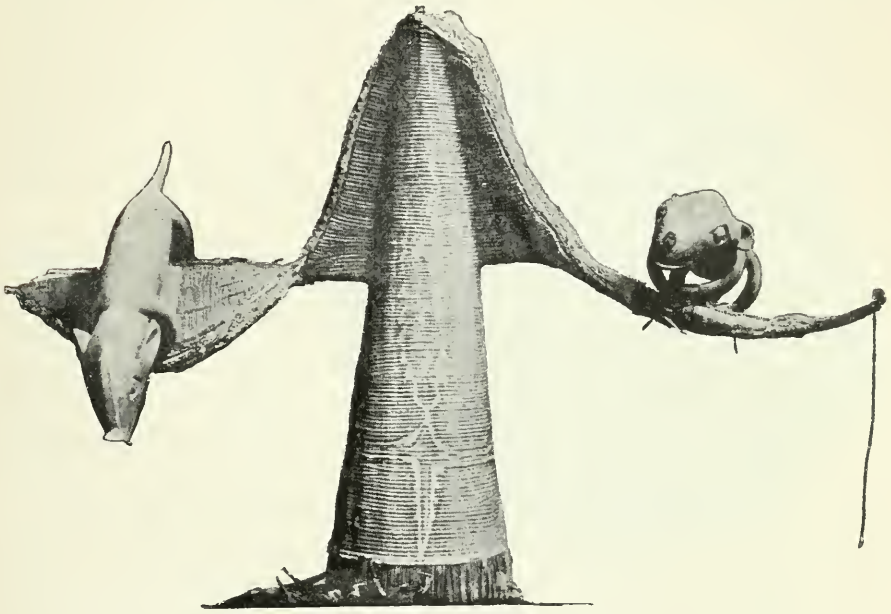


Abb. 113. **Maske von Kap Orford.**

gewisse Ähnlichkeit mit den schon lange bekannten Duk-Duk-Masken haben, aber doch in ihrer Art völlig neu und überraschend sind. Eine dieser Masken ist hier in Abbildung 1 abgebildet (siehe Abb. 112. D. Verf.). Des leichteren Verständnisses wegen und auch, um einen Maßstab für ihre gewaltige Größe zu gewinnen, ist sie auf eine Gipsfigur gestellt. Der mitphotographierte Schurz stammt aus Neuguinea und ist daher nicht authentisch, es scheint aber, daß ganz ähnliche Schurze aus frischen Farnkräutern auch tatsächlich mit unseren Masken getragen werden.

Das auffallendste an unserem Stücke ist eine große, schirmartig angebrachte, fast kreisrunde Scheibe von etwa 1,5 Meter im Durchmesser.

Sie ruht auf zwei Stäben auf einem hohen, geflochtenen Kegel, der unten, da, wo er auf dem Kopfe aufsitzt, einen dichten Kranz von Grasbüscheln hat. Die Spitze des Kegels trägt einen Aufsatz mit zwei sehr großen, leicht kahnförmig gebogenen Lappen, die nach rechts und links weit über die Schultern vorragen.

Auf jedem dieser Lappen ist ein in Holz geschnitztes und grün, weiß, rot und schwarz bemaltes Schweinchen von 45 Zentimeter Länge befestigt. Die Enden der Lappen sind mit dem Rande des Schirmes durch Schnüre verbunden; bei dem Gehen und Tanzen geraten die Schweinchen also in eine Art wippende Bewegung.

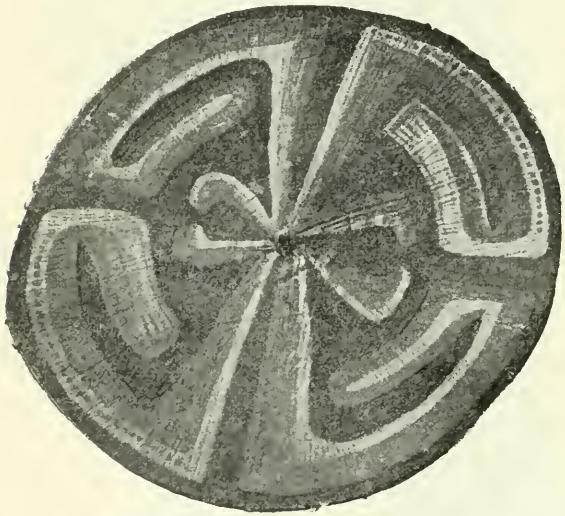


Abb. 114. **Maske von Kap Orford.**

Ebenso neu wie die Form ist auch die Technik dieser Masken. Um sie trotz ihrer so bedeutenden Größe möglichst leicht zu machen, sind sie nur aus einem ganz lockeren Skelett von dünnen Ruten gefertigt und im übrigen mit Blattstreifen und mit ganz leichten Markzylindern ausgekleidet. Die Abbildung 2 (siehe Abb. 113. D. Verf.) zeigt in etwas größerem Maßstabe den kegelförmigen Aufsatz mit den beiden großen Lappen und den Schweinchen und läßt auch die zierliche Musterung erkennen, in der die Markzylinder aufgenäht sind. Der Kegel selbst ist vorn und hinten grün, weiß und schwarz bemalt. Eine Erklärung für das eigenartige Muster vermag ich nicht zu geben.

Die schirmartige Scheibe hat als Skelett drei sich in der Mitte kreuzende rohe Stäbe und eine dickere Rute als Umfang. Sieben dünnere Ruten sind konzentrisch zur weiteren Verstärkung angebracht. Die obere Fläche, die beim Gebrauche nicht sichtbar ist, hat keinerlei Verzierung. Um so sorgfältiger ist die innere Fläche ausgeschmückt; sie

ist durchaus mit größeren und kleineren Stücken von Markzylindern bedeckt, ihre Zeichnung gibt Abbildung 3 (siehe Abb. 114. D. Verf.); ich vermag sie nicht zu deuten und nehme an, daß sie erst im Zusammenhang mit anderen Darstellungen auf solchen Schirmen allmählich verständlich werden wird. Die Ähnlichkeit mit einem Hakenkreuz ist sicher nur zufällig; hingegen ist es wohl von Bedeutung, daß rechts oben und links unten eine Art Hand erscheint, und daß dieser entsprechend gleichfalls rechts oben und links unten der helle Randstreifen punktiert ist."

Anfang des Jahres 1901 brachte ein Handelsschoner der Firma E. E. Forsayth eine größere Anzahl von Masken aus derselben Gegend mit. Dieselben waren in der Gegend zwischen Jacquinot- und Montaguebucht erworben worden. Darunter befand sich eine Maske der oben beschriebenen Form, daneben aber noch eine größere Anzahl neuer Typen, die in der Technik sowie in bezug auf Herstellungsmaterial mit der erstgenannten übereinstimmten. Die ungemeine Zartheit des Materiales hatte bei einigen Masken starke Beschädigungen herbeigeführt, jedoch waren die grotesken Formen, die sorgfältige Arbeit, sowie prachtvolle Bemalung noch immer zu erkennen. Diese Sammlung befindet sich jetzt in dem Ethnographischen Museum in Stuttgart. Leider konnten die Erwerber nichts über die Verwendung mitteilen, und vorderhand blieb das schöne Material unverständlich.

Endlich ist es mir gelungen, ein wenig Licht in diese Angelegenheit zu bringen, wenn auch vorderhand nur ein recht schwaches. In der Katholischen Mission hatte man zur selben Zeit, als Herr Dr. Schnee die Maske erwarb, und soviel ich mich erinnere, bei derselben Gelegenheit einige halbwüchsige Knaben bewegt, sich nach der Missionsstation zu begeben. Hier wurden sie einem der Brüder übergeben, damit derselbe ihre Sprache erlerne, und nachdem dies nun gelungen, bin ich imstande gewesen, einige Aufschlüsse über die Masken zu erhalten.

Die Sulka — von diesen stammen die Masken — haben viele verschiedene Masken, und eine jede derselben hat eine bestimmte Bedeutung. Bei den großen Maskenfesten hat jede Maske eine besondere Funktion und trägt einen eigenen Namen.

Eine Ähnlichkeit mit dem Duk-Duk der Gazellehalbinsel ist nicht zu verkennen. Hier wie dort gehören die Mitglieder einem Geheimbunde der Männer an, in den Knaben und Jünglinge eingeführt werden. Die

Weiber und Nichtmitglieder glauben, daß die Masken wirkliche Geister sind, o inkuol, welche gelegentlich Kinder und Weiber verschlingen. Wenn die Weiber die Versammlungsplätze der Geheimbündler beträten, so würde dies die Zerstörung der Leibesfrucht und hinfortige Unfruchtbarkeit zur Folge haben. Um die Weiber zu warnen, wenn eine Maske in der Nachbarschaft ist, schwingt man das Schwirrholz, vuvu, und die Geängstigten, die darin eine Geisterstimme zu erkennen glauben, verstecken sich schleunigst.

Der Aufenthaltsort der Masken ist ein im Walde abseits gelegenes Gehöft, a vererei. Hier werden die Masken von den Männern angefertigt und aufbewahrt. Von hier aus gehen die Masken nach den Dorfschaften, um in den Gehöften zu tanzen.

Die Masken der Sulka haben eine gemeinsame Mutter, Parol genannt. Die Mutter kommt jedoch nie zum Vorschein, sondern wohnt immer auf dem Versammlungsplatze, weil sie infolge böser Wunden nicht gehen kann. Uneingeweihte glauben, daß die Parol dort alle großen Holztrommeln anfertige, indem sie die Holzblöcke, woraus dieselben hergestellt sind, mit den Zähnen aushöhlt. Alle Holzblöcke, aus denen Trommeln gemacht werden sollen, werden daher nach dem Gehöft parol a vererei oder parol karik (karik = Nest, Geburtsplatz) gebracht, wo sie von den Männern ausgehöhlt werden. Wenn die kol-Instrumente geblasen werden, müssen die Weiber Essen herrichten, das von Männern nach dem parol karik getragen wird. Sind die Trommeln endlich fertig, so schlägt man sie nach einer bestimmten Weise mehrere Tage und Nächte ununterbrochen, und die Weiber glauben, daß der Geist Parol das Geräusch hervorbringt, indem er den Kopf fortwährend gegen die Trommelwand stößt. Die fertige Trommel wird dann unter Tanz und Festlichkeit aus dem vererei nach dem Gehöfte gebracht, für welches sie bestimmt ist.

Obgleich nun alle Masken mit dem Gemeinnamen a hemlaut (alter Mann) bezeichnet werden, so führt doch eine ganz besondere Maskenart vorzugsweise diesen Namen. Dies ist die im Globus von Herrn von Luschan abgebildete Art; die breite, regenschirmartige Scheibe stellt den Kopf des Geistes dar; der kegelförmige Teil wird mneikiet genannt und die beiden flügelartigen Ansätze repräsentieren die Arme, kalaktiek. Auf jedem Arm sitzt eine kleine Figur, ein Mädchen und einen Knaben

vorstellend, und diese sind durch Schnüre, die der Maskenträger in der Hand hält, hin und her zu bewegen. Die hemlaut-Maske wird, wie die anderen Masken, zuerst im Männerhaus im Rohen hergestellt. In der Nacht bringt man sie dann nach dem vererei, wo sie vollends fertiggestellt wird.

Während dies geschieht, sorgt eine andere Maske, a kaipa, für das Herbeischaffen der nötigen Eßwaren. Die kaipa kommen mit Speeren bewaffnet in die Pflanzungen, verjagen die dort arbeitenden Weiber und nehmen nach Bedarf so viele Feldfrüchte, Taro, Yams usw., als sie tragen können, und schleppen ihren Raub nach dem vererei. Mitunter kommen sie auch nach den Gehöften, tanzen und springen vor den Hütten herum und werfen ihre Lanzen mit Gewalt in die hölzernen Türschwellen. Die kaipa werden auch kekiap oder kékep genannt.

Bei Festlichkeiten kommt der hemlaut von dem vererei nach den einzelnen Gehöften, begleitet von den wild schreienden und gestikulierenden Mitgliedern der Vereinigung. Im Gehöft angekommen, hockt er zunächst auf dem Erdboden, springt dann plötzlich auf und beginnt einen Tanz zu dem begleitenden Gesang seines Gefolges. Während er auf dem Boden hockt, schiebt man die kleinen Kinder an ihn heran, damit sie ihn berühren; dies soll zur Folge haben, daß solche Kinder gut gedeihen und groß werden.

Manchmal wird auch der hemlaut durch eine andere Maske, welche o sisu genannt wird, in die Gehöfte eingeführt. Der sisu (Tafel 46) trägt einen konischen Maskenaufsatz, der an den Tubuan der Gazellehalbinsel erinnert. Diese Masken laufen schnell einher, und die Weiber stimmen ihnen zu Ehren einen Gesang an.

Andere Masken sind die o mongan. Sie stellen sich in den Gehöften ein mit einer Anzahl von Stecken, welche aus geschmeidigen Schlingpflanzen hergestellt sind, a kansi. Die Bewohner des Gehöftes stellen sich aufrecht hin, beide Hände über den Kopf erhebend, und der mongan beginnt jetzt die Züchtigung mit seinem kansi. Als Schmerzensgeld zahlt der mongan dann dem Durchgebläuten ein neues Hüftentuch, einen Speer oder dergleichen. Die Väter bringen bei dieser Gelegenheit ihre Knaben herbei und halten dieselben vor sich in die Höhe, damit der mongan sie durchprügeln kann, was zur Folge haben soll, daß sie sich kräftig entwickeln.

Der tutui mit seiner Frau lolisne sind Masken, welche vor den Festlichkeiten allerhand Kurzweil treiben, um die Zuschauer zum Lachen zu bringen. Sie treten an die Leute heran, kitzeln sie und streicheln sie und laufen schließlich mit den Trinkgefäßen davon. Gitwungul, kulkan optek sowie sungrum und silavik sind verschiedene Masken, über deren Bedeutung und Funktionen ich jedoch noch nichts erfahren habe.

Die tamanmanpoi oder tamalmalpoi haben in der Hand ein Körbchen mit einer wilden Zitronenart (o poi) und kleinen Steinchen (o gul) in einem Täschchen. Bei ihrem Herannahen ergreifen die Männer ihre Schilde und suchen sich mit denselben gegen die Zitronen und Steinchen zu schützen, mit denen die Masken sie bewerfen. Ist die Munition verschossen, dann verlassen die Masken tanzend das Gehöft.

Der ganze Maskenzyklus wird durch den lelwong abgeschlossen. Derselbe trägt eine Maske, welche den ganzen Oberkörper bedeckt; von der Bauchgegend ausgehend ringelt sich eine Schlange über den Kopf und Rücken hinab, sodaß der Schwanz hinten hervorsteht. Der Tanz des lelwong schließt die Festlichkeit.

In der Nacht vor dem Feste treiben die o siêtam ihren Unfug. Es sind dies Knaben und Jünglinge, welche in die Gehöfte eindringen, an den Wohnungen klopfen, Bäumchen ausreißen und leere Hütten abbrechen, wobei sie mit verstellten Stimmen schreien. Die Weiber glauben, es seien die Kinder der Masken, die diesen Unfug treiben. Eine andere Art solcher Unfugtreiber sind die panvave.

* * *

Weiter nach Westen zu begegnen wir abermals Geheimbünden und Masken. Soweit ich in Erfahrung bringen konnte, stehen dieselben in Verbindung mit den Beschneidungszeremonien, wenigstens ist dies der Fall auf den Französischen Inseln wie auf den Lieblichen Inseln und in den Gegenden am Südkap, östlich und westlich von dem Möwehafen. Die abgebildete Maske aus der Gegend um Möwehafen (Abb. 115) hat manche Ähnlichkeit mit der Duk-Duk-Maske der Gazellehalbinsel. Der kegelförmige Hut wird katumu genannt, der aus Bananenblättern bestehende Anzug hüllt den ganzen Körper ein und wird als kavala bezeichnet. Die maskierte Gestalt repräsentiert einen Geist, Mewo, und seine Wohnung hat derselbe in einem geräumigen Hause, num, welches

in dem Dorfe steht, aber von den übrigen Hütten abgesondert. Dieser Platz wird kamangulu genannt.

Die Festlichkeiten, kamurmur oder kamutmut, finden alljährlich zu einer bestimmten Jahreszeit statt, und die Knaben müssen sich durch Zahlung von Muschelgeld, del, einkaufen. Während der Festlichkeiten müssen die Weiber für reichliches und gutes Essen sorgen, eine Teilnahme ist ihnen jedoch nicht gestattet. Die zubereiteten Speisen werden am äußeren Rande des Festplatzes hingelegt und dort von den Männern abgeholt. Auf den Lieblichen Inseln existiert neben der vorher beschriebenen Maske noch eine Anzahl anderer, welche teils bei den Beschneidungsfestlichkeiten auftreten, teils aber auch in Funktion treten, wenn auf Kokosnüsse ein Tabu gelegt wird. — Bei Tänzen zur Feier der Beschneidung tragen die Tänzer maskenartige Kopfaufsätze mit bunten Federkämmen verziert (Tafel 47), welche auffallend an ähnliche Hüte erinnern, die ich in der Gegend von Finschhafen in Kaiser-Wilhelms-Land zu sehen Gelegenheit hatte; allerdings waren diese Kopfaufsätze infolge der Verwendung von prachtvollen Paradiesvogelfedern bedeutend schöner.

Abb. 115. **Maske von den Beschneidungsfesten. „Liebliche Inseln" und Möwehafen.**

Auf den Französischen Inseln treffen wir dieselben Masken und Kopfaufsätze, wenn auch in einer anderen Form. In den Publikationen aus dem Ethnographischen Museum zu Dresden, Band X, Tafel 8 sind unter 1 bis 5, und in Band XIII, Tafel 1 unter 1 a und 1 b solche Masken abgebildet. Band X, Tafel 8, Figur 6 und 7 zeigt die Form der dortigen Kopfaufsätze ohne den üblichen Federschmuck. Die hier abgebildete Maske (Abb. 116) ist eine weniger gebräuchliche Form und wird ebenfalls bei den Beschneidungsfesten verwendet.

Abb. 116. **Kniender Maskenträger von den Französischen Inseln.**

Charakteristisch ist ferner für diese ganze Gegend des westlichen Neupommerns, daß bei den Beschneidungsfestlichkeiten das Schwirrholz eine bedeutende Rolle spielt und wie in Kaiser-Wilhelms-Land und auf Bougainville als die Stimme eines Geistes angesehen wird, dessen Anblick den Weibern auf jeden Fall verboten ist.

Das Schwirrholz besteht aus einem dünnen, lanzettförmigen Holzblatt, etwa 24 bis 30 Zentimeter lang und 4 bis 5 Zentimeter breit, das mittelst einer etwa 3 Meter langen Schnur an eine 4 bis 5 Meter lange Rute befestigt ist. Um ein summendes Geräusch hervorzubringen, schwingt man die Rute

Tafel 41. **Dorfszenerie auf Taun.**

im Kreise herum, je kräftiger die Schwingung, je lauter das Geräusch. Ornamentierte Schwirrhölzer habe ich nie gesehen. Das Instrument wird in den Männerhäusern sorgfältig aufbewahrt und darf von den Weibern nicht gesehen werden. Aus dieser Gegend kennen wir auch als heiliges Instrument die Wasserflöte, die uns auch in Kaiser-Wilhelms-Land bis weit nach Westen begegnet. Sie besteht aus einem etwa 50 Zentimeter langen, oben offenen Bambusrohr, das teilweise mit Wasser gefüllt ist. Darin steckt ein anderes Bambusrohr, oben wie unten offen; in dieses bläst der Musiker, und je nachdem er dieses Blasrohr in das Wasser eintaucht oder emporhebt, entsteht ein anschwellender oder abnehmender Flötenton. Auch dies Instrument dürfen die Weiber nicht sehen, der Flötenton ist ihrer Meinung nach eine Geisterstimme.

* * *

Auch auf der ganzen Nordwesthälfte von Neumecklenburg, auf der Sandwichinsel, auf den Fischer- und Gardnerinseln, finden wir eine Vereinigung, welche zu den Geheimbünden gerechnet werden muß, wenn auch Zweck und Bedeutung wesentlich andere sind wie bei den Geheimbünden Neupommerns. Es ist dies die Gemeinschaft der Männer, welche auf besonderen, manchmal streng abgesonderten Plätzen die Feierlichkeiten zu Ehren und zum Gedächtnis der Verstorbenen begeht.

Auch hier findet neben der Geheimtuerei eine öffentliche Schaustellung statt, an der das ganze Volk teilnimmt und welche malangene genannt wird. (Auf der Gazellehalbinsel finden wir dasselbe Wort als allgemeine Bezeichnung für Tanz.) Alle anderen Tänze, und deren Zahl in Neumecklenburg ist ungemein groß, werden dagegen mit dem Allgemeinnamen bot bezeichnet. Auf der Küste, welche Gardnerinsel gegenüber liegt, hat das Wort malangan die Bedeutung eines gewöhnlichen Tanzes, die Totentänze heißen malangan bessa.

Diese Schaustellungen finden alljährlich etwa Ende Mai bis Anfang Juli statt, und die bei dieser Gelegenheit verwendeten Masken und Schnitzwerke werden während der übrigen Zeit des Jahres in größter Heimlichkeit auf abgesonderten Plätzen, die zu betreten den Weibern und Kindern streng untersagt ist, hergestellt.

Die Festlichkeiten, die, wie gesagt, zu Ehren der Verstorbenen gefeiert werden, müssen selbstverständlich der Natur der Festlichkeit gemäß einen mehr oder weniger öffentlichen Charakter annehmen, da die ganze Sippe, der ganze Stamm bei dieser Gelegenheit die Trauer um den Hingeschiedenen zum Ausdruck bringt. Sie sind im großen und ganzen überall dieselben, nämlich Feierlichkeiten, bestehend aus großen Schmausereien und aus Tänzen, welche unter Benutzung von Kopfmasken aufgeführt werden. Die Veranstalter der Feste wissen daneben in höherem oder geringerem Grade die Vorbereitungen zu denselben, namentlich das Herrichten der Masken und Schnitzereien mit Geheimnissen zu umkleiden.

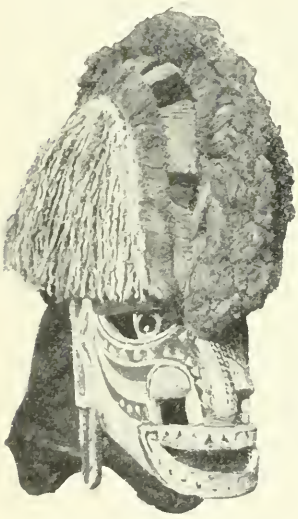


Abb. 117. **Tatanua-Maske, Neumecklenburg.**

Einige der Schnitzwerke werden überhaupt niemals dem gemeinen Volke gezeigt, sie sind in einer dafür gebauten Hütte ausgestellt, und der Platz, auf dem die Hütte steht, ist von einer hohen und dichten Umzäunung eingeschlossen, innerhalb welcher nur bestimmten Personen erlaubt ist, sich aufzuhalten und die Schnitzwerke zu schauen. Weibern und Kindern ist der Zutritt verboten. Solche Schnitzereien zu erhalten, ist immer mit großen Schwierigkeiten verbunden, da man sich scheut, sie aus der Umzäunung hervorzubringen. Man hilft sich dadurch, daß man diese Stücke in der Nacht, wenn keine Weiber in der Nähe sind, in die Kanoes bringt, um sie dem in der Nähe weilenden Schiffe zuzuführen, oder daß man mit Stöcken und Knütteln die Weiber davonjagt, um unbeachtet die Gegenstände zu entfernen. Neugierige Weiber büßen unter Umständen ihren Vorwitz mit dem Leben.

Die Schnitzwerke sind verschiedener Art und dienen verschiedenen Zwecken. Obgleich ihre Verwendung im ganzen überall dieselbe ist, so sind die Namen in jeder Landschaft dennoch verschieden, was uns bei dem Reichtum der Insel an Dialekten nicht wundern darf.

Durch die in der neueren Zeit veröffentlichten Arbeiten über Masken und Schnitzwerke aus dem Bismarckarchipel sind sämtliche Formen

bekannt geworden. Ich verweise hier namentlich auf die vorzüglichen Reproduktionen in Band VII, X und XIII der „Publikationen aus dem Königlichen Ethnographischen Museum zu Dresden".

In Band VII, Tafel 11 und 12, sowie Band X, Tafel 4 No. 1 und Tafel 5, Figur 1, 2, 3 und 4 sind Masken reproduziert, welche man im Norden von Neumecklenburg tatanua, auf den Gardnerinseln miteno nennt (Abb. 117). Man hat diese Art auch wohl als Helmmasken bezeichnet, weil sie in ihrer Form mit einem Raupenhelm große Ähnlichkeit aufweisen. Diese Masken sind eigentliche Tanzmasken; sie werden freilich, wie alle anderen Schnitzwerke, im geheimen angefertigt und erst am Festtage öffentlich ausgestellt, aber damit hat auch die Geheimtuerei ein Ende, denn jedermann darf sie nun bewundern, und nach dem Feste hält man sie auch nicht besonders verborgen. Diese Masken werden auf den Kopf gestülpt, so daß sie denselben ganz bedecken, der Körper wird von der Taille an in Laub eingehüllt, und die so Maskierten führen vor dem Festhause einen Tanz auf, der im allgemeinen pantomimisch die Annäherung beider Geschlechter zur Darstellung bringt. Begleitet wird dieser Tanz oder richtiger die pantomimische Aufführung von dem Gesang der Anwesenden unter Bearbeitung der Holztrommel oder durch Klopfen trockener Bambusrohrstücke mit dünnen Holzstäbchen.

Abb. 118. **Maske, Neumecklenburg.**

Band X, Tafel 4, Figur 2 und 3, Tafel 5, Figur 5 zeigen ebenfalls Masken, welche auf dem Kopfe getragen werden, aber einem ganz anderen Zweck dienen. Diese Art Masken werden kepong genannt, auf den Gardnerinseln vaniss und sind ausschließlich dem Gedächtnis der Verstorbenen geweiht. Tafel 48 zeigt ein Maskenhaus in Labangerarum auf Neumecklenburg am Tage der Festlichkeit. Auf dem unteren Bord stehen in Reihe die Tanzmasken oder tatanua; auf dem oberen Bord stehen die kepong. Den letztgenannten Masken ist es eigentümlich, daß

sie an beiden Seiten des Kopfes flügelartige Ansätze, manchmal in sorgfältiger, durchbrochener Schnitzerei, besitzen, welche Ohren darstellen. (Vgl. auch Abb. 118 und 119.)*

Mit diesen Masken wird nicht getanzt. Die männlichen Verwandten der Verstorbenen, zu deren Ehren und Andenken die kepong angefertigt worden sind, setzen dieselben wohl auf den Kopf, aber sie gehen schweigsam damit im Dorfe von Haus zu Haus. In der einen Hand halten sie einen kleinen Stecken und in der anderen Hand eine Muschelklapper, bondalok (auf den Gardnerinseln lengleng) genannt, womit sie ihre Annäherung verkünden. Vor jedem Wohnhause stillstehend, erhalten sie ein Stückchen des dortigen Muschelgeldes, wohl eine Art Zahlung für den bei der Festlichkeit erforderlichen Aufwand an Schmausereien.

Abb. 119. **Maske, Neumecklenburg.**

Die Muschelklapper findet auch bei den Tänzen der tatanua Verwendung.

Abbildung 120 (vgl. auch „Dresdener Publikationen", Band VII, Tafel 9, Figur 1 und 2, Band X, Tafel 1, Figur 1, 2 und 3, Band XIII Tafel 9, Figur 1 und 1b, Tafel 10, Figur 1 und 2) sind den kepong nahe verwandte Masken, aber viel größer und sorgfältiger geschnitzt; sie werden matua genannt. Weil sie zu schwer sind, um damit im Dorfe herumzugehen, so setzen sich die Verwandten der Verstorbenen dieselben vor dem Maskenhause auf den Kopf und bleiben dort stehen; sind die

* Die farbige Umschlagzeichnung stellt dieselbe Maske dar wie Abbildung 119.

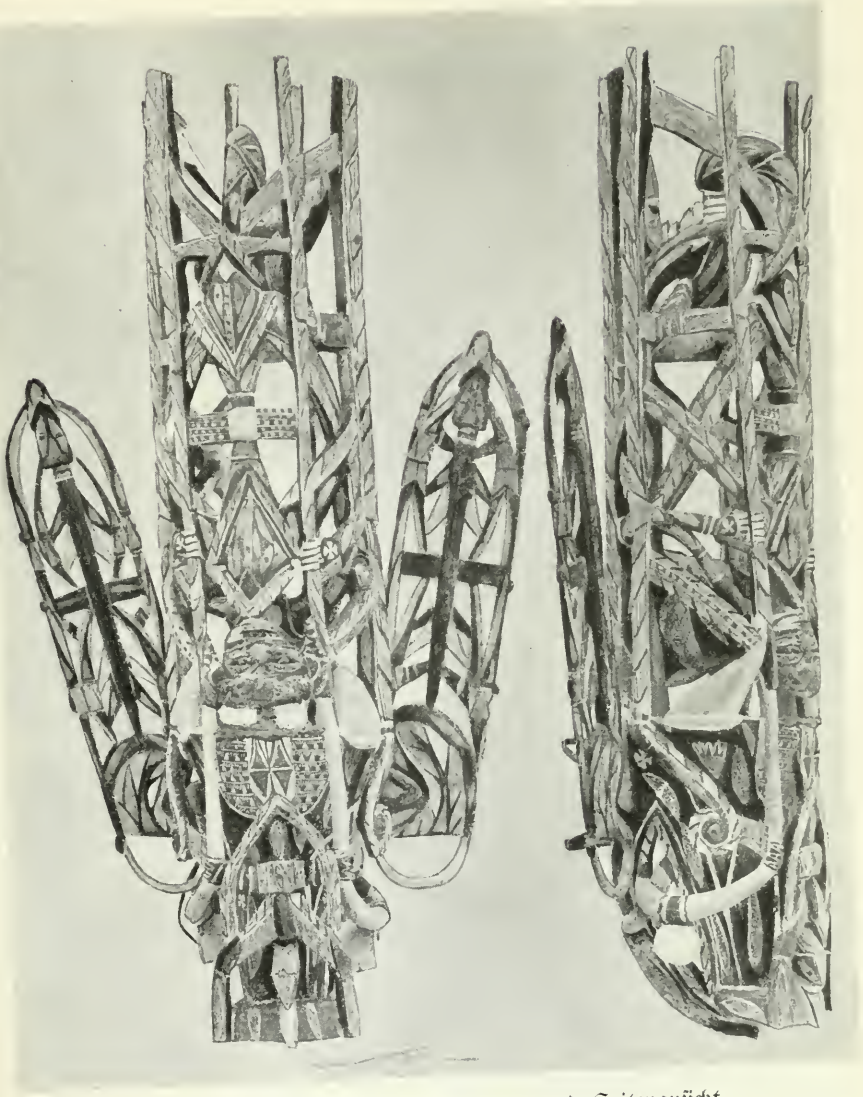


Abb. 120. **Matua-Maske,** Vorder- und Seitenansicht.
(Reproduziert nach: „Publikationen aus dem Königlichen Ethnographischen Museum zu Dresden". Band XIII, Tafel 9. Dresden, Stengel & Co.)

Schnitzereien sehr groß und schwer, so knieen sie auch wohl mit denselben auf dem Kopfe vor dem Maskenhause.

Wenn die kepong und matua auf dem Festplatz zum Vorschein kommen, entsteht ein lautes Wehklagen der Versammelten, und die Namen

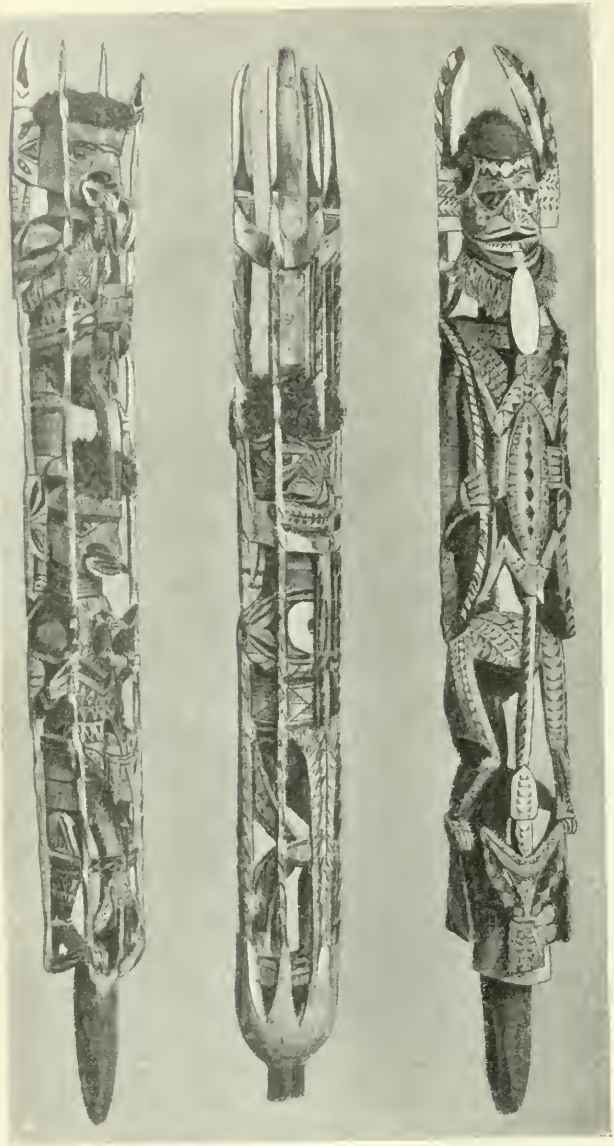


Abb. 121. **Totok- oder kulibu-Schnitzereien.**

(Reproduziert nach: „Publikationen aus dem Königlichen Ethnographischen Museum zu Dresden". Band X, Tafel 11, Fig. 1—3. Dresden, Stengel & Co.)

der Verstorbenen, welche durch diese Schnitzwerke geehrt werden sollen, werden unter Jammern und Schluchzen laut gerufen. Die Weiber raufen sich die Haare, stimmen laute Klagen an und gebärden sich, als wären sie vor Schmerz wahnsinnig.

Außer den genannten Schnitzwerken gibt es eine weitere Art, welche, wie der am unteren Ende angeschnitzte Zapfen andeutet, in den Erdboden gesteckt werden, so daß sie aufrecht stehen; sie sind eine Abart der matua und werden totok (auf den Gardnerinseln kulibu) genannt. (Abb. 121.) Auf den Gardnerinseln werden die kulibu niemals öffentlich ausgestellt, sie stehen in eigens dafür gebauten Schuppen oder Hütten, die von

hohen, dichten Zäunen umgeben sind und nur von gewissen Männern und Jünglingen betreten werden dürfen. Band X, Tafel 11, Figur 1 bis 7, Band XIII, Tafel 10, Figur 3, 4 und 5, Tafel 11, Figur 1e, 1d, 1c und 1b, sowie Figur 2 sind Schnitzwerke der vorbeschriebenen Art.

Auf den Gardner- und Fischerinseln, sowie in den Gegenden Neumecklenburgs, welche diesen Inseln gegenüber liegen, findet man noch eine weitere Art von Schnitzwerken, welche demselben Zweck dienen wie die matua und totok. Es sind dies geschnitzte Bretter, teilweise in Relief oder in durchbrochener Arbeit, oder in durchbrochener Arbeit geschnitzte Balken, beide manchmal von beträchtlicher Größe; sie werden mit einem Gesamtnamen turu genannt (Tafel 49), weiter südöstlich dagegen vavál und kulipumu (diese letztere Bezeichnung wohl eine Dialektabänderung des Wortes kulibu). Band X, Tafel 12, Figur 1 und 2, Tafel 13, Figur 1, 2 und 3, Tafel 14, Figur 1, 2, 3 und 4; Band XIII, Tafel 12, Figur 4 und 5 repräsentieren Schnitzwerke dieser Art.

Bemerkt muß hier noch werden, daß die Hütte, in welcher die Schnitzereien und Masken aufgestellt und öffentlich gezeigt werden (Tafel 48), fu na totok, auf den Gardnerinseln mirir und weiter südöstlich aroniaro genannt werden.

Die Anfertigung der Tanzmasken, tatanua oder miteno, ist einem jeden, der es bewerkstelligen kann, freigestellt; dagegen werden die übrigen Schnitzwerke von bestimmten Künstlern, von denen es in jedem größeren Dorfe mehrere gibt, hergestellt; in Nord-Neumecklenburg nennt man diese Leute mata totok, auf den Gardnerinseln turu marre; sie fertigen gegen Zahlung alle kepong oder vaniss, matua, kulibu und turu an. Ich habe vielfach die Bekanntschaft dieser Leute gesucht, teils um ihre wirklich erstaunliche Kunstfertigkeit zu bewundern, teils auch um von ihnen Auskunft über Zweck und Bedeutung der Schnitzwerke zu erhalten.

Hinsichtlich der Tanzmasken, miteno oder tatanua, sind nun alle darin einig, daß in denselben gewissermaßen die klassische Form männlicher Schönheit nach den Begriffen der dortigen Eingeborenen zum Ausdruck gebracht wird. Diese Begriffe sind freilich himmelweit verschieden von denen eines kunstsinnigen Europäers, und wir sind daher geneigt, die Tanzmasken als grotesk und maniriert anzusehen. Wahrscheinlich würde ein Neumecklenburger einen Belvedereschen Apollo oder eine Canovasche Venus als eine ebenso groteske Schöpfung ansehen.

Zunächst fällt bei den tatanua die mächtige Haarraupe auf. Diese ist in Wirklichkeit nur die Nachahmung der ehemals gebräuchlichen Trauerfrisur. In früheren Jahren habe ich, namentlich auf Fischerinsel, mehrmals, wenn auch nicht häufig, solche Frisuren beobachtet. Wie so vieles ist auch diese Frisur im Laufe der Jahre verschwunden, heute trifft man sie nicht mehr an. Diese ganz eigentümliche Haartracht wurde dadurch hergestellt, daß die Verwandten der Verstorbenen sich das Haar wachsen ließen und durch Einreiben mit gebranntem Kalk und durch Färbestoffe gelb beizten. Zur Zeit der Totenfeier wurden nun die Seiten des Kopfes rasiert, nur vom mittleren Stirnrand bis zum Nacken ließ man die Haare stehen. Diese wurden nun zunächst zu einer Mittelraupe mit zwei niedrigen Haarabsätzen, je einer auf jeder Seite der Raupe, zugestutzt und nochmals sorgfältig aufgestochert und gelb gefärbt. Die rasierten Kopfseiten wurden dann mit einer dicken Kalkmasse beschmiert und darin noch weitere Ornamentierungen hergestellt. Wenn wir heute nicht mehr imstande sind, diese Frisur bei den Lebenden zu bewundern, so gibt uns die getreue Nachbildung derselben, wie wir sie bei den tatanua heute noch sehen, einen Begriff von der außerordentlichen Sorgfalt, mit der man in früheren Zeiten den Aufbau des Kopfschmuckes herstellte. Nur diejenigen jungen Leute, welche auf männliche Schönheit Anspruch machen konnten, ließen sich eine solche Festfrisur stehen. Wer sich nicht mit den Gesichtszügen eines eingeborenen Adonis begabt fühlte oder wohl auch zu faul war, um sich der mit einer solchen Frisur verbundenen Mühe zu unterziehen, fertigte sich eine Maske an, in der er alle Attribute der männlichen Schönheit möglichst zu vereinigen suchte. Zu diesen gehört, wie bereits gesagt, die Frisur des Kopfhaares. Zur männlichen Schönheit gehört ferner eine breite, vorspringende, große Nase, durchbohrte Ohrläppchen, welche möglichst weit herabhängen, Backenbärte, mit Kalk bestrichen oder zu Büscheln zusammengebunden, und ein großer Mund mit einem gesunden Gebiß. Die tatanua zeigen uns daher auch alle diese Schönheiten bis zur erlaubten äußersten Grenze.

Die Schnitzwerke, diejenigen in Maskenform wie die anderen, welche als Erinnerungszeichen an Verstorbene angefertigt werden, zeigen häufig eine weitergehende Charakteristik, die sich nicht damit begnügt, allein den Kopf nach den herrschenden Schönheitsansichten zu stilisieren. Der mata totok oder turu marre läßt seiner Schmeichelei dem Verstorbenen gegenüber die

Zügel schießen, er idealisiert ihn, wie wir uns in solchen Fällen ausdrücken würden. Was sonst noch an den Schnitzwerken vorhanden ist an phantastischem Beiwerk, das ist Inspiration durch den Geist des Verstorbenen, der sich dem Schöpfer des Bildwerkes in Gestalt des manu (Vogel) des Verstorbenen offenbart. Der manu des Verstorbenen ist das Abzeichen seines Stammes oder seiner Verwandtschaft während seines irdischen Lebens, sein Totemzeichen.

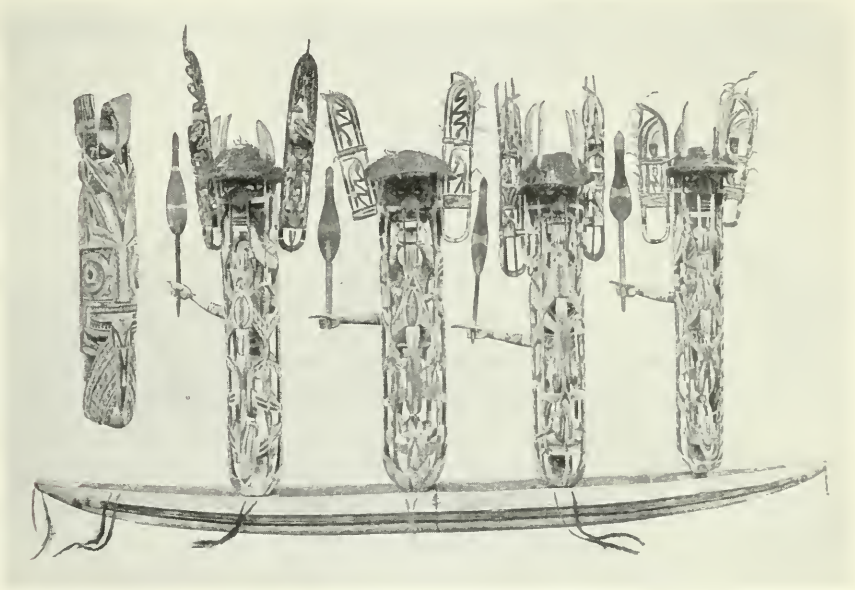


Abb. 122. **Schnitzerei zum Andenken Verstorbener.**
(Reproduziert nach: „Publikationen aus dem Königlichen Ethnographischen Museum zu Dresden". Band XIII, Tafel 11, Fig. 1. Dresden, Stengel & Co.)

Dies Totemzeichen des Verstorbenen darf auf diesen Schnitzwerken niemals fehlen. Es repräsentiert gewissermaßen das Familienwappen des Toten. Jeder Neumecklenburger hat als Familienzeichen einen bestimmten Vogel oder manu. Im Leben der Eingeborenen spielt der manu eine große Rolle; Mann und Weib, welche denselben manu haben, dürfen sich nicht heiraten oder geschlechtlichen Umgang pflegen, dies gilt als Blutschande und wird heute noch mit dem Tode bestraft. Nur solche Eingeborene, die verschiedene manu haben, dürfen heiraten, und die Nachkommen dieses Paares erben stets den manu der Mutter.

Mitglieder eines und desselben manu verbinden sich in der Regel zu gemeinschaftlichen Unternehmungen, während Leute mit anderem Totem nicht daran teilnehmen. So ist mir ein Fall bekannt, in welchem zwei Eingeborene, deren manu das Huhn war, sich entschlossen, einen weißen Händler zu töten. Es waren in der Nachbarschaft nicht viele Männer dieses Zeichens, gegen fünfzehn konnten zusammengebracht werden; diese führten den Vorsatz aus, töteten den Händler und raubten sein Hab und Gut. Alle anderen Eingeborenen, und dieselben waren recht zahlreich, beteiligten sich nicht an der Tat, obgleich sie auch nichts taten, um dieselbe zu verhindern. Als man später zur Sühne des Verbrechens eine Strafexpedition veranstaltete und eine Anzahl von Gefangenen machte, brachten diese als Hauptbeweis ihrer Unschuld vor, sie hätten einen ganz anderen manu als die Mörder. Ein Grund, der dem mit dortigen Verhältnissen nicht bekannten Beamten als ein völlig unbefriedigender erscheinen mußte.

Auch in den Kriegen der einzelnen Distrikte untereinander, wo manchmal viele Kämpfer auf jeder Seite vorhanden sind, teilen sich die Parteien nach dem manu der einzelnen. Es kann nun vorkommen, daß auf beiden Seiten je eine Gruppe vorhanden ist mit demselben manu; in solchem Falle gehen sich diese stillschweigend aus dem Wege und suchen mit einer Partei, welche einen anderen manu hat, handgemein zu werden.

Leute, welche denselben manu besitzen, betrachten sich als nahe Verwandte, auch wenn sie sich persönlich völlig fremd sind; sie nehmen sich gegenseitig freundschaftlich in ihren Häusern auf und bewirten sich, als wenn sie langjährige Freunde oder Bekannte wären.

Werden ein Mann und ein Weib desselben manu dabei ertappt, daß sie geschlechtlichen Umgang pflegen, dann hat dies wenigstens den Tod des Weibes zur Folge, manchmal auch den Tod beider. Es sind immer die Mitglieder desselben manu, welche als Rächer auftreten. Da sich nun die Blutsverwandten der Erschlagenen wieder zu rächen suchen, so kommt es häufig zu verwickelten Verhältnissen, die zu enträtseln dem Außenstehenden, der mit der manu-Institution nicht bekannt ist, unmöglich erscheint.

Auf den vorerwähnten großen Schnitzwerken, die den manu des Verstorbenen zeigen, finden wir nun bei näherer Betrachtung, daß auch andere Tiergestalten dargestellt sind, namentlich die Schlange, die Eidechse, Haifische und Delphine, das Schwein usw. Diese, häufig mit künstle-

rischer Treue dargestellten Tierbilder gehören nicht der Reihe der manu oder Totemzeichen an, welche ausschließlich der Vogelwelt entnommen sind, sondern sind Repräsentationen der bösen Geister, welche den manu bekämpfen, um schließlich doch von ihm überwunden zu werden.

Jedes Schnitzwerk hat daher eine besondere Geschichte, welche den Kampf des manu mit dem bösen Geiste veranschaulicht. Mächtig als böse Geister sind vor allem die Schlange und die Varaneidechse, aber die guten Geister, namentlich der Buceros und die Taube, üben ihren mächtigen Schutz aus, so daß die bösen Geister denen, die diese beiden Vögel als manu haben, nichts antun können. Aus diesem Grunde sehen wir häufig diese beiden guten Geister auf den Schnitzwerken in Zusammenstellung mit den bösen Geistern.

Einige der Schnitzwerke sind ausschließlich dekorative Stücke, allerdings zu Ehren eines bestimmten manu. Von den manu existieren eine große Anzahl Sagen und Märchen. Bald haben sie dies, bald haben sie jenes vollbracht, und die Schnitzer bemühen sich, diese Sagen bildlich darzustellen. Solange es uns noch nicht gelungen ist, diesen Sagenschatz zu heben, solange wird uns die Bedeutung der Schnitzereien dunkel bleiben. Auch dann noch wird es uns sehr schwer fallen, in dem Schnitzwerk das zugrundeliegende Märchen zu erkennen. So erhielt ich vor Jahren ein Schnitzwerk auf den Gardnerinseln, welches im wesentlichen zwei Vögel darstellte, welche mit den Köpfen nach einer in der Mitte der Schnitzerei befindlichen, etwa 20 Zentimeter im Durchmesser haltenden kreisrunden Öffnung gerichtet saßen. Die Enden verliefen in Laubwerk und eine ringelnde Schlange. Ganz zufällig erfuhr ich die Bedeutung.

Zwei Tauben saßen an einem Wassertümpel, um ihren Durst zu löschen; sie waren weit geflogen und hatten großen Durst, darum labten sie sich am Wasser und schlürften von Zeit zu Zeit einen Tropfen. Aber die Schlange beobachtete sie und kroch langsam und schweigsam heran, um die Tauben zu fangen. Als die Tauben sich wieder bückten, um einen Wassertropfen zu schlürfen, konnten sie mit den gebogenen Köpfen und nach unten gerichteten Augen zwischen den Beinen hindurchsehen, und dabei entdeckten sie die Schlange und flogen davon.

An und für sich ist das Märchen ja von geringer Bedeutung; als sich der Bildschnitzer desselben bemächtigte, war es ihm darum zu tun, die handelnden Gestalten und die näheren Umstände darzustellen. Er

schnitzte daher in der Mitte seines Schnitzwerkes einen breiten Holzrand rund um ein kreisrundes Loch, welches den Wassertümpel darstellt, dann stellte er die beiden Tauben zu jeder Seite auf, und endlich bildete er die Schlange ab, deren vereitelter Plan dadurch angedeutet wird, daß sie sich von den Vögeln entfernt.

* * *

Auf den Caensinseln (Tanga) wie auf Sankt John (Aneri) und in dem mit diesen Inseln verkehrenden Distrikt Siara auf der Ostseite von Süd-Neumecklenburg finden wir, wenn auch in abweichender Form, nicht nur das Totemwesen, sondern teilweise auch den Gebrauch der Masken, wenn auch die letzteren hier nur eine Art Staffage bei den großen Tanzfesten bilden.

Alle Bewohner dieser Distrikte haben als Totemzeichen bestimmte Tiere, die auch hier den Namen manu tragen, obgleich es nicht ausschließlich Vögel (manu) sind. Dieselben sind der manlam (Seeadler), am bal (Taube), an dun (schwarz und weißer Fliegenfänger), angkika oder angkäkä (Papageienart), am pirik (Papageienart), tagau (Möwe), und außerdem noch fumpul (der Hund) und fumbo (das Schwein).

Hier wird nicht nur strenge darauf gehalten, daß Inhaber desselben Totems nicht unter sich heiraten, sondern es ist auch nicht erlaubt, daß ein Mann z. B. eine Frau, welche ein beliebiges anderes Totemzeichen hat, heiratet. Die Männer heiraten vielmehr wie folgt:

Tagau heiratet stets eine Frau aus dem manlam; angkika heiratet ebenfalls nur manlam; am bal heiratet aus sämtlichen Totem; am pirik heiratet nur angkika und am bal; an dun heiratet manlam, tagau, angkika und am bal; fumpul heiratet in sämtlichen Totem, ebenso fumbo, mit Ausnahme des manlam.

Wie man in Neuhannover die einzelnen Totem aus den Linien der Hand erkennen zu können glaubt, so hat man auch in den oben genannten Gegenden bestimmte Kennzeichen, aus denen man ersieht, welches Totem der Betreffende führt. Man behauptet nämlich, daß tagau beim Ausschreiten immer zuerst mit dem linken Fuß anfängt, manlam dagegen mit dem rechten; angkika hat dicke Waden und feine, dünne Fußgelenke, am bal dagegen weniger ausgebildete Waden und dicke Fußgelenke; an dun hat angeblich dünne Oberarme und muskulösere Unterarme; fumpul kann schnell und andauernd laufen.

Die Tiere, welche als Totemzeichen dienen, werden in keiner Weise ausgezeichnet oder verehrt; man ißt sie wie alle anderen Tiere.

Geschlechtlicher Umgang zwischen Männern und Weibern, welche dasselbe Totemzeichen haben, wird mit dem Tode bestraft. Die Kinder erben stets das Totemzeichen der Mutter. Bei Festlichkeiten und Zusammenkünften aller Art, auch in den sehr häufigen Fehden, halten alle Mitglieder eines und desselben Totems stillschweigend zusammen, und allein daraus kann der Eingeborene leicht die Mitglieder derselben Totemgruppe kennen lernen.

Auf Tanga waren früher Masken gebräuchlich, welche unter anderm auch in den „Dresdener Publikationen", Band XIII, Tafel 15, Figur 1, 2 und 3 in vorzüglichen Abbildungen reproduziert worden sind. Bei meinem letzten Besuch auf Tanga im Jahre 1903 war es mir nicht möglich, weitere Exemplare zu erlangen. Sie werden nicht mehr gemacht, wie man mir sagt; die älteren Leute, welche die Anfertigung verstanden, sind gestorben, und die jüngeren, welche zum großen Teil als Arbeiter auf entfernten Pflanzungen sich verdingen, haben die Erlernung der Anfertigung versäumt. Ein mir gebrachtes Exemplar bewies dies aufs schlagendste; es war nachlässig gearbeitet, mit bunten Zeugfetzen geschmückt und nicht einmal in der Form den alten Masken annähernd ähnlich. Über den Gebrauch der Masken, die hier nicht die Rolle spielen wie auf Nord-Neumecklenburg, habe ich von älteren Leuten Mitteilungen eingesammelt.

Die Masken werden auf Tanga als tedak bezeichnet, und man verwendet sie zusammen mit einem langen hemdartigen Gewand aus dem Rindenzeug des Brotfruchtbaumes, ein Gewand, das auch auf Nissan und in Buka getragen wird. (Papua-Album Band II, Tafel 42.) Mit der Totenverehrung haben die Masken nichts zu tun, man verwendet sie bei den großen Schmausereien zur Feier der vollendeten Pflanz- oder wohl richtiger Erntesaison. Die Anfertiger der Masken werden anterere genannt, in ihrem Gefolge befanden sich früher stets eine Anzahl der jüngeren Insulaner, welche die Anfertigung erlernten. Auch auf Tanga werden die Masken abseits von der Dorfschaft in einem Häuschen im Walde gemacht; diese Hütte wird borong fel genannt, und das Betreten derselben ist den Weibern bei Todesstrafe verboten, wie denn der Anblick der Masken allen Weibern vor dem Tage der öffentlichen

Schaustellung überhaupt untersagt ist. Die Maskenträger sind und bleiben den Weibern ebenfalls unbekannt und werden von ihnen als verkörperte Geister betrachtet. Bei der Festlichkeit erscheint erst eine einzelne Maske, zeigt sich den anwesenden Festteilnehmern, Männern wie Weibern, und verschwindet dann, um eine zweite Maske herbeizuholen; nachdem diese beiden sich gezeigt haben, treten sie ab, holen eine dritte Maske, und so geht es fort, bis alle Masken auf dem Festplatze versammelt sind, wo sie einen gemeinschaftlichen Tanz aufführen und dann stillschweigend verschwinden, um die tedak in dem borong fel wieder abzulegen.

Auf Aneri hat man keine eigentlichen Masken. Man macht jedoch dort eine Art von Brille aus Kokosschalen und befestigt an derselben einen herabwallenden Bart aus Pflanzenfasern. Die Verwendung ist dieselbe wie auf Tanga.

Auf Gerrit Denys (Lihir) sind heute noch Masken bekannt, die in der Form den Masken von den Gardner- und Fischerinseln sehr nahestehen, jedoch wie auf Tanga und Aneri nicht mit den Ahnenfesten oder mit dem Totem in Verbindung stehen. Man nennt sie einfach malangene (d. h. Tanz), und sie sind in der Tat einzig und allein Maskenkostüme für verschiedene Tanzfestlichkeiten. Es gilt jedoch auch hier für diese Masken dasselbe, was über Masken auf Tanga und Aneri gesagt ist. Die maskierten Personen zeigen sich hier ebenfalls der Öffentlichkeit und repräsentieren bestimmte Geister, die den Nichteingeweihten Schrecken einflößen (Tafel 50).

Im südlichen Neumecklenburg, in dem Distrikte Laur, fertigen oder richtiger gesagt fertigten die Eingeborenen, denn der Gebrauch ist durch Beeinflussung durch die christliche Mission jetzt ganz verschwunden, aus Kreide menschliche Figuren an, die mit dem Namen kulab bezeichnet wurden, und die man als Ahnenfiguren ansehen kann (Abb. 123). Sobald ein Eingeborener starb, Mann, Weib oder Kind, ging einer der nächsten Verwandten nach einem bestimmten Ort, wo die Kreidefelsen zutage standen. Dort brach er ein für die Figur hinreichendes Stück und bearbeitete es dann mit seinen primitiven Werkzeugen, bis es die rohe und unvollkommene Gestalt eines Menschen hatte. Männliche wie weibliche Figuren waren in sämtlichen Konturen gleich, als Unterscheidungsmerkmale dienten ausschließlich die in abnormen Verhältnissen dargestellten Geschlechtsteile. Kinderfiguren wurden entsprechend kleiner dargestellt; die Skulpturen, welche Erwachsene darstellten, waren selten von mehr als 70 Zentimeter

Höhe. Diese Repräsentationen Verstorbener wurden in einer dafür bestimmten Hütte aufbewahrt, die nicht von den Weibern betreten werden durfte, vor welcher sie sich jedoch zeitweilig einstellten und ein Klagegeheul über den Verlust ihres Verwandten anstimmten. Diese Ahnenfiguren wurden nach einer gewissen Zeit stillschweigend von den Männern entfernt und zerschlagen.

Über das Maskenwesen und über die Totemgebräuche auf Neu-

Abb. 123. **Steinfiguren aus Süd-Neumecklenburg.**

mecklenburg wird noch viel Neues zutage treten, wenn diese Dinge an Ort und Stelle genau untersucht werden können. Das Vorstehende ist als ein kurzer Abriß zu betrachten, der durch eingehende Beobachtungen noch sehr erweitert werden kann. Jedoch muß man sich auch hier beeilen, denn manches ist bereits verschwunden, anderes im Verschwinden begriffen, und da die Bevölkerung dem Aussterben entgegengeht, so wird es voraussichtlich nur noch eine kurze Zeit dauern, bis auch über diesen Gegenstand nichts mehr in Erfahrung zu bringen ist, wenigstens nichts Zuverlässiges.

* * *

Ich komme nun zu den Geheimbünden in Bougainville, Buka und Nissan. Die wenigen Masken, welche mir in Bougainville zu Gesicht kamen, bestanden aus gebogenen, schwarz bemalten Holzbrettern, worauf eine vorspringende Nase geschnitzt war; für Mund und Augen waren Öffnungen vorhanden; auf dem schwarzen Grunde der Maske waren Ornamentierungen in Flachrelief, rot und weiß bemalt, welche die bei Tänzen übliche Bemalung nachahmten.* Man schien diesen Masken keine besondere Ehrfurcht entgegenzubringen.

Auf der Nissangruppe sind die Masken bei weitem sorgfältiger hergestellt, man darf wohl annehmen, daß der Neumecklenburgische Einfluß sich auf dem Wege über Sankt John und Pinepil geltend macht. Ein Gerüst aus Bambusstreifen, das den ganzen Kopf bedeckt, ist mit Bast überzogen, auf dem ein künstliches Gesicht mit der zerstampften Nuß von Parinarium laurinum nachgemacht ist, daran schließt sich eine künstliche Perücke aus Moos oder Pflanzenfasern; die Ohren werden durch abstehende geschnitzte Brettchen markiert, ganz wie bei den Neumecklenburg-Masken (Abb. 125). Dies ist die eine Art der dort gebräuchlichen Masken; eine andere stellt ein aus Holz geschnitztes Gesicht dar, auf dessen schwarzem Grunde die übliche, kunstvolle Gesichtsskarifizierung mit weißen und roten Linien sorgfältig nachgeahmt ist; die Perücken dieser Masken sind aus Menschenhaaren gemacht und zeigen die in dortiger Gegend übliche Frisur. Zu diesen Masken gehört ein eigentümliches, hemdartiges Gewand mit Ärmeln aus braun gefärbtem, dünn geklopftem Faserstoff des Brotfruchtbaumes. Dies wird über den Körper gestülpt und reicht bis an die Fersen.

Auch auf der Insel Buka sind ganz ähnliche Masken in Gebrauch, wenn auch in etwas abweichender Form.

Von Zeit zu Zeit begeben sich die Männer auf Verabredung nach einem entlegenen Ort im Walde, wo sie einen kleinen Platz säubern und kleine Hütten errichten. Dieser Platz wird tálohu genannt, und es ist

* Die im Berliner Museum befindlichen Masken aus Bougainville stimmen mit der obigen Beschreibung nicht überein. Sie sind teils identisch mit der ersten Art der Nissan-Masken (Abb. 125), teils bestehen sie aus mehreren (vier bis fünf) Holzbrettchen, die mit Rotang zusammengebunden sind, und von denen die beiden vorderen und größten in weiß-rot-schwarzer Bemalung ein Gesicht zeigen. Nase und Augenbrauen sind Wülste aus Pflanzenfaser, die mit einer schwarzen Masse überzogen sind. Die Ohren bestehen aus bemalten Holzbrettchen (Abb. 124). (Anm. des Herausgebers.)

Tafel 42. **Die noch lebende Bevölkerung der Insel Tanu.**

den Weibern aufs strengste verboten, ihn zu betreten. Auf dem tálohu verfertigt man nun die Masken und Rindenanzüge. Während der Anfertigung müssen Knaben und Jünglinge die Speisen nach dem tálohu bringen, zum Teil auch dort herrichten. Zur Erholung wird getanzt und gesungen. Die Vermummung wird einzig und allein als ein Mittel zur Erpressung von allerhand Eigentum benutzt. Es wird nämlich den Uneingeweihten gesagt, in der Verkleidung stecke der Geist Kokorra (Papua-Album, Band II, Tafel 42); wenn sie nun den vermeintlichen Geist erblicken, werfen sie schleunigst alles, was sie zur Zeit tragen, von sich und entfliehen so schnell wie möglich. Die Männer sammeln natürlich das fortgeworfene Gut auf und betrachten es als ihr Eigentum. Dies Treiben wird einige Wochen fortgesetzt, während welcher Zeit die Männer auf dem tálohu bleiben, wo sie in der Meinung der Weiber und Uneingeweihten dem Geiste Kokorra dienen. Zur Verstärkung dieser Meinung verstehen die Männer auf dem tálohu allerhand schauerlich klingende Geräusche hervorzubringen, die nach der Meinung der Uneingeweihten Geisterstimmen sind.

In Nord-Bougainville finden wir eine ähnliche Institution, die anscheinend eine Erweiterung und Vervollkommnung des Vorherbeschriebenen ist. Man nennt dieselbe in Bougainville rukruk, manchmal auch burri. Der Hergang ist nun dieser: Zeitweilig erwählen die älteren Männer aus befreundeten Nachbarfamilien einen Knaben oder Jüngling, der den Ruk-Ruk noch nicht mitgemacht hat. Häuptlinge wählen gewöhnlich mehr als einen Jüngling, aber selten übersteigt die Anzahl der Erwählten die Zahl vier. Es ist eine besondere Ehre, von einem Häuptling erwählt zu werden. Die Auserwählten werden nach der Wahl Mataseséń genannt und gehören als solche während der Zeit des Ruk-Ruk den Wählern, die deren Marau genannt werden. Der Marau führt seine Mataseséń nach einem entlegenen Platz im Walde, wo eine geräumige Hütte errichtet worden ist, áhbassa genannt; der Platz ist der áhbassa burri. In der Hütte, die nebenbei den Marau und den Mataseséń als Schlafstelle dient, werden die ballonförmigen Hüte aufbewahrt, mit denen die Mataseséń bekleidet werden. Diese Hüte, hassebou genannt, werden von bestimmten alten Männern angefertigt, und der Marau zahlt dem Fabrikanten für jeden hassebou einen Faden Biruan (Muschelgeld), Speere, Pfeile und Bogen usw. Die Mataseséń müssen sich auf dem

ahbassa burri aufhalten, bis ihre Kopfhaare so lang wachsen, daß sie, in den hassebou eingezwängt, denselben auf dem Kopfe festhalten. (Tafel 51 zeigt eine Gruppe von Mataseséń.) Sobald dies der Fall ist, können die Mataseséń den Platz verlassen und ihre Verwandten und Heimatsdörfer besuchen; sie dürfen sich aber den Weibern nie ohne Hut zeigen und müssen abends stets nach dem áhbassa burri zurückkehren. Wollen sie baden, so geschieht dies während der Nacht am Strand oder an entlegenen Stellen in den Gebirgsflüssen. Während der ganzen Zeit arbeiten die Mataseséń für ihre Marau; sie legen für sie große Pflanzungen an, werden überhaupt recht streng gehalten, und wenn es an Nahrungsmitteln gebricht, so müssen die Verwandten das Nötige herbeischaffen und außerhalb der hohen Umzäunung des áhbassa burri niederlegen. Würden Weiber den Platz betreten, was übrigens wohl nie geschieht, so würde man sie töten; getötet werden sie auch, wenn sie einen Mataseséń zufällig ohne Kopfbedeckung sehen und dabei ertappt werden. Solche Fälle sollen nicht gerade selten sein, denn ein Menschenleben ist in Bougainville nicht von großem Wert. Infolgedessen ist es begreiflich, daß die Weiber sich von dem Aufenthaltsorte der Mataseséń und deren Pflanzungen möglichst fernhalten. Den Weibern wird gesagt, daß auf dem áhbassa burri die Mataseséń mit Geistern, welche ruk genannt werden, verkehren. Es gibt zwei verschiedene Geister, einen männlichen, ruk a tzon, und einen weiblichen, ruk a tahol genannt. Diese Geister bringen ein Geräusch hervor, das den Ohren der Weiber so schrecklich klingt, daß sie aus Angst ihre Habseligkeiten von sich werfen und eiligst das Weite suchen. Es ist selbstverständlich, daß die Marau und Mataseséń das Fortgeworfene an sich nehmen. Das so furchtbar klingende Geräusch ist nun an und für sich harmlos genug, denn das Instrument, welches dasselbe hervorbringt, ist ein Schwirrholz, das an einem dünnen

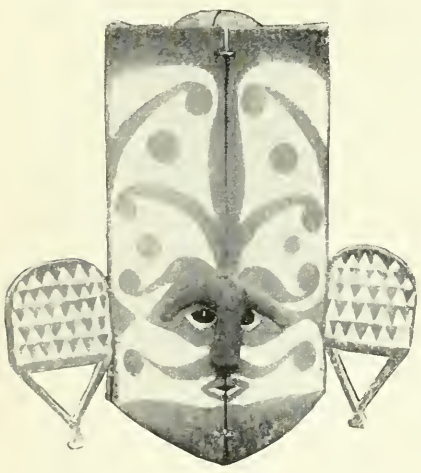


Abb. 124. **Maske aus Bougainville.**

Faden mit großer Schnelligkeit über dem Kopfe herumgewirbelt wird. Selbſtverſtändlich iſt das Schwirrholz ein Geheimnis, das den Weibern aufs ſtrengſte verborgen bleibt, und das ein Beſucher nur höchſt ſchwierig zu Geſicht bekommt. Der tiefe, brummende Ton, den das Inſtrument hervorbringt, iſt im Walde weithin hörbar, namentlich wenn mehrere auf einmal geſchwungen werden.

Wenn endlich das Kopfhaar den hassebou ganz ausfüllt, wird ein großes Feſteſſen innerhalb des áhbassa burri veranſtaltet, wozu auch den Vätern und männlichen Verwandten Zutritt geſtattet iſt. Dies Feſt dauert mehrere Tage; Tänze und Geſang wechſeln mit Schmauſereien ab; die Männer bereiten alle Speiſen, den Weibern iſt auch jetzt noch die Annäherung ſtreng unterſagt, und die vermeintlichen Geiſterſtimmen des ruk halten ſie in reſpektvoller Entfernung. Die Eltern der Mataseſén geben nach beendetem Feſte den Marau Geſchenke, beſtehend aus zwei bis drei Stücken Biruan, Speeren, Bogen und Pfeilen und anderen Habſeligkeiten. Die hassebou werden auf dem Feſtplatze den Jünglingen abgenommen und dort verbrannt, ebendort werden die langen Haare der Mataseſén abgeſchnitten, dann jedoch mit Blättern umwickelt zu einem Bündel verſchnürt und in ihren Wohnhütten aufbewahrt. In der Regel läßt man eine einzelne lange Locke im Nacken ſtehen, die am Ende mit Perlen oder mit einer Muſchel verziert wird. Nach dem Haarſchneiden führen die Marau ihre Mataseſén in deren Heimatsdörfer zurück, und dies iſt dann wieder eine Veranlaſſung für weitere Feſtlichkeiten. Bei dieſer Rückkehr wird ein hoher Pfahl oder Maſt auf einem freien Platze des Dorfes errichtet; dieſer mit Laub und Bemalung geſchmückte Maſt wird von einem Marau erklettert, und dieſer ruft nun von oben die Mataseſén bei denjenigen Namen, mit welchen ſie hinfort genannt werden; der alte Name fällt der Vergeſſenheit anheim. Dieſer Maſt heißt kukun

Abb. 125. **Maske aus Niſſan.**

a solo; er wird nach der Namengebung ausgehoben, zerschlagen und verbrannt. Die Mataseséη erwählen nach überstandener Ruk-Ruk-Festlichkeit in der Regel eine Frau. Sie gelten hinfort als Erwachsene und nehmen an allen Festlichkeiten der Erwachsenen teil.

Unwillkürlich drängt sich ein Vergleich des Ruk-Ruk der Salomonier mit dem Duk-Duk der Gazellehalbinsel auf. Es ist nicht nur der fast gleiche Name, der auf einen solchen Vergleich leitet. Wie beim Duk-Duk ein eigener Festplatz für die Teilnehmer bestimmt ist, der taraiu, so auch bei dem Ruk-Ruk der tálohu, zwei Worte, die bei der sonst sehr verschiedenen Sprache die größte Ähnlichkeit haben. Der Ausschluß der Frauen bei allen Festlichkeiten auf dem Festplatz ist gemeinsam, ebenso die Vorspiegelung, daß auf den Festplätzen die Teilnehmer mit Geistern verkehren. Der weibliche Geist ruk a tzon entspricht dem als weiblich gedachten Tubuan, der männliche Geist ruk a tahol dem männlichen Duk-Duk. Das Erschrecken der Weiber und die Aneignung der fortgeworfenen Gegenstände ist ein gemeinsamer Zug, ebenso die Tötung der Weiber, wenn sie zufällig das Geheimnis durchdringen. Das Verbrennen des hassebou und das Verbrennen der Duk-Duk-Anzüge ist eine weitere Übereinstimmung, und wenn wir so gut mit dem Ruk-Ruk vertraut wären wie mit dem Duk-Duk, so würden sich sicher noch manche weiteren Ähnlichkeiten nachweisen lassen.

Mit dem Ingiet der Gazellehalbinsel haben diese Geheimbünde das gemeinsam, daß bei den Zusammenkünften mancherlei Unzucht getrieben wird. Sodomie wird ohne Scheu ausgeübt, und man sieht darin nichts Unrechtes. Unsere Begriffe von Moral sind so weit verschieden von den Begriffen der Eingeborenen, die nur dasjenige als unrecht oder böse ansehen, wodurch dem Allgemeinwesen ein Schaden zugefügt wird, daß moralische Verirrungen, wie z. B. Sodomie, in ihren Augen als harmlose Spielerei aufgefaßt werden. Dies kommt auch darin zum Vorschein, daß, obgleich sittliche Vergehen wie Ehebruch und Blutschande in der Regel mit dem Tode oder wenigstens mit schweren Geldbußen bestraft werden, Sodomie frei ausgeht, höchstens eines Lächelns gewürdigt wird.

Wie im Bismarckarchipel so finden wir auch auf den deutschen Salomoinseln das Totemsystem.

In Buka zerfällt die ganze Bevölkerung in zwei große Klassen, welche als Abzeichen das Huhn und den Fregattvogel haben und dem-

entsprechend kéreu und mánu genannt werden, nach den Namen der beiden Vögel. Ein kéreu kann nur eine mánu heiraten. Verbindungen zwischen Personen gleichen Abzeichens gelten als Blutschande. Die Kinder erben stets das Zeichen der Mutter. In Nord-Bougainville hat man dieselben zwei Abzeichen, das Huhn, atóa, und den Fregattvogel, manu. Im südlichen Bougainville bestehen völlig ähnliche Verhältnisse, nur mit dem Unterschiede, daß als Stammeszeichen eine größere Anzahl von Vögeln dienen, und daß die Besitzer desselben Stammesabzeichens nicht nach dem betreffenden Vogel genannt werden, sondern einen eigenen Stammesnamen führen. Die Mitglieder des Stammes, die als Zeichen die Taube (baólo) haben, heißen Baumane; die, welche den Buceros (popo) haben, heißen Simäa; die, welche den Kakadu (ána) haben, heißen Bánahu; die, welche den Fregattvogel (mánua) haben, heißen Talapuini; die, welche den tigenōu haben, nennt man Hanapare; die des kápi: Talasaggi; die des tálile: Habubúsu. Mitglieder des einen Clans heiraten nur Mitglieder eines anderen Clans, aber auch hier ist es feste Regel, daß die Kinder der Sippe der Mutter angehören.

Äußere sichtbare Stammeszeichen gibt es nicht, die Mitglieder eines Totems erkennen sich jedoch und betrachten sich als nahe Verwandte.

* * *

Es ist klar, daß die Geheimbünde einen charakteristischen Zug im geistigen Leben der Melanesier ausmachen. Wir haben bei dem Duk-Duk gesehen, daß derselbe erst in verhältnismäßig neuer Zeit sich auf der Gazellehalbinsel verbreitete. Dennoch dürfen wir daraus nicht folgern, daß alle Geheimbünde neueren Datums sind; sie sind im Gegenteil wohl sehr alt und haben möglicherweise einen gemeinsamen Ursprung. Im Laufe der Zeit haben sich die Geheimbünde jedoch in den verschiedenen Gegenden verschieden entwickelt und würden sich, wenn man die Eingeborenen in Ruhe ließe, möglicherweise noch weiter entwickeln und neue Formen bilden. Es ist ihnen allen sehr vieles gemein, selbst kleine Nebenumstände sind in weit entfernten Gegenden dieselben, und je mehr man sie kennen lernt, desto mehr kommt man zu der Überzeugung, daß sie gemeinsamer Abstammung sind.

Dies wird dem Leser deutlicher werden, wenn er die nachfolgende kurze Schilderung der geheimen Verbindungen, die auf den übrigen

melanesischen Inseln bestehen, mit der ausführlicheren Beschreibung der Vereine im Bismarckarchipel vergleicht.*

Auf den südlichen Salomoinseln treffen wir auf der Insel Florida den Matambala, auf den Banksinseln den Tamate, auf den nördlichen Neuhebriden den Qatu. Aus Neukaledonien sind uns bei gewissen Festlichkeiten vermummte Personen bekannt, deren Maskierung fast identisch ist mit dem des Tamata der Banksinseln. Ebenso kann wohl der Nanga aus Fidschi, obgleich etwas verschieden, hierher gerechnet werden.

Der Matambala in Florida soll von der großen Insel Ysabel gebracht worden sein. Alte und Junge, Verheiratete und Unverheiratete werden aufgenommen; ein Mann, der nicht dem Verein angehört, steht nicht auf gleicher Stufe mit den Männern, die Vereinsmitglieder sind. Die Weiber und Kinder sowie die Uneingeweihten, matavonovono, glauben, daß der Eingeweihte mit Geistern verkehrt; die schrillen Rufe und unerklärlichen Laute, die vom Festplatze her erschallen, sind in ihren Ohren nicht menschlich; die Gestalten, welche erscheinen, sind keine Menschen.

Die Banks- und Torresinseln scheinen Hauptsitz der Verbindungen zu sein, deren Mitglieder dort „die Geister", o tamate, netmet, genannt werden. Namentlich in der Torresgruppe sind die Verbindungen zahlreich, und es gibt Leute, welche vier oder fünf derselben angehören. Die Hauptverbindung ist die tamate livoa von Mota. Eine andere Verbindung unterscheidet sich durch einen besonderen Tanz und hat ein eigenes Klub- oder Vereinsgebäude; diese, der Qat, herrscht auf den Banksinseln und ist in der Torresgruppe unbekannt.

Alle Tamateverbindungen haben als äußeres Zeichen ein bestimmtes Blatt oder eine Blume. Nur den Mitgliedern ist das Tragen dieses Zeichens erlaubt, und Übertretungen werden schwer bestraft. Neben dem großen Tamate, der mächtigsten Verbindung, bestehen zahlreiche lokale kleinere Verbindungen neueren Datums, welche als Abzeichen in der Regel einen Vogel haben. Der Versammlungsort des großen Tamate heißt der Salagoro und ist, wie der Tarain der Gazellehalbinsel, ein abgelegener Platz im Walde, unweit der Dorfschaft. Der dahin ab-

* Die nachfolgenden Auszüge entnehme ich im wesentlichen dem ausgezeichneten Werke von Codrington: „The Melanesians, their Anthropology and Folklore".

zweigende Pfad ist durch ein bestimmtes Zeichen als „verbotener Weg" kenntlich gemacht; keine Frau und kein Uneingeweihter dürfen wagen, diesen Weg zu betreten; Fremden aus anderen Gegenden wird dann und wann der Zutritt gestattet. Auf dem Salagoro werden die Maskenhüte und Anzüge aufbewahrt; das dortige Gebäude enthält nichts Außergewöhnliches. Das einzig Merkwürdige ist der Apparat, womit das Geräusch erzeugt wird, das den Uneingeweihten als eine Geisterstimme gilt. Er besteht aus einem flachen, glatten Stein, worauf das Stielende eines Fächerpalmenblattes gerieben wird; das fächerförmige Blatt gerät dadurch in Schwingungen, und diese erzeugen den eigentümlichen Laut, der nach Belieben an Stärke und Ton verändert werden kann. Das Schwirrholz, das in Nord-Bougainville so sorgfältig verheimlicht wird, ist auf den Banksinseln ein allgemein bekanntes Instrument.

Der Matambala auf Florida ist dem Einfluß des Christentumes erlegen. Wir wissen wenig darüber; es ist jedoch bekannt, daß Leute aus Florida auf den Banksinseln den dortigen Tamate als identisch mit ihrem Matambala erkannten. Auf den Banksinseln hat sich der Tamate wie der Duk-Duk der Gazellehalbinsel trotz des Christentumes bis heute erhalten.

Um in den Verein des großen Tamate aufgenommen zu werden, hat der Betreffende zunächst ein Schwein zu bringen, welches den Mitgliedern dargebracht wird; dann muß er eine bestimmte Fastenzeit durchmachen. Wenn er auf den Salagoro geführt wird, muß er Zahlung leisten; dann hält er sich während einer Anzahl von Tagen verborgen und darf dann bei der täglichen Zubereitung der Speisen helfen. Diese Frist ist verschieden; bei einigen Vereinen bleibt das neue Mitglied bis zu hundert Tagen verborgen und hilft dann ebenso lange beim Kochen. Während der ersten hundert Tage darf er sich nicht waschen und wird dermaßen von Schmutz inkrustiert, daß er unkenntlich wird; man sagt dann von ihm: „Er ist so schmutzig, daß er unsichtbar wird!"

Außerhalb der eigentlichen Festzeit ist der Salagoro der übliche Versammlungsplatz der Mitglieder. Ist ein Fest im Anzuge, so deutet das weithin tönende Geräusch des linge tamate den Beginn der Mysterien an. Neue Masken und Anzüge werden gemacht, und die maskierten Mitglieder suchen die Dörfer heim, nehmen ungestraft, was sie an Feld- und Gartenfrüchten brauchen, und erschrecken Weiber und Kinder.

Diejenigen der Neuhebriden, welche der Banksgruppe benachbart sind, haben ebenfalls Tamatevereine. Auf Aurora, Araga und Ambrym hat man geheime Zusammenkunftsorte und Maskierungen. In Ambrym führte man Dr. Codrington auf einen solchen Platz und zeigte ihm eine Maske, die aus einem Schädel gemacht und mit langen Haaren und Eberhauern versehen war.

Die Verbindung des Qat ist von der Tamateverbindung darin verschieden, daß sie keinen festen Versammlungsort besitzt; ihre Haupteigentümlichkeit ist der Tanz. Der Tamate führt die landläufigen Tänze auf, aber der Qat selber ist ein Tanz oder richtiger, er wird getanzt. Wenn eine gewisse Anzahl von Novizen vorhanden ist, dann werden dieselben nach einem abgelegenen, umzäunten Platz geführt. Hier verbleiben sie ungewaschen und nur mit Asche eingerieben während einer längeren Zeit, während welcher sie den Tanz erlernen, sowie den begleitenden Gesang, durch den alle Bewegungen geregelt werden. Vorher müssen sie jedoch ein Eintrittsgeschenk hinterlegen. Obgleich der Geist Qat gewissermaßen durch diese Tänze geehrt wird, so hat dennoch die Aufnahme keinerlei religiöse Bedeutung. Der bei den Tänzen getragene Hut wird ebenfalls Qat genannt. Der Neophyt lernt einen schwierigen Tanz, welcher lange und vielfach wiederholte Übung erheischt, nicht so sehr infolge komplizierter Figuren, sondern wegen der Schnelligkeit und Präzision der Tanzschritte. Diese richten sich nach einem Gesang und dem Schlagen eines Bambusstückes; der Gesang wird mit leiser, tiefer Stimme intoniert. Diese Gesänge sind nur den Eingeweihten bekannt; eine tiefere Bedeutung fehlt ihnen. Hier folgt in der Übersetzung ein Beispiel:

„Mutter, hole meinen Bogen, daß ich ein Huhn, ein fliegendes Huhn erlege! Mutter, bringe den Bogen her, damit ich das Huhn schieße!"

Die Worte dieses Liedes, wenn man es so nennen will, werden in unendlicher Reihenfolge wiederholt.

Wenn die bestimmte Zeit heranrückt, erscheinen die neuen Tänzer und die Eingeweihten mit hohen Hüten auf den Köpfen. Dieselben sind spitz und ruhen auf den Schultern; im Laufe der Zeit sind sie allmählich so hoch geworden, daß man an den Seiten Leinen anbringt, um sie aufrecht zu halten, und daß es unmöglich wird, damit zu tanzen.

Man wird hier unwillkürlich nicht nur an die Duk-Duk-Maske, sondern auch an die eigentümlichen Tanzaufsätze der Baining auf der Gazellehalbinsel erinnert.

Auf den nördlichen Neuhebriden hat der Qatu, neben anderen Institutionen derselben Art, seinen Sitz namentlich auf Maevo, Omba und Araga. Von Omba ist nur bekannt, daß dort ein Hut gebraucht wird von der Gestalt eines Haifisches; von den anderen Inseln liegen ausführlichere Berichte vor.

Auf Maevo bestehen mehrere Qatu, aber einer derselben, der qatu lata, ist das Haupt. Die Aufnahme besteht in der geduldigen Ertragung von Plackereien und Mühseligkeiten, aber keinerlei Geheimnisse werden mitgeteilt, es sei denn der Gesang, der Tanz und die Anfertigung der Anzüge. Unweit des Dorfes wird eine dichte Umzäunung errichtet, und innerhalb derselben verweilen die Novizen, ungewaschen und nur spärlich genährt, etwa 30 Tage. Das Abzeichen der Mitgliedschaft ist die Blüte einer Pflanze, nalnal genannt. Die Aufgenommenen nehmen einen neuen Namen an, führen jedoch daneben den früheren Namen weiter. Sie werden ferner Tari und Bula; die jungen Leute, gewöhnlich Tileg und Goa genannt, werden Tari-koli und Bula-ngoda. Weiber dürfen die Novizen nicht sehen, solange diese nicht zum öffentlichen Leben zurückgekehrt sind. Übertretung wird mit dem Tode bestraft. Geschwärzt von Schmutz und Ruß erscheinen endlich die Neuaufgenommenen, aber kein Uneingeweihter darf sie in diesem Zustand sehen, erst müssen sie sich reinigen und waschen.

Das große Geheimnis des Vereines ist die Anfertigung des Qatuhutes, der uns wiederum an den Duk-Duk und andere Masken Neupommerns erinnert.

Auf Araga wird die Institution Qeta genannt. Alle fünf bis sechs Jahre werden Neuaufnahmen veranstaltet. Die Neophyten werden in kleinen Hütten untergebracht, die für diesen Zweck auf einem Platz errichtet werden, zu dem der Zutritt allen Nichtmitgliedern verboten ist; hier verweilen sie während einer bestimmten Zeitperiode und erlernen unterdessen einen bestimmten Gesang und einen Tanz; die Absonderungszeit ist von unbestimmter Dauer. Die Eingeweihten verlassen nach wenigen Tagen den Platz, und Nahrungsmittel werden nun sehr spärlich, obgleich jeder Neophyt täglich nur ein geringes Quantum erhält. In der Regel dauert

die Absonderungszeit fünf Monate, von der Zeit an, daß man die Yamschößlinge in die Erde senkt, bis zu der Reife der Knollen. Während dieser ganzen Zeit dürfen sich die Neophyten nicht waschen. Wenn die ersten reifen Yamknollen ausgegraben werden, gehen die Jünglinge ans Wasser und waschen sich; erst dann dürfen sie in ihre Dörfer zurückkehren, und die Weiber dürfen sie wieder anschauen. Sie sind nun Tari, und dies Wort wird ihrem Namen hinzugefügt, z. B. Liu wird Tariliu, Suluana wird Tarisuluana usw.

Der Matambala auf Florida wird auf einen Eingeborenen namens Siko zurückgeführt, der ihn von Bugotu auf Ysabel gebracht haben soll. Die Feste fanden alle sechs bis zehn Jahre statt. An einer bestimmten Stelle der Insel befand sich ein Platz, den zu betreten allen Nichtmitgliedern aufs strengste verboten war. Innerhalb dieses verbotenen Distriktes gab es zwölf Abteilungen, und eine jede derselben besaß ein heiliges Haus. Zwei dieser Häuser waren so heilig, daß niemand hineinging oder auch nur in ihre Nähe kam; in diesen Häusern standen aus Holz geschnitzte Vögel, Fische, Krokodile und Haie, auch Nachbildungen von Menschen, von Sonne und Mond.

Wenn die Canarinüsse zu reifen anfingen und die ersten Früchte gesammelt wurden, begannen in der Regel die Zeremonien. In einem bestimmten der genannten zwölf Häuser wurde das Aufschlagen der Nüsse zuerst begonnen und in bestimmter Reihenfolge in den übrigen Häusern fortgesetzt. Die Frauen setzten Körbe in Reihen an den Weg, sobald der erste Neumond nach der Nußreife erschien, und die Männer füllten von morgens bis abends die Körbe mit den Nüssen. Der folgende Mond wurde der Mond des Reinfegens genannt, d. h. alle Wege innerhalb des heiligen Distriktes wurden gesäubert und gefegt, um zu zeigen, daß sie jetzt für den Matambala bereit und ihm geweiht seien.

Am Tage der Einführung begaben sich die Mitglieder nach den kleinen Hütten, welche zu diesem Zweck am Strande errichtet worden waren; sie nahmen ihre Freunde, die in den Bund einzutreten wünschten, mit, und in diesen Hütten mußten die Novizen bleiben, ohne Zutritt zu dem eigentlichen, heiligen Platz, vunu tha, zu erhalten, wo die Mitglieder mittlerweile die Gegenstände aus Bambusrohr herstellten, welche tindalo genannt wurden. Diese hatten verschiedene Form; eine derselben, voi genannt, bestand aus einer etwa zehn Fuß langen und neun Fuß

hohen Wand aus Baumrinde, ornamentiert und bemalt; mehrere dahinter versteckte Männer trugen diese Wand ins Freie, und die Weiber durften das Gebilde anschauen; eine andere hieß koitaba vunutha und war so groß, daß 80 bis 100 Männer sich darin verstecken konnten; diese trugen das Gebilde nach dem Strande, wo ein jeder es bewundern konnte.

Nachdem die Wege gefegt waren, schlugen die Matambalaleute die für ihre Gebilde nötigen Bambusrohre. Verschiedene Längen von Rohr wurden aneinander gebunden und ein konisches Gerüst angefertigt, das mit bemalten Blütenscheiden der Sagopalme bekleidet wurde. Diese Gebilde wurden nach der Fertigstellung der Öffentlichkeit präsentiert, und die Nichteingeweihten glaubten, es seien Geister.

Eine Art von Aufnahmefeierlichkeit bestand darin, daß jeder Neophyt einen Baumstamm umklammerte und in dieser Stellung an sechs Stellen des Körpers mit einem glühenden Holzbrand berührt wurde. Danach waren sie Matambala oder Leute des Siko, des Gründers des Vereines. Die Festlichkeit dauerte etwa drei Monate; während dieser Zeit trieben die Matambala ihr Unwesen, plünderten die Umgegend und terrorisierten die Weiber. Diese letzteren mußten zahlreiche Gerichte bereiten, und die Matambala holten dieselben ab, wobei sie das Schwirrholz, buro, schwangen und Bündel von Kokosblättern an einen Stock schlugen. Sobald die Weiber das von diesen Instrumenten hervorgebrachte Geräusch hörten, schlüpften sie schnell in ihre Hütten und schoben aus einer kleinen Öffnung in der Hauswand die Speisen nach draußen. Auf diesen Ausflügen waren die Körper der Männer in Laub eingehüllt, damit man sie nicht erkennen konnte.

Wie von den Inseln Melanesiens sind uns auch aus Neuguinea eine Anzahl von Geheimbünden bekannt, die viele Ähnlichkeiten mit den Verbindungen des Bismarckarchipels und der Salomoinseln haben. Sie vereinigen jedoch damit einen charakteristischen Zug, der uns nur auf dem Westende von Neupommern und den Französischen Inseln ähnlich entgegentritt, nämlich die Aufnahme der Jünglinge in die Gemeinschaft der Erwachsenen durch die Beschneidung. In der Ingietverbindung der Gazellehalbinsel erkennen wir zwar eine Verwandtschaft, da hier jedoch keine Beschneidung stattfindet, so sind die Zeremonien bedeutend abgekürzt und entsprechend modifiziert.

Die Herren Dr. Schellong und Missionar Bammler haben uns mit den Balumfestlichkeiten der Eingeborenen um Finschhafen näher bekannt gemacht. Bei diesen spielt das Schwirrholz ganz wie auf den Salomoinseln ein große Rolle als Erzeuger des Geräusches, das von Nichteingeweihten als eine Geisterstimme angesehen wird. Aus den Mitteilungen der Genannten geht jedoch deutlich hervor, daß wir es auch hier mit einem Geheimbunde der Männer zu tun haben und daß es den Nichteingeweihten nur erlaubt wird, gewisse öffentliche Schaustellungen der Verbindung zu sehen. Kommen wir weiter nach dem Westen, nach der Astrolabebucht, so finden wir in den Asagebräuchen eine dem Balum sehr nahe stehende Institution.

Noch weiter westlich finden wir von der Bertrand- und der Guilbertinsel an auf dem gegenüberliegenden Festlande die Parakinstitution, die bis über Berlinhafen hinaus etwa bis zum Dorfe Serr reicht.

Hier sind überall gewisse Häuser für den Verein reserviert (Papua-Album Band II, Tafel 11); sie sind in den Augen der Uneingeweihten Wohnungen der Geister, mit denen nur die Eingeweihten verkehren dürfen. Aus diesen Häusern erschallen die unheimlichen Stimmen der Geister, welche entweder das Herbeischaffen von Nahrungsmitteln bezwecken, oder das Davonjagen der Weiber, damit die Eingeweihten ungestört ihren Schmaus halten können.

Auch in Holländisch-Neuguinea spielen die Geheimbünde eine Rolle. Der bekannte „Tempel" in Tobadi an der Humboldtbucht (Papua-Album Band II, Tafel 2) ist nichts anderes als das Klubhaus der Männer, worin zeitweilig die jungen Leute sich aufhalten müssen. Nur den Mitgliedern ist das Betreten dieses Hauses erlaubt. Obgleich man mir den Zutritt erlaubte, so sah ich doch deutlich, daß sich ein jeder beeiferte, den neugierigen Fremdling möglichst bald loszuwerden. Die anwesenden Novizen versteckten sich in dunkle Ecken oder hinter Mattenwände, und von den zahlreich vorhandenen Trommeln und anderen Gegenständen wollte man sich trotz der verlockendsten Angebote nicht trennen, wie überhaupt dieselben nicht für die Öffentlichkeit bestimmt erschienen. Neben diesem Klubhaus steht in Tobadi ein Versammlungshaus für Männer, ebenfalls ein großer, sorgfältig errichteter Bau, der jedoch anscheinend den Charakter eines Gemeindehauses trägt; den Weibern schien allerdings das Betreten auch dieses Hauses ver-

boten zu sein, es war jedoch ringsherum völlig offen, so daß ein jeder von außen her beobachten konnte, was drinnen vorging, während der „Tempel" dichte Mattenwände hatte und selbst die Türen derart konstruiert waren, daß bei der Öffnung derselben das Innere des Gebäudes unsichtbar blieb.

Aus Englisch-Neuguinea ist uns nichts Ausführliches über Geheimbünde bekannt, obgleich sie auch dort vorkommen. Herr Professor Haddon beschreibt in einer Abhandlung über Tänze der Torresstraße (Archiv für Ethnographie, Band VI) die Einführungszeremonien bei der Aufnahme der Knaben in den Bund der Männer auf Mer, wobei Nichtaufgenommenen und Weibern der Zutritt untersagt ist. Masken werden bei diesen Gelegenheiten verwendet, und eins der Geheimnisse, welches die Neuaufgenommenen erfahren, besteht darin, daß ihnen die Namen der verschiedenen Masken mitgeteilt werden. Die Mitteilung dieses Geheimnisses an einen Nichteingeweihten würde den Tod beider Teile herbeiführen.*

Alle diese Mitteilungen über die Geheimbünde der Melanesier und der Papua berechtigen uns zu ganz bestimmten Schlüssen. Sie sind überall ein Privileg der Männer; allen Nichtmitgliedern und namentlich allen Weibern gegenüber werden die Gebräuche der Verbindung als großes Geheimnis bewahrt; was der Öffentlichkeit gezeigt wird, ist in die Form einer Geistererscheinung gekleidet; die Geräusche, die von den Festplätzen her erschallen, sind Stimmen der Geister, die dort mit den Eingeweihten verkehren; die Maskierungen repräsentieren nicht, sondern sind Geister nach den Auffassungen der Uneingeweihten; in der Regel haben die Neuaufgenommenen eine Reihe körperlicher Entbehrungen und Leiden durchzumachen, entweder langes Fasten, oder erniedrigende Tätigkeiten, oder direkte körperliche Mißhandlungen; fast immer ist mit der Aufnahme eine Zahlung verbunden; wo man Geld kennt, wie z. B. auf der Gazellehalbinsel, ist dies das bequemste und am leichtesten abzumachende Zahlmittel, wo man solches nicht hat, treten Lieferungen von Speisen aller Art an seine Stelle. Die Mitglieder der Vereine haben nicht nur soziale, sondern namentlich auch materielle Vorteile;

* Mittlerweile hat Professor Haddon neue und umfangreiche Studien über diesen Gegenstand gemacht, die mir leider nicht zugänglich sind, die jedoch beweisen, daß im englischen Teil Neuguineas die Geheimbünde weit verbreitet sind.

sie sammeln nicht nur ein Vermögen an Geld, sondern sie sichern sich einen immer wiederkehrenden luxuriös gedeckten Freitisch bis zum Ende ihres Lebens. Irgendwelche religiöse Motive kann ich in keiner dieser Verbindungen erkennen. Geister und Geisterstimmen hausen auf den Festplätzen der Vereine, Geister nach den Begriffen der Eingeborenen zeigen sich der Öffentlichkeit, aber die Eingeweihten wissen, daß alles eitel Mummenschanz ist, und von einer Verehrung von Geistern oder höheren Wesen ist nirgends die Spur. Wenn z. B. auf der Gazellehalbinsel der Kultus oder, wie man wohl richtiger sagen mag, die Hochachtung gegen Vorfahren dadurch zum Ausdruck gebracht wird, daß man die Schädel derselben ausgräbt, sie öffentlich ausstellt und ihnen zu Ehren Festlichkeiten veranstaltet, so hat sich der Tubuan diesen Brauch zunutze gemacht, weil seine Eigentümer als schlaue Finanzleute einsahen, daß aus der Geschichte Geld zu machen sei. Wir wissen, daß in vielen Gegenden der Gazellehalbinsel die Tubuan- und Duk-Duk-Institution verhältnismäßig neuen Datums ist, die Eingeborenen sagen aber, daß die Schädelverehrung viel älter ist.

Dies sollte unsere Ethnologen viel vorsichtiger machen in ihren allgemeinen Schlußfolgerungen. Vielen derselben steht der Eingeborene auf demselben Standpunkt, den er vor Jahrtausenden einnahm. Das ist aber durchaus nicht der Fall; eine Entwicklung ist bei den Naturvölkern auch erkennbar; sie ist nicht regelmäßig, bewegt sich sprunghaft und gerät nicht selten in eine retrograde Bewegung, um erst nach langem Rückgang wieder auf die rechte Bahn zu gelangen, aber sie zeitigt immer neue Blüten, die bald von längerer, bald von kürzerer Dauer sind, je nachdem günstige oder feindliche Elemente sich bemerkbar machen.

* * *

Auch über das Totemwesen liegen uns von den melanesischen Inseln eine Reihe von Mitteilungen vor. Codrington, dem ich auch hier folge, berichtet, daß auf den Inseln und Inselgruppen, die er in seinem Buche bespricht, also den südlichen Salomo-, den Banks-, Torresinseln und Nord-Neuhebriden, die Eingeborenen in zwei oder mehrere Klassen geteilt sind, und daß Heiraten innerhalb derselben Klasse nicht erlaubt sind. Das Mutterrecht ist überall hier herrschend und bildet das Fundament, worauf die gesellschaftlichen Beziehungen aufgebaut sind. In den

Salomoinseln ist diese Einteilung in Klassen, soweit wir wissen, nicht allgemein, ebenso wie das Mutterrecht nicht ausschließlich maßgebend ist, so z. B. auf den Inseln Ulawa und Ugi, auf Teilen von San Christoval, Malaita und Guadalcanar. Innerhalb dieses Bezirks bilden auch die Sprachen eine eigene Gruppe, wie auch Besonderheiten in der Ornamentik und in der Erscheinung der Eingeborenen selber nicht zu verkennen sind. Im allgemeinen bestehen fast überall in Melanesien derartige Heiratsklassen, wenn auch nicht überall mit besonderen Namen oder mit besonderen Abzeichen.

Auf den Inseln Aurora und Maewo, den der Banksgruppe am nächsten liegenden Inseln der Neuhebriden, bestehen zwei Abteilungen, die sich untereinander als ta tavuluna (von der anderen Abteilung) bezeichnen. Daneben bestehen Abteilungen, welche nach dem Orte ihrer Entstehung benannt werden. Eine andere Abteilung nennt sich nach dem Octopus — wirita — und hatte ursprünglich ihren Sitz in Bugita. Die Mitglieder fangen und essen den Octopus ganz wie andere Eingeborene; wenn aber aus einer anderen Abteilung ein Mann wirita zu fangen beabsichtigt, dann nimmt er ein Mitglied der wirita-Abteilung mit sich nach Bugita und dieser ruft, am Strande stehend: „So und so (Name des Eingeborenen) wünscht wirita zu fangen!"

Auf Omba werden die zwei Abteilungen „wai wung" genannt, d. h. Fruchtbündel, oder Teile eines gemeinsamen Fruchtbündels, wie z. B. der Banane, als ob alle Mitglieder einem gemeinsamen Stock angehören.

Auf Florida und den umliegenden Inseln bestehen mehr als zwei Abteilungen. Auf Florida allein sechs, welche kema genannt werden. Jede kema hat eine selbständige Bezeichnung, nämlich nggaombata, manukama, oder honggokama (Adler), hongokiki, kakau (Krabbe), himbo und lahi. Jede kema hat einen oder mehrere buto, d. h. Gegenstände, von denen sich die Mitglieder fernhalten müssen, die sie nicht essen und nicht sehen dürfen oder denen sich zu nähern verboten ist. Ist der buto ein lebendes Wesen, so wird er manchmal gegessen, manchmal nicht; die kakau-Abteilung darf z. B. nicht die Krabbe essen, ebensowenig wie eine gewisse Papageienart (Trichoglossus Massena); dagegen essen die Mitglieder der manukama-Abteilung den Adler (manukama), dürfen aber die wilde Taube nicht anrühren. Die

nggaombata essen nicht das Fleisch der Tridacnamuschel, die lahi keine weißen Schweine.

Codrington scheint nun allerdings in diesen Einrichtungen kein Totem, noch Überreste davon zu sehen; vergleichen wir jedoch dieselben mit ähnlichen Institutionen, z. B. in Neumecklenburg oder in Bougainville, so ist es klar, daß wir hier den in Melanesien weitverbreiteten Zug finden, bestimmte Klassen nach bestimmten Gegenständen zu benennen und diesen Gegenstand in mehr oder weniger hohem Grade in Verehrung zu halten. Wo immer in Melanesien das polynesische Element eindrang, wurde die Totemeinrichtung abgeschwächt oder ging ganz verloren; der erstere Fall ist in Florida eingetreten.

Woodford bemerkt in seinem Buche „Among the headhunters" folgendes: „Während meines letzten Aufenthaltes auf Guadalcanar erfuhr ich, daß auf dieser wie auf den umliegenden Inseln ein weitverbreitetes System existiert, welches ich, in Ermangelung eines besseren Wortes, als Kaste oder Totem bezeichnen möchte. Der Name auf Guadalcanar und Florida ist „kema", auf Savo „ravu". Am Westende von Guadalcanar in Vaisili wird es „kua" genannt.

Ich konnte nur weniges darüber erfahren, der Einfluß ist jedoch ein bedeutender. Die Eingeborenen sagten mir, daß ein Weib keinen Mann ihrer eigenen Kaste heiraten kann. Sie (die Kasten) sind nicht auf Stämme begrenzt, welche dieselbe Sprache sprechen, sondern, wie ich in den nachfolgenden Beispielen zeige, gehören zu Stämmen mit verschiedenen Sprachen. Ich kann es als eine Folge des Schutzes, welche diese Kasten ihren Mitgliedern schenken, begreifen, daß gewisse Eingeborene hin und her gehen zwischen Stämmen, die in Fehde liegen, wie dies im vorigen Jahr zu meiner Kenntnis gelangte gelegentlich eines heftigen Krieges zwischen Savo und dem Westende von Guadalcanar; oder daß gewisse Eingeborene in einem Dorfe verbleiben können, wenn andere sich entfernen müssen, sobald ein feindlicher Angriff von seiten eines benachbarten Dorfes erwartet wird."

Woodford nennt dann eine Anzahl dieser kema oder ravu, die teilweise mit den von Codrington genannten identisch sind, nämlich gambata, kiki, lakoli, kakau, tanakindi, und meint, es seien noch viele mehr derselben.

Dr. Fison in Fidschi glaubt dort Spuren eines früheren Totem beobachtet zu haben. Er traf dort z. B. einen Eingeborenen, der seinen

Tafel 43. **Der Tubuan erweist einem Verstorbenen die letzte Ehre.**

Sohn lehrte, die Ratte anzubeten; auf Befragen, warum er dies tue, wurde ihm geantwortet: „Weil die Ratte unser Vater ist!"

Auch auf einigen polynesischen Inseln finden wir Überreste einer Institution, welche ich mir nur als Totem deuten kann. So hatte auf Samoa jede bedeutende Familie irgendein Tier, welches nicht gegessen und in Gegenwart der Familienmitglieder nicht mit dem gewöhnlichen Namen genannt werden durfte, sondern eine andere Bezeichnung erhielt. Es scheint mir nun nicht unmöglich, daß die Polynesier auf ihren Wanderungen von Westen nach Osten, welche sich über eine längere Zeitperiode erstreckten, mit den Melanesiern sich vermischten, namentlich deren Weiber heirateten und einen Teil ihrer Institutionen adoptierten. Namentlich durch die Heirat mit melanesischen Weibern mußte das Totemsystem, das eine so bedeutende Rolle im Leben der Eingeborenen spielt, auch auf polynesischen Boden verpflanzt werden.

Der hochverdiente Gouverneur von Englisch-Neuguinea, Sir William Mac Gregor, hatte in verschiedenen Distrikten seines Gouvernements Nachforschungen über bestehende Totemgebräuche angestellt. In seinem Jahresbericht von 1897/98 teilt er als Resultat dieser Nachforschungen mit, daß im ganzen Osten von Neuguinea der Totemismus heute noch eine bedeutende Rolle spielt. Er erstreckt sich westlich bis Mairu (Table Bay) und verschwindet dann plötzlich. Er ist ziemlich weit längs der Ostküste verbreitet; am Mambarefluß sind jedoch noch keine Spuren entdeckt worden, obgleich es wahrscheinlich ist, daß man auch dort das System kennt.

In den Zentraldistrikten fand man keine Spur von Totem, dagegen wohl am Flyfluß; hier jedoch nicht von der Bedeutung wie im Osten.

Im Osten vererbt sich das Totemsymbol der Mutter auf die Kinder, jedoch nicht überall; im Westen ist häufiger das Gegenteil der Fall. Sir William glaubt, dies sei eine Folge der höheren Stellung, welche die Weiber im Osten im Vergleich mit den Weibern im Westen einnehmen. Das Totemsystem ist überhaupt im Westen im Absterben begriffen. Die jetzige junge Generation scheint wenig oder nichts darüber zu wissen. Im Osten wird der Totemismus dagegen noch lange seinen Einfluß behaupten.

Auf der Insel Tubetube (Engineergruppe) sind die Bewohner in sechs Stämme geteilt, welche sechs verschiedene Embleme haben.

Mitglieder, welche ein und dasselbe Emblem haben, betrachten sich gegenseitig als nahe Verwandte. Fast in allen Fällen ist die erste Frage, die man an Fremde oder Besucher richtet: „Welches ist der Name deines Vogels?“ oder: „Welches ist der Name deines Fisches?“ weil die Totemembleme entweder Vögel oder Fische sind.

Männer und Weiber gleichen Totems können sich nicht heiraten; die Kinder haben das Emblem der Mutter. Dies Tier, sei es Vogel oder Fisch, dient dem Inhaber niemals als Nahrung, auch andere können es nicht töten, ohne dadurch den Unwillen des Stammes, der das Tier als Totem führt, hervorzurufen.

Auf der Insel Kiwai ist der Name für Totem „muru mara“. Hier vererbt das Totememblem sich von Vater auf Sohn. Männer und Weiber desselben Zeichens dürfen nicht heiraten; die Weiber nehmen jedoch nach der Hochzeit das Zeichen des Mannes an. Das Totememblem darf weder getötet noch gegessen werden.

In Kriegen und bei gewissen Tänzen wird dem Manne das Totemzeichen auf Brust oder Rücken gemalt, und kein Krieger greift einen Feind an, der mit seinem eigenen Zeichen bemalt ist. Außerhalb ihres Dorfes werden die Eingeborenen von Trägern desselben Emblemes stets freundlich aufgenommen.

Die Bevölkerung des Kadawarubistammes (Ture-Ture und Hawatta im Westdistrikt) hat neun verschiedene Embleme. Die Eingeborenen hier töten oder essen ihr Totemtier nicht, und die Tötung durch andere ist stets Veranlassung zu Zänkereien und Streitigkeiten. Heirat ist nur erlaubt, wenn die Totemzeichen des Paares verschieden sind. Die Frau ißt und berührt nicht das Totememblem des Mannes, dieser verhält sich dem Totem der Frau gegenüber ebenso. Die Kinder erben in der Regel das Totemzeichen des Vaters, doch kann es vorkommen, daß, wenn ein Ehepaar mehrere Kinder hat, einige derselben das Zeichen des Vaters, andere das der Mutter erben.

Die Eingeborenen in Saibai haben fünf Totemembleme. Heiraten finden nur statt zwischen Personen verschiedener Embleme; die Totemembleme werden aber in diesem Distrikt gegessen; bei der Arbeit wie bei den Beratungen vereinigen sich nur die Mitglieder desselben Totems.

Durch die eingehenden Untersuchungen der Herren Spencer und Gillen über die Stämme Australiens, welche dieselben in zwei hoch-

interessanten Bänden: „The native tribes of Central Australia“ und „The northern tribes of Central Australia“ veröffentlicht haben, sind uns die Geheimbünde der Australier näher bekannt geworden. Es würde zu weit führen, hier einen Auszug aus diesen beiden wertvollen Werken zu geben, es sei jedoch bemerkt, daß diese Geheimbünde manche Züge enthalten, welche wir bei den Melanesiern gefunden haben.*

Sowohl auf den Salomoinseln wie in dem Bismarckarchipel und in Neuguinea wird die Zeit uns noch manche wertvolle Mitteilung bringen, wodurch dieser charakteristische Zug in dem Geistesleben der Melanesier und Papua uns klarer werden wird. Was ich in dem Vorstehenden zusammengestellt habe, zeigt die großen Lücken, die noch auszufüllen bleiben, und späteren Forschern auf diesem Gebiete öffnet sich ein interessantes und dankbares Feld ihrer Tätigkeit.

Die Institution, die wir mit dem Namen „Totem“ bezeichnen und die wir bei unseren Melanesiern so weit verbreitet finden, ist in den letzten Jahren Gegenstand ausführlicher Untersuchungen gewesen, namentlich hat man versucht, den Ursprung derselben zu ergründen. Die Mitteilungen der englischen Forscher Spencer, Gillen und Howitt über die Gebräuche der Australier haben eine große Anzahl von verschiedenen Theorien zutage gefördert, und namentlich in den englischen Fachschriften werden dieselben eingehend erörtert. Ich glaube nun, daß alle diese Erörterungen sich in einem Gedankenkreis bewegen, der den Eingeborenen völlig fremd ist, und daß wir, um den Ursprung dieser eigentümlichen Institution zu erforschen, uns aller noch so geistreichen Spekulationen enthalten und den Versuch machen müssen, den eigentlichen Kern aus den späteren Hinzufügungen und Vermischungen mit anderen Gebräuchen herauszuschälen. Bei den Australiern scheint mir dies sehr schwer, weil hier eine jahrtausendlange Vermischung zweier großer Stämme stattgefunden

* Howitt's Werk „The native tribes of South-East Australia“ bringt auch ausführliche Mitteilungen über Geheimbünde, jedoch will es mir scheinen, als ob in Australien die Geheimbünde einen großen Teil ihrer Ursprünglichkeit eingebüßt haben, wohl infolge der Vermischung zweier Rassen, einer kraushaarigen, welche den heutigen Bewohnern des Archipels sehr nahe stand, und einer schlichthaarigen oder lockenhaarigen Rasse, welche im Westen ihren Heimatssitz hatte, während die kraushaarige Rasse, die ursprünglichen Besitzer der Geheimbünde, den östlichen Teil Australiens einnehmen.

zu haben scheint, welche ursprünglich in Sitten und Gebräuchen ganz verschieden waren. In dem Bismarckarchipel, wo allerdings auch eine weitgehende Mischung mit anderen Stämmen zu erkennen ist, scheint es mir eher möglich, zu einer befriedigenden Antwort auf diese Frage zu gelangen. Ich will im nachstehenden versuchen, meine Ansicht klarzulegen.

Wo wir in Neupommern, in Neumecklenburg, in Neuhannover, auf den Admiralitätsinseln und den deutschen Salomoinseln das Totemsystem vorfinden, da ist der damit verbundene Zweck immer derselbe, nämlich die scharfe Trennung verschiedener Gruppen, welche von der Mutter ein bestimmtes Gruppenzeichen erben und deren Mitgliedern es nicht erlaubt ist, unter sich eheliche Verbindungen einzugehen. Diese Gruppen unterscheiden sich in der Regel dadurch, daß sie als Gruppenattribut gewisse Tiere adoptiert haben, namentlich Vögel, z. B. Kakadu, Taube, Buceros usw., und dies Attribut bei der Geburt von der Mutter erwerben. Auf der Gazellehalbinsel und im südlichen Neumecklenburg finden wir eine noch primitivere Form, indem hier die ganze Bevölkerung in zwei Gruppen zerfällt, die einfach als „wir" (oder die unserigen) und „sie, jene" (die ihrigen) bezeichnet werden. Ich glaube darin eine primitive Form des ganzen Systemes zu sehen. Gehen wir noch weiter zurück zu einer Zeit, als auch diese einfache Zweiteilung nicht vorhanden war, so finden wir die älteste Bevölkerung auf einer Stufe, auf welcher die Ehe noch nicht vorhanden war. Innerhalb des Stammes war in der Urzeit unzweifelhaft der Verkehr zwischen beiden Geschlechtern ein völlig freier und ungebundener, und es ist in diesem Zustande begreiflich, daß die Kinder der Mutter folgten, da der Vater in den allermeisten Fällen wohl kaum nachzuweisen war. Im Laufe der Zeit mußte eine solche Inzucht sich als nachteilig und verderblich erweisen; der Stamm verlor an Kraft und Widerstandsfähigkeit und unterlag im Kampfe ums Dasein. Es scheint mir in diesem Falle, als ob recht schnell die Erkenntnis sich verbreiten mußte: Unsere Weiber gebären nicht die zur Erhaltung des Stammes genügende Nachkommenschaft, oder die Geborenen sind minderwertig und nicht imstande, das allgemeine Wohl zu fördern, folglich sind unsere Weiber nicht tauglich, und wir müssen solche aus anderen Stämmen erlangen. Diese Einsicht führte zum Frauenraub, denn wir dürfen wohl annehmen, daß zu jener fernen Zeit jeder Stamm

oder jede Verbindung ein abgesondertes Ganze bildete, das mit dem Nachbar in Krieg und Fehde lag. Frauenraub ist daher die erste Grundlage zu dem, was wir heute die Ehe nennen, obgleich die Geraubten ursprünglich wohl Gemeingut des Stammes gewesen sind, ebenso wie die eigenen Stammesweiber. Der Frauenraub mußte notwendig zu einer Absonderung in Klassen führen. Stellen wir uns vor, daß zwei benachbarte Stämme ihre Weiber gegenseitig raubten, so liegt es auf der Hand, daß in Stamm No. 1 bald viele Frauen aus Stamm No. 2 vorhanden waren und umgekehrt. Wollte nun ein Mitglied aus No. 2 ein Weib aus dem Stamm No. 1 rauben, so lief er Gefahr, ein Mädchen zu ergreifen, das von einem aus seinem Stamme geraubten Weibe geboren war, also von einer Mutter, die nach seiner Ansicht nicht imstande war, kräftige und gesunde Kinder zu gebären. Zu genealogischen Erörterungen zwischen Räuber und Geraubten war nun wohl wenig Zeit und Gelegenheit, und es liegt nahe, daß man nach gewissen Abzeichen und Besonderheiten forschte, um zu verhindern, daß minderwertige, d. h. verwandte Weiber, dem Stamme zugeführt wurden*. In Neuhannover hat man anscheinend die Linien der inneren Handfläche als solches Erkennungszeichen angesehen und ist erst später dazu gelangt, die Linien mit besonderen Bezeichnungen oder Attributen in Verbindung zu bringen. In Neuguinea malt man, wie wir bereits gesehen, das Totemzeichen auf den Körper, um dadurch die Zugehörigkeit anzuzeigen. Auf der Gazellehalbinsel ist die ursprüngliche Form geblieben. Was von einer Frau geboren wurde, die ursprünglich zu „uns" gehörte, das gehörte hinfort auch zu „uns" in dem Sinne, daß es nicht wünschenswert war, mit einem solchen Weibe geschlechtlichen

* Das Wort Totem ist nach J. W. Powell („Man." 1902. No. 75) ein Wort der Algonkinsprache, welche von den Indianerstämmen in einem Teil Kanadas und der Vereinigten Staaten gesprochen wird. Es ist nach ihm aus einer Wurzel entstanden, welche „Ton" oder „Lehm" bedeutet. Bei den Algonkinindianern wurde Ton oder Lehm verwendet, um das Gesicht oder den Körper mit dem heraldischen Zeichen einer gewissen Gruppe von Personen zu bemalen. Würde ein Algonkinindianer einen anderen fragen: „Was ist dein Ton?", d. h. was ist deine Farbe, oder was ist dein Wappenzeichen oder heraldisches Abzeichen, dann würde er die Bezeichnung Totem gebrauchen. Ich glaube hierin einen Beweis meiner Annahme zu finden, daß Eingeborene ursprünglich gewisse Zeichen verwendeten, wodurch alle solche, die einer und derselben Gruppe angehörten, leicht erkenntlich gemacht wurden.

Umgang zu haben, weil dadurch der Stamm geschwächt wurde. Da jedoch alles, was die Kräftigung oder das Wohlergehen des Stammes beeinträchtigte, vermieden werden mußte, so bildete sich mit der Zeit das Verbot aus, mit den Nachkommen des eigenen Stammes geschlechtlichen Umgang zu haben. Im primitivsten und einfachsten Zustand entstanden demnach zunächst zwei Gruppen. Verwickelter wurde die Sache, wenn mehrere Stämme unter sich den Weiberraub trieben, und hier wird wohl die Bezeichnung jeder einzelnen Gruppe durch ein bestimmtes Zeichen ihren Ursprung haben. Daß man namentlich Vögel als solche Attribute wählte, glaube ich dadurch erklären zu können, daß die meisten anderen Tiere als Wohnsitze böser Geister gedacht werden, mit denen man nichts zu tun haben wollte. Vor einigen Jahren stellte ich auf der Westküste von Neumecklenburg Untersuchungen an über das Totemsystem. Dabei fand ich, daß hier ein Vogel als Totem aufgeführt wurde, den ich sonst nicht erwähnt gefunden hatte, nämlich der Reiher. In der Dorfschaft waren fünf Männer und Jünglinge und zwei Frauen, welche zum Reihertotem gehörten, und es fiel mir sofort auf, daß alle in ihrem Äußeren mehr oder weniger sich von den übrigen Dorfbewohnern unterschieden. Teils war die Hautfarbe heller, teils war das Kopfhaar auffallend verschieden, indem einige fast völlig schlichtes Haar hatten. Eine eingehende Befragung förderte nun zutage, daß ein alter Mann mit auffallend schlichtem, grauem Haarwuchs erklärte, seine Mutter sei vor vielen Jahren in einem Kanoe angetrieben, sie wäre von dem Dorfhäuptling als Frau genommen worden, und als sie Kinder geboren, hätte man diese mit dem Totem „Reiher" bezeichnet. Aus der Ehe wären zwei männliche und zwei weibliche Kinder hervorgegangen, und von diesen letzteren stammten die gegenwärtigen Reiher. Einige Jahre später erfuhr ich dann in demselben Dorfe, daß die eine der Frauen kinderlos gestorben sei, daß die andere nach der gegenüberliegenden Gardnerinsel verheiratet worden wäre und dorthin also möglicherweise das Reihertotem weiter verpflanzt hätte, während es in seinem Ursprungsorte wohl noch vorhanden ist, aber durch die weibliche Linie nicht vererbt werden kann, weil eine solche nicht mehr existiert. Es ist klar, daß das angetriebene Weib von den weit im Osten liegenden Inseln stammte, deren Bewohner schlichtes Haar besitzen, vielleicht von Ongtong Java oder den Gilbertinseln. Derartige unfreiwillige Wanderungen gehören durchaus

nicht zu den Seltenheiten. Die Rassenmerkmale der Mutter waren zum Teil auf die Nachkommenschaft übergegangen, da sie jedoch aus einer Gegend stammte, wo man das Totemsystem nicht kennt, ihre Nachkommenschaft jedoch notwendig ein Totemzeichen besitzen mußte, so half man sich einfach dadurch, daß man den Nachkommen ein noch nicht vorhandenes Zeichen verlieh. Daß man sich auch anderswo zu helfen weiß, zeigt ein mir bekannter Fall auf der Insel Buka. Dort kenne ich zwei Weiber, die vor etwa 20 Jahren in einem Kanoe angetrieben wurden, das aus Aoba in den Gilbertinseln stammte. Die beiden Weiber wurden von Bukainsulanern zu Frauen genommen, und da die Männer das Totemzeichen „manu“ (Fregattvogel) besitzen, so hat man der Nachkommenschaft, die das Totemzeichen des Vaters niemals ererben konnte, einfach das auf der Insel vorkommende zweite Totemzeichen, kéreu (Huhn) gegeben, indem man stillschweigend voraussetzte, daß ein manu-Mann nur mit einer kéreu-Frau verheiratet sein könne und die Nachkommenschaft demnach zu den kéreu gehöre.

Es gibt nun allerdings auch Gegenden, wo das Totemsystem nicht so streng durchgeführt wird, d. h. wo das Totemzeichen sich nicht ausschließlich von der Mutter auf die Kinder vererbt, sondern wo diese je nach der Wahl der Eltern oder Verwandtschaft, entweder das Totemzeichen der Mutter oder dasjenige des Vaters erhalten. In diesen Fällen können wir fast immer mit Sicherheit nachweisen, daß hier eine Mischung mit anderen Stämmen vor sich gegangen ist, die das Totemsystem nicht kannten und es daher wohl adoptiert haben, aber die Konsequenzen nicht so scharf zogen wie dort, wo das Totemsystem von jeher heimisch war. So finden wir z. B. auf den Salomoinseln, je weiter wir nach Süden und Südosten gehen, durch den Einfluß der dort eingewanderten Polynesier das Totemsystem um so mehr modifiziert; namentlich ist die Erblichkeit des Zeichens der Mutter vielfach gänzlich verschwunden, und die Kinder erben das Zeichen des Vaters. In Australien finden wir dasselbe, wie ich vorher schon bemerkt habe, höchstwahrscheinlich dadurch hervorgerufen, daß Stämme, welche ursprünglich in dem heutigen Westaustralien ansässig waren und das Totemsystem nicht kannten, sich mit den totemistischen Stämmen Ostaustraliens vermischten. In Neuguinea finden wir dasselbe, und auf den Admiralitätsinseln können wir beobachten, wie einer der dortigen Stämme das

Totemsystem streng durchführt, die beiden anderen Stämme jedoch in den Konsequenzen des Systemes sehr lax sind, wohl weil ihnen der Gebrauch aufgedrängt worden ist und noch als etwas Fremdes angesehen wird, in dessen Beachtung man nicht sehr streng zu sein braucht.

Es muß ferner berücksichtigt werden, daß im Laufe der Zeit allerlei andere Gebräuche mit dem Totemsystem verbunden worden sind, so daß es uns heute recht schwer fällt, den eigentlichen Kern aus einer langen Reihe von komplizierten Gebräuchen und Zeremonien herauszuschälen. Die Zauberei und der Geisterglaube haben das ihrige getan, um das ursprünglich so einfache System mit Auswüchsen und Zusätzen zu schmücken, so daß es fast unkenntlich geworden ist. Dies hat ohne Zweifel sehr lange Zeitperioden erfordert, denn der Eingeborene opfert nicht ohne weiteres eine Sitte oder einen Gebrauch, der, wie das Totemsystem, so einschneidende Wirkungen auf alle Verhältnisse des öffentlichen Lebens ausübt. So ist es z. B. dem Christentum bisher nicht gelungen, das System zum Wanken zu bringen, obgleich es hie und da möglich wurde, die Vielweiberei zu beschränken und die Ehe nach christlichem System einzuführen, allerdings nur unter stetiger Überwachung von seiten der Missionare und immer noch in Verbindung mit dem hergebrachten Weiberkauf.

IX. Sagen und Märchen.

Der Sagen- und Märchenschatz der Eingeborenen ist auf den verschiedenen Inseln von sehr ungleicher Reichhaltigkeit. Nicht überall hat sich die Phantasie gleichmäßig entwickelt, hier schießt sie üppige Zweige und Blüten, dort ist sie verkümmert und kaum erkennbar.

Am ärmlichsten bestellt sind wohl die Baining. Sie pflanzen ihre Taros und kümmern sich sonst wenig um den Lauf der Dinge. Auch die Salomonier scheinen in dieser Beziehung den Bewohnern des Bismarckarchipels weit nachzustehen.

Üppig blüht jedoch die Sage und das Märchen in Neumecklenburg und, mit Ausnahme von Baining, in ganz Neupommern. Allerdings ist unsere Kenntnis eine geringe; mit sehr vielen Stämmen ist der Weiße noch nicht in intimeren Verkehr getreten und kennt nicht ihre Sprachen, und zur Hebung des Sagenschatzes ist beides unerläßlich.

Eine Klassifizierung dieser Erzählungen der Eingeborenen nach dem Inhalt halte ich bei dem zur Verfügung stehenden dürftigen Material für verfrüht, und ich führe sie daher dem Leser in bunter Reihenfolge vor.

* * *

Die Eingeborenen der nordöstlichen Gazellehalbinsel glauben, daß ursprünglich die Welt und alles in der Welt von To Kabanana (To Kabinana) gut und schön erschaffen ward. Darauf kam jedoch ein böser Geist, der alles das verdarb, was To Kabanana geschaffen, auch die Menschen. Sein Name ist in den verschiedenen Distrikten verschieden, die gebräuchlichsten sind To Karavo oder To Korvuvu, er wird jedoch auch als Purugo, To Porugo und To Purukelel bezeichnet.

Eines Tages schickte To Kabanana einen Knaben fort, damit derselbe einen Feuerbrand für die Arbeiter hole. Der Knabe wollte nicht, und To Kabanana fragte ihn: „Warum willst du nicht?“ Aber der Knabe gab keine Antwort.

Da sprach die Schlange: „Wohlan, ich werde gehen und den Feuerbrand holen!“ Und die Schlange eilte davon und brachte dem To Kabanana den gewünschten Feuerbrand.

Dieser sprach darauf zur Schlange: „Du Schlange, du wirst immer leben, ihr Ulferleute aber werdet sterben!“ Dann fügte er hinzu: „Du Schlange, iß Baumfrüchte, Vögel, Känguruhs und Mäuse im Walde, und du wirst davon leben (ewig), die da hingegen (Ulferleute) werden krank werden und sterben.“

* * *

Eines Tages wollte To Korvuvu einen Menschen fressen. Er erschlug ihn während der Nacht, zerschnitt ihn und aß ihn. Als die Leute vernahmen, daß To Korvuvu einen Mann gegessen habe, sagten sie zueinander: „To Korvuvu verdirbt die Leute, er schlägt sie tot und ißt sie.“ Sie getrauten sich aber nicht, ihn anzugreifen, denn er war ihnen an Stärke weit überlegen. Er fuhr fort, Böses zu tun. Eines Tages fing er Läuse auf dem Kopfe eines Knaben; plötzlich neigte er sich dem Ohre des Knaben zu, schnitt es ab und aß es auf der Stelle. Der Knabe fragte den To Korvuvu: „Was ißt du?“ To Korvuvu sprach: „A kubika na moramoro“; nachher gestand er ihm ein, daß er sein Ohr abgeschnitten und gegessen hatte, und fügte hell auflachend hinzu: „Es schmeckte vortrefflich!“

Der Knabe lief nun weinend zu To Kabanana und verklagte den To Korvuvu. To Kabanana jedoch sagte nur mit zorniger Stimme: „Warum gehst du zu diesem Wilden?“

* * *

Die Frau des To Kabanana gebar einen Sohn. Als er groß geworden, schickte sie ihn auf eine kleine Insel, um mit der Schleuder Tauben zu töten. Er tat es sofort, setzte sich in seinen Kahn und ruderte mit den Händen, denn Ruder gab es dazumal noch nicht. Abends ruderte er wieder ans Festland zurück. Unterwegs kam ein Haifisch daher, verschlug den Kahn und fraß den Knaben. To Kabanana und seine Frau weinten und klagten Tag und Nacht über den Tod ihres Sohnes, den sie überall suchten, aber nirgends fanden. Der Hai hatte jedoch nur den Körper des Knaben gefressen, und der unverzehrte Kopf wurde eines

Tages von den Wellen ans Ufer getragen. Hier gewahrte ihn To Kabanana, trug ihn ans Land und begrub ihn. Die Mutter blieb beständig am Grabe, weinte und klagte. Eines Tages gewahrte sie, wie etwas aus dem Grabe emporwuchs. Als man den Erdboden sorgfältig beiseite scharrte, sah man deutlich die Augen, die Nase und den Mund des Schädels, welch letzterer Wurzel geschossen hatte. To Kabanana sagte zu seiner Frau: „Laß es wachsen, wir wollen sehen, was daraus wird!" Mit der Zeit wurde der Schößling zu einem Baume, und dieser trug Früchte. Eines Tages fiel eine reife Frucht herab, man öffnete dieselbe und aß sie. Nach und nach fielen mehr Früchte herab, die alle verzehrt wurden und die man gut und wohlschmeckend fand. Der Baum, der wunderbarerweise aus dem Schädel des Knaben hervorwuchs, war die Kokospalme.

* * *

Eines Tages gingen To Kabanana, To Korvuvu und ein kleiner Knabe mit einem Netz aufs Meer, um Schildkröten zu fangen. To Kabanana und To Korvuvu hielten das Netz, während der Knabe die Schildkröten in das Netz treiben sollte. Als sie das Netz zusammenzogen, um nach der Beute zu sehen, erblickten sie ein Stück Pit (unaufgeblühte Blütenkolb eeiner Saccharumart) in demselben. Sie entfernten es und sagten: „Das ist ein dummes Ding!" Nachher wurde das Netz wieder versenkt, der Knabe machte Geräusch im Wasser, um die Schildkröten ins Netz zu treiben, aber auch diesmal befand sich das Stück Pit wieder im Netze. Abermals warfen sie es weit fort. Als sie nun zum drittenmal ihr Netz ausstellten und das Stück Pit wieder den einzigen Fang bildete, wunderten sie sich und sagten zueinander: „Dies ist ein ganz geheimnisvoller Fang!" Sie warfen es diesmal auch nicht fort, sondern nahmen es nach Hause und pflanzten es. Bald wuchs das Pit empor zu einem großen Busch. Eines Tages gingen To Kabanana, To Korvuvu und der kleine Knabe spazieren. Plötzlich sahen sie, wie eine Frau dem Pit entstieg und den Hofplatz kehrte, Feuer machte und Speisen bereitete. Die drei waren darüber sehr erstaunt und sprachen zueinander: „Wer ist das doch, der dort kehrt, Feuer anbläst und kocht?" Als die Frau das Flüstern hörte, verschwand sie sofort wieder im Pit. Die drei gingen dann in den Hof und aßen das von der Frau zubereitete Essen. Tags darauf beobachteten sie die Frau wieder, und als dieselbe

den Hofraum gekehrt und gekocht hatte, stürzten sie sich auf sie und hielten sie fest. To Korvuvu sagte: „Das ist meine Frau!“ To Kabanana sagte, sie sei seine Schwester, und der Knabe nannte sie Mutter. Schließlich behielt sie To Korvuvu als seine Frau; sie gebar ihm viele Kinder, Knaben und Mädchen, welche dann das ganze Land bevölkerten.

* * *

Simolo, ein Weib in Nakanai, arbeitete eines Tages in ihrer Pflanzung, und während sie das Unkraut jätete, näherte sich ihr ein Mann aus Ulavun. Er stellte sich hinter einen Busch und rauchte einen suk (Tabak, in ein Blatt gewickelt). Die Nakanaifrau, die das Tabakrauchen nicht kannte, wunderte sich darüber und fragte, was es wäre. Der Fremde rauchte weiter, und erstaunt ging die Frau auf ihn zu, sah, wie der Rauch aus seinem Munde kam, und bat, er möge ihr den suk schenken. Die Bitte wurde gewährt, und die Frau versuchte zu rauchen. Als der Rauch zum Vorschein kam, war sie sehr erfreut und sagte zu dem Manne: „Verheiraten wir uns.“ Beide gingen nun nach dem Ulavun (Vulkan Vater) und saßen droben rauchend und stampfend, daß die Erde erzitterte und der Berg Feuer spie. Die am Fuße des Berges wohnenden Nakanaileute sahen dies und wunderten sich sehr. Nach der verschwundenen Simolo suchten sie vergebens. Eines Abends stiegen Simolo und ihr Mann vom Berge hinunter und gingen ins Dorf. Simolo rauchte, und als die Dorfleute dies sahen, fragten sie: „Wer hat dir dieses Wunderding gegeben?“ und sie zeigte auf den fremden Mann. Die Leute aber sagten zueinander: „Lasset uns ebenso tun!“ und sie aßen (rauchten) den suk und fanden es gut. Der Mann stieg wieder mit Simolo auf den Berg, sandte sie jedoch mit Tabaksamen zurück, damit ihre Landsleute das Kraut anbauten. Der Same ging auf, und seit jener Zeit wird in allen Pflanzungen Tabak gebaut. Der Mann To Ulavun holte nun die Simolo wieder und führte sie als sein Weib nach der Spitze des Berges, wo sie seitdem verweilen und rauchen.

* * *

Die Simolo, die ein wirkliches Weib war, zeugte mit To Ulavun, der eine Schlange war, einen Knaben. Als dieser erwachsen war, sagten die Eltern zu ihm: „Gehe fort von hier und suche dir einen anderen Berg als Wohnsitz.“ Und er ging fort und erwählte als Wohnung einen

anderen Berg, dem er seinen Namen gab, Vamus (Südsohn). Er blieb immer droben, rauchte und spie Feuer und Steine aus, so daß die Dörfer im Tal verwüstet und die Menschen getötet wurden. Nur wenige retteten sich nach Wittau und Tiwongo.

* * *

Einst begaben sich alle Vulkane, der Langulangu, der Kaije, der Vunakikiu, der Koponawat, der Matalaka und der Kokomba nach Nakanai, um dem Tanze des Vamus und Ulavun beizuwohnen. Als sie am Sambai angelangt waren, badeten und schmückten sie sich und schwammen dann wieder auf Flößen weiter. In Nakanai angekommen, wohnten sie den Tänzen bei. Zuerst sahen sie den Tanz des Ulavun, und als derselbe beendet war, sagten sie, er sei nicht schön gewesen. Auch den Tanz des Vamus fanden sie nicht schön. Nachher beschenkten To Ulavun und To Vamus die fremden Vulkane mit Areca, Betel und Muschelgeld, nur dem Vunakikiu verehrten sie nichts, weil sie vorgaben, er wäre ein schlechter Mensch. Darüber war To Vunakikiu sehr zornig und sprach zu den befreundeten Vulkanen: „Gehet heim, gehet voraus, ich werde euch folgen.“ Darauf gingen sie. Der zornige To Vunakikiu aber bohrte seinen Schwanz in den Berg des Likuruanga (Nordsohn), und der Berg zitterte und schwankte, stürzte ins Meer und rauchte nicht mehr. Die Nakanaileute eilten jetzt herbei, hielten den Vunakikiu fest und beschenkten ihn mit Betel, Areca und Muschelgeld, worauf das Erdbeben aufhörte, und er nach seiner Heimat ging.

* * *

Nach dem Dafürhalten der Nakanaileute sind die Bewohner von Ulavun häßlich und mißgestaltet. Sie erzählen sich darüber folgendes:

Die Einwohner von Ulavun und Imbane fingen eines Tages einen Wengi (mythisches Seeungeheuer) und brieten das Fleisch. Eine Frau aß zuerst davon, und alsbald verzerrte sich ihr Mund, die Lippen schwollen an, und der Mund blieb offen. Die Nase wurde größer, breit und platt. Alle Kinder, welche die Frau gebar, ähnelten der Mutter, und da alle Frauen von dem Wengi gegessen hatten, so wurden ihre Nachkommen alle mißgestaltet. Seitdem schämen sie sich und kommen nicht mehr ans Ufer.

* * *

Eines Tages gewahrte Tolangabuturu eine Taube. Er folgte derselben von Baum zu Baum und versuchte, sie zu ergreifen, aber stets entwich sie seinen Griffen. Schließlich flog sie über See, und Tolangabuturu setzte sich in seinen Kahn und verfolgte sie. Nach langer Fahrt gelangte er nach einer Insel und fand, daß dieselbe ausschließlich von Weibern bewohnt war. Dies kam ihm nicht geheuer vor, und er stieg auf einen Baum, um sich zu verstecken. Doch der Schatten des Baumes fiel auf eine Quelle, und als eine der Frauen an dieselbe kam, gewahrte sie das Schattenbild des Tolangabuturu und entdeckte seinen Aufenthalt. Er gefiel ihr auf den ersten Blick, und um ihn für sich allein zu behalten, holte sie aus freien Stücken Wasser für die übrigen Weiber, damit diese keine Gelegenheit fänden, den Schatz zu entdecken. Als nun alle Weiber fortgingen, um sich am Strande mit den Schildkröten zu verlustieren, schlich sich das Weib an den Baum und hieß den Tolangabuturu herabkommen. Sie nahm ihn nach ihrer Hütte und versteckte ihn dort, aber endlich entdeckten die übrigen seine Anwesenheit, und nun wollte eine jede den neuen Ankömmling haben. Dies war die Veranlassung zu großem Streit und Hader, denn die erste Finderin betrachtete den Tolangabuturu als ihr ausschließliches Eigentum; aber schließlich einigte man sich, und er wurde das Allgemeingut der Weiber, die ihn nun bis zu seinem Ende aufs sorgfältigste pflegten.

* * *

Tokadol fand eines Tages einen Knaben und ein kleines Mädchen im Walde. Sie waren der Mutter davongelaufen, weil diese darüber erbost war, daß die Kinder ihre Mangofrüchte gegessen hatten. Tokadol hatte Mitleid mit den Kleinen und nahm sie mit nach seiner Hütte, doch seine Frau Limlimanavin war damit nicht einverstanden, denn das Mädchen erweckte ihre Eifersucht, und sie drohte, den Knaben zu fressen. Tokadol verhinderte jedoch das letztere, aber als er eines Tages fort war, führte die Frau ihr Vorhaben aus und fraß den Knaben. Den Kopf desselben versteckte sie im Gebüsch, wo er von Tokadol entdeckt wurde. Dieser war sehr erzürnt, lief nach Hause und steckte seine Hütte in Brand, damit die Frau samt derselben verbrenne. Des Knaben Kopf hatte Tokadol in ein Wasserloch geworfen, und hier besuchte ihn nun der Geist der verbrannten Frau. Tokadol fühlte sich nun sehr einsam

Tafel 44. **Tänzer, Geister repräsentierend (Gazellehalbinsel).**

und verlassen und sehnte sich nach dem Knaben, und der Geist der Limlimanavin erweckte daraufhin den Kopf zu neuem Leben, brachte den Knaben zu Tokadol, der hoch erfreut war und auch seiner Frau vergab, weil er ihre Unschuld für bewiesen hielt.

* * *

Ja Dapal hatte einen bösen, eifersüchtigen Mann, dem sie schließlich davonlief, um auf einem Felsen im Meere Zuflucht zu finden. Aber die Flut stieg; bald reichte das Wasser bis zum Gürtel, dann zum Halse und allmählich höher und höher. Ihr Mann stand am Ufer und rief ihr zu, an Land zu kommen, aber obgleich das Wasser bereits so hoch gestiegen war, daß sie von dem Felsen in die Höhe springen mußte, um den Kopf zeitweilig über Wasser zu halten, rief sie dennoch, daß sie nur kommen würde, wenn er sie holte. Da der Mann dies nicht tun wollte, mußte sie schließlich sterben.

* * *

To Kabanana ist der Erfinder der großen Fischreusen. Er unterrichtete auch den To Porugo in der Anfertigung. Eines Tages mußte To Kabanana nach einem Gehöft gehen und ließ den To Porugo auf dem Platze, um mittlerweile die angefangene Reuse weiter zu arbeiten. Dies wurde ihm nach kurzer Zeit langweilig, und zum Zeitvertreib fing er an, mit seinem Speer nach verschiedenen Gegenständen zu werfen; endlich warf er auch nach der Fischreuse, und als To Kabanana zurückkam, fand er sie zum Teil zerstört. Er schalt zwar den To Porugo, aber die Reuse mußte er selber fertigmachen.

Nun zeigte er seinem Genossen, wie man dieselbe gebrauchen solle, und unterrichtete ihn auch, wie man die gefangenen Fische herrichten und backen müsse. Darauf ging er in den Wald. To Porugo bereitete die gefangenen Fische, wie ihm gesagt worden, aß einen Teil und packte den Rest in einen Korb, um ihn dem To Kabanana in den Wald zu bringen. Unterwegs gewahrte er einen schönen Vogel und versuchte ihn mit Steinwürfen von dem Baum herabzuholen. Als keine Steine mehr vorhanden waren, warf er nach dem Vogel mit den gebackenen Fischen; aber selbstredend vergeblich. So verdarb er durch sein unüberlegtes Handeln das, was sein Genosse mit Sorgfalt und Bedacht geplant hatte.

* * *

To Kabanana und To Porugo bemerkten, daß morgens, wenn sie aus ihrer Hütte traten, jemand schon hergerichtetes Essen vor derselben hingesetzt hatte. Als dies sich verschiedentlich wiederholte, legte To Kabanana sich auf die Lauer und entdeckte, daß es ein Weib sei, welches ihnen dies Geschenk machte. Ein jeder von ihnen wollte sich nun die Spenderin aneignen, und To Porugo war laut in seinen Forderungen; aber es gelang endlich dem To Kabanana, ihn zu überzeugen, daß nur er allein ein Recht auf das Weib habe, und diese wurde nun seine Frau. Mit der Zeit hatte das Paar viele Kinder, und schließlich heiratete To Porugo eine der Töchter. Aus diesem Grunde gibt es immer noch nützliche und unnütze Menschen in der Welt, und beide müssen sehen, wie sie sich zusammen zurechtfinden.

* * *

Eines Tages gingen die Känguruhs aufs Riff, um zu fischen. Als die Flut eintrat, gingen die meisten ans Ufer zurück, nur eines hüpfte von Stein zu Stein und rief den heranschwimmenden Fischen Spottreden zu. Darüber beachtete es nicht, daß das Wasser immer höher stieg und daß es endlich, überall vom Meere umgeben, auf einem vereinsamten Felsblocke weit vom Strande zurückgeblieben war. Jetzt fing es an zu lamentieren und flehte die Fische an, es an den Strand zu tragen; aber die Fische sagten: „Vorher hast du uns verspottet und beschimpft; jetzt sieh zu, wie du ohne uns an Land kommst.“ Glücklicherweise kam die Schildkröte des Weges daher und ließ sich von den Bitten des Känguruhs rühren. Dasselbe setzte sich auf den breiten Rücken der Schildkröte und schlang seine Vorderbeine um ihren Hals, um einen besseren Halt zu haben. Die Schildkröte schwamm nun dem Strande zu; aber unterwegs zernagte das Känguruh den Panzer der Retterin, wo derselbe zwischen Kopf und Rumpf den Hals bedeckte. Als die Schildkröte dies bemerkte, fing sie ihrerseits an, die Vorderbeine des Känguruhs zu benagen, so daß dieselben kürzer und kürzer wurden. Am Strande angekommen, sprang das Känguruh von dem Rücken der Schildkröte hinunter und rief ihr zu: „Schau doch nur deinen Hals! Wie runzelig und unschön ist er geworden!“ Die Schildkröte antwortete: „Schau doch deine Vorderbeine an, wie kurz sie geworden sind.“ Seit jener Zeit hat die Schildkröte keinen Panzer zwischen Kopf und Rumpf

und zieht den Kopf zurück, um dies zu verbergen; die Känguruhs haben seit dieser Zeit kurze Vorderbeine.

* * *

In alten Zeiten hatte der Kau (Philemon cockerelli Kl.) das bunte Gefieder des Mallip (Lorius hypoenochrous H. R. Gr., eine Papageienart), und der letztere das einfache, graue Federkleid des ersteren. Eines Tages ging der Kau baden und legte sein buntes Kleid vorsorglich am Ufer ab. Auch der Mallip kam herbei und legte sein graues Kleid ab, ehe er ins Bad stieg. Da gewahrte er das bunte Gefieder und schlich sich heran, um den prachtvollen Schmuck zu bewundern. Unbemerkt putzte er seinen eigenen Körper mit den schillernden Federn, und als er fertig war, rief er dem Kau zu: „Siehe, wie schön ich bin!" Der Kau war sehr erbost und rief ihm zu, das Kleid wieder abzulegen, aber der Mallip lachte und flog davon. Darüber entrüstet ergriff der Kau einen Klumpen Erde und warf denselben dem Mallip nach. Der Klumpen traf den Kopf des Mallip, und seit der Zeit hat er auf seinem schönen roten Kopf einen großen schwarzen Fleck. Der Kau mußte nun in das unscheinbare Kleid des Mallip schlüpfen, und es ist ihm noch nicht gelungen, sein geraubtes Eigentum zurückzuerhalten.

* * *

Die folgenden Sagenbildungen datieren aus neuerer Zeit:

Als im Jahre 1878 der vulkanische Ausbruch in der Blanchebucht stattfand und die kleine flache Vulkaninsel sich bildete, will man in dem gegenüberliegenden Dorfe Karavia auf der Insel Geister in Menschengestalt gesehen haben, welche in dem aufsteigenden Dampf hin und her gingen und nach der Eruption des kleinen untermeerischen Kraters, dem die Insel ihre Existenz verdankt, ebenso plötzlich verschwanden, wie sie erschienen waren. Alte noch lebende Leute lassen sich diese Fabel nicht ausreden und sind fest überzeugt, daß es die Kinder des Kaije waren, welche bei dieser Gelegenheit zum Vorschein kamen.

Im Jahre 1901 geriet der Bremer Lloyddampfer „München" bei dem Auslaufen aus dem Hafen von Matupi auf eine davorliegende Sandbank und wurde erst nach mehreren Stunden wieder flott. Es traf sich nun, daß am Abend dieses Tages ein recht heftiges Erdbeben

auftrat, und die Matupileute erklären dies dadurch, daß der Dampfer auf den Schweif des Kaije, der in Gestalt eines Krokodiles auf dem Meeresboden liege, aufgerannt sei. Darüber erbost, habe der Kaije dann seinen Schweif hin und her bewegt und dadurch das Erdbeben hervorgerufen.

* * *

Das Sulkavolk hat bei seiner außerordentlich entwickelten Phantasie, welche überall Geister und das Tun der Geister erblickt, selbstverständlich auch eine große Anzahl von Märchen, die uns jedoch nur zum kleinsten Teil bekannt sind. Die nachstehenden verdanke ich dem Bruder Hermann Müller der Katholischen Mission, der sie nach den Erzählungen seiner Sulkazöglinge aufgezeichnet hat.

* * *

In alten Zeiten kannten die Sulka das Feuer nicht. Sie aßen ihre sämtlichen Nahrungsmittel roh, wie sie ihnen die Natur lieferte. Auch die Nacht war zu jener Zeit unbekannt, und die Grillen, die während der Nacht zirpen, existierten nicht, ebensowenig der Vogel kau, der das Tagesgrauen mit seinem Pfeifen und Schreien begrüßt.

Eines Tages nun entästete ein Mann namens E Makong (Emkong) einen Baum am Ufer des Flusses Makong. Dabei fiel sein kienho (ein Schmuckstück) ins Wasser, und er stieg vom Baume herab, legte sein Steinbeil und seinen Hüftgurt auf den Rasen und sprang ins Wasser, um seinen verlorenen Schmuck wieder herbeizuholen. Als er auf dem Grunde des Flusses ankam, sah er sich zu seinem Erstaunen in einem Gehöfte, und es liefen viele Leute herbei, um den Fremdling zu sehen. Ein Mann trat an ihn heran und fragte nach seinem Namen. „E Makong ist mein Name," erwiderte er, und der Fragesteller antwortete darauf: „O, dann bist du ja mein Namensvetter, denn auch ich heiße E Makong." Darauf führte er ihn in sein Gehöft und bescherte ihm ein neues Hüftentuch. Größer war jedoch das Erstaunen des E Makong, als er hier zum erstenmal Feuer erblickte, und es überkam ihn eine große Furcht. Man setzte ihm gekochte Bananen und Taro vor, aber zuerst wollte er nicht davon essen; als er nach langem Zögern endlich gekostet hatte, gefiel ihm jedoch die gekochte Speise, und er aß nach Herzenslust.

Allmählich wurde es Abend, und es begann zu dunkeln, und die Grillen stimmten ihr Liedchen an. Da fürchtete er sich sehr und meinte,

jetzt müsse er sterben. Aber seine Angst stieg aufs höchste, als es überall rings um ihn zu knallen anfing und die Leute sich in Schlangen verwandelten, die sich zusammenringelten und schlafen legten. Doch sein Namensvetter beruhigte ihn und sagte, er solle keine Furcht haben, denn dies sei so der allgemeine Gebrauch bei ihnen; bald würde es wieder Tag werden, und dann würden sie alle wieder in Menschen verwandelt werden. Als er dies gesagt, gab er einen Knall von sich, wurde eine Schlange und legte sich schlafen. E Makong war nun im Dunkeln allein unter vielen Schlangen und fürchtete sich, endlich aber übermannte ihn die Müdigkeit, und er schlief ein.

Als die kau zu flöten und zu schreien anfing, wachte er auf und sah, daß es allmählich wieder Tag wurde. Rings um ihn fing es nun auch wieder an laut zu knallen, und die Schlangen nahmen Menschengestalt an.

Makong, der Gastgeber, wickelte nun die Nacht, das Feuer, einige kau-Vögel und Grillen in ein Päckchen und gab dieses seinem Gast, damit er es nach seiner Heimat mitnehme; dann führte er ihn auf den Weg. Makong befand sich bald an der Oberfläche des Wassers und stieg ans Ufer. Hier legte er das Feuer in ein Grasfeld, und als dieses zu brennen und zu prasseln anfing, und die Flammen hoch empor loderten, liefen alle Leute vor Angst zusammen. Makong, von dem man geglaubt, er sei ertrunken, trat jetzt hervor, erzählte seine Erlebnisse und erklärte seinen Landsleuten den Gebrauch des Feuers. Alles andere packte er nun aus und ließ die Grillen und kau-Vögel fliegen, aber als es nun allmählich Nacht wurde und völlig dunkel, da kannte die Angst der Leute keine Grenzen. Er beruhigte sie jedoch, und mit der Zeit gewöhnte man sich an den neuen Gang der Dinge.

* * *

Früher leuchtete und brannte der Mond ganz so wie jetzt die Sonne. Da kam ein kleiner Vogel (a vit), nahm Schlamm, flog damit gegen den Mond und warf ihm denselben ins Gesicht. Seit jener Zeit verdunkelte sich der Mond und brannte nicht; die Schlammflecken sind noch heute sichtbar.

* * *

Der vong (Kasuar) konnte früher fliegen, ganz wie die anderen Vögel, aber er büßte diese Fähigkeit ein, und zwar auf folgende Weise.

Eines Tages regnete es sehr. Der vong saß auf einem Baum und ließ die Regentropfen von sich abrieseln. Da kam das kleine Vögelchen a vit und redete ihn folgendermaßen an: „Mein Großvater, hebe deinen Flügel doch ein wenig in die Höhe, daß ich unter denselben schlüpfe und mich vor dem Regen schütze!" Der gutmütige vong erhörte alsbald die Bitte des Kleinen, und der vit schlüpfte behende unter einen Flügel. Er war aber ein arger Schelm, nahm Nadel und Faden und nähte den Oberflügel fest an den Körper des vong. Hiermit fertig, sprach er nochmals: „Mein Großvater, laß mich unter den anderen Flügel schlüpfen, denn hier tropft es durch." Der vong war damit zufrieden, und der vit versteckte sich unter den anderen Flügel, den er nun ganz wie den ersten mit Nadel und Faden befestigte.

Als der Regen aufgehört hatte und die Sonne wieder schien, sagte der vit zum vong: „Laßt uns davonfliegen, denn jetzt ist das Wetter wieder schön!" und schnell schlüpfte er aus seinem Obdach hervor und flog von dannen. Als nun der vong folgen wollte, bemerkte er zu seinem Schrecken, was der vit angerichtet hatte; wie er sich auch abmühte, es gelang ihm doch nicht, seine Flügel auszubreiten und davonzufliegen; er fiel zur Erde, und seit jener Zeit muß er sich beständig auf dem Boden aufhalten.

Der vong war sehr erbost und rief dem vit zu: „Warte nur, ich werde deinen Kot beheren, und dann wirst du sterben."

Wenn nun der vit sein Bedürfnis verrichten mußte, setzte er sich so in die Baumkrone, daß sein Kot nicht auf den Boden fallen konnte, um von dem vong beheret zu werden, sondern am Baum hängen blieb. Aber der an den Ästen hängende Kot zog sich allmählich zu einem langen Faden aus und verwandelte sich in eine Schlingpflanze, a gilengúi, mit schönen roten Blüten.

(Diese Fabel ist mit geringen Abweichungen auch auf der Gazellehalbinsel bekannt.)

* * *

Der vukameak ist ein Einsiedler unter den Vögeln, und mit zusammengekniffenem Schnabel sitzt er lautlos und allein in seinem Felsloche. Eines Tages verabredeten sich die anderen Vögel, alles auf-

zubieten, um den vukameak zum Lachen zu bringen. Sie versuchten nun alles Erdenkliche; die Krähe bestrich ihren ganzen Körper mit Kohle, der gumbul aß Erde, der gau machte sich Warzen über dem Schnabel, aber alles war vergeblich und brachte den vukameak nicht zum Lachen; ohne eine Miene zu verziehen, sah er mit zusammengepreßtem Schnabel in das tolle Treiben. Da kam zuletzt der grüne Papagei, er hatte seinen ganzen Körper mit Kot beschmiert und stellte sich so vor den vukameak hin. Als dieser ihn sah, mußte er endlich doch lachen, wobei er seinen Schnabel öffnete. In demselben Augenblick fiel etwas aus demselben heraus, und der Papagei war schnell bei der Hand, fing es auf und verschluckte es. Als es wieder dem Papagei auf natürlichem Wege abgegangen und zur Erde gefallen war, keimte ein Taro daraus hervor. Die Leute fanden die Pflanze, pflegten sie und zogen noch andere Taropflanzen daraus. So verbreitete der Taro sich allmählich über alle Ortschaften.

* * *

In zwei verschiedenen, nahe beieinander gelegenen Dorfschaften lebten zwei Brüder gleichen Namens. Der eine, Nut vulau (Nut der Ältere), hatte zwei Frauen und viele Leute; der andere, Nut sie (Nut der Jüngere), war unverheiratet, er lebte mit seiner Großmutter in einem Gehöft und hatte nur zehn Leute.

Eines Morgens stand Nut sie auf, nahm seinen Fischspeer und ging damit zum Fischen. Als er drei vulaupun gefangen, machte er sich damit auf den Heimweg. Unterwegs begegneten ihm die zwei Frauen seines Bruders, und als sie den schönen jungen Mann sahen, fanden sie Gefallen an ihm. Sie sagten zu ihm: „Deinem Bruder sind die Taro zu trocken, er hat uns ausgesandt, um Krebse zu fangen.“ Da reichte er ihnen seine Fische und sprach: „Nehmet doch diese Fische und bereitet sie eurem Manne.“ Sie nahmen die Fische und gingen damit nach ihrer Behausung, gaben ihrem Manne jedoch nur die Krebse, die sie gefangen, und aßen die Fische selbst.

An einem anderen Tage, als Nut vulau mit seinen Leuten arbeitete, schickte er seine Frauen wieder zum Meer, um Salzwasser zu holen und Krebse zu fangen. Nut sie, der wieder auf Fischfang gegangen war, traf sie abermals auf dem Heimwege, und wieder gelüstete es die Frauen nach dem schönen Jüngling. Er fragte sie: „Habt ihr meinem Bruder

die Fische gegeben?" Sie bejahten es, worauf er ihnen wieder Fische für ihren Mann mitgab. So trafen sie sich noch mehrere Male, und jedesmal wiederholte sich dasselbe wie bei den ersten Begegnungen.

Eines Tages nun arbeitete Nut vulau wieder fleißig mit seinen Leuten zusammen, und die Weiber wurden wie gewöhnlich auf Krebsfang geschickt. Nut sie, der auch auf Fischfang gegangen war, traf wieder mit den Frauen zusammen, und da sie nun recht vertraut mit ihm waren, setzten sie ihm so lange zu, bis er einwilligte, mit ihnen geschlechtlichen Verkehr zu haben. Die Geschlechtsteile der zwei Frauen seines Bruders bemalte er mit einem Farbenmuster. Der ältere Bruder bemerkte eines Tages, als eine der Frauen über einen Zaun sprang, die Zeichnung und schöpfte alsbald Verdacht. Um sich aber noch mehr zu vergewissern, ließ er einen Kahn machen, und als derselbe fertig war, befahl er seinen Frauen und einigen seiner Leute, damit aufs Meer zu gehen. Er selbst blieb am Ufer; als die Frauen in den Kahn stiegen, sah er deutlich die Zeichnungen. Unter dem Vorwande, es käme ein Sturm, rief er die Insassen des Kahnes bald zurück und hieß sie landen.

Er ließ nun weißliche Kokosnüsse (a sil) herunternehmen und neue, unbemalte Hüftentücher herbeibringen; dann ließ er alle Leute herbeirufen und gab jedem eine Nuß und ein Tuch, damit sie auf beide eine Zeichnung machen und ihm dieselben dann zurückgeben konnten. Auch Nut sie bekam eine Nuß und ein Kleid, aber seine Zeichnungen waren schlecht. Als alle Zeichnungen herbeigebracht waren, beschaute Nut vulau dieselben, aber keine war mit der Zeichnung der Frauen übereinstimmend, er hatte jedoch seinen Bruder im Verdacht und ließ ihn daher nochmals eine Zeichnung machen. Diesmal stimmte die Zeichnung genau mit derjenigen bei den Frauen überein, und Nut vulau kannte jetzt den Täter. Sofort ließ er zum Kriege rüsten, und seine Leute mußten Waffen und Schilde machen. Auch Nut sie und seine Leute rüsteten sich zum Kampf. Sie machten schöne Schilde, bemalten sie mit bunten Farben und säumten sie an den Rändern; auch Griffe machten sie auf der Rückseite. Die Leute des Nut vulau aber waren sehr ungeschickt; ihre Schilde waren unschön und ohne Griffe, so daß sie dieselben an den Seiten anfassen und halten mußten.

Aber die Großmutter, die alte Tamus, weinte und sagte: „Nut vulau mit seinen Leuten wird kommen und uns bekriegen!" Nut sie

erwiderte: „Laß sie nur kommen, wir werden uns schon schlagen.“ Die Alte machte nun ein Zaubermittel aus Kalk, womit sie die Krieger einschmierte. Nut sie aber sprach zu seinen Leuten: „Wir bleiben in unseren beiden Häusern und erwarten den Feind; niemand darf hinausgehen. Wenn der Feind kommt und ich hinausgehe, dann folget ihr alle, aber wir bleiben nahe zusammen, niemand darf auf die Seite gehen.“

Als nun die Feinde kamen und näher heranrückten, trat Nut sie aus dem Hause hervor und tanzte vor dem Eingange und schwang seinen Schild. Als Nut vulau den Schild seines Bruders erblickte, erstaunte er über die Schönheit desselben und sprach zornig zu seinen Leuten: „Ihr versteht nichts; seht nur den Schild meines Bruders, wie herrlich er ist.“ Unterdessen waren die Leute des Nut sie alle ins Freie getreten, warfen dem Feinde Kalk entgegen, und der Kampf begann. Infolge der erhaltenen Anweisung endigte er mit einer vollständigen Niederlage der Angreifer; alle wurden erschlagen, nur Nut vulau entkam. Die Sieger besahen sich nun die Schilde der Erschlagenen und lachten darüber; Nut sie aber rief dem Nut vulau nach: „Gehe, hole neue Krieger, wir werden es mit ihnen ebenso machen wie mit diesen.“

Nut vulau sammelte nun neue Krieger und zog wieder gegen seinen Bruder, aber es erging ihm genau wie bei dem ersten Angriff, seine Leute wurden erschlagen, er allein entkam.

Am anderen Morgen früh, beim Schrei des kau, stand Nut sie auf und stieg auf einen Vangabaum. Nach allen Seiten rufend, rief er das Land hervor und ging dann, dasselbe zu besehen. Nach Hause zurückkehrend, sagte er zu seiner Großmutter und zu seinen Leuten: „Wir wollen fortziehen von hier und in eine neue Heimat gehen.“ Sie machten sich nun zur Abreise bereit, nahmen Taro, Bananen und andere Früchte, banden Schweine fest und legten alles an dem Vangabaum nieder. Am folgenden Morgen zogen sie fort und kamen bald darauf in ein schönes Land, worin sie sich niederließen.

Nach diesem hegte Nut sie den Wunsch, sich zu verheiraten, und beschloß, die eine der Frauen seines Bruders zu entführen. Zu diesem Zweck machte er einen großen Vogel, ngaininglaut, aus Holz, der inwendig hohl war. Als der Vogel fertig war, schlüpfte er hinein und flog damit von dannen. Der Flügelschlag des Vogels war wie das Brausen des Windes, Bäume wurden dadurch entwurzelt. Er stieg hoch in die

Lüfte und sah von oben herab die Pflanzungen seines Bruders. Dann flog er wieder nach seinem Heim, kam zu seiner Großmutter und sagte zu ihr: „Von oben herab habe ich meines Bruders Pflanzungen geschaut, und ich werde hinfliegen, um mir eine seiner Frauen zu holen.“ Die Großmutter erteilte guten Rat und sagte: „Nimm dich in acht! Fliege nicht nahe am Boden und setze dich nicht auf niedrige Bäume, damit dich dein Bruder nicht töte.“ Nut sie ging nun in seinen Vogel und flog davon.

Nut vulau war gerade mit seinen Leuten am Arbeiten, als der Vogel einhergeflogen kam. Es war ein Brausen und Sausen wie bei einem gewaltigen Sturmwind, und die Bananensträucher wurden aus der Erde gerissen und Bäume zerbrochen, so daß die Leute sich vor Schrecken auf den Boden warfen. Nut vulau erkannte jedoch seinen Bruder und rief: „Ich kenne dich! Im Traum habe ich dich gesehen! Du kommst, um meine Frau zu rauben.“ Nut sie flog nun auf die Frau zu, packte sie an der Hand und flog mit ihr davon. Sie fürchtete sich sehr, aber er beruhigte sie und kam mit ihr bei seiner Großmutter an. Diese war zuerst nicht zufrieden, aber mit der Zeit beruhigte sie sich. Die Frau gebar dem Nut sie viele Kinder, so daß der Stamm bald sehr zahlreich wurde.

* * *

Die Großmutter Tamus erschuf das Meer und deckte einen Stein darüber, um es verborgen zu halten. Ihre zwei Enkel bemerkten bald, daß ihr Essen besser schmeckte, weil sie es mit Seewasser zubereitete. Eines Tages lauerten sie die Alte ab, als sie zum Meere ging, um ihre Speisen mit Meerwasser zu befeuchten. Nachdem sie dies ausgeführt, bemerkte sie zu ihrem Schrecken ihre Enkel und rief ihnen zu: „Das Meer wird uns jetzt alle umbringen!“ Das Meer floß jetzt nach allen Seiten auseinander, es entstanden Inseln und Buchten und Straßen des Meeres, und es blieb da, wo es noch heute ist.

* * *

Hierher gehört wohl folgende Erzählung über die Gewinnung des Salzes, welche halb Fabel, halb Wahrheit ist.

Einer vom Tumuipstamme hat am Ufer ein Haus, das durch eine Scheidewand in zwei Teile geteilt ist. In die vordere Hälfte der Hütte

dürfen Knaben und Jünglinge eintreten, Verheiratete aber nicht. Der hintere Teil der Hütte darf nur vom Hausherrn allein betreten werden. Hier brennt ein großes Feuer unter einem Gerüst, auf dem ein großes Stück Baumrinde liegt. Die Weiber schöpfen aus dem Meere Seewasser und gießen es in Bambusrohre, die am Eingang der Hütte hingestellt werden. Der Eigentümer des Hauses gießt das Seewasser auf die Baumrinde über dem Feuer; dabei kaut er Ingwer und speit das Gekäue dazwischen. Das Feuer wird so lange unterhalten, bis die Baumrinde mit einer Salzkruste überzogen ist. Dann kommen die Leute, um das gewonnene Salz, ralminmin, zu kaufen. Das Salz wird als ein großer Leckerbissen angesehen; auch den Schweinen gibt man davon, weil sie durch den Genuß dick und fett werden. Man hütet sich jedoch, das ralminmin mit den Fingern zu berühren, denn man glaubt, dadurch würden Hautkrankheiten entstehen.

* * *

In einem Orte hausten zwei Mokpelpel, Kanmameing und seine Frau Lelmul, die alle Leute auffraßen. Die noch übriggebliebenen Einwohner beschlossen deshalb auszuwandern und bestiegen ihre Kähne, um eine Heimat zu suchen. Nun war in dem Orte eine Frau namens Tamus, welche hochschwanger war, und diese wollten die Auswanderer nicht mitnehmen. Als sie aber bei der Abfahrt absolut mit wollte und sich mit den Händen an einen Kahn klammerte, stieß man sie zurück und schrie ihr zu: „Die Zeit deiner Niederkunft ist nahe, und du wirst uns auf der Reise nur eine Last sein.“ Traurig ging nun Tamus zum Ufer zurück und bereitete sich eine Wohnung im kejang (eine hohe Grasart). Hier gebar sie einen Sohn, und als derselbe etwas herangewachsen war, ließ sie ihn in der Wohnung, während sie in der Nähe arbeitete. Sie gebot ihm jedoch, niemals zu sprechen oder zu lachen, damit nicht Kanmameing und Lelmul ihn hörten und dann kämen, um ihn aufzufressen.

Eines Tages, als sie wieder zur Arbeit ging, gab sie ihrem Sohne eine pûpál (eine Dracänenart), um damit in ihrer Abwesenheit zu spielen. Der Knabe betrachtete dieselbe und sprach für sich hin: „Was soll ich jetzt aus dieser Pflanze schaffen? Einen Bruder oder einen Vetter? Nun, ich schaffe einen Vetter!“ Bei diesen Worten hatte er die Pflanze hinter sich gehalten, und nun fühlte er plötzlich, wie jemand ihn an den

Händen kratzte; er schaute sich verwundert um und sah einen schönen Knaben hinter sich stehen. Erst war derselbe verlegen und sagte nichts, bald war jedoch ein zwangloses Gespräch in vollem Gang. Die Mutter hörte es, und in der Meinung, ihr Sohn spräche laut mit sich selbst, rief sie ihm zu: „Sei doch still, sonst kommen die zwei Mokpelpel und verschlingen uns.“ Der Knabe nannte seinen Vetter Pupal, weil er aus einer pûpál hervorgegangen war; der Mutter teilte er jedoch vorläufig das Vorgefallene nicht mit und gedachte den Pupal eine Zeitlang vor ihr zu verstecken. Er ging deshalb zu ihr und sprach: „Mutter, ich will eine Scheidewand in unserer Hütte errichten, und du kannst dann in dem einen Teil wohnen, während ich mich in dem anderen aufhalte.“ Die Mutter war damit einverstanden, und die Knaben teilten nun die Hütte durch eine Scheidewand. Dann ging der Sohn der Tamus wieder zur Mutter und sagte: „Mutter, ich habe Hunger; bringe mir doch Zuckerrohr und Bananen!“ Die Mutter brachte das Gewünschte. Als nun die beiden Knaben das Zuckerrohr aussaugten, hörte die Mutter das viele Schmatzen und rief: „Mein Sohn, ist noch jemand bei dir? Ich höre so viel schmatzen.“ — „Ich bin allein, Mutter, und ich allein schmatze so viel,“ antwortete ihr Sohn. Auch wenn die beiden Wasser tranken, hörte die Mutter das viele Glucksen; auf ihre Frage beteuerte der Sohn jedoch aufs neue der Mutter, daß er ganz allein sei.

Eine Zeitlang ging es nun so weiter, und die Mutter hatte keine Ahnung von der Anwesenheit des Pupal. Auf Bitten des Sohnes erlaubte Tamus ihm, eine eigene Pflanzung anzulegen, und nun konnten die beiden Knaben zusammen arbeiten und nach Herzenslust sprechen, scherzen und lachen, ohne von der Mutter gehört zu werden. Als nun eines Tages die Mutter unerwartet ihrem Sohne das Essen brachte, gewahrte sie zu ihrem größten Erstaunen den schönen fremden Knaben, und voll Verwunderung sprach sie: „Wer ist dieser, und wo kommt er her?“ Der Sohn antwortete: „Mutter, erinnerst du dich noch der pûpál, welche du mir eines Tages als Spielzeug gabst? Aus derselben ist dieser schöne Knabe hervorgegangen!“ Die Mutter wußte nun das Geheimnis, und hinfort konnte man alle die lästigen Schranken im Umgang fallen lassen. Sie war jedoch besorgt, daß die beiden Mokpelpel sie leichter entdecken könnten, und warnte daher die beiden Knaben: „Kinder, sprechet doch nicht so laut, sonst werden die Mokpelpel uns

entdecken und verschlingen." Die Kinder antworteten jedoch: „O, wir haben keine Furcht! Laß sie nur kommen, wir werden sie umbringen." Tamus war erstaunt über diese Vermessenheit der beiden Knaben und machte sich deshalb im stillen viel Sorge.

Den zweien war es jedoch Ernst mit der Tötung des Kanmameing und der Lelmul, aber sie hielten ihren Entschluß vorderhand noch geheim, trafen aber alle nötigen Vorbereitungen.

Zunächst bauten sie ein Wohnhaus, a rik, für Tamus und ein Männerhaus, a ngaulu, für den eigenen Gebrauch. Dann machten sie Schilde und Lanzen und übten sich im Lanzenwerfen. Ihre ersten Schilde waren jedoch aus zu weichem Holz angefertigt, und sie machten daher neue und schöne Schilde aus dem Holze des Baumes guip, die sie im Hause aufhängten. Darauf fällten sie Msabäume und errichteten aus den Stämmen eine Barrikade vor dem Eingang zum Gehöft. Als sie nun soweit waren, zauberten sie sehr heißes Wetter herbei, so daß die Rinde des Basikabaumes recht dürr wurde, und darauf zauberten sie einen starken Regen herbei, so daß die Rinde des Msabaumes sehr schlüpfrig wurde. Die Mutter, die nicht wußte, wozu dies alles dienen sollte, schaute verwundert zu und fragte endlich, was sie denn eigentlich anzufangen gedächten. „Die zwei Mokpelpel wollen wir töten!" antwortete Pupal, aber Tamus warnte: „Meine Kinder, reizt doch die beiden nicht." Pupal aber erwiderte: „Laßt sie nur kommen, wir werden mit ihnen schon fertig werden."

Als nun alle Vorbereitungen getroffen waren, stiegen die beiden Jünglinge in eine Schaukel, die sie in einem Baum an einem Abhange unweit ihres Gehöftes gemacht hatten. Hier schaukelten sie nun und riefen dabei mit lauter Stimme: ‚O, Kanmameing und Lelmul, o! Wo steckt ihr denn? Kommet her, um uns aufzufressen!" Tamus aber zitterte in ihrer Hütte vor Angst. Lelmul, welche sich draußen aufhielt, während ihr Mann in seiner Behausung sich die Zähne wetzte, hörte den Ruf der Jünglinge zuerst. Sie trat zu ihrem Mann und sprach: „Hörst du nicht? Wir werden gerufen. Wer mag dies wohl sein, haben wir doch alle Leute hierherum aufgefressen!" Kanmameing nahm nun seine beiden Hauer, setzte sich dieselben ins Maul und ging nach der Richtung hin, aus welcher der Ruf kam; Lelmul folgte ihm. Mit seinen beiden Hauern legte er auf seinen beiden Seiten das Gebüsch nieder und bahnte einen breiten Weg.

Pupal sagte unterdessen zu seinem Gefährten: „Bleibe du in der Schaukel und rufe weiter!“ Er aber stieg herab, nahm mehrere Lanzen und stellte sich auf die Lauer. Als die Ungeheuer nahe waren, rief er: „Komme schnell herab! Sie sind da. Nimm du das Weib, ich werde den Mann angreifen.“ Als die Mokpelpel nun herankamen und die Barrikade erklettern wollten, rutschten sie herab und fielen auf den Boden; ein großes Stück Holz fiel herab und auf Kanmameing. Pupal trat jetzt hervor, und Kanmameing sprang auf und versuchte, ihn mit seinen zwei Hauern zu fassen und zu verschlingen. Pupal war jedoch gewandt und schlüpfte zwischen den Beinen des Ungeheuers durch. Der Sohn der Tamus hatte indessen seine Lanze nach Lelmul geworfen und durchbohrte sie vollständig. Da sie jedoch noch auf dem Boden zappelte, wollte er ihr den Garaus machen, aber Pupal rief ihm zu: „Laß ab von ihr und komme mir zu Hilfe!“ Schnell eilte er nun herbei, und beide warfen nun ihre wohlgezielten Lanzen nach Kanmameing, aber erst nachdem er vielfach durchbohrt war, fiel er zu Boden. Die auf dem Boden Liegenden wurden nun unter vielen Verhöhnungen und Schimpfreden vollends getötet; dann rief man Tamus herbei, und die Jünglinge sprachen: „Sieh sie dir an; sie sind beide tot.“ Unter großem Jubel wurde dann ein mächtiges Feuer gemacht und die zerstückelten Leichen der Mokpelpel darin verbrannt.

Die Brüste der Lelmul schnitten sie ab, legten sie in eine Kokosschale und setzten diese aufs Meer, indem sie sagten: „Gehe zu den Leuten, die von hier fortgezogen sind, und wenn sie fragen: ‚Haben die Mokpelpel die Tamus umgebracht, und sind dies wohl ihre Brüste?‘ so bleibe auf dem Wasser schwimmen. Fragen sie aber: ‚Hat Tamus einen Sohn geboren, und hat derselbe die Mokpelpel umgebracht, und sind dies die Brüste der Lelmul?‘ so gehe gleich unter.“

Die Kokosschale schwamm fort und kam zu den Leuten, welche ausgewandert waren. Diese erblickten bald die Schale mit den Brüsten und fragten: „Ist Tamus wohl von den Mokpelpel umgebracht worden, und sind dies ihre Brüste?“ Die Kokosschale aber machte ein Zeichen der Verneinung und blieb auf dem Wasser schwimmen. Da fragten die Leute abermals: „Hat Tamus einen Sohn geboren, der die Mokpelpel umgebracht hat, und schickt er uns jetzt die Brüste der Lelmul?“ Sofort ging die Schale unter, und die Leute riefen jetzt voller Freude:

„Nun sind die zwei Ungeheuer tot! Lasset uns in unsere alte Heimat zurückkehren!" Alsbald bereiteten sie sich zur Abfahrt vor und gingen dann in ihre Kähne. Als sie in der Heimat ankamen, wollten die beiden Jünglinge sie nicht landen lassen. Sie schleuderten Steine auf sie, und der Sohn der Tamus rief: „Ihr wolltet meine Mutter, als sie ihrer Niederkunft entgegensah, nicht mitnehmen; als ihr von hier flohet, habt ihr sie zurückgestoßen. Jetzt nehmen wir euch nicht wieder auf; gehet hin, wo ihr hergekommen seid." Sie ließen sich jedoch nicht einschüchtern, sondern landeten und lebten wieder glücklich in ihrer Heimat.

* * *

Zwei Brüder lebten zusammen in einem Orte. Der Jüngere war sehr geschickt und konnte sich durch eine ihm bekannte Zauberformel in einen Kakadu verwandeln; der Ältere dagegen war ein Prahler, verstand keinerlei Zauberei und kannte keine Zauberformeln. Nicht weit von diesem Orte hatte sich ein altes Mokpelpelehepaar niedergelassen; ihre Hütte stand unter einem Kokosbaum, und ihr Eigentum bestand aus einem großen Schwein.

Eines Tages verwandelte sich Vlakas, so nannte man ihn wegen seiner Fähigkeit, sich in einen Kakadu zu verwandeln, in seine Lieblingsgestalt, schrie: käh, käh, käh und flog auf den Kokosbaum, unter dem die Hütte der Mokpelpel stand. Er biß eine Nuß ab und ließ sie auf die Hütte fallen; sie schlug durch das Dach in die Hütte hinein. Die Alte sagte zu ihrem Mann, der wegen seines hohen Alters nicht gut sah: „Auf der Kokospalme sitzt ein Kakadu; gehe hinaus und jage ihn fort." Der Alte ging hinaus, klopfte an den Stamm der Palme, klatschte in die Hände, kam dann wieder herein und sagte: „Er ist davongeflogen." Nun biß der Kakadu wieder eine Nuß ab, und dieselbe durchschlug das Dach und fiel in die Hütte. Die Alte wurde ärgerlich und schickte ihren Mann abermals, um den Kakadu fortzujagen. Der Alte tat genau wie das vorige Mal, kam dann herein und sagte: „Jetzt ist er sicher fort!"

Allein es dauerte nicht lange, und abermals flog eine Kokosnuß in die Hütte. Wütend sprang nun die Alte auf, schimpfte auf ihren Mann und rief: „Du alter Kerl, du siehst ja nichts mehr; der Kakadu ist ja noch immer da." Mit diesen Worten stürzte sie ins Freie, war

jedoch sehr erstaunt, als sie hinaufblickte und nun einen Mann in der Krone der Palme erblickte, denn Blakas hatte schnell seine menschliche Gestalt angenommen. Verwundert rief die Alte: „Das ist ja kein Kakadu, das ist ein Mensch!“ und zu ihrem Manne sich wendend, befahl sie: „Steige hinauf und hole ihn herunter, daß wir ihn verzehren.“ Der Alte kletterte nun hinauf, als er aber bis an Blakas herangekommen war und im Begriff stand, ihn zu ergreifen, trat ihn dieser auf den Kopf und stieß ihn hinunter, wobei er dem Weibe zurief: „Da hast du einen, den du fressen kannst.“ Das Weib packte in ihrem Zorn gleich den Fallenden und verschlang ihn, ohne erst zu sehen, wer es gewesen. Blakas rief ihr darauf zu: „Du hast ja deinen eigenen Mann verschlungen.“ Dann verwandelte er sich wieder in einen Kakadu, schrie: käh, käh, käh und flog davon, seiner Pflanzung zu, eine Anzahl Kokosnüsse mitnehmend. In der Pflanzung nahm er menschliche Gestalt an, schabte die Kokosnüsse in Taroblätter und ging damit nach Hause. Hier angekommen, fing er an zu essen, und sein Bruder fragte, was er da habe. Er gab nun dem Bruder einen Teil, und dieser kostete es mit großem Wohlgefallen und fragte, woher er es hätte. Blakas erzählte jetzt sein Abenteuer und fügte hinzu: „Wenn du es gewesen wärest, dich hätten sie verschlungen!“ Der Bruder antwortete: „Wer wird sich wohl vor deinen Mokpelpel fürchten?“ — „Gut,“ sagte der andere, „gehe und versuch's einmal.“ — „Morgen gleich werde ich hingehen,“ entgegnete der Ältere.

Am folgenden Morgen machte er sich wirklich auf den Weg zur Hütte der Mokpelpel, schlich sich an die Kokospalme heran und kletterte, ohne bemerkt zu werden, hinauf. Sein Bruder Blakas, der ihn sehr liebte und wohl wußte, daß ihm große Gefahr drohte, ging unterdessen in den Wald und rief mit seiner Zaubertrommel die Hunde, Wildschweine, Känguruhs und beißenden Ameisen sowie anderes Getier zusammen und führte alle in die Nähe der Mokpelpelhütte, wo er sich mit ihnen versteckte. Mittlerweile hatte der auf dem Baume eine Kokosnuß abgedreht und hinuntergeworfen. Die Mokpelpel schaute auf, erblickte ihn und rief ihm zu: „Bist du noch da, ich glaubte, du wärest fort? Warte nur, ich hole dich herunter und verschlinge dich.“ Sie meinte, es sei wieder der gestrige Besuch. Der auf dem Baume antwortete vertrauensvoll: „Steige du nur herauf zu mir, ich werde dich

Tafel 45. **Der mabucha-Tanz der Baining.**

hinunterstoßen." Die Alte kletterte nun hinauf, packte seinen Fuß und zog ihn herab; sein Sträuben half ihm nichts, er konnte sich nicht von ihr loswinden. Unten angekommen begann nun ein Ringen auf Tod und Leben; die Mokpelpel stieß ihre Hauer in seinen Körper und drohte ihn zu verschlingen. Blakas, der dem Kampfe zugeschaut, erkannte jetzt, daß sein Bruder auf dem Punkte stand zu unterliegen, und er fing an, seine Trommel zu rühren. Die Mokpelpel stutzte, aber schon stürzten alle Tiere, die herbeigetrommelt waren, auf sie zu, und sie mußte sich eiligst aus dem Staube machen.

„Siehst du," redete Blakas seinen Bruder an, der noch am ganzen Körper zitterte, „wäre ich nicht schnell gekommen, so hätte die Mokpelpel dich verschlungen." — „O," sagte dieser, „ich wäre schon mit ihr fertig geworden. Siehst du nicht, was sie vor Angst gemacht hat?" Dabei deutete er auf das, was er selbst gemacht. Doch Blakas hatte alles gesehen und schenkte ihm keinen Glauben. Sie fesselten jetzt das große Schwein der Mokpelpel, nahmen alles sonst noch Brauchbare aus der Hütte und machten sich mit ihrer Beute auf den Heimweg.

* * *

Es war einmal ein Knabe, der eine große Wunde hatte; sein Name war Loel. Seine Mutter war tot, er lebte im Gehöfte seines Vaters, der eine andere Frau geheiratet hatte. Vater und Stiefmutter waren sehr geizig, gaben dem armen Knaben nichts zu essen, und er mußte selbst seine Nahrung suchen gehen. Oft, wenn die beiden aßen, bat er, sie möchten ihm doch etwas abgeben, aber stets bat er vergeblich. Bat er den Vater um etwas, so verwies dieser ihn an die Stiefmutter; bat er diese, dann verwies sie ihn auf den Vater, und so ging es alle Tage, mochte er noch so rührend bitten und flehen.

Eines Tages hatte Loel Vogelleim gelegt und einige Vögel gefangen, die er sich zubereitete. Als sie gekocht waren, fing er an zu essen; vorher hatten seine Eltern beim Essen ihm die gewöhnliche Antwort gegeben. Als er nun aß und sie sahen, daß es etwas Gutes sei, kamen sie zu ihm. Der Vater sagte: „Mein Sohn, für den ich mich abgeplagt habe, um dich zu ernähren, gib mir doch ein Stückchen von deinen Vögeln." Loel antwortete: „Laß dir von deiner Frau etwas geben!" Nun kam auch die Stiefmutter mit derselben

Bitte, erhielt aber als Antwort: „Laß dir von deinem Manne etwas geben!“

Die Eltern wurden jetzt sehr zornig und gingen fort, um böse Geister zu holen, damit diese ihren Sohn auffressen möchten. Loel saß mittlerweile auf seiner Bank, nichts Böses ahnend; da kroch eine Wanze herbei und biß ihn. Zornig drehte er sich, um zu sehen, was ihn gebissen habe. Doch wie erstaunte er, als er eine Wanze sah, die zu reden anfing: „Warum bist du so zornig und warum überhäufst du mich mit Schimpfworten? Höre, was ich dir zu sagen habe. Dein Vater und deine Stiefmutter sind gegangen, um böse Geister herbeizuholen, damit diese dich auffressen.“ Die Wanze kroch nun von dannen. Loel war jedoch nicht sehr erschrocken, denn er konnte sich in eine Heuschrecke verwandeln (Loel = Heuschrecke). Dies tat er nun schnell, fraß ein Loch in ein Stück Holz und schlüpfte hinein.

Bald hörte er nun die Eltern mit den bösen Geistern kommen, und als sie ihn nicht fanden, riefen sie laut: „Loel, wo bist du?“ — „Hier bin ich!“ rief er aus seinem Versteck. Sie suchten nun das ganze Haus ab, fanden aber nichts; auch das Holzstückchen, worin Loel sich versteckt, hatten sie beim Suchen hinausgeworfen. Immer wieder riefen sie: „Loel, wo bist du?“ und immer wieder kam die Antwort: „Hier bin ich!“ Dies wurde mit der Zeit den bösen Geistern zu langweilig, und sie fraßen nun den Vater und die böse Stiefmutter.

* * *

Die nachfolgende Erzählung hat manches gemein mit einer der vorstehenden, welche über die Entstehung des Feuers berichtet. Sie lautet: Mugowan ruderte mit mehreren seiner Bekannten in einem Kahne den Mewlu hinauf. Unterwegs spießte er einen Fisch mit seinem Fischspeer, aber der Fisch schwamm mit dem Speere davon und verschwand in den Fluten. Mugowan sprang nun aus dem Kahne und tauchte unter, um seinen Speer wieder zu holen. Unten angekommen, befand er sich plötzlich zwischen vielen Geistern, welche den Boden fegten und nun, als sie ihn sahen, herbeiliefen, um den Fremdling, den keiner kannte, zu sehen, und sie fragten sich gegenseitig: „Wer mag dieser wohl sein?“ Mugowan erkannte unter ihnen seinen Onkel, Koutol, und als dieser den Neffen gewahrte, erkannte er denselben ebenfalls;

aber beide schwiegen, bis Koutol endlich sprach: „Kennt ihr ihn nicht? Es ist ja Mugowan.“ Da fragten ihn die Geister: „Bist du denn tot?“ Aber Mugowan schwieg. Endlich sagten sie: „Du bist ein Lebender!“ Und Koutol fügte hinzu: „Gehe! Wenn du tot bist, wirst du hier bei uns wohnen.“ Die Geister führten ihn nun auf den Rückweg, und er stieg hinauf. Mittlerweile hatten seine Freunde ihn gesucht; als sie ihn emporsteigen sahen, redeten sie ihn freudig an, er aber konnte nicht sprechen, weil er mit den Geistern geredet hatte. Sie legten ihn nun in den Kahn und brachten ihn nach der Flußmündung, schlugen Holz ab und machten daraus ein großes Feuer; daran legten sie ihn, bis er warm wurde. Jetzt sagten sie zueinander: „Wenn wir hier bleiben, werden uns die Gaktai überfallen und den Mugowan töten; laßt uns daher nach der Insel fahren, wo wir sicher sind.“ Dies taten sie, und auf der Insel angekommen, bereiteten sie das Essen, aber Mugowan wollte nichts genießen. Am folgenden Morgen ruderten sie in ihrem Kahn nach der Heimat und riefen die Frauen und Kinder Mugowans herbei. Diese waren untröstlich und sprachen vorwurfsvoll: „Warum tauchtest du auch nach deinem Speer!“ Nun begann Mugowan wieder zu sprechen und sagte: „Wenn wir sterben, gehen wir auf den Grund des Mewlu und wohnen da. Was wir hier oben sprechen, können die dort unten hören, wir hier oben hören aber nichts von dem, was dort unten gesagt wird. Es ist ein herrlicher Aufenthalt, mit vielen Schweinen, Brotfrüchten, Kokos- und Betelnüssen, Bananen und allen guten Sachen.“

* * *

Von den Admiralitätsinseln sind uns eine größere Anzahl Sagen aus dem Munde des Eingeborenen Po Minis bekannt, die ich hier anführe.

Der Name Tjawómu (nicht Tshebamu) ist die Bezeichnung für den hohen, überall sichtbaren Gebirgszug, der einen Teil der Hauptinsel nördlich von der Insel Ndruval einnimmt. Von diesem Tjawómu erzählt man sich, daß er in grauer Vorzeit im Wachsen begriffen war. Größer und größer werdend, würde er schließlich in den Himmel gewachsen sein, wenn nicht eine Schlange, die auf seinem Rücken lag, ihn daran verhindert hätte. Die Schlange hatte dies geheime Wachstum gemerkt und verbot dem Berge dasselbe. Als nun der Berg sein

Geheimnis verraten sah, welches bisher unter dem Schutze einer fortwährenden Nacht unbemerkt geblieben war, wurde es plötzlich Tag, und der Berg wuchs nicht weiter. Darauf sprach er zur Schlange: „Ich wollte dich in den Himmel steigen lassen, aber du verbotest es mir. Deine Sprache wird nun eine andere werden, und die meinige wird eine andere werden, und unsere Nachkommen werden alle eine verschiedene Sprache reden."

* * *

Von dem Berge Pónnda in dem Gebiete der Ulíai, unweit des Gebirges Tjawómu, erzählt man sich das Folgende: In alter Zeit wollten zwei Riesen, Söhne von Nimeï und Niwong, den Stammeltern der Insulaner, diesen Berg bis zum Himmel auftürmen. Sie trugen riesige Felsblöcke auf den Gipfel und türmten sie übereinander. Auf dem Berge hauste jedoch eine Schlange in den Höhlen und Schluchten, unbemerkt von den Riesen, die sie nicht gewahrten; aber die Schlange beobachtete wohl das Vorhaben der beiden und beschloß, dasselbe zu vereiteln. Sie kroch aus ihrem Versteck hervor und befahl dem einen, hinfort für sie zu arbeiten, dem anderen erlaubte sie wie früher Steine zu schleppen. Das verdroß ihn jedoch, daß ihm sein Kamerad genommen war, und in der folgenden Nacht belud er sich mit einem mächtigen Steinblock und ging damit von dannen. Bei Tagesanbruch hatte er die Gegend von Papitálai erreicht, und hier beschloß er, den Felsblock als Grenzstein hinzustellen. Mit großer Wucht schleuderte er den Block auf den Boden und rief: „Meer, teile du das Land! Ein Teil für die beiden (die Schlange und den einen Riesen), ein Teil für mich!" Alsbald drang das Meer von Norden und Süden hinein und begegnete sich am Fuße des Felsens, der heute noch in der Nähe von Papitálai zu sehen ist und Tjaretánkor (= Landscheide) genannt wird.

Der Riese, der bei der Schlange geblieben war, fürchtete sich und sprach zu ihr: „Weshalb hast du durch dein Verbot meinen Kameraden vertrieben? Du bist eine Schlange und kein Mensch, du bist kein ebenbürtiger Gesellschafter." Durch diese Worte fühlte sich die Schlange herabgesetzt und wollte nun zeigen, daß sie dem Riesen überlegen sei; daher sprach sie: „Gehe, hole dein Essen und koche es, ich will es sehen." Der Riese ging, nahm sein Fischnetz und fing Fische, womit er zur Schlange zurückkehrte. Diese sprach nun: „Bereite deine Fische,

ich will sehen, wie du es anfängst." Der Riese nahm einen Fisch, legte ihn an die Sonne, um ihn trocknen zu lassen, und verschlang ihn dann halbroh. Darüber lachte die Schlange und sprach: „Du bist ja ein böser Geist; du wirst gar noch mich selber verspeisen." Entrüstet antwortete der Riese: „Mein Vater ist kein böser Geist, ich bin ein Menschenkind!" Doch die Schlange entgegnete in vertrauenerweckendem Ton: „Krieche doch mal in meinen Bauch!" Und sie sperrte den Rachen weit auf. Der Riese faßte Mut und kroch hinein. Drinnen fand er Feuerholz und Holzstücke zum Feuerreiben, er sah Taro und Zuckerrohr und viele gute Sachen, so daß sein Herz vor Freude hüpfte. Von allem schleppte er nun ans Tageslicht, rieb Feuer an, röstete darauf die Taroknollen und saugte, bis die Taro gar waren, den Saft des Zuckerrohres. Als das Essen fertig war, schmausten der Riese und die Schlange, und diese sprach: „Wessen Essen ist nun besser, das deinige oder das meinige?" Und der Riese mußte gestehen, daß das Essen der Schlange besser sei.

Da die Schlange ausschließlich das Gehöft bewachte, fiel alle Arbeit auf den Mann, und dieser hatte dieselbe bald satt und schimpfte auf die Schlange. Als dieselbe solches hörte, sprach sie: „Weshalb beschimpfest du mich? Wäre ich nicht gewesen, so wärest du bereits gestorben. Durch die gute Kost, die ich dir gegeben, bist du stark geworden. Siehe, ich gehe von dannen und du bleibe in unserem Lande." Die Schlange ringelte sich dann zum Meeresufer hinunter und schwamm durch das Meer in ein fernes Land.

* * *

Der letzte Teil der vorstehenden Sage beschreibt die Entstehung der Feldfrüchte und des Feuers, sowie die Benutzung des letzteren. Das Land und die Bewohner desselben rühren von Nimeï (Mann) und Niwong (Frau) her. Diese beiden kamen ursprünglich von fernher in einem Kanoe übers Meer. Nach einer anderen, weniger verbreiteten Sage verdanken die Insulaner ihr Dasein zwei Papageien, Asa und Alu. Diese saßen nebeneinander auf einem Baum, und es verdroß sie, so ganz allein zu sein. Sie beschlossen nun, einen Menschen zu machen, und Asa nähte aus Baumblättern eine menschliche Figur zusammen. Als sie fertig war, ließ er sie auf den Boden fallen, und alsobald

verwandelte die Figur sich in einen lebendigen Menschen. Asa hieß ihn ins Land gehen, ein Haus bauen und sich auf ähnliche Weise, wie er es getan, aus Baumblättern ein Weib schaffen. Mit diesem solle er dann viele Kinder erzeugen.

* * *

Der große Geist über den Wolken war ursprünglich ganz allein. Da gewahrte er auf der Erde 40 Männer aus Laues, die sich herumbalgten und gegenseitig beschimpften. Da flocht er aus Rotang eine große Scheibe und ein Seil dazu und ließ nun die Scheibe am Seil zur Erde nieder. In der Nacht kletterte er selber am Seil hinab zur Erde, legte die schlafenden Männer auf die Scheibe und kletterte wieder zurück. Nun zog er mittelst des Seiles die Scheibe und die schlafenden Männer nach oben. Hier legte er sie auf ihre Lagerstätten und verbarg die Scheibe in einem Baumgipfel. Dann schloß er sein Haus ab und ging in den Wald, um für die Männer Sago zu bereiten. Als er ein genügendes Quantum zubereitet hatte, versteckte er es im Walde und begab sich nach Hause. Hier angekommen, redete er die 40 Männer an, aber diese fürchteten sich sehr. Er versuchte sie nun zu beruhigen und ging dann wieder in den Wald. Mittlerweile wurden die Leute hungrig und schickten einen aus ihrer Mitte fort, um Nahrungsmittel zu suchen. Im Walde angekommen, sah er den fertigen Sago an den Bäumen hangen und kehrte eilends heim. Zu seinen Genossen aber sprach er: „Meine Brüder! Dieser böse Geist wird uns verschlingen, im Walde hackt er Zuspeise, die er zusamt mit uns essen wird." Darüber erschraken sie sehr und weinten vor Trauer. Da sprach ein Hund zu ihnen: „Weshalb weint ihr?" und sie antworteten: „Wir fürchten uns, denn dein Herr bereitet Zuspeise im Walde und wird uns auffressen." Da hatte der Hund Mitleid und sagte: „Siehe, dort ist die Scheibe, worauf ihr heraufgezogen worden seid, und dort ist die Tür." Die Männer holten nun die Scheibe aus dem Baumwipfel, ließen sie am Seil hinab und entschlüpften nun einer nach dem andern zur Erde. Neununddreißig entwichen, nur der vierzigste blieb zurück und sprach: „Ihr werdet von dem Auftritt zwischen uns beiden vernehmen, denn wir werden sicherlich unter uns einen Streit anfangen."

Als der Geist zurückkehrte und nur noch einen Mann vorfand, den Po Tjutju, fragte er diesen: „Wo sind denn unsere Leute?" und Po

Tjutju erwiderte: „Sie sind in den Wald gegangen.“ Der Geist begriff jedoch, was vorgefallen, und sprach: „Lüge mich nicht an!“ Damit ergriff er einen Stock und begann den Po Tjutju, der auf einer Trommel saß, zu prügeln. Po Tjutju sprang auf eine Lagerstätte aus Bambus, aber auch hier hagelten die Schläge auf seinen Rücken; von hier sprang er ans Feuer, aber vergebens suchte er auch hier Schutz und machte schließlich einen Sprung in die Türöffnung, stets verfolgt von dem zürnenden Geiste, der beständig auf ihn losprügelte. Da machte Po Tjutju einen Sprung ins Freie, und der Wind ergriff ihn und trug ihn wie ein Baumblatt sanft zur Erde. Als seine Genossen ihn kommen sahen, liefen sie auf ihn zu und begrüßten ihn. Er aber sprach: „Brüder! der Hund ist gut, er hat uns errettet. Ihr habt wenig auszustehen gehabt, aber ich habe einen harten Strauß durchgemacht. Ich saß auf der Trommel, und er prügelte mich; die Trommel donnerte. Ich sprang auf die Lagerstelle aus Bambus, und er prügelte mich, daß es prasselte. Er prügelte mich am Feuer, und es blitzte, er prügelte mich in der Türöffnung, und dadurch entstand der Lichtschein.“

Der Geist war sehr erbost und flocht eine neue Scheibe, um sie auf die Erde hinunterzulassen. Da stellte sich der Mond vor die Türöffnung, und der Schatten der Scheibe drückte sich ab auf die Lichtscheibe des Mondes.

* * *

Eine andere Sage über die Entstehung der Mondflecke lautet wie folgt: Zwei Weiber beschäftigten sich mit der Anlage einer Pflanzung. Als es Abend wurde, ruhten sie von der Arbeit und rösteten Taroknollen auf den Kohlen. Als sie dieselben nun abschaben wollten, fanden sie, daß sie die Muschelscherbe, die hierzu verwendet wird, vergessen hatten, doch da gerade in diesem Augenblick der Mond aufging, so ergriffen sie ihn und benutzten ihn zum Abschaben ihrer gerösteten Taro. Der Mond aber verfolgte nach getaner Arbeit seine gewöhnliche Bahn. Am folgenden Abend machten die beiden Weiber es genau wie am Abend vorher, aber diesmal spielte ihnen der Mond einen bösen Streich, und die Weiber waren darob sehr erbost. Als er von dannen ging, schrieen sie: „Du bist ein nichtswürdiger Wicht; dein Gesicht ist geschwärzt. Du hast uns als Muschelscherbe gedient, die Schwärze der angekohlten Taro haftet deinem

Gesicht an. Niemals wird es dir gelingen, den Schandfleck wegzuwischen.“ Seit jener Zeit hat der Mond die unauslöschlichen schwarzen Flecken auf seiner Scheibe.

* * *

Ein Knabe formte einst am Strande eine Frauenfigur aus Sand. Da fuhr ein Geist in das Sandgebilde, und es richtete sich auf. So oft der Knabe nach dem Strande kam, legte es sich hin, wenn er nach Hause ging, richtete es sich auf. Endlich ließ der Knabe sich verleiten, mit dem Gebilde Umgang zu pflegen, und der Geist drehte ihm den Hals um, so daß er starb.

Auf der Insel Patuam, einer der Horneinseln, ist diese Sandfigur noch heute sichtbar.

* * *

Ein böser Geist war in eine Banane gefahren. Po Leïe aß die Banane und der Geist tötete ihn. Seine Arme und seine Beine waren krampfhaft zusammengezogen; Leber und Eingeweide hingen ihm aus dem Bauche heraus.

* * *

Zwei Frauen, von denen die eine schwanger war, gingen auf Krabbenfang. Als der Fang beendet war, gingen sie nach Hause, und unterwegs gebar die schwangere Frau. Als der böse Geist das Weinen des Kindes hörte, ging er auf die Frauen zu und sagte: „Kommt mit nach meiner Höhle.“ Als sie dort angekommen waren, schlachtete der Geist ein Schwein und röstete Taroknollen. Als beides fertig war, aß er alles auf, den Weibern aber warf er die Eingeweide zu und die Taroabfälle. Diese aber dachten geringschätzig von ihrem Wirte und sagten: „Du bist ein Bösewicht, daß du uns solches Essen anbietest.“ Darauf antwortete er: „Schwein und Taro habe ich schon aufgegessen, jetzt kommt an euch die Reihe!“ und er aß sie auf.

* * *

Einst nahm einer die Klaue eines Schweines, verbarg sie in seinem Tragkorb und ging damit in den Wald, wo niemand wohnt und keine Gehöfte sind. Hier warf er die Klaue auf den Boden, und alsbald stand auf der Stelle ein Schwein. Zu diesem sprach er: „Vervielfältige dich!“ und alsbald erschien ein zweites Schwein; so zauberte er fort und fort, und schließlich besaß er eine große Anzahl von Schweinen.

* * *

Ein böser Geist namens Po Pékan wohnte in seinem Gehöfte Káli. Er hatte vier Augen und fraß alle Menschen ohne Ausnahme. Zwei Knaben gingen auf einem verschlungenen Wege und verirrten sich; schließlich kamen sie an das Gehöft von Po Pékan und standen in einer Ecke halb verborgen. Po Pékan war mit Kanoezimmern beschäftigt; zwei seiner Augen richteten sich auf seine Arbeit, die zwei anderen irrten unabläſſig nach allen Richtungen. So gewahrte er dann auch die beiden Knaben, lachte bei ihrem Anblick vor Freude und rief: „Kommt doch hervor, fürchtet euch nicht, sondern setzet euch und laßt euch bewirten.“ Nun setzte er ihnen Nahrungsmittel vor, aber plötzlich ergriff er sie, drückte ihnen die Augen aus, daß sie starben, und verspeiste sie. Als das geschehen war, schlug er die Totentrommel, und die Nachbarn sagten: „Der böse Geist von Káli hat wieder einen Menschen gefressen.“

* * *

Ein böser Geist von Péhëu lag im Verstecke. Zwei Männer kehrten nachts vom Fischfang zurück; der eine legte sich schlafen, der andere schaffte das Gerät ans Land und wollte dann das Kanoe ins Meer zurückschieben. Aber vergebens schob er an einem Ende, denn am anderen Ende hielt der böse Geist fest. Vergebens erneuerte er seine Versuche, aber stets vereitelte der unsichtbare böse Geist seine Versuche. Darüber geriet der Mann in einen großen Zorn, holte eine Axt und zertrümmerte das Kanoe. Als er nun ins Haus gehen wollte, griff ihn der böse Geist an; zwar schrie er laut um Hilfe, aber der Geist hielt ihm den Mund zu und sprach: „Friß meine H . . . .!“ Der Mann antwortete: „Wer hat Verlangen, deine H . . . . zu essen? Deine H . . . . sind abgestanden.“ Darauf sagte der Geist abermals: „Friß meine H . . . . wie man einen Fisch ißt,“ aber der Mann weigerte sich noch immer. Der Geist sagte dann: „Wenn du nicht tun willst, wie ich dir sage, dann werde ich dich fressen. Komm, folge mir nach meinem Gehöft.“ Der Geist legte sich schlafen und befahl: „Suche mir die Läuse ab!“ Als er nun fest eingeschlafen, band der Mann ihn mit den Haarsträngen an das Schlafgerüst fest und machte sich davon, stieg auf den Berg Ndrótjun und sang: „Der böse Geist von Péhëu wollte einen Mann verspeisen. Wo ist der Mann, den er fressen wollte? Der Geist ist an seinen Haaren festgebunden!“

Als der Geist erwachte und aufstehen wollte, mußte er seine Lagerstatt hinter sich her schleppen, und da dieselbe schwer war, geriet er in große Wut und schrie: „Ich Dummkopf, Dummheit verblendete mich, warum habe ich den Mann nicht gleich aufgefressen. O! seine Zunge, dieser Leckerbissen! mein Mund wässert danach!" Und außer sich vor Zorn zerquetschte er seine H . . . . und starb.

* * *

Ein böser Geist von Ndritápat war nach Lónin gekommen. Zwei Weiber fischten nachts beim Schein einer Fackel und entdeckten den Geist in Gestalt eines Kindes am Ufer. Voll Mitleid nahmen sie es nach ihrer Hütte, setzten ihm Essen vor und schlachteten ein Schwein. Dem Kinde gaben sie die Gedärme und sagten: „Gehe damit an die See, schlitze sie auf und reinige sie." Das Kind ging fort, nahm aber am Strande seine wirkliche Gestalt an, reinigte die Gedärme und verzehrte sie. Dann schnitt es sich einen Finger ab und kehrte in Kindesgestalt wieder in die Hütte zurück. Hier angekommen sagte es: „Mutter, die Fische raubten mir die Gedärme des Schweines und bissen mir einen Finger ab." Die beiden Frauen antworteten: „Laß es nur gut sein, Kleiner, es ist noch genug Schweinefleisch für dich." Sie setzten ihm nun vor, und wenn sie es ansahen, aß es langsam, wie ein gewöhnlicher Mensch, ruhten ihre Augen anderswo, dann verschlang es gierig große Stücke. Als ein Stück Schweinefleisch auf den Boden fiel, schickten sie das Kind fort, um den Sand im Meereswasser abzuwaschen. Als es fortgegangen war, sagten die Frauen: „Eine von uns sollte folgen, um zu sehen, was das Kind treibt." Dies geschah, und als die Frau unbemerkt den Strand erreichte, sah sie aus ihrem Versteck, wie aus dem Kinde ein garstiger Teufel geworden war, dessen Haare in langen Strängen vom Kopfe herabhingen. Entsetzt eilte sie zu ihrer Freundin zurück und rief: „Laßt uns fliehen, sonst wird uns der böse Geist auffressen. Wir dachten, es sei ein Mensch, und haben ihn großgezogen, aber es ist ein böser Geist." Eilends liefen sie davon, und als der böse Geist zurückkehrte, suchte er sie vergebens. Darüber geriet er in große Wut, schlitzte sich aus Ärger seinen Bauch auf und starb.

* * *

Zehn Früchte steckten noch in ihren Hülsen, aber als es Nacht wurde, fielen sie aus den Hülsen zu Boden, nahmen Menschengestalt an, badeten im Meere, sangen und vergnügten sich. Ein Mann kam herbei, sah die badenden Gestalten, deren Leiber hell waren wie die der Albinos, und lockte die Jungfrauen heran. Als sie zu ihm kamen, gefielen sie ihm sehr und er sagte ihnen, sie sollten alle seine Frauen sein und mit ihm in seine Hütte gehen. Neun der Jungfrauen waren damit einverstanden, die zehnte aber weigerte sich, und als der Mann sie zwingen wollte, rief sie: „Ich bin das Weib von keinem Menschen; ich bin eine Frucht!" Der Mann aber lachte und sagte: „O, du sprichst die Unwahrheit, folge mir!" Doch die Jungfrau sprach: „Siehe, ich werde auf den Baum steigen!" und tat, wie sie gesagt. Oben angekommen, schlüpfte sie in ihre Hülse und wurde wieder zu einer Frucht.

* * *

Früher hatten die Männer auf Häüm Brüste und die Weiber Bärte. Eines Tages veranstalteten sie einen Wettlauf, die Weiber kamen zuerst an, die Männer zuletzt. Da sagte der Geist, der über Häüm gebot: „Das geht nicht, von nun an sollen die Männer Bärte haben und die Weiber Brüste." Hätte er diese Änderung nicht getroffen, so ist es augenscheinlich, daß bis auf den heutigen Tag die Weiber Kinder geboren hätten, die Männer dieselben aber groß ziehen mußten. So ist aber alles zum Besten gewendet.

* * *

Ein Mütterchen war bereits sehr alt und runzelig. Einst gingen ihre beiden Söhne auf Fischfang, das Mütterchen aber ging baden. Sie streifte im Bade ihre Haut ab und erschien nun als junges und glattes Weib. In dieser Gestalt ging sie nun nach Hause, und bald darauf kehrten auch die Söhne zurück. Beide waren sehr erstaunt, und der eine sprach: „Ist das unsere Mutter?" Der andere aber sagte: „Gut, es sei deine Mutter, mir sei sie die Gattin." Dies hörte das Mütterchen und sprach: „Was habt ihr gesagt?" und sie antworteten: „Nichts! Wir haben gesagt, du seiest unsere Mutter." Sie aber antwortete: „Lüget nicht! einer von euch hat gesagt, ich sei seine Mutter, der andere aber, ich sei seine Gattin. Wäre es nach meinem Willen gegangen, so wären wir

gewachsen und alt und greis geworden, dann hätten wir unsere Haut abgestreift und wären wieder Jungfrauen und Jünglinge geworden. Auf eure Rede hin werden wir wachsen, alt und grau werden, aber dann sterben." Sie holte ihre Haut wieder, zog sie von neuem an und wurde wieder das alte, runzelige Mütterchen. Seit jener Zeit werden die Menschen alt und sterben; hätten die beiden Söhne anders geredet, so würden die Menschen sich verjüngt haben und ewig leben.

* * *

Der Geist fuhr in einen großen Fisch, und dieser rührte das Meer auf, so daß eine große Flut über die Insel Lóniu dahin rauschte. Alle Lóniuleute kamen in der Flut um als Strafe für ihre Unzucht.

* * *

In alter Zeit gab es auf Erden kein Feuer. Ein Weib schickte den Fischadler und den Glanzstar fort und gebot ihnen, aus dem Himmel das Feuer nach der Erde herab zu bringen. Die beiden flogen nun in den Himmel, und der Fischadler trug das Feuer zur Erde herab. Halbwegs jedoch ermüdete er und übergab dem Star das Feuer. Dieser legte es sich auf den Nacken, aber der Wind blies und fachte das Feuer an, so daß der Star versengt und zu einem kleinen schwarzen Vogel wurde. Der Fischadler jedoch blieb groß. Hätte das Feuer nicht den Star versengt, so wäre dieser heute noch so groß wie der Fischadler.

* * *

Ein Mann aus Sauch (Platz auf der Hauptinsel) ging auf den Fischfang. Ein böser Geist erspähte ihn, lief ihm nach und wollte ihn töten und auffressen. Der Mann aber flüchtete in den Wald. Auf der Flucht tat sich vor ihm ein Baum auf, und er schlüpfte hinein, worauf sich der Baum wieder um ihn schloß. Der verfolgende Geist sah den Mann nicht mehr und ging von dannen. Als er fort war, öffnete sich der Baum wieder, und der Mann trat ins Freie. Der Baum sprach aber: „Gehe nach Sauch und fange für mich zwei weiße Schweine." Der Mann ging von dannen und fing ein weißes Schwein und ein schwarzes, strich aber, um den Baum zu betrügen, das letztere mit Kalk weiß an. So brachte er die beiden Schweine dem Baum. Aber unter-

wegs war der Kalkbewurf von dem schwarzen Schwein abgefallen, und der Baum gewahrte, daß der Mann ihn täuschen wollte. Ungehalten sprach er: „Du bist undankbar! Ich habe dich gegen den bösen Geist beschützt, aber du suchst mich zu betrügen. Hinfort wenn dich ein böser Geist verfolgt, werde ich mich nicht auftun, um dich zu schützen, und du wirst sterben müssen. Hättest du meinen Auftrag ausgeführt, so hätte ich mich jedesmal, wenn du beim Fischfang von einem bösen Geist überfallen wärest, geöffnet und dich beschützt, jetzt aber werde ich mich nie wieder zu deinem Schutze öffnen." Daher nimmt der Baum heute nicht mehr den Mann schützend auf, wenn er von einem bösen Geist verfolgt wird.

* * *

Eine Jungfrau namens Nja Sa saß im Hause. Die Eltern hatten ihr die Ohrläppchen durchstechen lassen und waren nun aufs Feld gegangen. Der böse Geist hatte sie fortgehen sehen, schlich sich nun an das Haus heran und rief: „Nja Sa, komme! Ich bin dein Freier." Nja Sa sah durch ein Loch hinaus und erkannte ihn. Sie sprach: „Du bist der böse Geist." Er aber blieb bei seiner Behauptung und rief: „Laß die Leiter herunter!" Die Jungfrau hörte aber nicht auf ihn, und der Geist begann jetzt, die Pfähle, auf denen das Haus ruhte, auszugraben. Nja Sa schrie jetzt um Hilfe, und die Eltern eilten auf ihr Rufen herbei. Sie gewahrten den bösen Geist, der sich klein gemacht hatte wie ein Kind und sagte: „Es ist nur ein Spiel." Nja Sa jedoch berichtete wahrheitsgemäß. Der Vater war sehr erzürnt, ergriff einen Knüttel und prügelte den bösen Geist. Dieser aber brachte ihm mit einem seiner eberhauerartigen Zähne eine böse Verwundung bei, so daß der Mann das Prügeln aufgeben mußte und der böse Geist entschlüpfen konnte.

* * *

Eine Frau schnitt sich bei der Arbeit einen Finger ab und fing das Blut in einer Muschelschale auf. Nach drei Tagen verwandelte sich das Blut in zwei Eier, und aus dem einen kroch eine Schlange, aus dem anderen ein Vogel hervor. Der Vogel flog von dannen und stellte den Fischen nach; die Schlange kroch in den Wald und fing eine Beutelratte. Als die Sonne untergegangen war, kamen beide heim;

der Vogel brachte der Mutter Fische, aber die Schlange brachte nichts. Der Vogel sprach darauf zur Mutter: „Laß uns fortgehen!“ und er trug sie auf einen hohen Baum; dorthin schaffte er auch die Hütte. Die Schlange suchte lange vergebens, endlich entdeckte sie den Aufenthalt und rief: „Mutter, Bruder, wie soll ich zu euch hinaufkommen?“ und der Vogel antwortete: „Steige hinauf!“ Sie ringelte sich jetzt am Stamme empor, als sie aber oben war, ergriff der Vogel eine Axt und trennte ihr den Kopf vom Rumpfe. Der Körper fiel hinunter, wurde jedoch wieder lebendig und stieg abermals empor. Oben hieb der Vogel abermals mit der Axt auf sie ein und zerschlug sie in kleine Stücke, die zur Erde fielen. Einige dieser Stücke wurden Fische, andere wurden Schlangen.

* * *

Hi Kalemuindr und Po Samitanpun ruderten aufs Meer hinaus zum Schildkrötenfang. Das Weib saß im Kanoe, der Mann tauchte auf den Meeresgrund. An einem langen Rotangseil, das er um seinen Körper befestigte, ließ er sich hinab, das andere Ende war am Kanoe festgemacht. Als der Mann nun unten war, schlief das Weib ein, das Seil riß, und das Kanoe trieb auf die See hinaus. Dort bemerkte es der Häuptling Halives und seine Leute; sie ruderten hinaus, fanden die Schläferin und frugen: „Woher bist du?“ Sie antwortete: „Ich bin aus dem Westen. Ich und mein Mann fuhren auf Schildkrötenfang, aber als er tauchte, schlief ich ein, und der Westwind hat mich zu euch getrieben.“ Halives machte sie nun zu seinem Weib und führte sie nach Jap (Land des Halives).

Als Po Samitanpun wieder auftauchte, fand er sein Kanoe nicht mehr und schwamm ans Ufer. Hier zimmerte er aus Holz einen Vogel und schickte ihn mit den Worten fort: „Fliege nach Jap und suche deine Mutter!“ Der Vogel flog nach Jap, fand aber nicht seine Mutter, dagegen zahlreiche Krabben, von denen er aß und dadurch sich stärkte. Dann flog er zurück und berichtete: „Vater, ich habe meine Mutter nicht gefunden.“ Der Vater aber sprach: „Komm näher zu mir her,“ und als der Vogel diesem Befehl gehorchte, roch der Vater den Atem seines Mundes und rief zornig: „Jawohl, ich glaube schon, du hast deine Mutter nicht gefunden; aber Krabben hast du gefressen.“ Als

der Vogel diese Vorwürfe hörte, flog er entrüstet von dannen. Po Samitanpun zimmerte nun einen Fischadler und sagte zu ihm: „Fliege fort und suche deine Mutter! Sie heißt Hi Kalemuindr, und wenn du sie siehest, so sage ihr, sie möge zu mir kommen.“ Der Fischadler flog nun fort nach Jap und setzte sich dort auf einen Baum. Den Baum schüttelte er, so daß die Früchte zu Boden fielen, und als die Weiber das hörten, liefen sie herbei, die Früchte aufzulesen. Als sie beladen ins Dorf zurückkehrten, bat Hi Kalemuindr, man möge ihr einige der Früchte geben; aber die Weiber weigerten sich und sagten: „Hast du keine Füße? Gehe, hole dir selber Früchte!“ Da ging sie mit noch anderen Frauen nach dem Baum. Hier hörte der Fischadler ihren Namen, und alsbald flog er zur Erde, faßte die Hi Kalemuindr am Bein und führte sie im Fluge von dannen. Unterwegs senkte sich der Fischadler, so daß das Wasser die Füße der Frau benetzte, und diese schrie: „Mein Sohn, mein Sohn, ich falle ins Wasser!“ Der Fischadler antwortete: „Traust du der Kraft meiner Krallen so wenig zu?“ aber er erhob sich und brachte die Frau zu Po Samitanpun. Statt aber dankbar zu sein, überschüttete dieser den Fischadler mit Vorwürfen und sagte, er habe der Frau auf dem Meere Böses zufügen wollen. Darüber war der Fischadler erzürnt und flog von dannen.

Wäre dem Fischadler nicht Unrecht geschehen, so würde er bis zum heutigen Tage die nach fernen Inseln Verschlagenen wieder zurückbringen. So aber verschuldet Po Samitanpun, daß Verschlagene niemals zurückkehren, sondern dort bleiben müssen, wohin sie gelangen.

* * *

Auf der Insel Lou (Sankt-George-Insel) hielt sich vorzeiten eine große Schar Tjauka (Philemon coquerelli) auf. Als die Louleute eines Tages bei der Arbeit waren, versuchte ein Mann eine Frau zu vergewaltigen, aber ein Tjauka, der dies Vorhaben gewahrte, rief laut: „Ein Lou tut Böses!“ und da der Mann sich entdeckt sah, stand er von seinem Vorhaben ab und ging zornig nach Hause. Um sich zu rächen, teilte er Betelnüsse auf ganz Lou aus als Belohnung für die Ausrottung sämtlicher Tjauka. Die Louleute fingen nun in Netzen alle Tjauka, und nur einem einzigen gelang es, sich zu verstecken. Mit seinem Schnabel saugte er nun alles Wasser auf Lou auf und trug es nach

Lomóndrol auf der Hauptinsel. Seitdem ist Lou wasserarm, Lomóndrol aber reichlich mit Wasser versehen. In Lou sind keine Tjauka mehr vorhanden, aber bei den Moánus sind sie zahlreich.

* * *

Eine Anzahl Pitiluleute ging nach Mbutmanda auf Schildkrötenfang. Die Papitálaileute überfielen sie und töteten alle mit Ausnahme des Po Toui, der sich versteckte. Die Kanoes wurden von den Siegern fortgeführt. Po Toui entschloß sich nun, durch Schwimmen nach seiner Heimat zu entkommen. Aber auf dem Meere schwanden seine Kräfte, und er war nahe am Versinken. Da rief er den Geist seines Bruders an und siehe da, ein Haifisch kam heran, nahm ihn auf seinen Rücken und trug ihn nach Pitilu. Der Geist des Bruders war in den Haifisch gefahren und dem Po Toui zu Hilfe geeilt.

Die Moánus glauben, daß ihre Schutzgeister gelegentlich in Haifische fahren, um den auf der See Bedrängten zu Hilfe zu kommen. Ebenso kann der Geist in einen Fischadler fahren, um ein bedrohtes Dorf rechtzeitig von der Gefahr zu benachrichtigen. Sieht der Moánus zwei Fischadler sich raufen oder unstät einherfliegen, dann setzt er seine Reise nicht fort, sondern kehrt nach Hause zurück.

Tafel 46. Die Maske Sisu des Sulkastammes.

X. Die Sprachen.

Erſt der neueren Zeit war es vorbehalten, ein wenig Licht in die verwickelten Sprachverhältniſſe des Archipels zu bringen. Der wesleyaniſche Miſſionar Dr. G. Brown war der erſte, der die Sprache von Neulauenburg bearbeitete, und ſein „Dictionary and Grammar of the Duke of York Islands“ (Sydney 1883), nur in einer geringen Anzahl von autotypierten Exemplaren veröffentlicht, gab uns die erſten Mitteilungen über eine der Sprachen des Archipels. Eine Anzahl von Jahren ſpäter folgte dann die weſentlich ſorgfältigere und ausführlichere Arbeit des wesleyaniſchen Miſſionares R. Rickard, autotypierte Ausgabe im Jahre 1889, betitelt „A Dictionary of the New Britain Dialect and English, and of English and New Britain, also a Grammar“. Die beiden Arbeiten zeigten den innigen Zuſammenhang der beiden Sprachen, und die Wesleyaniſche Miſſion fand bald darauf, daß in dem ſüdlichen Neumecklenburg die Sprache mit den beiden genannten Sprachen ſo innig verwandt war, daß man in den dort eingerichteten Schulen die Sprache der Nordoſt-Gazellehalbinſel ohne Schwierigkeit als Schulſprache erwählen konnte. Mittlerweile hatten auch die katholiſchen Miſſionare, deren Niederlaſſungen auf der Gazellehalbinſel ſich unter der Leitung des äußerſt tätigen und tüchtigen Biſchofes L. Couppé ſeit dem Jahre 1890 ungemein ſchnell über einen großen Teil der Gazellehalbinſel verbreitet hatten, die Sprachſtudien aufgenommen, und im Jahre 1897 erſchien in der „Zeitſchrift für afrikaniſche und ozeaniſche Sprachen“, 3. Jahrgang, Heft 2, eine umfangreiche Grammatik der Sprache der Nordöſtlichen Gazellehalbinſel von Pater B. Bley, der er im Jahre 1900 ein Wörterbuch der Sprache im Verlag der Miſſion, gedruckt in Münſter, folgen ließ. Ich will hier noch bemerken, daß in dieſer Arbeit aus einem hier draußen nicht bekannten Grunde das Kapitel über die Adverbien, welches Pater Bley ausführlich bearbeitet hatte, bedeutend

verkürzt worden ist. Beide Arbeiten ergänzen und vervollständigen die frühere Veröffentlichung des Missionares Rickard. Im Jahre 1903 erschien dann die autotypierte Ausgabe einer Grammatik der Bainingsprache von Pater M. Rascher, wodurch ein weiterer wertvoller Beitrag zu dem Studium der Sprachen des Archipels geliefert wurde. Eine verbesserte Ausgabe dieser wertvollen Arbeit folgte im Jahre 1904 in den „Mitteilungen des Seminars für Orientalische Sprachen zu Berlin", Jahrgang VII, Abteilung I.

Die nachfolgenden Aufzeichnungen verdanke ich der Güte der Herren Patres B. Bley und M. Rascher, welche, trotz der auf ihnen ruhenden großen Arbeitslast, mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit meinem Wunsche nachkamen, die Resultate ihrer bisherigen Forschungen in kurzer Zusammenfassung zu bearbeiten. Dem Leser wird dadurch in abgerundeter Form eine Darstellung der Sprachen auf der Gazellehalbinsel geboten, woran sich Studien über die im Süden sich anschließenden Sprachen der Sulka, der Nakanai und der im Norden sich abzweigenden Sprache der Neulauenburg-Gruppe reihen.

Obgleich durch diese Studien das Dunkel, welches bisher über den Sprachenverhältnissen des Bismarckarchipels ruhte, sich zu lüften anfängt, so bleibt in dieser Richtung noch unendlich viel zu erforschen und aufzuzeichnen übrig, aber der rege Eifer, der von seiten der Missionen diesem Gegenstand gewidmet wird, bürgt uns dafür, daß dieser Teil der Forschung nicht vernachlässigt werden wird.

1. Die Sprache der Küstenbewohner der nördlichen Gazellehalbinsel.

Fast an der ganzen Nordseite der Gazellehalbinsel, von Kap Birara bis Massawa und der Insel Massikonápuka einschließlich, herrscht unter den Eingeborenen der Küste eine einheitliche Sprache. Obschon diese Küstenbewohner zweifellos gemeinsamen Ursprunges sind und nach heute allgemein feststehender Ansicht als Räuberstämme von dem Südende Neumecklenburgs zur Nordküste der Gazellehalbinsel herübergekommen sind, um die ursprünglichen Bewohner, die Butam, Taulil und Baining, ins Innere zurückzudrängen oder die von diesen wegen vulkanischer Eruptionen verlassenen Küstenstriche zu besetzen, fühlen sie doch untereinander wenig Zusammengehörigkeit. Vielmehr herrschten von jeher Feindselig-

keiten zwischen den meisten Distrikten und Ortschaften dieser Küste, und die Furcht, überfallen und abgefangen, respektive verspeist zu werden, verhinderte eine Annäherung zwischen ihnen und begünstigte die Reinerhaltung und weitere Entwicklung der verschiedenen Dialekte, die wahrscheinlich schon bei der Einwanderung von Neumecklenburg mitgebracht waren, und die alle nur verschiedene Idiome der ihnen mit den Bewohnern des südlichen Neumecklenburg gemeinsamen Sprachfamilie darstellen. Es fehlt denn auch ein gemeinsamer Stammesname dieser durch Ursprung, Sitten und Sprache verwandten Uferbewohner, so daß wir ihre Sprache nicht nach einem solchen benennen können, wie man z. B. von einer Taulilsprache, Nakanai-, Baining- oder Sulkasprache spricht, sondern sie einfach als die Sprache der Küstenbewohner der nördlichen Gazellehalbinsel bezeichnen müssen.

Nach einer ungefähren Abschätzung durch den früheren kaiserlichen Richter Dr. Schnee ist die Gesamtzahl der Eingeborenen, welche diese Sprache sprechen, nachdem sie durch Kriege und Epidemien stark dezimiert worden sind, heute nur noch 20000, höchstens 30000.

Die größte Mehrzahl von diesen spricht den wohlklingenden sogenannten Matupi- oder Nordküstendialekt, dessen Gebiet bereits gegen die Mitte der Blanchebucht bei den Dörfern Davaun und Karawia beginnt und an der Küste entlang bis nach der Insel Matupi einschließlich geht, dann an der ganzen Nordküste entlang vom Dorfe Nonga bis zur Mitte des Weberhafens reicht. Vom Weberhafen aus dringt dieser Dialekt ins Innere der Gazellehalbinsel hinein, erstreckt sich auf das ganze Gebiet südlich vom Varzinberge und umfaßt die Distrikte Napapar, Tombaul und Tamaneiriki.

An der Küste der Blanchebucht, von Schulzehuk bis Kabakaul und im Hinterlande bis zum Varzinberg wird der sogenannte Blanchebuchtdialekt gesprochen, welcher sich vom vorigen sowohl durch die reinen und härteren Konsonanten b, d, g, gegenüber den weicher klingenden mb, nd und ng des ersteren, als auch durch einige nicht gerade sehr schön klingende Abweichungen der Wortformen unterscheidet. Abgesehen von der holperigen Aussprache, die sich anhört, als wäre den Leuten die Nase verstopft, während sie dabei den Mund halb geöffnet halten, zeigt schon eine einfache Gegenüberstellung von einigen Wörtern, auf welcher Seite der größere Wohllaut liegt.

	Blanchebuchtdialekt.	Nordküstendialekt.
Kahn	a wagga	a oanga
mein Kind . . .	kaugu bul	kaningu mbul
Banane	a wuddu	a wundu
Ding	a maggit	a mangit
geben	tăbar	tambar
Weiber	a wadān	a warenden.

Ein weiterer Dialekt tritt uns in den Ortschaften am Fuße der Mutter und Nordtochter, in Bai, Nodup, Korere und Tavui am Kap Stephens entgegen. Dieser hat mit dem Blanchebuchtdialekt die harten b, d und g gemeinsam, weicht aber in manchen Wortformen von diesem und den anderen Dialekten ab und klingt sehr breit, indem er vielen Wortformen noch ein i hinzufügt, z. B.:

	Nordküstendialekt.	Nodupdialekt.
Meer	a ta	a tai
Weg	a ga	a gai
nein	pata	patai
von wo?	mamāve?	memēvai?

Auch an der Nordseite der Insel Latom ist dieser Dialekt der vorherrschende; zudem wird hier in fast singendem Tone gesprochen, und das harte End-p verwandelt sich meistens in v, z. B.:

	Nordküste.	Nord-Latom.
Hecke	a liplip	a livilivi
Yam	a up	a uvu
Feuer	a iap	a iavi.

Endlich haben wir von der Mitte des Weberhafens ab in den Distrikten Ramandu, Massawa und auf der Insel Massikonápuka den sogenannten Baininger Uferdialekt oder s-Dialekt, welch letzteren Namen er daher hat, daß er sich außer durch abweichende Wortformen, besonders durch den häufig vorkommenden s-Laut von den anderen Dialekten unterscheidet und hierdurch wieder eine große Übereinstimmung mit der Sprache von Süd-Neumecklenburg zeigt.

Hier einige Proben:

	Nordküste.	Bainingküste.
Stein	a vat	a vas
Erde	a pia	a pissa
Messer	a via	a vissa
sitzen	kiki	kiskis
herausgehen	irop	siropo
klein	ikilik	sikilik
lügen	vaogo	vassere.

Auf der Grenze der beiden Dialekte, am Kap Livuan und auf der Insel Urar werden sowohl der Nordküsten- als auch der Baininger Uferdialekt gesprochen.

Zur schriftlichen Darstellung der Sprache genügen 17 Buchstaben: a, b, d, e, g, i, k, l, m, n, o, p, q, r, t, u, v (= w), denen wegen des Baininger Dialektes und notwendig einzuführender Fremdwörter der Buchstabe s noch hat hinzugefügt werden müssen.

Die Laute c, h, f, z, x, ch sind dieser Sprache fremd. Das s, c, z und tz in Fremdwörtern, auch sch, wird außer im Baininger Uferdialekt von den Eingeborenen als t gesprochen, also Jesus, Moses, Sakrament werden zu Jetut, Motet und Takrament. Im Baininger Uferdialekt ist der s-Laut auch kein reiner, sondern mit dem h-Laut stark vermischt.

F und pf in Fremdwörtern wird im Munde der Eingeborenen zu p, z. B. Jotep statt Josef, und ch zu k, z. B. Achab zu Akap.

Die Laute b, d, g sind in Matupi und an der Nordküste immer mb, nd und ng, und während q im Blanchebuchtdialekt das reine, harte g bezeichnet, ist es im Nordküstendialekt nur ein intensiveres ng, beinahe nk.

Unter den Vokalen ist a bei weitem der vorherrschende und kommt allein beinahe so häufig vor, wie alle anderen zusammen. Trotzdem aber hierdurch eine gewisse Monotonie verursacht wird, sind doch die anderen Vokale so glücklich verteilt, daß man die Sprache im allgemeinen — natürlich vorausgesetzt, daß sie gut ausgesprochen wird — als eine wohlklingende bezeichnen muß und mit Recht darüber erstaunt sein darf, wie ein so niedrigstehendes Volk eine so schöne Sprache besitzen kann.

Noch mehr überrascht wird man, wenn man in die Grammatik eindringt, sowohl durch den Reichtum der Formen, als auch durch die sinnreiche Art und Weise, wie fehlende Formen umschrieben oder ersetzt werden.

Den Artikel a für alle Geschlechter, für das bestimmte „der, die, das" und auch das unbestimmte „ein, eine, ein" (während ta irgendein bedeutet), hat diese Sprache wohl mit allen melanesischen Sprachen gemeinsam. Auch der persönliche Artikel to vor Männernamen und ia vor Frauennamen ist in den melanesischen Sprachen in ähnlicher Form eine gewöhnliche Erscheinung.

Überraschend ist die dreifache Genitivform des Substantives, gebildet durch die Partikeln kai, na und i, erstere wirklichen Besitz, die zweite Bestimmung oder Materie, die dritte Zugehörigkeit zum Ganzen oder Familienangehörigkeit ausdrückend.

Beispiel: a pal kai ra tutane, das Haus des Mannes
a pal na tutan, das Männerhaus
a pal na kāpa, das Blechhaus
tama i ra tutan, der Vater des Mannes.

Der Dativ wird durch die Präposition ta, in, an gebildet, und der Akkusativ ist, abgesehen von der meistens euphonisch notwendigen Form ra des Artikels gleich dem Nominativ.

Die dreifache Form der Mehrheit: Dual, Trial und Plural bildet beim Substantiv keine Schwierigkeit, da sie durch einfache Vorsetzung der Numeralien zwei und drei und der Partikeln des Plurals a lavur und a umana (ersteres absoluter Plural: alle ihrer Art; letzteres relativer Plural: die in Rede stehenden mehreren) gebildet werden.

Schwieriger gestaltet sich die Sache beim Pronomen, bei welchem im Dual, Trial und Plural die inklusive und exklusive Form zu unterscheiden sind, je nachdem die angeredeten Personen mitgemeint sind oder nicht. Ein Schema soll uns einen leichteren Einblick geben.

Singular.	Dual.
I. iau, ich	I. (inkluſ.) dor, wir zwei (du und ich) (exkluſ.) amir, wir zwei (ein anderer und ich)
II. u, du	II. amur, ihr zwei
III. i, er, sie, es	III. amutal, die zwei.

Trial.	Plural.
I. (inkluſ.) datal, wir drei (ihr zwei und ich)	I. (inkluſ.) dat, wir alle (ihr und wir)
(exkluſ.) amital, wir drei (zwei andere und ich)	(exkluſ.) avet, wir ohne euch
II. amutal, ihr drei	II. avat, ihr alle
III. dital, die drei	III. diat, ſie alle.

Hier haben wir einen Reichtum an Formen, der den der europäiſchen Sprachen weit übertrifft, aber auch eine Kürze und Präziſion im Ausdruck geſtattet, wie ſie kaum in einer anderen Sprache möglich iſt. Ebenſo zahlreich ſind die Formen beim rückbezüglichen Fürwort:

iau mule, ich ſelbſt
dor mule, wir zwei ſelbſt
datal mule, wir drei ſelbſt uſw.

und beim Pronomen possessivum, bei welch letzterem noch in allen Zahlen und Perſonen außer der adjektiviſchen und ſubſtantiviſchen Form eine beſondere Form für Beſtimmung oder perſönlichen Gebrauch ſtatt Beſitz zu unterſcheiden iſt. Wir geben auch hier der Überſichtlichkeit und Kürze wegen ein Schema:

Singular.

Beſitz.	Beſtimmung.
I. kaniqu, mein	I. aqu, für mich
II. kou (koum), dein	II. amu, für dich
III. kana (kaina), ſein	III. ana, für ihn.

Dual.

I. kador / komamir	I. ador / amamir
II. komamur	II. amamur
III. kadir	III. adir.

Trial.

I. kadatal / komamital	I. adatal / amamital
II. komamutal	II. amamutal
III. kadital	III. adital.

Plural.

Besitz.	Bestimmung.
I. { kada (kadat) / komave (komavet)	I. { ada (adat) / amave (amavet)
II. komava (komavat)	II. amava (amavat)
III. kadia (kadiat)	III. adia (adiat).

Die in Klammern stehenden Formen sind die Abweichungen der substantivischen Form von der adjektivischen; wo keine besondere Form angegeben ist, sind beide gleich. Zur Veranschaulichung des Gebrauches von besitzanzeigenden und bestimmunganzeigenden Fürwörtern lassen wir noch einige Beispiele folgen:

Man sagt: kaiqu pal, mein Haus, aber aqu nian, das für mich bestimmte Essen; komave boroi, unser Schwein (Besitz), aber amave boroi, für uns bestimmtes Schweinefleisch; kou paip, deine Pfeife (Besitz), aber amu tapeka, für dich, für deinen Verbrauch bestimmter Tabak; kana rumu, seine Lanze (Besitz), aber ana rumu, für ihn bestimmte Lanze, mit der er getötet werden soll; kana market, sein Gewehr, aber ana bol, die für ihn bestimmte Kugel.

Interessant ist es auch und übereinstimmend mit den meisten melanesischen, sowie einigen mikronesischen (Gilbertinseln) und papuanischen Sprachen, daß bei Verwandtschaftsbezeichnungen, Körperteilen und einigen Präpositionen das Pronomen possessivum als Suffix angehängt wird, z. B.

tamaqu, mein Vater	tama i dor, unser zweier Vater
tamam, dein Vater	tamamamir usw.
tamana, sein Vater	tamamamur
naqu, meine Mutter	naqu i dor
nam, deine Mutter	nam a mamir
nana, seine Mutter usw.	nan a mamur
turaqu, mein Bruder	a limaqu, meine Hand
turam, dein Bruder	a limam, deine Hand
turana, sein Bruder usw.	a limana, seine Hand usw.

piraqu, bei mir	taqu, in mir
piram, bei dir	tam, in dir
pirana, bei ihm usw.	tana, in ihm usw.

Das Pronomen relativum wird teils durch das persönliche Fürwort, teils durch das hinweisende nam oder ni, teils durch die Partikel ba ersetzt.

Die unbestimmten Fürwörter di und da für „man" sind wahrscheinlich Abkürzungen des persönlichen diat, sie, und dat, wir, während das unbestimmte „es" durch das Pronomen personale, dritte Person Singular i wiedergegeben wird, z. B. i bata, es regnet.

Das Adjektiv kann vor oder nach dem Substantiv stehen und ist im ersteren Falle durch na, in letzterem durch a mit demselben verbunden und hat substantivische Form.

Beispiel: a gala na pal } ein großes Haus
a pal a gala }
a bo na tutan } der gute Mann
a tutan a boina }
a lalovi na davai } ein langer Baum.
a davai a lalovina }

Eine eigentliche Steigerung des Adjektives findet nicht statt, doch hat man Ersatz dafür, teils in der Gegenüberstellung, wie: qo i boina, nam i kaina, dies ist gut, jenes ist schlecht, d. h. dies ist besser als jenes; oder in der Form: i boina ta dir, er ist von den beiden der Gute, d. h. der Bessere; oder: i gala taun diat par, er ist groß über sie alle, d. h. der Größte, oder in ähnlichen Umschreibungen.

Das Zählen beruht, wie fast in der ganzen Südsee, auf dem Fünfer-, resp. Zehnersystem. „Fünf", a ilima, kommt von lima, die Hand. Von 5 ab wiederholen sich die Grundzahlen mit Vorsetzung von lap oder lav, und von 10 ab sind sie zusammengesetzt:

1	tikai	6	a laptikai
2	a urua (oder evut)	7	a lavurua
3	a utul	8	a lavutul
4	a ivat	9	a lavuvat
5	a ilima	10	a vinun (oder arip)

11 a vinun ma tikai
12 a vinun ma evut
13 a vinun ma utul
14 a vinun ma ivat
usw.

20 a ura vinun
21 a ura vinun ma tikai
22 a ura vinun ma urua
usw.

30 a utul a vinun
40 a ivat na vinvinun
50 a ilima na vinvinun
usw.

100 a mar
200 a ura mar
300 a utul a mar
400 a ivat na marmar
1000 a mar na limana, d. h. hundertmal die Hände, oder a vinun na marmar, d. h. zehnmal hundert.

2000, a tutan ot, d. h. ein ganzer Mann, oder soviel mal 100, als Finger und Zehen am ganzen Mann sind (vorausgesetzt, daß dieser noch seine vollen Gliedmaßen hat, was sehr häufig nicht der Fall ist).

Das Schema zeigt, wie unbeholfen lang diese Zahlen sind (z. B. 948 = a lavuvat na marmar ma ra ivat na vinvinun ma ra lavutul) und wie wenig sie für einen fixen Gebrauch im Handel und Wandel geeignet sind. Und tatsächlich haben auch die Eingeborenen in ihrem Leben wenig Operationen mit Zahlen notwendig. Wo sie noch nicht in Schulen herangebildet und im Rechnen unterrichtet worden sind, haben sie durchweg so wenig Zahlenvorstellungen, daß sie schon für die Zahlen bis 5 oder 10 die Finger einer oder beider Hände zu Hilfe nehmen müssen, um sich ein Zahlenbild zu machen und zu behalten. Die größeren Zahlen, Zehner, Hunderter und Tausender, werden nur beim Zählen der Faden Muschelgeld gebraucht, die allerdings zuweilen in die Hunderte und Tausende hineingehen, aber dann wird ungemein langsam und vorsichtig verfahren, und werden Finger und Zehen als Hilfsmittel dabei gebraucht.

Wo im Leben oder Handel ein schnelleres Zählen notwendig ist, sind eigene Zählweisen vorhanden. Für Eier, eine Brut junger Vögel, Schweine oder Hunde gebraucht der Eingeborene für 4 a keva statt ivat, für 8 a ura keva, für 12 a utul a keva; ebenso für 5 a vinar statt ilima, für 10 a ura vinar, für 15 a utul a vinar, für 20 a ivat na vinavinar usw.

Von Früchten, die zu Bündeln gebunden werden, nennt er ein Bündel von 4 a varivi, 8 a ura varivi usw.; ein Bündel von 6 a

kurene, 12 aura kurene, oder a naquvan, ein Dutzend, 120 a pakaruot.

Kleinere Stücke Muschelgeld zählt er nach nireit, d. i. je 6 Muschelschalen, größere benennt er nach dem Körperteile, bis zu welchem sie reichen.

Je 8 feine Bambusstreifen zum Anfertigen von Fischkörben heißen a kilak und demnach 16 a ura kilak, 24 a utul a kilak usw.

Durch Verdoppelung der Grundzahlen erhält man die Distributivzahlen, wie tikatikai, je eins; a evaevut, je zwei; a ututul, je drei; a ivaivat, je vier; a ililima, je fünf; a laplaptikai je sechs usw.

Durch Vorsetzung der kausativen Partikel va vor die Grundzahlen entstehen die Ordnungszahlen, z. B. a vaevut, der zweite, d. h. derjenige, welcher macht, daß es zwei werden; a vautul, derjenige, welcher macht, daß es drei werden, d. h. der dritte; a vaivat, a vailima usw.

Eigentümlich ist der Ersatz für Zahladverbien. Da es nämlich fast keine eigentlichen Zahladverbien gibt, so werden mittelst Präfigierung des kausativen va sogenannte Zahlverben in dem Sinne von „einmal tun", „zweimal tun" usw. gebildet, z. B. i vautul me heißt, er hat gedreimalt damit, d. h. er hat es dreimal getan. I vailima me, er hat gefünfmalt damit usw.

Für genaue Brucheinteilung fehlt den Eingeborenen jedes Verständnis und daher auch jede exakte Benennung.

Beim Verbum gibt es außer den transitiven und intransitiven vielfach noch eine dritte Form, in welcher das Objekt, wenn es ein Pronomen personale der dritten Person des Singular ist, bereits mit enthalten ist und also nicht besonders ausgedrückt zu werden braucht, z. B. oro (intransitiv) rufen, ora ihn, es rufen; virit, angeln, virite, ihn, es angeln; qire, sehen, qurē, ihn, es sehen.

Eine andere Eigentümlichkeit der Verben, die ein Charakteristikum der meisten Südseesprachen ist, besteht in der Verdoppelung derselben. Entweder werden sie ganz oder teilweise verdoppelt, sei es um Intensität der Handlung oder häufiges Vorkommen derselben zu bezeichnen, oder um Transitive zu Intransitiven zu machen.

Die Tempora und Modi des Verbums werden nicht durch Abänderung desselben, sondern durch Partikeln ausgedrückt und decken sich auch vielfach nicht mit denen der europäischen Sprachen, wie folgendes Schema zeigt.

I. Gegenwart.

Singular.	Dual.
iau vana, ich gehe	dor (amir) vana
u vana, du gehſt	amur vana
i vana, er geht	dir vana.

Trial.	Plural.
datal (amital) vana	da (ave) vana
amutal vana	ava vana
dital vana	dia vana.

II. Vollendete Gegenwart.

iau ter vana, ich bin (ſchon) gegangen
dor ter vana,
dital ter vana uſw.

III. Eben begonnene Vergangenheit.

iau bur vana, ich bin gerade gegangen
dor bur vana, uſw.

IV. Erzählende Vergangenheit.

iau qa vana, ich ging
dor qa vana, uſw.

V. Vollendete Vergangenheit.

iau qa ter vana, ich war gegangen, oder bin ſchon lange gegangen
dor qa ter vana uſw.

VI. Zukunft.

Singular.	Dual.
ina vana, ich werde gehen	dor (amir) a vana
una vana, du wirſt gehen	amur a vana
na vana, er wird gehen	dir a vana.

Trial.	Plural.
datal (amital) a vana	dat (avet) a vana
amutal a vana	avat a vana
dital a vana	diat a vana.

VII. Zu vollendende Zukunft.

ina qa vana, ich werde gegangen sein, oder sicher gehen
dor a qa vana usw.

VIII. Präsumptive Zukunft.

na ter vana, er wird wohl gegangen sein
dir a ter vana, usw.

Durch die Partikel vala erhält man eine sogenannte Gewohnheitsform, z. B.:

iau vala vana, ich gehe öfters, habe die Gewohnheit zu gehen
iau ter vala vana, ich bin öfters gegangen, usw.

Auf ähnliche Weise erhält man durch tiga eine Täglichkeitsform: iau tiga na vartovo = ich komme täglich zum Unterricht.

Der Imperativ deckt sich in allen seinen Formen mit dem Futurum: una vana! gehe! avat a vana! gehet! usw.

Leider fehlt ein eigentliches Konditionale und das ganze Passiv. Für ersteres hilft man sich durch die Partikel ba vor der Wirklichkeitsform, und für letzteres durch Umschreibung mit dem Aktiv, z. B. statt „ich werde geschlagen" sagt man dia kita iau, sie schlagen mich, oder i kita iau, er schlägt mich, oder ähnlich.

Wie die Partikeln der Konjugation vollständigen Ersatz für unsere Hilfsverben sein, haben, werden, können, mögen usw. bilden, insofern diese zur Konstruktion der Zeiten und Modi dienen, hat obiges Schema der Konjugation bereits gezeigt. Für „sein", wenn es die Beziehung des Prädikates auf das Subjekt bezeichnet, dient jedesmal ein entsprechendes Pronomen personale, z. B.:

a bul i gala, der Knabe, er groß
a ura bul dir gala, die zwei Knaben, die zwei groß
a utul a bul dital gala, die drei Knaben, die drei groß
a umana bul dia gala, die Knaben, sie alle groß.

Trotz des scheinbaren Mangels geht also in Wirklichkeit dieser Sprache wenig ab, da es fast nie an Ersatzformen fehlt.

Noch wollen wir beim Verbum außer dem oben bereits erwähnten kausativen Präfix va, welches soviel bedeutet wie lassen oder machen, daß die Handlung des Verbums geschieht, auch das Präfix var zur

Bildung des Reziprokums erwähnen, das in ähnlicher Form in einer ganzen Reihe von melaneſiſchen, polyneſiſchen und papuaniſchen Sprachen vorkommt.

Beiſpiel: tur, ſtehen; vatur, ſtehen laſſen oder machen
gala, groß ſein; vagala, vergrößern
ubu, ſchlagen; varubu, einander ſchlagen, ſtreiten
vul, beſchimpfen; varvul, einander beſchimpfen.

Von den übrigen Wortarten verdienen noch beſondere Erwähnung die Adverbien des Ortes, ſowohl wegen ihrer Eigenartigkeit, als auch wegen ihres häufigen Gebrauches. Bei ihnen muß genau Ruhe und Bewegung unterſchieden werden, ſowie die Richtung zum Sprechenden, ob Uferſeite oder Waldſeite (reſpektive umgekehrt hohe See), ob geradeaus über den Angeſprochenen weg, ob drüben, droben oder drunten gemeint iſt. So heißt:

uro, nach drüben hin	ura, nach unten hin
aro, drüben	ara, unten
maro, von drüben	mara, von drunten.
urie, nach der Waldſeite hin	urike, nach der Uferſeite hin
arie, an der Waldſeite	arike, an der Uferſeite
marie, von der Waldſeite	marike, von der Uferſeite.
urama, nach oben hin	ubara, nach unten zu dir
arama, droben	abara, drunten bei dir
marama, von droben	mabara, von drunten bei dir her.

Die Ortsadverbien erſetzen vielfach die Präpoſitionen, wie:

arama ra balanabakut, im Himmel
ara ra pia, auf der Erde
aria ra pui, im Walde
uria ra pui, zum Walde.

Sie werden gewöhnlich auch noch da angewendet, wo bereits die Ortsangabe durch ein Subſtantiv mit einer Präpoſition oder auf andere Weiſe geſchehen iſt, z. B. arama raul a davai, auf dem Baume; abara piram, bei dir.

Tafel 47. **Tanz bei einer Beschneidungsfestlichkeit. Südküste von Neupommern.**

Was die eigentlichen Präpositionen anbelangt, so erklärt sich ihre geringe Anzahl sowohl aus dem Ersatz durch Adverbien, als auch aus der Bedeutung und Konstruktionsweise vieler Verben, welche keine Präposition erfordern. So ist auch hier der Mangel nur ein scheinbarer.

An zahlreichen Interjektionen zum Ausdrucke des Staunens und des Bewunderns, wie aipua! ua! gaki! des Schmerzes, wie vele! des Mitleides, wie rabiavui! der Freude über den neuerschienenen Mond, oder das Vorhandensein vieler Fische im Korbe, wie kuo! kuo! kuo! und anderer Gefühle kann sich diese Sprache wohl mit jeder anderen messen.

Sehr bescheiden ist sie dagegen in der Satzkonstruktion. Im einfachen Satze können zwar die Satzteile teilweise intervertiert und zur Hervorhebung an die Spitze gestellt werden, aber für längere Satzbildungen, beiordnende oder unterordnende Zusammenstellung von Sätzen, fehlen sowohl präzise Partikeln als auch die eigentliche konditionale Form des Verbums.

Vergleichen wir nun den Wortschatz dieser Sprache mit dem europäischer Sprachen, so müssen wir staunen einerseits über großen Reichtum, andererseits über großen Mangel. Ungemein reich ist diese Sprache an Benennungen und Bezeichnungen von Gegenständen und Hantierungen, an technischen Ausdrücken aus dem gewöhnlichen Leben der Eingeborenen. Jede Pflanze, jeder Baum im Walde, jede einzelne der über hundert Spielarten von Bananen, der zahlreichen Taroarten, der Schlingpflanzen, jeder Vogel, jede Fischart, jeder geringste Teil ihrer Hütte, ihres Kahnes, ihres Fischkorbes hat besondere Namen. Jede Hantierung beim Hausbau, beim Fischfang usw. hat einen kurzen, präzisen, technischen Ausdruck, den wir beim Fehlen eines solchen in unseren Sprachen nur durch mehr oder weniger lange Umschreibungen wiedergeben können. Oft decken sich Wörter in gewissem Sinne mit europäischen, aber die geringste Nuancierung, ein anderer Umstand, ein anderes Objekt, erfordern schon wieder ein ganz anderes Verbum.

Sehr groß ist dagegen die Armut an Ausdrücken auf dem Gebiete des Abstrakten, des Seelenlebens, der Moral, überhaupt alles dessen, was über den Horizont der Anschauungen im alltäglichen Leben der Eingeborenen hinausgeht. Es fehlen zunächst viele allgemeine Begriffe, wie Pflanze, Tier, Mensch, Person. Andere existieren zwar, decken sich

aber nicht allseitig mit den unserigen, wie z. B. Vogel, a beo, das auch alles mit in sich begreift, was fliegt, wie Käfer und Schmetterlinge. Seelenkräfte und Tätigkeiten, wie Verstand, Gedächtnis, Wille, Glaube, werden dem Genius der Sprache entsprechend niemals abstrakt durch das Substantiv, sondern konkret durch Verben ausgedrückt: matoto, verstehen; nuk-vake, behalten; meige, wollen; nurnur, glauben. Auf diesem Gebiete ist jedoch die Sprache noch bildungsfähig und läßt z. B. durch Verdoppelung der Verben manche neue Wortbildung für abstrakte Begriffe wohl zu. Nur wird es notwendig sein, daß die Jugend an den Gebrauch der Abstrakta gewöhnt wird. Ähnlich ist es auf dem Gebiete der Moral.

Selbstverständlich konnte auch da der Eingeborene noch keine Ausdrücke haben für völlig unbekannte oder nur unklar gefühlte Ideen, wie Dankbarkeit, Keuschheit, Demut, Bescheidenheit usw., aber auch hier läßt sich manches Wort grammatisch richtig neu bilden, entsprechend dem ursprünglichen Sinne des gleichen Wortes in europäischen Sprachen, indem man es aus dem konkreten in den figürlichen Sinn überträgt. Wo aber dieses nicht möglich ist, darf man sich nicht scheuen, diese sonst so schöne Sprache durch Einführung von möglichst einfachen Fremdwörtern zu bereichern und zu vervollständigen. Nur wäre sehr zu wünschen, daß in unserer deutschen Kolonie für fehlende Wörter auch deutsche und nicht englische eingeführt würden, wie das leider bisher zu häufig geschehen ist.

Zur Vergleichung mit anderen Südseesprachen möge noch ein Verzeichnis einiger gebräuchlicher Wörter und als Sprachprobe die Übersetzung des Vaterunser folgen.

a tutan, der Mann	a mal, das Kleid
a vavin, die Frau	a luluai, der Häuptling
tamana, sein Vater	a pal, das Haus
moki! (Anrede) mein Vater!	a vudu, die Banane
nana, seine Mutter	a lama, Kokosbaum und -nuß
gaki! (Anrede) meine Mutter!	a kian, das Ei
a limana, seine Hand	a vuaina, seine Frucht
a matana, sein Auge	a pap, der Hund
a taligana, sein Ohr	a boroi, das Schwein

a ta, das Meer
a tava, das Waſſer
a oaga, der Kahn
a en, der Fiſch
a vat, der Stein
a davai, das Holz, der Baum
a tabaran, Seele der Verſtorbenen
a balanabakut, der Bauch, das Firmament, der Himmel
boina, gut
kaina, ſchlecht
mat, tot
ogor, ſtark
laun, leben
tur, ſtehen
ki, ſitzen
vua, liegen
vana, gehen
kakaile, ſingen
malagene, tanzen
pil, ſpringen
ean, eſſen
kita, ſchlagen
kul, kaufen
log, ſtehlen
qori, heute
nabug, geſtern
karaqam (ieri), morgen
narie, vorgeſtern
oarie, übermorgen
dari, ſo
a kapiaka, der Brotfruchtbaum.

Das Vaterunſer.

Tamamavet nam u ki arama ra balanabakut. Boina da ru ra iagim. Boina na vut kou varkurai. Boina di torom tam ara ra pia, veder di torom tam arama ra balanabakut.

Qori una tabari avet ma ra amave nian na bugbug par. Una nukue komave magamagana kaina ta nidiat, dia ter vakaine avet. Qaliak u beni avet ta ra varlam. Ma una valauni avet ka ra kaina. Amen.

2. Die Neulauenburgſprache.

Mitten zwiſchen Neupommern und Neumecklenburg gelegen, bildet die Neulauenburg-Gruppe ein natürliches Bindeglied zwiſchen dieſen beiden Inſeln. Man iſt daher leicht geneigt zu glauben, daß die früheren Auswanderungen aus Südweſt-Neumecklenburg nach Neupommern, zumal in Anbetracht der unvollkommenen Fahrzeuge, alle ihren natürlichen Weg über die Neulauenburg-Gruppe genommen haben, und daß ſomit dieſe Inſelgruppe wieder ein Ausgangspunkt für die verſchiedenen wandernden Züge und die dortige Sprache, gleichſam die Mutter der

verschiedenen Dialekte der Nord-Gazellehalbinsel sei, welche sich aus ihr nach und nach entwickelt und abgezweigt hätten. Allein ein eingehenderes Studium der Neulauenburgsprache scheint doch darzutun, daß dies kaum der Fall sein kann.

Hauptsächlich in den Wortformen, weniger in den grammatischen Konstruktionen, tritt bei aller Ähnlichkeit eine solche Anzahl grundverschiedener Elemente zutage, daß man schon eine ganz selbständige Entwicklung des Neulauenburgdialektes annehmen muß. Was dagegen den grammatischen Bau anbelangt, so herrscht wieder prinzipielle Gleichheit mit dem der Nord-Gazellesprache, und die Regeln der letzteren lassen sich mit wenigen Veränderungen fast alle auf die erstere anwenden. Zweifellos gehört also die Neulauenburgsprache zum selben Idiom wie die verschiedenen Dialekte der nordöstlichen Gazellehalbinsel und der Südwestküste von Neumecklenburg.

Übrigens sind auf der Neulauenburg-Gruppe schon von Insel zu Insel, hie und da von Ortschaft zu Ortschaft voneinander abweichende Formen vorhanden, die sich mehr oder weniger an benachbarte Dialekte anlehnen. So heißt in Nakukur: Frau = a tebuan (nach G. Brown's Wörterbuch) auf der Insel Mioko dagegen, wie auf der Nord-Gazellehalbinsel, a vavina, während letzteres Wort in Nakukur nur das Weibchen der Tiere bedeutet. Lang, iok, iokana in Nakukur, heißt tia, tiaina auf Mioko. Ebenso divai, Baum, und make, Sonne, heißen nai und kake auf der letztgenannten Insel. Eine ganze Menge Wörter sind ursprünglich verschieden von denen der Nord-Gazellesprache wie:

	Neulauenburg.	Nord-Gazellehalbinsel.
Haus	ruma*	pal
sechs	nom	laptikai
zehn	noina	vinun
Brotfrucht	bare	kapiaka
Essen	utna	kaikai (nian)
Vogel	pika	beo
lang	iokana	lolovina

* Dieses Wort stimmt mit dem malaiischen ruma (Haus) überein und entspricht dem luma (Haus) in der Bukasprache.

	Neulauenburg.	Nord-Gazellehalbinsel.
Mann	muana	tutan
Ding	lig	maqit
Muschelgeld . . .	divara	tabu
Geist, Bild, Schatten	nio	tulugean
wie	len	veder
die Demonstrativa . .	kumi	qo
	kuma	nam

Eine sehr große Anzahl vollständig gleicher Wörter in gleicher Bedeutung mit denen der Nord-Gazellehalbinsel beweisen die ursprüngliche Verwandtschaft beider Dialekte, wie:

ki, sitzen	pia, Erde	pidik, Geheimnis
tur, stehen	bug, Tag	aman, Ausleger
laun, leben	vo, Ruder	tamana, sein Vater
mat, tot	kiau, Ei	nana, seine Mutter
gala, groß	burut, bange	bata, Regen
vana, gehen	daka, Pfeffer	dur, schmutzig
pula, blind	liplip, Zaun	kalagar, Papagei
lama, Kokos	tutun, kochen	lagun, Grenze
up, Yam	barman, Jüngling	vat, Stein.
via, Messer	dodo, steif	

Bei anderen Wörtern tritt die Ähnlichkeit sofort zutage, z. B.:

	Neulauenburg.	Gazellehalbinsel.
Holz	divai	davai
schlafen	inep	diep
Wind	vūū	vuvu
Fischnetz	bene	ubene
Bad	nirariu	niiu
klein	liklik	ikilik
Samen	patikina	patina
tun	pet	pait
Mango	kai	koai
husten	kogo	kaogo
reif	mo	mao

Neulauenburg.	Gazellehalbinsel.
singen . . . . . kelekele	kakaile
Schwein . . . . . boro	boroi
Kahn . . . . . aka	oaqa
Seele . . . . . tebaran	tabaran
für, wegen . . . kup, kupi	up, upi
Laus . . . . . nanut	ut
nahe bei . . . . matiti	matatai.

Bei vielen Wörtern springt die Verwandtschaft allerdings nicht so leicht in die Augen, und man entdeckt dieselbe erst, wenn man auf den Stamm der Wörter zurückgeht; z. B. make (Sonne, Hitze) heißt auf der Nord-Gazelle keake. Die Wurzel beider ist ke; im letzten Falle ist es verdoppelt zu keake, und im ersteren Falle ist es durch die Vorsilbe ma zum Partizip Perfekt geworden und findet sich in ähnlichen Formen im Baininger s-Dialekt in maqes (Sonne) oder als Adjektiv in maqe und makeke, trocken. Ähnlich ist es mit ninogon und nagnagonai, Gelächter; akaka und kaina, schlecht; veum und varubu (Wurzel um = ub), streiten; teglik und taiqu (Wurzel ta), Bruder; tunalik und matuana, Neffe; vekankan und varqanai, einstimmen, zufrieden sein, und andere.

Das breite ai in einigen Wörtern, wie tai (Meer), hat dieser Dialekt mit den von Nodup und Tavui am Fuße des Vulkanes Mutter auf der Gazellehalbinsel gemeinsam, ebenso das Wort toto, statt bebe (Schmetterling).

Einige gleiche oder ähnliche Wörter haben wahrscheinlich ursprünglich gleichen Sinn gehabt, sind aber nach und nach zu mehr oder weniger verwandten Begriffen nuanciert worden, wie:

Neulauenburg.	Gazellehalbinsel.
taurara, Jungfrau	Witwe, Streit wegen Ehebruch
vavin, weibliches Tier	Frau
tebuan, Frau	tubuan, altes Weib
vinun, zehn Mann	zehn im allgemeinen
utul, drei Paare	drei einzelne
kuren, vier Früchte	kurene, halbes Dutzend.

Das Wort par (alle) hat hier die umgekehrte Form rap, ähnlich wie diradira (fliegendes Eichhörnchen) an anderen Orten in ridarida umgekehrt wird.

Eine kurz gedrängte Übersicht der grammatischen Formen wird uns einesteils die große Verwandtschaft der Nord-Gazelledialekte mit denen der Neulauenburg-Gruppe, andernteils aber auch die Verschiedenheit beider zeigen, die besonders in den Konstruktionspartikeln hervortritt.

Zunächst genügen, wie auf der Gazellehalbinsel, 17 Buchstaben zur schriftlichen Darstellung der Sprache, und das s-Zeichen hat wegen eingeführter Fremdwörter hinzugefügt werden müssen.

Der Artikel a für alle Geschlechter und der persönliche Artikel to ist wieder beiden gemeinsam. Auch für weibliche Personennamen ist ein besonderer Artikel vorhanden, heißt aber hier ne statt ia oder ja, z. B. Neling würde auf der Gazellehalbinsel Jaling sein.

Es wird, genau wie auf der Gazellehalbinsel, außer dem Singular eine dreifache Mehrheitsform, der Dual, Trial und Plural unterschieden, und der dreifache Genitiv mit na, i und kai weicht nur insofern ab, als der Possessivgenitiv a nu statt kai hat. Der Präposition tai zur Bildung des Dativs auf der Gazellehalbinsel entspricht hier karom in gleicher Bedeutung. Der Dual wird mit ru und der Trial mit tul gebildet statt ura und utul der Gazellehalbinsel. Auch der Plural hat zwei Formen mit in oder kum, wie a in ruma oder a kum ruma, die Häuser.

Bezüglich des Adjektives, sowohl was die Bildung desselben anbelangt, als auch die Stellung zum Substantiv und die Bezeichnung der Gradverschiedenheit, herrscht kein Unterschied mit der Behandlung desselben auf der Nord-Gazellehalbinsel.

Das persönliche Fürwort ist dem der Gazellehalbinsel fast gleich. Die Abweichungen zeigt folgendes Schema:

Singular.	Dual.	Trial.	Plural in Nakukur.	Plural in Mioko.
iau, ich	dar (inkluſ.)	datul (inkluſ.)	dat (inkluſ.)	det
u (ui), du	mir (exkluſ.)	mitul (exkluſ.)	meat (exkluſ.)	met
i, er, ſie, es	mur	mutul	muat	mot
	diar	ditul	diat	diat.

Auch die Reflexivpronomina werden, wie dort, durch Verdoppelung der vorigen oder Hinzufügung von ut (Gazellehalbinsel iat) gebildet.

Das Prosessivpronomen wird ebenfalls in ein doppeltes unterschieden: besitzanzeigendes und bestimmunganzeigendes. Ersteres heißt:

Singular.	Dual.	Trial.	Plural.
a nug, mein	a nudar	a nudatul	a nudat
a num, dein	a numir	a numitul	a numeat
a nuna, sein	a numur	a numutul	a numuat
	a nudiar	a nuditul	a nudiat.

Bestimmunganzeigend.

Singular.	Dual.	Trial.	Plural.
agag, für mich	amadar	amadatul	amadat
amam, für dich	amamir	amamitul	amameat
ana, für ihn	amamur	amamutul	amamuat
	amadiar	amaditul	amadiat.

Das Possessivpronomen wird auch einigen Präpositionen als Suffix angehängt:

tag, in (an) mir	nag, bei mir (für mich)
tam, in (an) dir	nam, bei dir (für dich)
tana, in (an) ihm	nana, bei ihm (für ihn).

Endlich wird es gewissen Substantiven angehängt, aber in ausgedehnterem Maße als auf der Gazellehalbinsel. Außer den Substantiven, welche Verwandtschaftsverhältnisse, Körperteile oder Teile eines Ganzen bezeichnen, wie

tamag, mein Vater	nakug, meine Mutter	tug	mein Kind
tamam, dein Vater	nam, deine Mutter	oder	
tamana, sein Vater	nana, seine Mutter	natig	

matag, mein Auge	limag, meine Hand
matam, dein Auge	kapig, mein Blut
matana, sein Auge	usw. usw.

können auch noch eine Menge anderer Wörter das Possessivpronomen als Suffix annehmen, wie

rumaig, mein
rumaim, dein
rumaina, ſein
} Haus, aber auch: {
a nug ruma, mein
a num ruma, dein
a nuna ruma, ſein
} Haus.

a divaraig, mein Tabu, aber auch: a nug divara
a marig, mein Körperſchmuck
a pinapamig, meine Pflanzung
a lamaig, meine Kokos
a akaig, mein Kahn.

Die Relativpronomina werden, wie auf der Gazellehalbinſel, erſetzt durch perſönliche oder beſitzanzeigende Fürwörter, oder auch ganz ausgelaſſen.

Das fragende ooi? wer? und aua? was? entſprechen dem toia und uva auf der Gazellehalbinſel.

Verſchieden ſind jedoch die Demonſtrativa: kumi, kuma, kumia und bi.

Die Zahlwörter heißen:

	in Nakukur.		auf Mioko.
1	ra	1	ra
2	ruadi	2	ruo
3	tuldi	3	tul
4	vatdi	4	vat
5	limadi	5	lima
6	nomdi, oder limadi ma ra	6	nom*
7	limadi ma ruadi	7	talaqarua
8	limadi ma tuldi	8	lakatul
9	limadi ma vatdi	9	latakai
10	noina	10	noina
20	ru noina	20	ruo noina
50	a lima na noina	50	a lima na noina
60	a nom na noina	60	a nom na noina
100	a mar	100	a mar

* Sechs heißt in Buka: monom, in Nord-Bougainville tunom, auf den Shortlandinſeln onomo.

Ordnungszahlen.

Nakukur.	Mioko.
der erſte, a mukana	a muqana
der zweite, ra i patap,	dina
der dritte, ru i patap	dituina
der vierte, tuldi i patap,	datavavat
uſw. uſw.	der fünfte, datalalima
	der ſechſte, datanonom
	der ſiebente, datalakarua
	der achte, datalalima
	der neunte, datalakakai
	der zehnte, nonodet.

Die Diſtributivzahlen

werden durch Verdoppelung der Grundzahlen gebildet.

Nakukur.	Mioko.
je 1, rauravin	rara oder lapara
je 2, ruruvin	rurua oder laparua
je 3, tultulavin	tultul oder lapatul
je 4, vatvat na vin	vatvat oder lapavat
je 5, limlim na vin	limlimo oder laplima.

Abweichend von der Nord-Gazelleſprache gibt es hier noch eine beſondere Zählungsart für Paare, wobei die fünf erſten Zahlen ſich beinahe mit den Grundzahlen der Gazellehalbinſel decken, aber daneben ihre rein polyneſiſche Herkunft nicht verleugnen. So zählen ſie:

1	Paar,	kai	im	Samoaniſchen	tasi
2	Paare,	urua	„	„	lua
3	„	utul	„	„	tolu
4	„	luvat	„	„	fa
5	„	tilim	„	„	lima
6	„	ma nom	„	„	ono
7	„	ma vit	„	„	fitu
8	„	tival	„	„	valu
9	„	tivā	„	„	iva
10	„	tikina	„	„	sefulu.

Die anderen abweichenden Zählweisen für Früchte, Muschelgeld, Eier, Tiere und Menschen sind meist ganz verschieden von denselben Zählweisen auf der Gazellehalbinsel, so heißt hier a inagava ein Stück Muschelgeld von 200 Schalen, dort dagegen vier Eier oder Junge.

Bei den Verben entsprechen die Transitivsuffixe tai und pai wohl tar und pa auf der Gazellehalbinsel. Die Endung tau ist vielleicht die ähnlich lautende Präposition: auf, über. Auch das kausative Präfix va existiert hier, und dem Präfix var zur Bildung des Reziprokums entspricht hier ve.

Bezüglich der teilweisen oder ganzen Verdoppelung der Verben gelten dieselben Regeln wie auf der Nord-Gazellehalbinsel.

Bei der Konjugation bleibt das Verbum unverändert. Im Präsens tritt nur das Pronomen vor das unveränderte Verb:

Singular.	Dual.	Trial.	Plural.
ian van	dar van	datul van	dat van
ui van	mir van	mitul van	meat van
i van	usw.	usw.	usw.

Das Perfekt soll nach Reverend G. Brown durch Einschiebung eines langen ā zwischen Pronomen und Verb ausgedrückt werden. Doch scheint mir dieses ein Irrtum zu sein, vielmehr glaube ich, daß es die Partikel tā ist, wie im Nodupdialekt, wo auch tā, statt tar oder ter auf der Gazellehalbinsel, gebraucht wird. Wie es scheint, wird hier die Partikel des Perfektes weniger gebraucht und meistens im Präsens erzählt, wenn die Vergangenheit bereits aus dem Rest des Gesagten hervorgeht.

Futurum.

Singular.	Dual.	Trial.	Plural.
ag van	dar a van	datul a van	dat a van
un van	mir a van	mitul a van	meat a van
in van	usw.	usw.	usw.

Der Imperativ deckt sich mit den Formen des Futurums, und das Konditionale ist gleich dem Indikativ und nur an den Partikeln ba, daß, wenn; duk, vielleicht; kaduk, damit nicht, zu erkennen.

Der ganze Passiv, ausgenommen einige Partizipien des Perfektes, fehlt und wird wie auf der Gazellehalbinsel durch Umschreibungen mit dem Aktiv ersetzt.

Die geringe Anzahl der Präpositionen findet ihren Grund sowohl in der Bedeutung, welche kein Vorwort verlangt, als auch in dem Gebrauche der Adverbien, welche oft die Stelle der Präpositionen vertreten. Die hauptsächlichsten eigentlichen Präpositionen sind ko, kon, von; karom, zu, an; ma, mit, aus, durch; na, bei, für; ta, tan, in an.

Von allen Wortarten sind die Adverbien am meisten von denen der Nord-Gazellehalbinsel abweichend, nur sehr wenige sind ganz gleich, wie na bug, gestern; na taman, draußen. Doch sind andere nicht ganz unähnlich in der Form und vielleicht ursprünglich von gleichem Stamme, wenn auch jetzt nicht mehr in derselben Bedeutung, wie

Neulauenburg.	Gazellehalbinsel.
urin, hierher	urie, zum Ufer
urog, weg, von	uro, nach drüben hin
unata, unaga } hinauf	urama, hinauf
amaganate, droben	arama, droben
una pia, auf der Erde	ura ra pia, zur Erde
ura bugbug rap, alle Tage	ra bugbug par, alle Tage
iu, ioi, maia, ja	maia, ja,
pate, mein	pata, nein.

Das Adverb nakono (am Ufer) entspricht dem Adverb in derselben Bedeutung auf der Insel Uatom: naono.

Ganz verschieden sind folgende:

Neulauenburg.	Gazellehalbinsel.
kumari, heute	qori, ieri
kumi ut, nadirik } jetzt	qoko
unaburu, naboroa } morgen	karaqam, nigene
umera, uragra } übermorgen	oarie
ulogra, vor drei Tagen	naria liu
igen, gen } abseits	arirai

Neulauenburg.		Gazellehalbinsel.
lelavai, leloa	warum? wie?	dave?
lenkumi, lenkuma, lenma	so	dari.

Die Konjunktionen ma, bulug, kaduk, ba, entsprechen den Wörtern auf der Gazellehalbinsel: ma, und; bula, auch; kan, damit nicht; ba, als, wenn. Ku entspricht wahrscheinlich der Endsilbe ka, nur. Dagegen kuma, weil, ist verschieden von taqo auf der Gazellehalbinsel.

Da Interjektionen oft schon von Ortschaft zu Ortschaft variieren, so sind deren Abweichungen von denen auf der Gazellehalbinsel, wie āu! statt aipua, a peu! statt ra biavi! und andere von geringerer Bedeutung für den Vergleich der beiden Dialekte.

Jedenfalls hat diese kurze Gegenüberstellung gezeigt, daß trotz der großen Ähnlichkeit beider und der daraus sich ergebenden ursprünglichen Verwandtschaft doch grundverschiedene Elemente in der Neulauenburgsprache vorhanden sind, deren Ursprung zu finden, immerhin eine interessante Aufgabe für weitere Sprachforschung sein wird.

3. Die Bainingsprache.

Wie der Baining von seinen Nachbarstämmen in Physiognomie, in Sitten und Gebräuchen verschieden ist, so unterscheidet er sich auch in der Sprache. Sie weicht in vielen Stücken von der großen melanesischen Sprachfamilie ab.

Als allgemeines Merkmal der melanesischen Sprachen gilt das Vorhandensein eines Trials; die Bainingsprache ermangelt desselben. Sie hat bloß drei Numeri: Singular, Dual und Plural. Die Ausbildung des Pronomens, die in den meisten melanesischen Sprachen so peinlich exakt, ist hier wenig vorgeschritten. Es gibt keine inklusive und exklusive Form, ferner fehlt ein eigenes Possessivpronomen bei Wörtern, die Verwandtschaftsverhältnisse oder Körperteile bezeichnen. Die Bainingsprache kennt keinen Unterschied im Possessivpronomen und hängt es auch dem Substantiv nicht an, sondern setzt es stets vor dasselbe.

Ein weiteres, und zwar das bedeutsamste Merkmal des Bainingidiomes besteht nach meiner Ansicht darin, daß es eine flektierende Sprache ist. Die Wortendungen werden verändert, um die verschiedenen Numeri zum Ausdruck zu bringen.

Der Wortschatz ist bis auf unbedeutende Ausnahmen von dem der bis jetzt bekannten melanesischen Sprachen ganz abweichend.

Es folgen nun die grammatischen Umrisse der Bainingsprache.

I. Lautlehre.

Das Bainingalphabet umfaßt 22 Laute:

1. Vokale: a, e, i, o, ä, ö.

2. Konsonanten: b, ch, d, ğ, g, h, k, l, m, n, p, r, s, t, u, v.

Vokale und Umlaute sind den entsprechenden deutschen gleich.

Hinsichtlich der Aussprache der Konsonanten ist zu bemerken:

a) b muß stets mit dem Vorschlagston m gesprochen werden, z. B. a bieska, sprich a mbieska, die Wunde.

b) ch klingt weitaus sanfter als unser ch, etwa wie das deutsche g als Auslaut nach a, o, u in Lug mit dem Anklang von ch.

c) d hat ähnlich wie b einen Vorschlag, und zwar n, z. B. a dulka, sprich a ndulka, der Stein.

d) ğ entspricht dem ng in lang, z. B. ğoa, sprich ngoa, ich.

e) g vereinigt die beiden Laute ğg, z. B. a gunarka, sprich a nggunarka, der Schreibstift.

Anmerkung: Fällt nach ğg (= g) der folgende Vokal weg, so wird die Aussprache des g = ğ, z. B. a muga, der Baum, a mug̃, die Bäume.

f) h wird wie unser deutsches h ausgesprochen. Es hat nur das eigentümliche, daß es im An- und Inlaut durch ein s ersetzt werden kann, z. B. a hur oder a sur, die Zäune. h steht niemals im Auslaut, außer wenn ein Vokal darauffolgt, z. B. ka tes, er ißt; ka te ut, er bekämpft uns.

g) k hat nicht den harten Gaumenstoßlaut wie im Deutschen, es klingt fast wie unser g im Anlaut.

k zwischen zwei Vokalen wird bei dem persönlichen Fürwort der dritten Person Singular zum ch; in anderen Fällen entscheidet der Gebrauch, z. B. a choátka cha mit, der Mann er geht fort, dagegen goa aka, mein Freund.

h) p zwischen zwei Vokalen muß in v verwandelt werden, z. B. ğu tav a muğ anstatt ğu tap a muğ, ich fälle Bäume.

i) t zwischen zwei Vokalen wird gewöhnlich in r verwandelt, z. B. ğoa rar anstatt ğoa tar, ich bade.

II. Wortlehre.

Die Bainingsprache beruht auf folgenden fünf Grundregeln:

1. Die Hauptwörter zerfallen in mehrere durch Nachsilben (Suffixe) kenntliche Gruppen.

2. Alle übrigen Wortklassen, mit Ausnahme der Umstandswörter, Verhältniswörter, Bindewörter, Empfindungswörter und zum Teil auch der Zeitwörter, nehmen, falls sie attributivisch oder prädikativisch auf ein Hauptwort bezogen werden, den Hauptwörtern entsprechende Silben in allen Numeri an.

3. Die Wörter (Substantiv, Adjektiv und Pronomen) der 1. und 2. Gruppe, welche mit Vernunft begabte Wesen bezeichnen, haben für die dritte Person Plural ein eigentliches Fürwort. (Ta, ti, tu.)

4. Alle Bezeichnungen für vernunftlose Wesen im Plural, die zur 1. und 2. Gruppe gehören, und der Singular und Plural der Wörter der 3. Gruppe ohne Rücksicht, ob sie vernunftlose oder mit Vernunft begabte Wesen ausdrücken, haben ein und dasselbe Pronomen (im Singular und Plural), nämlich ğa oder ğet (ğeri).

5. Die Wörter der 1. Gruppe haben ein besonderes Possessivpronomen im Singular und Plural (a — a ra).

Die Wörter der 2. und 3. Gruppe haben ein und dasselbe Possessivpronomen für Einzahl und Mehrzahl, nämlich at.

1. Der Artikel.

a) Der bestimmte und unbestimmte Artikel lautet a (ama) im Singular und Plural, und zwar für alle Kasus, z. B. a ika, der Vogel, Plural a ik; a muga, der Baum, Plural a muğ.

b) Der Artikel steht vor den Hauptwörtern, Eigenschaftswörtern, Zahlwörtern, den Possessivpronomen unser, euer, ihr und den drei Personen des Dual, z. B.:

a nanki, die Frau
a mer ğoa, ich bin gut (gut ich)

a ratpes, wir
a ur a luan, unſere Kleider
a gen a luan, eure Kleider
a ra a ruis, ihre Kinder
a un a chip, unſer zweier Lanzen
a oan a lat, euer zweier Pflanzungen
a ien a vrika, ihrer zweier Schleuder.

c) Eine Anzahl von Wörtern, meiſtens ſolche, die ein Verwandtſchaftsverhältnis oder Körperteile ausdrücken, kommen ohne Artikel und nur in Verbindung der Poſſeſſivpronomen vor, z. B.:
gu mam, mein Vater; gu nan, meine Mutter; goa ren, mein Leib.

2. Das Subſtantiv.

a) Die Bainingſprache weiſt drei Numeri auf:
Einzahl, Zweizahl und Mehrzahl.

b) Den Nachſilben der Einzahl bei der 1. und 2. Gruppe entſpricht keine eigene für die Mehrzahl.

c) Den verſchiedenen Nachſilben der 1. Gruppe ſteht nur eine beſondere Form des Duals zur Seite (iem).

d) Den verſchiedenen Nachſilben der 2. Gruppe ſteht ebenfalls nur eine Form des Duals zur Seite (im).

e) Den verſchiedenen Nachſilben der 3. Gruppe ſteht ſowohl eine des Duals als der Mehrzahl zur Seite.

Anmerkung: 1. Nachſilben der 1. Gruppe im Singular: acha, cha, ka, ga
„ „ 2. „ „ „ eichi, chi, ki, gi
„ „ 3. „ „ „ ini, eit, bit, igl, um, em, bem, ar, as, us, es.

2. Die meiſten Wörter der 1. und 2. Gruppe können die Ableitungsſilben (Nachſilben) der 3. Gruppe annehmen.

Bemerkungen zu den drei Numeri:

A. Einzahl.

Mam, Vater; nan, Mutter, und einige andere haben keine Singularendung.

B. Zweizahl (Dual).

1. Der Dual bei den erſten zwei Gruppen wird gebildet, indem man die Endung iem oder im, je nach der Endung der Subſtantive

Tafel 48. **Maskenhaus in Neumecklenburg.**
In der unteren Reihe gewöhnliche Tanzmasken (tatanua); in der oberen Reihe Totenmasken (kepong).

an den Stamm derselben anhängt, z. B. a igelka, der Knabe, Stamm: a igel, Dual: a igeliem; a igelki, das Mädchen, Dual: a igelím.

2. Jede der verschiedenen Nachsilben der 3. Gruppe, mit Ausnahme der von as, hat ihre eigene Dualendung, die an den Stamm des Wortes angehängt wird:

ini	Singular	iram	Dual
it, eit, bit	„	ihim	„
igl	„	igrim	„
ar	„	isum	„
em (um, bem)	„	am, bam	„
as (us)	„	ihim	„

C. Mehrzahl.

a) Bei den Wörtern der 1. und 2. Gruppe:

Die Bildung des Plurals geschieht dadurch, daß man die Singularendung (Suffix) wegläßt, z. B.:

a vaska Singular, Brotfruchtbaum, a vas Plural
a leichi „ die Türe, a lei „

b) Bei den Wörtern der 3. Gruppe:

Jeder der sechs Klassen steht ein eigenes Pluralsuffix zur Seite, wie aus folgender Zusammenstellung ersichtlich ist:

ini	Singular	iram	Dual	irag̃	Plural
it, eit, bit	„	ihim	„	isig̃	„
igl	„	igrim	„	igrig̃	„
em, um, bem	„	am, bam	„	ap, lap	„
ar	„	isum	„	isug̃ (itnek)	„
as, us	„	isim	„	isig̃	„

Beispiel: a larini, die kleine Pflanzung; a lariam, zwei kleine Pflanzungen; a larirag̃, kleine Pflanzungen.

Anmerkung: Die Suffixe der 3. Gruppe haben jedes einen bestimmten Sinn, z. B.:

a mug̃ini, das Bäumchen
a mug̃igl, ein kleines Stück Holz
a mug̃em, ein Scheit usw.

Deklination.

a) Genitiv.

Das subjektive und objektive Genitivverhältnis wird durch ein entsprechendes Possessivpronomen ausgedrückt, z. B.:

a choatka a a chipka
der Mann seine die Lanze
a choata (unregelmäßiger Plural) a ra chip
die Männer die ihre die Lanzen
a choariem a ien a chiviem
die zwei Männer die ihre beiden die Lanzen
a nanki a r a niska
die Frau der ihr der Schurz
a nankina a ra a nis
die Frauen die ihre die Schurze.

Anmerkung: Das entsprechende Possessivpronomen gestaltet sich verschieden nach den verschiedenen Gruppen der Substantive.

b) Dativ.

Eine eigene Dativpartikel fehlt. Der Dativ kommt durch Umschreibungen wie Fürwörter und Präpositionen zum Ausdruck, z. B.:

Ĝu tal a arepki hair Paskam.
Ich trage das Beil zu Paskam.
Ĝie chur a savireichi ra ltigi
Du beschenkst die Leute mit dem Feuer.
Nemka a a hinki? Ka goa hinki
Wem gehört das Messer? Es ist mein Messer.

3. Das Eigenschaftswort.

Das attributive Eigenschaftswort kann vor und nach dem Substantiv stehen.

In beiden Fällen hat es ama oder a als Verbindungspartikel.

a) Steht das Eigenschaftswort vor dem Substantiv, so ist es das unveränderte Grundwort mit vorhergehendem Artikel, sowohl in der Einzahl als in der Mehrzahl, z. B.:

a mrer a choatka, oder besser
a mrer ama choatka, der gute Mann

a mrer ama nanki, die gute Frau
a mrer ama nankina, die guten Frauen.

b) Steht es nach, so behält das Substantiv seinen Artikel, und das Objektiv wird ihm mittelst des einfachen Artikels oder der erweiterten Form derselben (ama) verbunden; außerdem erleidet das Eigenschaftswort selber noch bestimmte Veränderungen, je nachdem es zu einem Substantiv der verschiedenen Gruppen in Beziehung steht, z. B.:

a choatka ama vucha, der Mann der schlechte
a nanki ama igelki, die Frau die kleine
a choariem ama viem, die beiden Männer die beiden bösen
a nanim ama igelim, die beiden Frauen die beiden kleinen
a lapki ama pelki, der Kakadu der kleine
a lavim ama plim, die beiden Kakadu die beiden kleinen
a choata ama hlur ta, die Männer die großen sie
a nankina ama vu ra, die Frauen die bösen sie
a lav ama pel ğet, die Kakadu die kleinen sie.

c) Ist das Subjekt ein Pronomen und das Prädikat ein Adjektiv, so steht letzteres immer vor dem Pronomen, z. B.:

a vu ğoa, bös (bin) ich
a vu cha, bös er (ist).

4. Das Zahlwort.

Die Zahlwörter sind bis 5 inklusive einfach, die übrigen zusammengesetzt.

1 = a choanáska, a choanaski usw.
a giğsacha, a giğsichi usw.
2 = a rekmeneiem (1. Gruppe)
a rekmeneiem (2. „)
a odochiem (1. „)
a odochim (2. „)
a onpim (2. „)
3 = a dopgues
4 = a ratpes oder a bağeigi
5 = a ğarichit
6 = a ğarichit a demka usw.
7 = a ğarichit dat demiem usw.

8 = a ǧarichit dat demǧer ama dopgues
9 = a ǧirichit dat demǧer ama ratpes
10 = a garichigrim.

Anmerkung: Die Zahlen über 10 sind nicht gebräuchlich.

5. Das Fürwort.

a) Das persönliche.

ǧu, ich
ǧoa, ich, mich, mir
ǧi, du, dich, dir
ǧie, du
ka, ki, ku, er
kie, chie, sie
chi, sie (Objekt)
ǧa, ǧet, ini, es
un, wir zwei, uns beide
ut, wir, uns
ǧen, ihr, euch
ta, ti, tu, sie, für Personen (1. und 2. Gruppe)
ǧa, ǧet, sie, für Personen (3. Gruppe) und Sachen (1., 2. und 3. Gruppe).

b) Das besitzanzeigende.

ǧoa, mein, meine
ǧu, mein, meine
ǧi, dein, deine
a, sein
a t, ihr
a ǧet, sein, ihr
a un, unser zweier
a van, euer zweier
a ien, ihrer zweier
a ut, unser, unsere
a ǧen, euer
a ra, ihre (Personen 1. und 2. Gruppe)
a t, ihre (Personen 3. Gruppe und Sachen 1., 2. u. 3. Gruppe).

c) Das hinweisende.

1. a, ära, aiet, la, jener, dieser, jene, diese.

Sie stehen stets nach dem Substantiv ohne irgendwelche Veränderung.

2. lucha, Singular (1. Gruppe), luicha, Singular (2. Gruppe) dieser, jener, diese, jene
liema, Dual (1. Gruppe), lima, Dual (2. Gruppe)
lura, Plural (1. und 2. Gruppe) für Personen
luǧera, Plural (1. und 2. Gruppe) für vernunftlose Wesen
lina, lira, luma, usw. für die 3. Gruppe Singular.

Anmerkung: lucha kann vor oder nach dem Substantiv stehen. Steht es vor, so wird es mit dem Substantiv durch den erweiterten Artikel ama verbunden, z. B. lucha ama dúlka, dieser Stein.

Steht es nach, so folgt es dem Substantiv ohne irgendwelche Verbindungspartikel, z. B. a dúlka lucha, dieser Stein, der Stein da.

d) Das fragende.

nemka? Singular 1. Gruppe, wer? nemiem? Dual 1. Gruppe; nemta? Plural 1. Gruppe

nemki? Singular 2. Gruppe, wer? nebim? Dual 2. Gruppe; nemta? Plural 2. Gruppe

nemg̃et? Plural 1., 2. und 3. Gruppe, wer? bei Wörtern, die vernunftlose Wesen bezeichnen.

Anmerkung: 1. nemka, substantivisch gebraucht, steht immer voraus, z. B.: nemka cha rekmet nini? Wer hat es getan?
nemka, adjektivisch gebraucht, im Sinne von: was für ein, steht immer nach, z. B.: a nanki nemki? Was für eine Frau? a ik nemg̃et? Was für Vögel?
2. nemka hat auch alle Ableitungsformen der drei Gruppen.

a igacha? Singular was? was für ein? (1. Gruppe)
a igichi? Singular was? was für eine? (2. Gruppe)
a igiem? Dual (1. Gruppe)
a igim? Dual (2. Gruppe)
a igig̃et? Plural für alle drei Gruppen.

Anmerkung: a igacha ist wie nemka aller Ableitungen der 3 Gruppen fähig.

e) Das unbestimmte.

ta, ti, tu, man, eigentlich sie
sichiak, tarak, ein anderer
bak, irgendeiner.

Anmerkung: sichiak und tarak haben für die 2. und 3. Gruppe bestimmte Nachsilben, ähnlich wie die Substantive.

6. Das Zeitwort.

1. Man unterscheidet in der Bainingsprache verschiedene Arten von Zeitwörtern:

a) solche, die das persönliche Fürwort vor sich,

b) solche, die das persönliche Fürwort nach sich haben,

c) solche, die aus einem Substantiv oder Adjektiv und einer Präposition gebildet werden. Präposition und Pronomen stehen dem Substantiv nach.

2. Das Bainingverb hat wie das Hauptwort drei Numeri: a) Einzahl, b) Zweizahl und c) Mehrzahl, und jede derselben drei Personen.

3. Das Bainingverb kennt ferner drei Hauptzeiten: Präsens, Futur und Perfekt.

4. Im Präsens und Futur erleidet der Stamm des Zeitwortes selbst keinerlei Veränderungen, mit Ausnahme von manchen Abkürzungen.

5. Im Perfekt bleibt der Stamm bald unverändert, bald erfährt er Abkürzungen oder Lautverwechslungen.

6. Die Verschiedenheit der Tempora (Futur und Perfekt) wird durch die Partikeln i, ik, ip für das Futur und sa für das Perfekt ausgedrückt.

Paradigma zum Zeitwort.

a) Verb mit vorhergehendem Pronomen.

Präsens.

Einzahl:	Zweizahl:	Mehrzahl:
ğoa tes, ich esse	un tes	u tes
ğie tes	oan tes	ğen tes
ka tes	ien tes	ta tes
kie tes		ğa tes.
ğa tes		

Futur.

Einzahl:	Zweizahl:	Mehrzahl:
ik ğoa tes	iv un tes	iv u tes
ik ğie tes	iv oan tes	ik ğen tes
i ka tes	iv ien tes	i ta tes.
i kie tes		
ini ğa tes		

Perfekt.

sa ğoa tes	sa oan tes
sai ğie tes	sa ien tes
sa cha tes	sa u tes
sai chie tes	sa ğen tes
sa un tes	sa ra tes.

Befehlform.

ğie tes oder sai ğie tes, iß
ğen tes „ sa ğen tes, eßt
u tes „ sa u tes, laßt uns essen.

b) Verb mit nachfolgendem Pronomen.

kudas ğoa, ich will nicht	kudas uin
kudas ği	kudas iem oder im
kudas ka	kudas ut
kudas ki	kudas ğen
kudas ini	kudas ta
kudas un	kudas ğet

Futur.

i chudas ğoa uſw.

Perfekt.

sa chudas ğoa uſw.

c) Verb aus einem Subſtantiv und einer Präpoſition gebildet.

Präſens.

a chreika vra ğoa, ich faſte, eigentlich: das Faſten an mir
a chreika vrei ği
a chreika vra cha
a chreika vrei chi
a chreika vra un
a chreika vra uin
a chreika vre iem
a chreika vra ut
a chreika vra ğen
a chreika vra ra

Futur.

i a chreika vra ğoa.

Perfekt.

sa a chreika vra ğoa.

7. Das Verhältniswort.

Als Präpoſitionen gelten:

ba, bark, barak, für
bedeğ, bis
da, in, auf, an, bei
mar, met, an, auf, in, durch

men, durch
mirk, um
munkrup, in der Mitte
pa chlichi, in der Mitte
n, nama, vor, mit, aus
nair, durch, von
namen, von, aus
nanir, nach, um
narak, nach, während
nav, von, aus
navr, von, aus
gel, gelem, gelemna na, gir, girna } bei, in der Nähe, während
p, pet, per, in, über, hinter, mit, zu, nach
pr — rut, unter
t, tik, tichem, vor
tuar — tuar, diesseits, jenseits
la, über, wegen, mit
sair, zu
sak, nach, hinter
sar, sarem, nach, an, zu.

8. Das Adverb.

1. Adverbien der Zeit.

lära, jetzt
la, leip, heute
biga, morgen
biga d'oarik, morgen in der Frühe
areip, eines Tages
a aber na aren, oft
mas, immer
nauir, zuerst
sies, mäka, wieder, abermals
nasat, nachher
da arenkaris, nachts
da a chorévetki, beim Mondschein
sa unun, abends
da niracha, bei Tag
da niracha a a ren, mittags.

2. Adverbien des Ortes.

a ära, ti, hier
na ri, von hier
koa? koari? koaridi? wohin? wo?
na choari? von wo?
pusup, droben
men a evet, auf der Erde, am Boden
ámuk, dort
da rik, draußen
da ra ren, drinnen
imak, unten
na imak, von unten
ávano, drüben
pa unes, im Schatten
pa chöol, im Busch
d'egerkig, am Strande.

3. Adverbien der Art und Weise.

perhet, sa chap, genug, fertig
gu ikag, ich bin schnell
mavik, schlecht
tachorära, tachorá, so
meni, vorüber, vorbei
ia? iva? eviva? warum?
neik, naka, allein, bloß
sa na? wie?
pa, beinahe
manep, tief
duchup, vergeblich, umsonst
a chasna? wieviel?
malei, maden, sehr, stark, fest.

4. Adverbien der Verneinung.

koasir, nicht, nein
kuku, nein, durchaus nicht
as koasir, as kuku, noch nicht.

5. Adverbien der Bejahung.

e, echerer, ja
kachoia, ja gewiß
saka, wohlan
lucha iet, das ist es
lura iet, das sind sie (Leute).

6. Adverbien der Möglichkeit.

ari, ani, vielleicht
aekoa? koa? etwa?
ei, ob.

9. Das Verbindungswort.

ai — da, wenn
i, weil
i ari, daß etwa
i kurima, daß nicht

den — den, sowohl — als auch
tika, auch
kan, und, steht zur Verbindung von Personen und Sachen in der Einzahl (1. Gruppe)
chien, und, steht zur Verbindung von Personen und Sachen in der Einzahl (2. Gruppe)
ten, und, steht zur Verbindung von Personen (1. und 2. Gruppe)
da, und, steht zur Verbindung von Verben und Substantiven
dat, dap, und, aber
koarik—koarik, entweder — oder.

10. Empfindungswort.

aria, los, also auf, davon, bei der Arbeit
ai, ae, ja richtig
kové? ist es so?
vai, u, um jemand zu rufen
achai, Ruf der Verwunderung
sóka, fertig, Ruf nach beendeter Arbeit
ave, ja, natürlich.

Wörterverzeichnis.

1. Substantive.

a ioska, Geist Verstorbener
a níracha, Sonne, Tag
a váldağacha, Stern
a rmriki, Regen
a évetki, Erde
a lochúpki, Dorf
a éska, Weg
a chavílki, Insel
a dúlka, Stein
a chánki, Asche
a ltígi, Feuer
a eichí, Wasser
a ruchanépka, Meer
a múga, Baum
a chălbăga, Rinde, Haut, Fell
a nat, Taro
a áchavetka, Banane
a avesemka, Betelpalme
a lámsacha, Kokospalme
a alimki, Zuckerrohr
a vlemka, Schwein
a dága, Hund
a nevága, Maus
a cháelka, Känguruh
a máracha, Krokodil
a lápki, Kakadu
a áneska, Papagei
a chaivichi, Buschhuhn
a gárumki, Kasuar
a husúpka, Himmel
a chorévetki, Mond
a arenki, Nacht
a ivípki, Natter
a lúbicha, Fisch
a choigoiga, Schmetterling
a étki, Laus

a rlépka, Floh
a choátka, Menſch, Mann
mam, Vater
nan, Mutter
a uémka, Kind
a rŭăcha, Bruder
a nánki, Weib
a lgiéska, Häuptling
a rsavracha, Sklave
a cháchracha, Baining
a óveska, Kopf
a chasigem, Haar
a sākāncha, Auge
a chrimki, Naſe
a sdémki, Ohr
a richit, Arm
a richígl, Hand
a rika, Finger
a éleigit, Bein
a eleigígl, Fuß
a avetki, Haus
a arepki, Beil.

2. Adjektive.

a hlur, groß
a dlok, ſtark
a mer, gut, ſchön
a haru, alt
a igel, klein
a chlak, ſchwach
a iámes, grün, jung
a lua, weiß
a vlu, kurz
a chloi, ſchwarz
a gilál, rot
a uis, kalt
a vu, bös
a migiés, faul
a bup, voll
a balu, reif
a aretkína, weiſe.

3. Verba.

támen, táchen, tuchun, ſprechen
teig, ſingen
nen, bitten
su, lehren
kal, verbieten
kak, lügen
drem, wiſſen, kennen, können
tit, gehen
iachu, fürchten
mes, eſſen
neik, trinken
breig, ſchlafen
tas, liegen
lu, ſehen
pin, kommen
nem, ſenden
sep, fallen
máravit, ſtehen
hap, fangen
tap, fällen
mig, plag, töten
rkur, geben
rbur, zürnen
knak, weinen
nari, hören
nin, kochen

snes, rufen
main, tanzen
a iámes, leben
sal, gebären
rekmet, machen, tun
tal, bringen, tragen
iğip, ſterben
túma, lachen
suau, ſtehlen
sep, fallen
tu, ſtellen
tălăk, verderben
tăneğ, halten
rĭgŭs, reiben
tat, helfen
tmătnă, arbeiten.

Sprachproben.

Vaterunſer.

A ut mam, luğia va husup, i ti achu gi a
Du unſer Vater, der du in den Himmeln, daß man fürchte deinen den
arenki, i kie n gi a lğichi, i ti nari gelem ği
Namen, daß es komme dein das Wort, daß man gehorche bei dir
vra évetki, rachoar ti nari gelem ği va husupka. Lei
auf der Erde, wie man gehorcht bei dir in dem Himmel. Heute
ğie vana ut ta ur a smeski, ğie reğev a
du beſchenkſt uns mit dem unſeren dem Eſſen, du löſcheſt aus die
ur a vuğet, tachoar u reğev a ra a vuğet,
unſeren die böſen Dinge, wie wir löſchen aus die ihren die böſen Dinge,
ti ralak sut; kurimai ğie rut naut savra vuğet,
ſie tun Böſes über uns; nicht ſollſt du führen mit uns in die böſen Dinge,
dap ğie ra ut namena vuğet. Amen.
aber du nimmſt weg uns von den böſen Dingen.

Geſpräch.

Ğoa ak, koa ğie drem, ama eska samet ma Sankt Paul?
E, ğoa dremacha.
Ğie ren da ğie nağoa.

Kudas ğoa, mácha cha ruchun, ik ğun nacha savra lat.

Mein Freund, kennſt du etwa den Weg nach Sankt Paul?
Ja, ich kenne ihn.
Komm und geh mit mir (eigentlich du mir).

Ich mag nicht, (mein) Vater ſagte, ich ſoll mit ihm in die Pflanzung (gehen).

Ğie n di iv lei ik ğu chureiği rama suiki.

Komm, und ich werde dich heute mit Tabak beſchenken.

Ari gu mam ka hirin nağoa.

Vielleicht wird mir mein Vater zürnen.

Ai iv uri ravlağ, da un tit ságel mácha, ik ğoa ruchun nacha, i ğun neiği.

Wenn wir beide zurückkommen, ſo gehen wir zu (deinem) Vater, ich werde ihm ſagen, daß ich mit dir (war).

Kure du ğoa it nanir ğoa gateichi.

Warte, bis ich mein Armkörbchen geholt habe.

Ğie kağ satmit, dav as ğoa ruchun mena mugaiet.

Geh ſchnell und ich ſetze mich (indeſſen) auf dieſen Baum da.

Sa lugoaiet.

Hier bin ich (wieder).

Ğie tal ğoa luanigl, di ğie uir.

Trage mein Kleid und gehe voraus.

Ğu ruir.

Ich gehe voraus.

Koa ama eska cha tit pit?

Geht der Weg in die Höhe?

Luära cha tit meni da sa amámano cha tit pit.

Jetzt geht er eben dahin, aber dann ſpäter führt er aufwärts.

Koarich ama eska cha tit pra chöol, da choarik pa inim, da choarik pra ratem?

Geht der Weg durch Urwald, oder durch Buſch, oder durch Gras?

Echerer, ka tit pa chöol da vra inim.

Ja, er führt durch Wald und Buſch.

Koar ama eichi chirna nama eska?

Iſt Waſſer in der Nähe des Weges?

E, ma Navi da ma Rivun.

Ja, der Nawi und der Riwun.

Navi ära gelemna, a leichi meneichi.

Hier iſt der Nawi, über ihn führt eine Brücke.

Nemka cha rach a leichi ära?

Wer hat dieſe Brücke gebaut?

A chavilkiruemka.

Der Weiße.

Koar ama lba ra mat navracha seichi?

Haben ihm die Küſtenbewohner dabei geholfen?

Kuku, mäitika ama chavilkiruemka.

Nein, der Weiße allein (hat ſie gebaut).

A muga nemka ära ama gaunipka?

Was für ein Baum iſt dieſer hohe da.

Ka ama galipka.

Es iſt ein Galip.

Koa cha tu a gam?
Trägt er Früchte?

Echerer, ka cha tu.
Ja, er trägt.

Koa ğen tes ğet?
Eßt ihr ſie?

Ka u tes ğet.
Wir eſſen ſie.

Koar ama ich i choasir ğa tes ama galip?
Freſſen die Vögel die Galip nicht?

Ka ama gaman ğen ama marağ ğa tes ğet.
Die Tauben und Nashornvögel freſſen ſie.

Koar ama aber nama gaman gelemğen?
Gibt es viele Tauben bei euch?

E, ka a malei nağet.
Ja, es gibt deren viele.

Karak preigi, a ika nemka ära cha knak?
Schweig (ſei ſtill), was für ein Vogel ſchreit da?

Ka ama barbaruoichi.
Es iſt der barbaruoichi.

J chie nana?
Wie ſieht er aus?

A chloigi.
Er iſt ſchwarz.

Koa ama hlurki?
Iſt er groß?

Ka ama hlurki rachoar ama chaivichi.
Er iſt ſo groß wie das Buſchhuhn.

A sinepki chien ama slağeichi.
Die Spinne und die Fliege.

A sinepki chie msem a r a his. Kie tuchun: Slağeichi, ğie
Eine Spinne ſie flocht ihre Fäden. Sie ſagte: Fliege, du
dlu, i kurimai ğie tit savet ğoa his. Ari diğ si ği
gib acht, daß nicht du gehſt in meine Fäden. Etwa verwickeln deine
a ichivaret prağet. Dav ama slağeichi chie tuma di chie tuchun:
Flügel darin. Aber die Fliege ſie lacht und ſie ſagt:
Naka ama dlok ğoa, nach lei ik ğoa ralak
Nur (doch) die ſtark ich bin, und nur heute, jetzt werde ich verderben
sağet. Kie tit di diğ sa a r a ichivaret prağet.
ſie. Sie ging (hinein) und es verwickeln ſich ihre Flügel in denſelben.
Kie prer malei, i kie chuvik, dai duchup. A sinepki
Sie wehrte (ſich) heftig, damit ſie loskäme, aber vergebens. Die Spinne
chie ğağ sagelemki di chie pligi samra r a his.
ſie ging zu ihr und ſie tötete ſie in ihren Fäden.

4. Die Sprache der Sulka.

Auf den ersten Blick scheint die Sulkasprache, wenn man ein Wörterverzeichnis derselben flüchtig durchgeht, eine große Ähnlichkeit mit der der Gazellehalbinsel zu haben; denn man findet in ihr eine ganze Menge vollständig gleichklingender Wörter, wie mat, kagal, matmat, momo, mi, kor, lul, mama, taktak, kaur usw. Wenn man aber die Bedeutung dieser Wörter vergleicht, so besteht auch nicht mehr die geringste Ähnlichkeit untereinander, und man muß sich wundern, wie eine so große Menge Wörter mit solchen von der Gazellehalbinsel ganz unabhängig von dieser doch gleiche Lautbildung erhalten hat. Man vergleiche nur:

Auf der Nordküste.			Bei den Sulka.
momo	heißt	trinken	Warze
mari	„	lieben	Tanz ansehen
kaur	„	Bambus	stark
kor	„	Menge	heiraten
mat	„	tot	braten
lul	„	bitten	fließen
mama	„	niedr. Wasser, Riff	gähnen
kal	„	graben	Rolle, Reif
kangal	„	Hahnenfeder	Flüchtling
pal	„	Haus	herstammen
vatvat	„	steinig	nähen, flicken
vuvu	„	Wind, blasen	Holzscheit mit Schnur
vo	„	Ruder	fliegen
pui	„	Wald	Feuer
tuk	„	bis	allein
taktak	„	nehmen, Spottgesang	bewundern usw.

Aus dem Gleichlaut dieser und einer ganzen Menge anderer Wörter auf Verwandtschaft der Sulka mit den Nord-Gazellebewohnern zu schließen, wäre aber ebenso verfehlt, als aus dem zufälligen Vorhandensein mehrerer rein lateinisch klingender Wörter wie pater, panem, mea, vis, vim, vi, vas, mulier, inopia usw., oder rein deutsch klingender Wörter, wie Speck, Speer, Tor, laut, tot, Lohn, Kot, Kuckuck, lang, leer,

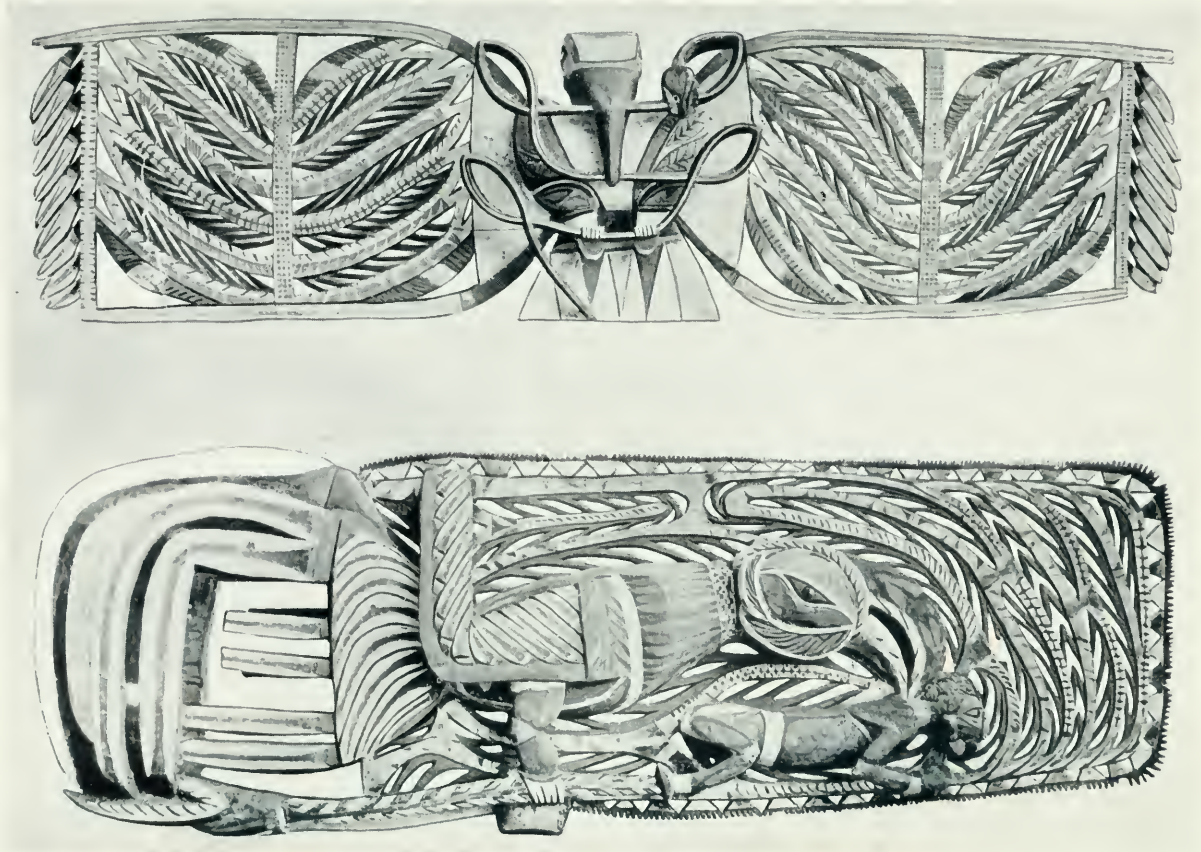
Saus, Lilie usw., in der Sulkasprache Schlüsse auf Beziehungen der Sulka zu europäischen Völkern machen zu wollen. Eine interessante Aufgabe für Sprachforscher wird es aber immerhin sein, dem allmählichen Entwicklungsgang dieser Südseesprachen auf die Spur zu kommen und herauszufinden, wie sich bei dem Sulkavölkchen, bei dem, trotz seiner augenscheinlichen Verschiedenheit von den Gazellebewohnern, eine gewisse Übereinstimmung im Körperbau und den Sitten und Gebräuchen nicht abgeleugnet werden kann, naturgemäß, allgemeinen Sprachgesetzen folgend, unabhängig von ersteren eine so große Menge gleichlautender Wörter mit verschiedener Bedeutung bilden konnte. Erleichtert wird diese Aufgabe, sobald die Sprachen der umliegenden Stämme von Neupommern, respektive Süd-Neumecklenburg oder den nördlichen Salomoinseln näher erforscht sein werden. Dann wird sich auch feststellen lassen, ob die Sulka ursprüngliche Bewohner Neupommerns, oder von woher sie eingewandert sind.

Nur folgende wenige ähnliche oder identische Wörter mit gleicher Bedeutung in der Nord-Gazellesprache habe ich aus der bereits ziemlich vollständigen Wörtersammlung des Bruders Hermann Müller (von der Katholischen Mission) herausfinden können.

Nord-Gazellehalbinsel.	Sulka.
Tabak, a iuka (a suk)	a suku
Baummelone, a tapeka	a pepeka
Betelbaum, a buei	a vhui (oder a bhui)
Cordia subcordata, a kanau (Baum)	a kanau
seine Mutter, nana	ka nan
Sand, a veo	a vai
anreiben, tau	tau
blasen, vuvu	huhu
Kahn ohne Ausleger, a mon	a mon
von, her, ka, kan	kan.

Also auch selbst die sonst in der ganzen Südsee ähnlichen Wörter, wie tamana, Vater; matana, Auge; limana, Hand; taligana, Ohr; mat, tot, sind hier abweichend.

Etwas sehr Charakteristisches der Sulkasprache ist die häufige Liaison, aber nicht wie im Französischen das Herüberziehen des End-



Tafel 49. **Turu-Schnitzereien von der Fischerinsel.**

(Reproduziert nach: „Publikationen aus dem Königlichen Ethnographischen Museum zu Dresden". Band X, Tafel 12.)

konsonanten zum folgenden Worte, sondern vielmehr das Heranziehen des ersten von zwei Anfangskonsonanten zum vorhergehenden, mit einem Vokal schließenden Worte, z. B.:

ka lpek (sein Kopf)	sprich	kal pek
ta kpum (er faßt an)	„	tak pum
kua nvur (ich durchwate)	„	kuan vur
a ktarkup (der erste)	„	ak tarkup
a to mhel (etwas)	„	a tom hel
a lkiek (Ingwer)	„	al kiek
ka kmeneng (seine Feder)	„	kak meneng
ila nhar (dein Fuß)	„	ilan har
ta sma lgam (er macht es gut)	„	tas mal gam
kua kha (mein Oberschenkel)	„	kuak ha.

Wegen ihrer vielen Stoßlaute t, p und des tief in der Kehle gesprochenen k, sowie ebenso vieler kräftiger Hauchlaute h klingt die Sprache etwas zerhackt, ist aber im übrigen nicht weniger wohlklingend als die der Nord-Gazellehalbinsel.

Eine weitere charakteristische Eigentümlichkeit der Sulkasprache sind die in der gewöhnlichen Aussprache stummen Vokale, die nur beim Singen oder langsamen Sprechen herausgehört werden können, und die in der Schrift durch Untersetzen einer kleinen Null (o) unter den betreffenden Vokal angedeutet werden, z. B. ko̩ni (singen) sprich k'ni

a gi̩sie (Kokospalme und Nuß)	sprich	beinahe	ak sie
a gi̩tiek (die Hand)	„	„	ak tiek
ka ku̩li (sein Fettkranz am Magen)	„	„	kak li
ku̩mau (naß, kalt)	„	„	k'mau
ma̩ngar (trocken)	„	„	m'gar
ka̩mua (husten)	„	„	k'mua
nga ta̩ mat o reak (sie braten Taro)	„	„	ngat mat o reak.

Der gemeinsame Artikel, bestimmter und unbestimmter, ist a, und der persönliche Artikel, für Männer- und Frauen-, auch Orts- und Flußnamen ist e.

Einen eigentlichen Genitiv kennt die Sulkasprache nicht, sondern hilft sich mittelst des Possessivpronomens, wie folgende Beispiele zeigen.

a vlom ka ngaurat, die Frau ihr Korb, ſtatt der Korb der Frau.
la reip nga kro ngaurat, die Frauen ihre Körbe.
e Veigi ka lpek ka kroir, wörtlich: Veigi ſein Kopf, ſeine Haare, ſtatt das Kopfhaar des Veigi.

Der Dativ wird in der Ein- und Mehrzahl mittelſt makor, ihm, gebildet: Ku en makor e Kakau, ich gebe es dem Kakau. Ku en makor a lo vlom ri, ich gebe es den Frauen dort.

Der Akkuſativ iſt gleich dem Nominativ: Kua vuokom a vul, ich ſehe einen Berg. Ta klang e Nut, er beſchenkt den Nut.

Für die Mehrheit ſind hier nur zwei Formen, Dual und Plural, zu unterſcheiden; der Trial fehlt in der Sulkaſprache. Durch Vorſetzung des Numerale lo, zwei, vor das Subſtantiv wird der Dual gebildet, z. B. a ho, der Baum, a lo ho, die zwei Bäume. Ähnlich entſteht der Plural durch Vorſetzung von kro oder o, wobei das Subſtantiv die meiſtens von der Singularform verſchiedene Pluralform annimmt, z. B.:

a vip, die Banane	a kro vip, die Bananen
a morek, das Schwein	a kro morek, die Schweine
a silang, der Fiſch	a kro (oder o) singol, die Fiſche
a ho, der Baum	a kro hi, die Bäume
a ringmat, das Dorf	o ringmat, die Dörfer
a gisie, Kokosbaum	a kro ges, Kokosbäume
	o mea, die Leute.

Das prädikativ gebrauchte Adjektiv hat allein die eigentliche adjektiviſche Form, das attributiv gebrauchte dagegen ſubſtantiviſche Form, und letzteres muß mit dem Subſtantiv im Numerus übereinſtimmen, z. B.:

a ho ta hok, der Baum iſt hoch, dagegen
a ho a hogor, ein Baum, ein hoher
a lo ho a lo hogor, die zwei hohen Bäume
a hi a kro hogui, die hohen Bäume
a silang ta la ut, der Fiſch iſt groß
kua vuokum a silang a lautar, ich ſehe einen Fiſch, einen großen.

Die Steigerung, d. h. eigentlich der Ausdruck ungleichen Grades der Eigenſchaft, geſchieht wie in der Sprache der Nord-Gazellehalbinſel durch Gegenüberſtellung, z. B.:

E Piia ta hok, va e Tabak ta kun, Piia ist groß und Tabak ist klein, d. h. Piia ist größer als Tabak; oder: E Piia a hogor, va e Tabak a gi kunur, Piia ist ein Großer und Tabak ist ein Kleiner; oder: E Tauvam ta laut manang e Kaple, Tauvan ist groß weg von Kaple, d. h. größer als Kaple. E Got ta ia mang ur, Gott ist besser als wir.

Das persönliche Fürwort ist verschieden, je nachdem es als Subjekt zu einem Satze gehört oder allein steht.

Alleinstehend heißt es:	Als Subjekt heißt es:	Im Dativ heißt es:
nduk, ich	kua, ich	makruk, mir
īn, du	ia, ii, du	makorin, dir
en, er, sie, es	ta, er, sie, es	makor, ihm
mua, wir zwei	mo (mu), wir zwei	makmua, uns zwei
mui, ihr zwei	mi (mea), ihr zwei	makmui, euch zwei
min, die zwei	min (ngin), die zwei	makmin, den zweien
mur, wir	ngur (ngu), wir	makmur, uns
muk, ihr	mu (mug), ihr	makmuk, euch
mar, sie	ngar (nga), sie	makmar, ihnen.

Murua, angefügt an die alleinstehende Form, ergibt das Pronomen reflexivum: duk murua, ich selbst, in murua, du selbst, en murua usw.

Das Possessivpronomen heißt:

kua, mein	ma, unser zweier	ngoa, unser
ila, dein	mea, euer zweier	mula, euer
ka, sein	ngina, ihr zweier	nga, ihr

Kua ngaulu, mein Haus, ila ngaulu, dein Haus usw.

Vor Substantiven, welche Verwandtschaftsverhältnisse bezeichnen, hat das Possessivpronomen abweichende Formen:

ku tīt, mein Vater	mo tīt, unser zweier Vater	ngor tīt, unser Vater
i tīt, dein Vater	mi tīt, euer zweier Vater	mu tīt, euer Vater
ka tīt, sein Vater	ngin tīt, ihr zweier Vater	ngar tīt, ihr Vater.

In der Anrede sagt man tita! oder tito! oder titou! mein Vater!

Ebenſo:

ku nān, meine Mutter und	ku nopia, mein Bruder
i nan, deine Mutter	i nopia, dein Bruder
ka nan, ſeine Mutter	ka nopia, ſein Bruder

In der Anrede ſagt man ina! oder ino! oder inou! meine Mutter!

Das Demonſtrativum.

Alleinſtehend:	In Verbindungen:
en do, dieſer, jener	to, dieſer, jener
en min, dieſe zwei	die, dieſe zwei
en druk, dieſe, jene	ri oder ruk, jene.

Das Interrogativum.

erie? wer? erie min? welche zwei? erie mar? welche?
a nie (ſubſt.)? was? a ni (adj.)? was für ein?
nia oder ninia? was gefällig? wie?

Das Pronomen relativum wird entweder durch das Demonſtrativum erſetzt, wie:

A ngokol, kua vuokom namo, tiur.
Der Mann, ich ſah (ihn) geſtern, iſt geſtorben.

Das unperſönliche Fürwort „es" wird durch ta (III. Perſ. Sing.) gebildet.

Ta keirik, es regnet. Ta sluk, es iſt dunkel. Ta vurmik, es blitzt. Ta kulang, es donnert. Ka vurgim a kolkha, viel Sonne für es, d. h. es iſt ſehr heiß.

Dem Zählen bei den Sulka liegt auch das Fünferſyſtem zugrunde; a gitiek, die Hand, bedeutet 5 und a lo gitiek, die zwei Hände, 10. Doch geht ihr Zahlengebrauch kaum bis 20. Beim Zählen wiederholen ſie, die vier Finger der Hand der Reihe nach anfaſſend: tang ta, tang ta, tang ta, tang ta, und beim Daumen heißt es a gitiek ta. Dann weiterhin für 6, 7, 8, 9 wieder viermal tang ta, und für 10 a lo gitiek. Sie haben aber daneben auch beſtimmte Bezeichnungen für jede einzelne Zahl, wie:

a tiang	1	a gitiék he hori orom a tiang	6
a lo	2	a gitiek he hori orom a lo min	7

korlotige	3	a gitiek he hori orom korlotige	8
korlolo	4	a gitiek he hori orom korlolo	9
a gitiek	5	a lo gitiek	10
		a mhelum	20.

Wie das Schema zeigt, sind die Zahlen noch unvollständiger und unbeholfener als die an der Küste der Nord-Gazellehalbinsel, und daher auch für Handel und Wandel unbrauchbarer, was sich aus dem geringen Bedürfnis für Zahlenvorstellungen im gewöhnlichen Leben der Sulka erklären läßt.

Wie an der Nordküste der Gazellehalbinsel, so gibt es auch hier transitive, intransitive und objektive Verben, jedoch haben die letzteren keine besondere Form, sondern jedes transitive Verb, ohne Objekt gebraucht, schließt schon das Objekt „ihn, es" in sich. Auch können hier, wie dort, mehrere Verben ohne Verbindung nebeneinander gesetzt werden, wie:

kamik hala, essend lachen
onit langlar, liegend in die Höhe schauen
vo käti, fliegend schreien
sir paneng, stehend erwarten
kul el, es nehmen und hinlegen.

Verdoppelung der Verben bedeutet hier nur Mehrheit der Handlungen, ohne sonst den Charakter des Verbums zu verändern.

Die so bequeme kausative Vorsilbe fehlt hier; dagegen ist ein Präfix „mo" zur Bildung des Reziprokums vorhanden, wie:

mokla, einander bewerfen
mongami, einander auffordern
momeng, einander befehlen.

Eigentümlich ist eine Pluralform gewisser Verben, wie:

el, es hinlegen; ilik, sie hinlegen
kul, es nehmen; lōl, sie nehmen
pis, kommen; pagis, kommen (von der Mehrheit).

Die Bildung der Tempora und Modi geschieht nicht durch Veränderung am Verbum, sondern durch verschiedene Partikeln und veränderte Formen des Pronomens, wie das Schema zeigen wird.

Merkwürdig ist, daß die Sulka nur zwei Zeiten unterscheiden, die Gegenwart und die Zukunft. Für die Vergangenheit wird die Gegenwart gebraucht, erstere muß aber auf irgendeine Weise in der Rede erkennbar gemacht werden.

Konjugation.

I. Gegenwart.	II. Zukunft.
Singular.	
kua ngoi, ich gehe	ngua k ngoi, ich werde gehen
ia ngoi, du gehst	ngea k ngoi, du wirst gehen
ta ngoi, er geht	na k ngoi, er wird gehen.
Dual.	
mu ta ngoi, wir zwei gehen	ma k ngoi, wir zwei werden gehen
mi ta ngoi usw.	mea k ngoi . usw.
ngin da ngoi	ngin ak ngoi
Plural.	
ngu ta ngoi, wir gehen	ngur ak ngoi, wir werden gehen
mu ta ngoi usw.	mu ak ngoi usw.
nga ta ngoi	ng'ak ngoi

Imperativ.

ngoi! gehe! mi ngoi! geht ihr zwei! mu ngoi! geht!

Gewohnheitsform.

Singular.	Dual.	Plural.
ku ma ngoi	mo ma ngoi	ngo ma ngoi
i ma ngoi	mi ma ngoi	mu ma ngoi
ma ma ngoi	ngin ma ngoi	nga ma ngoi.

Bedingungsform.

ku pa ngoi	mo pa ngoi	ngo pa ngoi
i pa ngoi	mi pa ngoi	mu pa ngoi
na pa ngoi	ngin pa ngoi	nga pa ngoi.

Wunſchform.

Erſte Weiſe.

kua ngoi	mua ngoi	ngur ngoi
ia ngoi	mi ngoi	mu ngoi
na ngoi	ngin ngoi	ngar ngoi.

Zweite Weiſe.

nduk kam ngoi	mua 'kam ngoi	mur kam ngoi
in kam ngoi	mui kam ngoi	muk kam ngoi
en kam ngoi	min kam ngoi	mar kam ngoi.

Verneint.

Gegenwart.

Singular.	Dual.	Plural.
k'lo ngoi, ich gehe nicht	mu t'lo ngoi	ngu t'lo ngoi
i lo ngoi, du gehſt nicht	mi t'lo ngoi	mu t'lo ngoi
t'lo ngoi, er geht nicht	min d'lo ngoi	nga t'lo ngoi.

Zukunft.

ngu loa ngoi	ma loa ngoi	ngur a loa ngoi
nge loa ngoi	mea loa ngoi	mug a loa ngoi
na loa ngoi	ngin loa ngoi	nga loa ngoi.

Gewohnheitsform.

kum lo ngoi	nom lo ngoi	ngom lo ngoi
im lo ngoi	mim lo ngoi	mum lo ngoi
ma lo ngoi	minm lo ngoi	ngam lo ngoi.

Bedingungsform.

ku p'lo ngoi	mo p'lo ngoi	ngur p'lo ngoi
i p'lo ngoi	mi p'lo ngoi	mu p'lo ngoi
na p'lo ngoi	min p'lo ngoi	nga p'lo ngoi.

Wunſchform I.

kua lo ngoi	mua lo ngoi	ngur lo ngoi
ia lo ngoi	mi lo ngoi	mu lo ngoi
en lo ngoi	min lo ngoi	ngar lo ngoi.

Wunschform II.

nduk kam lo ngoi	mua kam lo ngoi	mur kam lo ngoi
in kam lo ngoi	mui kam lo ngoi	muk kam lo ngoi
en kam lo ngoi	min kam lo ngoi	mar kam lo ngoi.

Verneinung beim Imperativ.

nge or kam ngoi! gehe nicht
mi or kam ngoi! geht ihr zwei nicht
mug or kam ngoi! geht nicht.

Eine Frageform gibt es nicht; die Frage kann nur aus dem Ton der bejahenden Form oder aus Fragewörtern erkannt werden.

Sehr gebräuchlich ist der Infinitiv mit zu, der mittelst kam gebildet wird. Ta mnur kam eitiek, er versteht zu schreiben. K'lo pat kam kie, ich verstehe nicht zu schreiben. Ta ngoi kam eiha, er geht um zu arbeiten.

An Präpositionen ist die Sulkasprache reich, nur deckt sich deren Bedeutung und Anwendung nicht mit der in anderen Sprachen, so daß es unmöglich ist, sie allgemein zu übersetzen. In jedem einzelnen Falle müssen wir im Deutschen schon wieder eine andere Präposition gebrauchen und umgekehrt, z. B. die Präposition eakam in dem Satze: ta l'gam eakam e Veigi (d. h. er macht es dem Veigi nach) bedeutet also nach. In dem Satze aber: ngu ta ktiegim a lut eakam o reak (d. h. wir jäten die Pflanzung für die Taros) heißt eakam soviel als für. Endlich in dem Satze: o usiel nga ta girap eakam o hi (d. h. Schlingpflanzen steigen auf an den Bäumen oder gegen die Bäume) kann es heißen an oder gegen.

Ähnlich ist es mit den anderen Präpositionen, wie kim, bei, an, zu, wegen, über; ma, um, mit, in usw.

Das Bindewort ist nicht viel reicher als an der Gazellehalbinselküste, nur hat man hier auch das entgegenstellende „oder", ee oder oe.

An Interjektionen ist dagegen wieder ein großer Reichtum da, und kommen dabei mehrfach zitternd oder meckernd gesprochene, langgezogene Vokale vor, die wir durch ¯ über denselben bezeichnen werden.

iako! ioko! Ausruf des Schmerzes	upuō! Verwunderung
ohe! hōe! Unwillen, Nichtwollen	iu! iu! Freude
jejejeje! Verwunderung	suvurum i kela! Mitleid

vui! hui! st! Anruf
jiji! Gefahr
hu! ha! } vor dem Angriff
vavava! }

vango! vango! } während des
pimo! pimō! } Gefechtes
muso! muso! }

Das Vaterunser in der Sulkasprache.

Ngur tit, in do ia vle kua ma volkha. Mur kam teiver ila munik. Ila kambung en kam pis. Mur kam titing eakam in mo ku mie, en'gar nga ma titing eakam in kua ma volkha.

A kolkha tieti klang ur orom ngo lol. Kikiangoi mang'ur ko, ngu ta lgam nong le iar, eng'ur ngo ma kikiangoi man gar, nga ta lgam nong le iar ngang ur. Nge or ia nglum mur ma mamas, va halger mur makor a tongman nong a iar. Amen.

Nachtrag.

Zusammenstellung von Sulka-, O Mengen- und Tumuipwörtern zur Vergleichung.

Befreundete Nachbarstämme der Sulka sind die O Mengen und die Tumuip, deren Sprache nur hie und da Ähnlichkeiten mit der der Sulka aufweist. Die O Mengensprache hat aber wieder manche Anklänge an die Sprache der Nord-Gazellehalbinsel.

Es wird gewiß den Leser interessieren, wenn wir obigem Auszug aus der Sulkagrammatik noch eine kurze Zusammenstellung von Sulka-, O Mengen- und Tumuipwörtern aus der Sammlung des fleißigen Missionsbruders Hermann Müller anfügen, die schon einen wertvollen Einblick in die Wortformen und einige grammatische Konstruktionen der beiden letzteren Sprachen gestatten.

Deutsch.	Sulka.	O Mengen.	Tumuip.
Mann	a ngokól	a punúngata	nōbung
Frau	a vlom	a vail ta	nōlo
Kind	a kalsie	a goita	kotik
Mutter	ka nān	nāname	tēnon
Bruder	ka nopia	tein oder taun	dīek
Schwester	k'ētim	līnipi	devín
Onkel	ka kāk	vān	ulōv anon
Seele	ka múnu	kaununa ta	don

Deutsch.	Sulka.	O Mengen.	Tumuip.
Körper	ka vñok	meriāna ta	nēon
Kopf	ka'lpek	kuruna ta	blālum
Auge	ka kīek	matāna (kana ta)	ngomtan
Ohr	ka ngēla	longana ta	palieng ndólgan
Mund	ka gu	kaúna ta	ndálien
Nase	ka vorngap	inapogāna ta	mblōdun
Zunge	ka naperei	memēna ta	tamlon
Arm	ka ktiek	kamāna ta	lalman
Fuß	ka nhar	kaina ta	kean
Blut	ka iindiel	savaluna ta	matómlon
Ader	ka spang	loloi ta kie	kahem
Männerhaus	a ngaulu	ginga ta	ndōnu
Familienhaus	a rik	vail ta	bále
Matte	a tamneng	tamneng ta	ratámeneng
Taro	a iok	mā ta	lāmuop
Yam	a tu	kolēva ta	mbungian
Banane	a vip	pūr tua	mau
Zuckerrohr	a kil	tū tia	ne kunkun
Kokos	a gisie	lamas tia	kálme
Pflanzung	a lūt	gūr ta	lero
Baum	a ho	veaga ta	?
Blatt	a mīr	launa ta	raro
Blüte	ka ngeihi	pūna ta	búngen
Frucht	ka mīt	péna ta	vúēn
Brotfrucht	a iangmeil	meiga ta	membiria
Canarinuß	a kaisiep	kangail tia	kangali
Carica papaya	a pepeka	teteka ta	?
Kahn	a langeil	mananga ta	nuang
Ruder	a pārai	kotēanga ta	lopōte
Lanze	a mūs	juō ta	nodie
Schild	a gólie	galéi ta	hedige
Schleuder	a iān	tāva ta	télva
Weg	a ngoi	gūe ta	nsal
Gehöft	a ringmat	mangkuna ta	vatōno
Hund	a guéla	goíva ta	nē pap

Deutsch.	Sulka.	O Mengen.	Tumuip.
Schwein	a morek	giē ta	mbuo
Maus	a vogor	vogōr ta	me
Krokodil	a iāme	iamē ta	?
Fisch	a silang	siláng ta	mpe
Erde	a mie	magal ta	ndan
Berg	a vūl	tugūr ta	manīr
Meer	a mau	piléi tia	nde
Wasser	a si (a ii)	mē ta	nuje
Sand	a vai	vuai ta	nkin
Stein	a kóri	vanga ta	mper
Sonne	a kolkha	kei ta	nega
Mond	a kienho	ina ta	nekang
Wind	a ngausgi	isonga ta	ilúk
Regen	a kus	kuē ta	nier
Feuer	a pui	pui tia	niu
mein Vater	ku tit	máma	mimaio
dein Vater	i tit	tamām	mimem
sein Vater	ka tit	tamān	mimam
mein Bruder	ku nopia	teig	dieo
dein Bruder	i nopia	teim	dieka
sein Bruder	ka nopia	tein	diek
mein Name	kua mūnik	jaig tia	sáieving
dein Name	ila mūnik	jan	sáievim
sein Name	ka mūnik	jāna ta	sáien
mein Kleid	kua iet	māla ta ko	kapinge aning
dein Kleid	ila iet	māla ta koen	kapinge anim
sein Kleid	ka iet	māla ta kīe	kapinge anon
mein Bauch	kua virik	siaig tia	búgheling
dein Bauch	ila virik	sian tia	búghelim
sein Bauch	ka virik	siāna ta	búghelon
ich	nduk (kua)	jeo (ia)	io
du	in (ia)	goen (no)	ike
er, sie, es	en (ta)	i, e, ti	bita
wir zwei	mua (mu)	isuo (mamuo)	kuta
ihr zwei	mui (mi)	imuo	kuma

Deutſch.	Sulka.	O Mengen.	Tumuip.
die zwei	mun (min, ngin)	luo	turu
wir	mur (ngu)	is (mam)	kusier
ihr	muk (mu)	mo	ikom
ſie	mar (nga)	re (ri)	ti
es eſſen	ēm	kain ītia	īn i
es trinken	eiviem	īn ītia	inūn i
ihn ſchlagen	ospum	sp ītia	tul i
ich trinke es	ku eiviem	ia īn ītia	ta unūn i
er ißt die Taro	t'em a iok	e kain e mā ta	t'in la muop
eins	a tiang	(tia) kēn	dēnan
zwei	a lo	(tia) lūo	ro huru
drei	korlotige	(tia) molēg	horum detu
vier	korlolo	(tia) togūl	horumo horum
fünf	a gitiek	ta ne lim	ko līem
ſechs	a gitiek he hori orom a tiang	kana kēn	—
ſieben	a gitiek he hori orom a lo min	kana lūo	—
acht	a gitiek he hori orom korlotige	kana molēg	—
neun	a gitiek he hori orom korlolo	kana togūl	—
zehn	a lo gitiek	kana lim oder tángau na ta	līem
zwanzig	a mhelum	a gigi tia ken	tamdil
was?	a nie?	tár tia?	mene?
was iſt das?	a nie to?	tar tūgie?	mene na?
wer?	erie?	tejo?	amo?
wer iſt dieſer?	erie tie?	té gie?	amo na?
wie heißt er?	ka munikerie?	iána ta nē tie?	saien amo?
wo?	tam?	jē tie?	aua?
wohin?	ngamriem?	mangeili?	ta noa?
woher?	tam?	ngeitie?	tōa?
warum?	kaman?	to mer?	moho?
wie viele?	la nēr?	tia pīe?	ko ne vai?

Deutſch.	Sulka.	O Mengen.	Tumuip.
gut	ia	pe	mēpka
ſchlecht	la ia	soail	mēblik
groß	laut	vúlo	mēpur
leben	ktal	mat	mēmar
ſterben	iur	mait	mer
ſitzen	orsang	tar	ndun
ſchlafen	ōnit	kenda	lēr
gehen	ngoi	la	pū.

5. Die Nakanaiſprache.

Das Nakanaivolk ſcheint weder mit den Bewohnern des Nordrandes der Gazellehalbinſel, noch mit denen des Innern, den Baining, nahe verwandt zu ſein, vielmehr weiſt faſt alles, der Körperbau, Sitten und Gewohnheiten, das Zuſammenleben in Dörfern und anderes auf eine Zuſammengehörigkeit mit den Papua von Neuguinea hin. Auch ein Vergleich zwiſchen den Sprachen der Nakanai und der Nord-Gazellebewohner zeigt dieſe Verſchiedenheit. Wie weit die Verwandtſchaft mit den Papuaſprachen reicht, kann ich nicht beurteilen; von der Sprache der Nord-Gazellehalbinſel iſt ſie weſentlich abweichend.

Auffallend iſt an der Nakanaiſprache zunächſt die ſtarke Betonung und Hervorhebung gewiſſer Silben, die bei der gefälligen Form der meiſten Wörter zum Wohlklange beiträgt, wenn ſie nicht allzu lang gezogen werden, wie es zuweilen geſchieht. Bei Wörtern, wie sodāni (man pflanzt es); tinge usināni (bis dahin); natuna tasamōni (einziger Sohn); sonando (herum); tauluvēni (hübſch); palilīna (krank); nosiāna (verbieten); tausināte (lege es dahin); suntāno (knien); sinōpe (Beſen) und anderen glaubt man beinahe eine von den wohlklingenden romaniſchen Sprachen zu hören. Andererſeits möchte man bei Zuſammenſtellungen von Vokalen, wie sa'o, Krug; so'ēli, begraben; sā'e, klettern; pō o, Anfang, Urſprung; u'ūna, ſein Finger; vi'i, Fett; hu'u, rufen; a'ásu, paſſen; no'ōse, neidiſch, pa'ālis, Dieb, ſtehlen und anderen, Verwandtſchaft mit der ſamoaniſchen Sprache annehmen. Dazu kommt noch die Scheu vor dem r, ja das faſt gänzliche Fehlen desſelben, wie im

Samoanischen. Wo die Nakanaisprache Wörter hat, die in der Sprache der Gazellehalbinsel ein r enthalten, da fehlt entweder das r gänzlich, wie

	Nord-Gazellehalbinsel.	Nakanai.
Bruder	turana	tuana

oder es verwandelt sich in l wie

Kasuarine	a iára	a iāla
Schwein	a borói	a bōlo
rauchen	pítmur	pitimúlu
Holztrommel	a gáramut	a galāmu
getöteter	a vírua	a vilúlua.

Vielleicht läßt sich auf diese Verwandlung in l das so zahlreiche Vorkommen dieses Lautes zurückführen, daß man diese Sprache schon die L-Sprache genannt hat. Nur sehr wenigen Wörtern ist das r eigen, wie tamatūtur, schläfrig; giri, hungrig; aber auch einigen von diesen gab mein Gewährsmann von der Nord-Gazellehalbinsel, dem ich diese Aufzeichnungen verdanke, zuweilen die Form mit l statt r, wie kalakēla statt geragēra in derselben Bedeutung: sich freuen.

Große Ähnlichkeit mit dem Samoanischen weist auch die Zahlengruppe von 1 bis 10 auf, wie das weiter unten ausgeführte Schema zeigen wird. Auch das Wort laulau für Blatt erinnert an das samoanische lau, Baumblatt.

Zu den Sprachen der Sulka, O Mengen und Tumuip an der Südküste Neupommerns scheint die Nakanaisprache durchaus keine Beziehungen zu haben. Nur die Wörter a uamba (die Axt) und a visso (das Messer), die wir bei unserem ersten Besuch bei den O Mengen an der Wasserfallbucht hörten, scheinen ihren Weg quer durch Neupommern gefunden zu haben.

Mit dem Neumecklenburgischen stimmt fast das Wort für Sago, a labia, überein, das dort a bia heißt.

Mit der Sprache der Halbinsel zeigt sich trotz der so großen Verschiedenheit des Charakters doch bei einer ganzen Anzahl Wörter große Ähnlichkeit oder sogar völlige Gleichheit, die vielleicht zum geringen Teil von den in Nakanai jährlich ihr Muschelgeld holenden Leuten der Gazellehalbinsel hier eingeführt sein mögen, wie pitimulu (rauchen),

tobēni (Tabu), obéne (Fischnetz), galamu (Garamuttrommel) und anderes, aber größtenteils doch auf Verwandtschaft älteren Datums hindeuten, wie:

	Nord-Gazellehalbinsel.	Nakanai.
tot	mat	mate
Frau	vavina	tavine
Feuer	iap (iavi)	oāvi
Sohn	natuna	natuna
Junges	natnatina	natatuna
weinen	tangi	tangi
komm her!	mai!	maivele!
Haar	īvuna	īvuna
Ohr	taligana	taligana
Auge	matāna	matāna
Mutter	nāna	tināna
Schwein	boroi	bolo
Frucht	vuaina	vuana
See	ta (tas)	das usw.

Noch auffälliger ist die Ähnlichkeit und hie und da Gleichheit in den grammatischen Formen.

A ist bestimmter und unbestimmter Artikel für alle Geschlechter. Ein besonderer persönlicher Artikel scheint dagegen nicht vorhanden zu sein, außer in Namen, die sie nach ihren Freunden von der Gazellehalbinsel angenommen haben.

Dem Possessiv-Genitiv mit kai entspricht hier derselbe mit manei, z. B. a māvo manei Sāeka, die Taro des Sāeka.

Auch ein Genitiv mit na ist vorhanden in derselben Bedeutung wie an der Nordküste, wie a vua na obu, die Frucht des Baumes; a malala na obu, die Blüte des Baumes.

Das persönliche Fürwort hat auch außer dem Singular die dreifache Mehrheit und im Dual, Trial und Plural inklusive und exklusive Form, wie das Schema zeigt:

eau, ich	aetau, wir zwei (inkl.)	aetaolu, wir drei (inkl.)
o, du	amilu, wir zwei (exkl.)	amiteu, wir drei (exkl.)
i, er	amulu, ihr zwei	mumatatina, ihr drei
	sulue, die zwei	isou, die drei

sauluvēn, wir (inkl.)
amito, wir (exkl.)
nunu, ihr
sou, sie.

Dementsprechend ist auch das suffigierte Possessivpronomen hier gebräuchlich, gerade wie auf der Gazellehalbinsel:

susungu, meine Gemahlin	natungu, mein Kind
susum, deine Gemahlin	natum, dein Kind
susuna, seine Gemahlin	natuna, sein Kind
a dalangu, mein Blut	a mangalingi, mein Bauch
a dalam, dein Blut	a u'ungu, mein Finger
a dalana, sein Blut	a ingu, mein Haar

a lamingu, mein Rücken
a inangu, mein Leib.

Das Zählen beruht auf dem Zehnersystem.

1	tassa	6	pantassa
2	lua	7	badilua
3	tolu	8	baditolu
4	iva	9	alasue
5	lima	10	savulu

11 savulu timana tassa
12 savulu timana lua
13 savulu timana tolu usw.
20 savulu lua
21 savulu lua timana tassa usw.
30 savulu tolu
100 savulu savulu.

Bei der Konjugation des Verbums werden drei Zeiten unterschieden, die Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft.

Gegenwart.	Vergangenheit.
eau ini, ich trinke	eau ini osi, ich habe getrunken
o ini, du trinkest	o ini osi, du hast getrunken
i ini, er, sie, es trinkt	i ini osi, er hat getrunken.

Tafel 50. **Maskierte Männer aus Lihir.**

Zukunft.

ina ini, ich werde trinken
na ini, er wird trinken.

Die Befehlform im Singular deckt sich mit der einfachen Nennform des Verbs. Für die Zwei-, Drei- und Mehrzahl fehlen mir Beispiele.

Die Verneinung geschieht durch Vorsetzung von boa oder saboa vor das Verb.

Wie es scheint, können auch hier, wie auf der Gazellehalbinsel die Verben verdoppelt werden, jedoch geschieht hier die Verdoppelung nicht so häufig als dort.

Auch die Vorsilbe va ist hier das kausative Präfix vor Verben, z. B. davut, schmerzen, vadavutisi, Schmerzen verursachen.

Zur Bildung des Reziprokums dient hier das Präfix ma, wie lobe, beschimpfen; mailobe, einander beschimpfen; maubi oder masi, miteinander streiten.

Der ganze Passiv, mit Ausnahme einiger Partizipien des Perfekts, scheint hier auch zu fehlen und durch Umschreibungen mit der aktiven Form ersetzt zu werden.

Ausführlicheres über das Verbum, sowie allgemeine Regeln bezüglich der anderen Wortarten feststellen zu können, ist mir leider bei der geringen Anzahl von Aufzeichnungen, die ich mir gelegentlich einer Reise habe machen können, nicht möglich.

Bei den zahlreichen Adverbien war mir auffallend, daß für „vorgestern" und „übermorgen" dasselbe Wort alisa gebraucht wurde, während gestern und morgen (alavi und savulo) genau unterschieden werden.

Bei den Adverbien des Ortes scheint mir, wenigstens nach einigen Beispielen zu schließen, wie tana, dort, drüben; utano, nach drüben hin; usala, droben, umasala, hinauf, auch zwischen Ruhe und Bewegung durch eigene Formen unterschieden zu werden, wie auf der Nord-Gazellehalbinsel.

Zur Sprachvergleichung fügen wir eine kleine Gruppe aus dem Wortschatz der Nakanaisprache hinzu und lassen zur Charakteristik des Wohlklanges sowie der Satzkonstruktion einige Beispiele folgen. Zur

Ausſprache iſt noch zu bemerken, daß die s immer ſcharf wie ß zu ſprechen ſind.

Der Mann, a bibi
das Haus, a luma
die Kokos, a niu
die Sonne, oasu
der Mond, a gama
der Regen, a davo
der Wind, a viviíli
die Aſche, a pipísa
das Fleiſch, a osovīni
das Bild, a bōka
Schatten (Geiſt), a lagalāna
das Dorf, a ūbu
die Lanze, a gāta
geſchmückte Lanze, a bellapósa
die Perle, a masilai
das Ding, a góulu
der Sklave, a sousani
der Fremde, a sovasīla
der Hund, a būse
armer Teufel, a livisea
der Hai, a pōio.
die Schildkröte, a bōnu
der Kalk, a oāvu
gut, milimili
ſchön, kuba
ſchlecht, lumu
ſchwer, māva
leicht, malamāla
klein, kamumua
wahr, seitōlo
ſatt, masuluōsi
müde, balis
rot, tasoso

ſprechen, voilei
ſitzen, ungu
aufſtehen, lisi
holen, ala
gebären { susuási / alaia
ſchwimmen, soavutu
fallen, bosa
aufwachen, mailutu
gerade machen, salipili
fragen, suale
fürchten, lae
töten, guāle
dienen, osovīnı
faſten, maniōto
ſehen, ite
zürnen, abutu
gehen, polo
lachen, poli oder palipōli
wiſſen, sa'āvi oder saviusi
bleiben / anhalten } patimōni
kaufen, ōli
immer, asuosi oder tukasi
jetzt, seideitunka
abends, panga lavilāvi
tags, panga malāta
nachts, panga lodos
nachmittags, panga tanaósi
ſchnell, tototo
warum? ili?
was? sava?
ja, maili

nein, ue
ſo, vate
und, e

mit, a
o weh! uīna!
Ausruf des Staunens, homō!

Esāna savallo? } Wie heißt du?
Vatelli? }
O poli ili? Warum lachſt du?
A obu a lili i totōla. Das Brett iſt hart.
A mangalingi i davut. Mein Leib ſchmerzt.
Goulu mineo kubana. Dein Ding iſt ſchön.
Mu pidi a vivili divi. Singt, damit der Wind kommt.
Saboa pulu. Es iſt noch nicht fertig.
Bili Saeka a māvo. Gib dem Saeka eine Taro.
O lae sāva? Was, haſt du Furcht?
Soro bainīni, mū maivéle. Knaben, kommt her!
O ma lei lae lou! Habt keine Angſt!
O mamu tabosa! Du ſollſt nicht töten!
O mamu malolo osi! Du ſollſt nicht ehebrechen!
O mamu pa'āli! Du ſollſt nicht ſtehlen!
O mamu manasi! Du ſollſt nicht lügen!

XI. Kultur- und Nutzpflanzen, Haus- und Jagdtiere.

Die Eingeborenen des Bismarckarchipels und der deutschen Salomoinseln sind zwar nicht ausschließlich Vegetarianer, das Pflanzenreich liefert ihnen jedoch den Hauptbestandteil ihrer Nahrungsmittel, und wie sie für jede Pflanze einen besonderen Namen haben, so machen sie auch von den Erzeugnissen des Pflanzenreiches den ausgedehntesten Gebrauch.

In der Kenntnis der Pflanzen beschämen sie geradezu den Europäer. Sie benennen mit der größten Sicherheit mehrere Hunderte von Pflanzenarten und unterscheiden zahlreiche Varietäten. So kennen die Bewohner der Nordost-Gazellehalbinsel z. B. über siebzig verschiedene Abarten von Bananen, obgleich die unterscheidenden Merkmale so fein sind, daß selbst ein geübter Botaniker auf dieselben aufmerksam gemacht werden muß, ehe er sie zu erkennen vermag.

Manche der Produkte des Pflanzenreiches wachsen den Eingeborenen allerdings in den Mund, in der Regel muß er jedoch auch, wie überall in der Welt, sein tägliches Brot im Schweiße seines Angesichtes erwerben, obgleich eine gütige Natur dafür sorgt, daß seine Anstrengungen nach dieser Richtung hin sehr erträglich genannt werden müssen. Viele der hauptsächlichsten Nahrungspflanzen erfordern einen regelmäßigen Anbau und eine sorgfältige Pflege, die den Ackerbauer von der Bestellung seines Feldes bis zur Ernte fast ununterbrochen in Tätigkeit hält, während andere von Jahr zu Jahr ohne besondere Mühewaltung einen reichlichen Ertrag liefern.

Als Hauptnahrungsmittel kann man die folgenden bezeichnen: Taro- und Yamknollen, Bataten oder Süßkartoffeln, Bananen und Brotfrüchte, sowie Kokosnüsse, wo diese vorkommen, und daneben zahlreiche andere Früchte, Wurzeln und Gemüse.

Taro und Yam erfordern eine sorgfältige Bereitung des Bodens. In den Walddistrikten werden das Unterholz und die Bäume mittlerer

Größe gefällt und verbrannt; sehr starke Waldriesen brennt man rings um den Stamm an, damit sie ihr Laub verlieren und nur geringen Schatten geben; dann säubert man den Boden und entfernt alles Unkraut, Wurzelgewirr usw., das an Ort und Stelle verbrannt wird; ist das Feld steinig, so liest man die Steine auf und häuft sie am Rande des Feldes zusammen. In den Grasdistrikten wird der Boden tief umgebrochen, damit die Graswurzeln ausgelesen werden können. Wo sich weiße Ansiedler niedergelassen haben, verwendet der Eingeborene heute bereits vielfach den eisernen Spaten, früher bediente man sich ausschließlich eines Stockes. Dieser war etwa 2 Meter lang, 6 bis 8 Zentimeter breit, an einem Ende etwas zugespitzt und in der Regel aus dem äußeren harten Holz einer Palmenart geschnitten. Beim Gebrauch stößt man nun mit dem zugespitzten Ende dieses Gerätes eine Anzahl von tiefen Löchern rings um das auszubrechende Stück, stößt dann schließlich den Stock tief hinein, löst mittelst dieses Hebels vollends die Scholle los und kehrt sie um. Um die Arbeit zu erleichtern, wählt man zur Anlage vielfach die Seite eines Hügels und beginnt das Aufbrechen des Bodens von unten an; wiederholte Kultivierung solcher Flächen bringt dann schließlich am oberen Rand eine senkrechte Wand von 2 Meter Höhe, manchmal noch mehr, hervor. Ist das Feld aufgebrochen, so zerschlägt man die einzelnen Schollen, sammelt die Graswurzeln und wirft dieselben weit hinter sich; dieselben trocknen dann an der Sonne, werden zusammengelesen und verbrannt.

Höchst selten bebaut der Eingeborene sein Feld zwei oder mehr Jahre nacheinander mit einer und derselben Kulturpflanze. Eine Ernte ist die Regel; das Feld wird dann verlassen oder man pflanzt darauf eine andere Nährpflanze, welche weniger Arbeit erfordert und den Boden in geringem Grade ausnützt, größtenteils die Banane. Die Bananenstauden tragen manchmal jahrelang, namentlich wenn das Feld ab und an von Unkraut gesäubert wird. Endlich überwuchert das Alang-Alang-Gras auch die Bananen, und das Feld ist nun wieder Grasland. Die verlassenen Felder liegen jahrelang brach, bis die Fruchtbarkeit derselben wieder hergestellt ist.

Ein solches System des Feldbaues erfordert selbstredend ausgedehnte Landstrecken, um eine verhältnismäßig geringe Bevölkerung mit Nahrungsmitteln zu versorgen, aber vorderhand ist an Grund und Boden kein Mangel, und außerdem macht sich der Eingeborene nichts daraus, wenn

sein Feld auch manchmal 5 bis 10 Kilometer von seinem Dorfe entfernt ist. In solchem Falle baut er sich in seiner Pflanzung eine Hütte, die ihm während der Arbeitszeit als Unterschlupf dient.

In der Bestellung ihrer Felder, in der Pflege der angebauten Pflanzen und in der Reinhaltung des Bodens können die Eingeborenen sehr wohl manchen höher gestellten Völkern als Vorbild dienen.

Taro (Colocasia antiquorum, var. esculenta) kommt in zwei Arten vor, Sumpf- und Bergtaro, oder richtiger Taro, der zu seinem Gedeihen sumpfigen oder doch sehr feuchten Boden gebraucht, und Taro, der auf weniger feuchtem Boden, auf Abhängen und Hochebenen wächst. Die Spielarten sind auf den verschiedenen Inseln sehr zahlreich. Auf den niedrigen Koralleninseln läßt sich die Taropflanze nur schlecht anbauen, und es erfordert mühselig hergerichtete Pflanzstätten, tief hineingelassen in den Korallenboden, mit einer künstlich erzeugten Humusschicht, um die begehrte Knolle zu erzeugen (vgl. Seite 538).

Die Pflänzlinge des Taro bestehen aus den dünnen oberen Scheiben des Knollens oder Mittelstockes mit den daran haftenden Blattstielen. Diese werden in Abständen von etwa 50 bis 75 Zentimeter in etwa 20 Zentimeter tiefe, kleine Gruben gesteckt. Die Herstellung der Pflanzlöcher erfordert Übung und Geschick; man verwendet hierzu einen etwa meterlangen zugespitzten Pflanzstock, den man in die Erde stößt und dann nach allen Seiten im Kreise bewegt, teils um die Grube oben zu erweitern, teils um den Erdboden der Seitenwände ein wenig zu härten. Die Pflänzlinge werden nun sanft in der Tiefe der konischen Grube festgedrückt, diese jedoch nicht zugescharrt, sondern offen gelassen; in den ersten zwei Monaten des Wachstumes entfernt man von Zeit zu Zeit alle hineingefallene Erde oder sonstige Unreinlichkeit. Nach etwa drei Monaten bricht man alle mittlerweile emporgeschossenen Blätter bis auf eins oder zwei der Herzblätter ab, und von nun an bedarf die Pflanze keiner anderen Pflege als Reinhaltung der Pflanzung, eventuell leichte Auflockerung des Bodens.

Nach sechs bis sieben Monaten ist die Taroknolle ausgewachsen und kann geerntet werden. Bei sorgfältiger Pflege in gutem Boden werden die einzelnen Knollen 5 bis 6 Kilo schwer.

Die Pflanzzeit ist eine verschiedene. Auf Teilen der Gazellehalbinsel, wo der Boden minderwertig und wo eine ausgeprägte regenarme

und regenreiche Periode besteht, pflanzt man bei Eintritt der feuchten Jahresperiode. Auf Bougainville und auf Neumecklenburg, wo die Niederschläge ziemlich regelmäßig über alle Monate des Jahres verteilt sind und der Boden außerdem nicht so durchlässig ist, pflanzt man während des ganzen Jahres.

Die Taroknollen haben einen bedeutenden Nährwert und werden überall allen anderen Vegetabilien vorgezogen. Nach einer im „Tropenpflanzer", Band II, mitgeteilten Analyse enthielten trockene Taroschnitte aus Neupommern folgende Bestandteile:

Wasser	11,59	Prozent
Asche	2,33	„
Fett	0,28	„
Stärkemehl . . .	56,988	„
Stickstoffsubstanz .	2,85	„

Übrigens haben die Knollen wie die Blätter der Taropflanze giftige Eigenschaften, die erst durch Rösten oder Kochen verschwinden. Man röstet die Knollen über Kohlenfeuer oder backt sie zwischen glühend gemachten Steinen; in Gegenden, wo Kochtöpfe Verwendung finden, z. B. auf den Salomo- und Admiralitätsinseln, kocht man auch die zerschnittene Knolle in Wasser. Geschabte oder zerstampfte Taroknollen, vermischt mit geriebener Kokosnuß, werden zu Kuchen geformt, in Blätter eingehüllt und zwischen heißen Steinen gebacken. Die Taroknollen sind wohlschmeckend, und Europäer gewöhnen sich leicht an den Genuß; sie ersetzen in vielen Gegenden vollständig die Kartoffel.

Der Taropflanze verwandt sind einige Alocasiaarten, welche überall wildwachsend angetroffen werden. Sie sind perennierende Pflanzen, deren Blätter manchmal über 1 Meter lang werden und die einen Mittelstock von manchmal 25 Kilo Gewicht erzeugen. Derselbe findet jedoch wegen seines scharfen Geschmackes und der holzigen Fasern nur in Zeiten der Not Verwendung. Auf den niedrigen Koralleninseln, wie Nukumanu, Taun und Nuguria, werden die Alocasiaarten in größerem Maßstabe angebaut, weil sie mit einem dürftigen Boden vorlieb nehmen.

Yam (Dioscorea) erfordert wie Taro eine sorgfältige Bearbeitung der Felder, verträgt jedoch keinen sehr feuchten oder sumpfigen Boden. Die Yamknollen nehmen nach dem Taro den zweiten Rang als Nähr-

pflanze ein, werden jedoch weder so vielfach kultiviert noch so allgemein genossen, wohl weil ihr Nährwert ein geringerer ist. Die Yampflanze, von der es zahlreiche kultivierte wie wildwachsende Arten und Varietäten auf allen höheren Inseln gibt, ist eine Schlingpflanze und erfordert zu ihrer Unterstützung einen Stock. Ein Abschnitt der Knolle mit einem oder mehreren Augen wird in den aufgelockerten Boden gesteckt und die Erde ein wenig darüber gehäufelt; bessere Resultate erzielt man, wenn der Boden tief aufgelockert, die Erde darüber hoch aufgehäufelt und der Saatknollen dann in den lockeren Gipfel des Haufens eingesenkt wird. In gutem Boden erzielt man durch letztgenannte Methode Knollen bis zu einem Gewicht von 30 Kilo. Die Yamknollen sind nach etwa sechs Monaten reif, was man daran erkennt, daß das Kraut abstirbt. Taro gegenüber hat die Yamknolle den Vorteil, daß man sie nach der Ernte mehrere Monate aufbewahren kann, während Taro bereits fünf bis sechs Tage nach der Ernte verfault. Die Zubereitung als Nahrungsmittel ist dieselbe, wie ich sie bei der Taroknolle beschrieben habe.

Die zahlreichen wildwachsenden Dioscoreaarten werden nur bei Mißernten gegessen; es gibt jedoch auch darunter Arten, welche für europäische Gaumen nicht unschmackhaft sind und vielfach der kultivierten Art vorgezogen werden.

Eine Knollenfrucht, die stellenweise, z. B. im Norden von Neumecklenburg, in ziemlicher Ausdehnung angebaut wird, ist die Batate oder Süßkartoffel (Convolvulus Batatas). Sie wird wie die Yampflanze angebaut und nimmt mit einem mageren Boden vorlieb. Eine Spielart mit weißen Knollen und eine solche mit rötlichen Knollen sind die am häufigsten angetroffenen Varietäten. Zur Fortpflanzung genügt es, einige Zweige des grünen Krautes in die Erde zu stecken. Die Batate ist von geringem Nährwert und hat einen süßlichen, den wenigsten Europäern zusagenden Geschmack.

Vor Jahren ist durch Ansiedler die Kassawa- oder Tapiokapflanze, Jatropha manihot, auf der Gazellehalbinsel eingeführt worden und hat sich schnell verbreitet. Man findet jetzt überall ziemlich große Anpflanzungen, und die mehligen Knollen sind, auf Kohlenfeuer geröstet, ein beliebtes Nahrungsmittel. Daß die Pflanze so schnelle Verbreitung gefunden hat, liegt daran, daß sie nur geringer Pflege bedarf, sich auf einfachste Weise durch Stammabschnitte vermehren läßt und durch

ihr dichtes Laub den Boden derart beschattet, daß das Unkraut nicht lästig wird.

Eine Nährpflanze von hoher Bedeutung ist ferner die Banane. Man findet sie in der Strandregion wie auf hohen Bergen, in magerem wie in reichem Boden, und zu einer jeden Zeit des Jahres trifft man in den Bananenpflanzungen die riesigen Fruchtbündel in allen Stadien der Entwicklung. Die Kultur ist einfach; man bricht einen Wurzelschößling von dem Hauptwurzelstock ab, so daß ein Teil der Wurzel daran festbleibt, und verpflanzt den Schößling auf seinen Bestimmungsort; in den ersten vier bis sechs Monaten jätet man eine Bananenpflanzung gelegentlich, danach hat die Staude bereits so viele Blätter entwickelt, daß der Boden beschattet wird und das Unkraut weniger rapid emporwachsen kann. Etwa fünf bis sechs Jahre hält eine Pflanzung selbst bei geringer Pflege vor und liefert während der Zeit eine große Quantität von Früchten. Der emporschießende Stamm trägt nur einmal; nach Aberntung des Fruchtbündels wird der hinfort unfruchtbare Stamm abgehauen, um die Wurzelschößlinge nicht im Wachstum zu hindern. Um große Fruchtbündel zu erzeugen, zerstört man die meisten Wurzelschößlinge in der Jugend und läßt nur zwei oder drei groß werden. Zerstört man die jungen Schößlinge nicht, so nimmt eine Bananenstaude nach zwei oder drei Jahren auf gutem Boden nach und nach einen Kreis von 3 bis 4 Meter im Durchmesser an, Stamm an Stamm gedrängt, aber nur kleine Fruchtbündel erzeugend. Die Spielarten sind überaus zahlreich; wie viele man auf der Gazellehalbinsel aufzählt, habe ich bereits vorher erwähnt, für andere Inseln gilt dasselbe. Die Fruchtbündel erreichen bei einigen Spielarten eine erstaunliche Größe, in fruchtbarem Boden sind Bündel von 60 Kilo keine Seltenheit; die reifen Früchte der einzelnen Varietäten unterscheiden sich wesentlich voneinander durch Form, Größe, Geschmack und Aroma. Die Banane wird entweder in völlig reifem Zustande gegessen und enthält dann viel Zucker, oder sie wird geröstet oder gekocht und enthält dann mehr Stärkemehl; die Eingeborenen ziehen die Bananen in dem letztgenannten Zustande wegen ihres größeren Nährwertes vor.

Der Stamm der Staude liefert eine vorzügliche, lange und starke Faser, die an manchen Orten gewonnen wird, um daraus starke Stricke und Taue zu verfertigen.

Auch die Blätter finden vielfache Verwendung; aus denselben läßt sich schnell ein Schutzdach gegen Regen oder Sonnenbrand herstellen; sie bilden die Umhüllung der zwischen Steinen gebackenen Nahrungsmittel; Kopfbedeckungen und Lendenschurze lassen sich daraus mit Leichtigkeit herstellen, und beim Auftragen der Speisen vertreten sie die Stelle der Schüsseln und Teller.

Weniger Sorgfalt als die Kultur der vorgenannten Nährpflanzen bedarf die Kokospalme. Der Nutzen dieses hochwichtigen Baumes für die Südseeinsulaner ist fast sprichwörtlich geworden. Dennoch gibt es zahlreiche Bewohner des Bismarckarchipels und der Salomoinseln, welche ohne Kokosnüsse existieren, denn die Kokospalme gedeiht nur in den Strandregionen und so weit landeinwärts, als die Seebrise mit ihrem Salzgehalt sich merklich macht. Die Inlandbewohner besitzen daher keine Kokospalmen. Auch in der Strandregion findet man ausgedehnte bewohnte Strecken, die trotz einer recht dichten Bevölkerung dennoch nur geringe Kokosbestände aufweisen. So genügsam die Palme auch sein mag, sie bedarf trotzdem als Hauptbedingung ihres Gedeihens Luft und Licht, namentlich in der Jugend. Wo die Eingeborenen zu faul sind, um in den verlassenen Taro- oder Yampflanzungen Kokosnüsse anzupflanzen, da sind infolgedessen nur geringe Bestände vorhanden.

Die weite Verbreitung der Kokospalme sucht man häufig dadurch zu erklären, daß die von einem leichten Faserstoff umhüllte Nuß auf dem Wasser schwimmt und von den Meeresströmungen von einer Insel zur anderen getrieben wird, wenn reife Früchte, wie dies wohl vorkommen mag, dann und wann ins Meer fallen. Die Unhaltbarkeit dieser Theorie wird demjenigen sofort klar, der viel zwischen den mit Kokospalmen bestandenen Inseln herumgereist ist. Ich entsinne mich während meiner zahlreichen Reisen von einer Südseeinsel zur anderen, Reisen, die viele Tausende von Meilen betragen, auch nicht eines einzigen Falles, in welchem mir eine auf dem Meere treibende Kokosnuß zu Gesicht gekommen wäre, obgleich ich mir denken kann, daß dies nicht zu den Unmöglichkeiten gehört, und ins Meeer gefallene Nüsse, wenn die Entfernung nur gering ist, auch andere Inseln erreichen können. Schiffskapitäne, die lange Jahre diese Gegenden nach allen Richtungen durchstreiften, erinnern sich ebenfalls nicht solcher Fälle, obgleich ihr Auge von früh bis spät über die Meeresfläche streift und gewohnt ist, auch

den kleinsten Gegenstand wahrzunehmen. Es gibt außerdem viele Hunderte Meilen von flachen Uferstrecken, die völlig ohne Kokospalmen sind, und es ist nicht einleuchtend, warum auf dem Meere treibende Kokosnüsse seit undenkbarer Zeit gerade diese Strecken vermieden haben, um anderswo in großer Anzahl anzutreiben, obgleich die Strömung alles mögliche andere dort anschwemmt. Wiederum sind Inseln vorhanden, die in ihrem hügeligen, ja teilweise gebirgigen Zentrum gute Kokosbestände aufweisen, am Strande aber keine einzige Palme. Stellt man Versuche an über die Schwimmfähigkeit reifer Kokosnüsse, so kommt man zu dem Resultat, daß nach wenigen Tagen die Faserumhüllung wie ein Schwamm das Seewasser eingesogen hat, so daß die Nuß immer tiefer einsinkt, allmählich alle Schwimmfähigkeit verliert und auf den Meeresboden sinkt. Wo Kokosbestände vorhanden sind, da sind dieselben wohl immer von Menschenhänden gepflanzt, und wenn auch heute unbewohnte Inseln mit großen Kokosbeständen angetroffen werden, so ist das nur ein Beweis dafür, daß die Insel früher bewohnt war und aus irgendeinem Grunde von Menschen entblößt wurde. Die Sagen vieler Insulaner weisen direkt darauf hin, daß die Kokosnuß von Menschen eingeführt wurde, die im Laufe der Zeiten von den Nachkommen als Götter und sagenhafte Wesen verehrt wurden.

Die große Bedeutung der Kokospalme für den Eingeborenen liegt darin, daß sie, mehr als irgendeine andere Kulturpflanze der Südseeinseln, die Basis für den Exporthandel und damit eine Grundlage für die Entwicklung der Eingeborenen bildet, indem sie ihnen die Mittel liefert, auf dem Wege des Tauschhandels Befriedigung solcher Bedürfnisse zu suchen, welche die immer weiter schreitende Kultur sie lehrt und adoptieren läßt.

Über den Nutzen der Kokospalme hier ausführlich zu berichten, scheint fast überflüssig, es möge daher in aller Kürze geschehen. Die unreife Nuß liefert $^1/_2$ bis 1 Liter einer klaren Flüssigkeit, welche als Kokosmilch bekannt ist, obgleich sie mit der Milch keine Ähnlichkeit hat; diese Flüssigkeit bildet ein angenehmes, erfrischendes Getränk. Die Milch der reifen Nüsse ist weniger schmackhaft. Der zarte, gallertartige Kern der unreifen Nüsse ist ein allgemein beliebter Leckerbissen. Der reife, harte Kern dient in frischem Zustande als Nahrungsmittel oder als Zutat zu Gerichten, in welch letzterem Falle er in der Regel erst gerieben

wird. Zerschnitten und getrocknet bildet der Kokoskern den Exportartikel Kopra, bisher das Hauptausfuhrprodukt der Kolonie. Die keimende Nuß füllt sich im Innern mit einer lockeren, weißen Masse, welche von alt und jung als Leckerbissen angesehen wird. Die Zubereitung des Öles ist allen Eingeborenen bekannt, wenn auch nicht überall gebräuchlich; in den Admiralitätsinseln werden große Quantitäten des Öles zubereitet und in mächtigen Gefäßen aufbewahrt, um nach Bedarf als Zutat zur Speise zu dienen. Die harten Nußschalen finden Verwendung als Wasser-, Öl- und Kalkbehälter. Abschnitte der Schale geben Trinkgeschirre, Schaber, Löffel und Armringe; auf den Tasmaninseln fertigt man aus der Schale kleine 6 bis 7 Millimeter im Durchmesser haltende Scheibchen, durchbohrt sie in der Mitte und reiht sie abwechselnd mit weißen Muschelscheibchen zu Schnüren auf, die als Geld dienen.

Die faserige Außenhülle der Nuß wird durch Klopfen mit einem Holzschlegel von den holzigen Bestandteilen gesäubert und die gewonnene Faser zu Stricken und Schnüren verarbeitet. Tausende von Tonnen dieses wertvollen Materiales gehen alljährlich dadurch verloren, daß die Eingeborenen zu faul sind, um sie zu gewinnen; Stücke der Faserhülle dienen als Pinsel, und mittelst dieses primitiven Instrumentes bemalt der Eingeborene seine Schnitzereien, Masken, Götzenbilder, Hausgiebel usw. mit den feinsten Ornamenten; auf langen Reisen zu Wasser und zu Land dient die trockene Hülle als Zunder.

Aus den Blättern werden Körbe geflochten sowie Matten für verschiedene Zwecke. Fast überall, wo Kokospalmen wachsen, dienen die zusammengeflochtenen Kokosblätter als Dachbedeckung; aus den feinen Blattrippen werden Besen angefertigt, Fischreusen und andere Fangapparate hergestellt. Bei der Nachtfischerei auf dem Korallenriff dienen die zusammengeschnürten trockenen Blätter als Fackeln, deren Schein die Fische heranlockt. Die noch in der Bildung begriffenen Herzblätter liefern ein vorzügliches, dem Blumenkohl nicht unähnliches Gemüse.

Das Holz der Kokospalme ist sehr dauerhaft, namentlich wenn es der Nässe nicht ausgesetzt ist. Es findet Verwendung als Pfosten und Latten für Bauzwecke oder als Material zur Herstellung von Keulen und Speeren.

In manchen Gegenden wird die Blütenscheide, ehe die Blüte sich entwickelt hat, fest umwickelt und angeschnitten; aus der Wunde fließt

dann ein süßer Saft, der ungemein nahrhaft ist und mit dem Säuglinge großgezogen werden können. Nach kurzer Zeit geht dieser Saft in Gärung über und wird dann ein berauschendes Getränk.

Von nicht geringer Bedeutung für die Bewohner der verschiedenen Inseln ist der Brotfruchtbaum (Artocarpus); er liefert zweimal im Jahre eine große Anzahl von Früchten, deren Fleisch wie Samenkerne auf Kohlenfeuer geröstet eine wohlschmeckende Speise liefern. Der Brotfruchtbaum wächst in halbwildem Zustande und bildet stellenweise große Bestände, deren glänzendes, dunkelgrünes Laub der Vegetation einen eigenen Charakter verleiht. Die Bäume werden bis 20 Meter hoch und der Stamm bis 1 Meter im Durchmesser. Die fast horizontale Verzweigung bildet eine mächtige, kegelförmige Krone. Die Zahl der Varietäten ist bedeutend, und die Größe der Früchte schwankt von 2 bis 4 Kilo; auch die Gestalt derselben variiert von kugelrund bis lang elliptisch. Im Bismarckarchipel und in den Salomoinseln gibt es nur Varietäten mit zahlreichen im Fruchtfleisch eingebetteten Samenkörnern von der Größe einer Kastanie.

Das Holz ist weich, leicht und hellbraun und wird dann und wann zum Kanoebau verwendet. Einschnitte in die Rinde geben einen reichlichen, milchweißen, klebrigen Saft, der schnell erhärtet und zum Dichten von Gefäßen und Kanoes verwendet wird.

Die vorgenannten Kulturpflanzen liefern den Hauptbestand der Nahrungsmittel der Eingeborenen. Daneben bietet der Wald jedoch noch eine große Anzahl von Früchten aller Art, die der Eingeborene zu benutzen weiß und die eine Zutat und Abwechslung in dem täglichen Menü bilden. So liefert Inocarpus edulis zahlreiche Früchte, welche geröstet unseren Kastanien ähneln. Terminalia catappa und Canariumarten liefern Nußkerne von vorzüglichem Geschmack. Spondias dulcis, Pometia pinnata, Carica Papaya, Eugenia malaccensis, verschiedene Pandanusarten und einheimische Mangosorten liefern saftreiche, wohlschmeckende Früchte, die auch von dem verwöhnten Weißen nicht verschmäht werden.

Auch die Sagopalme ist an einigen Orten von großer Bedeutung, so z. B. im Norden von Neumecklenburg und im Westen von Neupommern. Auf Buka und Bougainville gewinnt man aus dem Mark des Cycas-Stammes ein dem Sago sehr ähnliches Mehl.

Tafel 51. Matafesén aus Nord-Bougainville.

Zuckerrohr in mehreren vorzüglichen Varietäten trifft man in fast allen Pflanzungen der Eingeborenen als Nebenprodukt, ebenso verschiedene Pflanzen, deren Blätter als Gemüse zubereitet werden und auch auf dem Tisch der Ansiedler als Spinat erscheinen.

Die Strandbewohner genießen verschiedene Algenarten sowohl roh als gekocht.

Überhaupt gibt es für einen hungrigen Eingeborenen keine Frucht, die nicht mehr oder weniger genießbar wäre.

Als Reizmittel genießt man auf allen Inseln mit Ausnahme einiger niedrigen Koralleninseln die Nuß der Arecapalme in verschiedenen Varietäten und damit in Verbindung die Früchte und Blätter von Piper Betle nebst ungebranntem Korallenkalk. Tabak scheint den Eingeborenen an einigen Stellen, z. B. in Buka, schon sehr lange bekannt zu sein; man kultiviert und bereitet dort das eigene, nicht sehr wohlriechende Kraut.

Die Küche der Eingeborenen ist demnach mit Vegetabilien reichlich versehen, reichlicher als der Tisch eines unbemittelten Europäers, und wenn auch gelegentlich eine oder die andere Art mißrät, so bleibt immerhin noch genug übrig, um einem wirklichen Mangel vorzubeugen. Es ist mir daher auch aus diesen Gegenden kein einziger Fall bekannt, der mit einer Hungersnot auch nur im entferntesten eine Ähnlichkeit haben könnte; die Bewohner des Bismarckarchipels und der Salomoinseln sind im Vergleich mit den Bewohnern mancher anderen Tropenländer, wie z. B. Vorderindien, aus diesem Grunde zu beneiden.

Neben den einheimischen Erzeugnissen des Pflanzenreiches bürgern sich auch von Jahr zu Jahr immer mehr einzelne eingeführte Pflanzen ein. Mais und Wassermelonen, die ich im Jahre 1882 auf der Gazellehalbinsel einführte, haben dort schnelle Verbreitung gefunden, ebenso Kürbis, Ananas und, wie schon erwähnt, Tapioka. Obstbäume, welche erst nach längeren Jahren Frucht tragen, finden nicht so leicht Eingang; der Eingeborene wünscht baldigst ein Resultat seines Fleißes zu sehen und versteht sich nicht leicht dazu, eine Pflanze zu kultivieren, die erst nach Jahren einen sichtbaren Nutzen liefert. Daher ist er auch so schwer dazu zu bewegen, Kokospalmen anzupflanzen, obgleich deren Nutzen ihm schon längst bekannt ist.

Zur Befriedigung seiner übrigen Bedürfnisse liefert das Pflanzenreich dem Eingeborenen einen wahren Reichtum an Produkten, den er

nur in geringem Maße ausbeutet, und die bei genügender Energie und Arbeit imstande wären, ihn mit der Zeit zum bemittelten Mann zu machen, während er in der Regel von der Hand in den Mund lebt.

Zahlreiche Bäume liefern Holz zum Kanoe- wie zum Häuserbau, und die Erfahrung hat gelehrt, diejenigen Holzarten zu wählen, die sich für den beabsichtigten Zweck am besten eignen. Die zähen, breiten Blätter der Pandanusarten liefern dauerhaftes Dachmaterial, und aus den Blattstreifen flicht man größere und kleinere Matten, Körbe und Taschen. Zerstampfte Nüsse des Parinarium laurinum dienen als Kitt zum Dichten der Boote, als plastische Masse zum Nachbilden von Gesichtern bei manchen Masken, zum Überzug dichter Geflechte, um diese undurchlässig zu machen und sie als Aufbewahrungsgerät für Flüssigkeiten zu benutzen, wie z. B. die Ölkrüge in den Admiralitätsinseln.

Nicht allein die Kokosnuß und die Bananenstaude liefern Faserstoffe, der Eingeborene kennt außerdem noch eine Anzahl von faserliefernden Pflanzen. So stellt man auf der Gazellehalbinsel aus den Fasern der Pueraria novo-guineensis den feinen Zwirn her zum Anfertigen der Fischnetze. Diese Faser steht unserem besten Flachs nicht nach, kann aber nicht exportiert werden, weil der Eingeborene nicht zu bewegen ist, genügende Quantitäten herzustellen, obgleich das Material in Menge vorhanden ist. Einige Hibiskusarten liefern ebenfalls eine vorzügliche Faser; Rotangarten, welche das Vordringen im Urwald so ungemein erschweren und daher von den Weißen als „Buschadvokaten" bezeichnet werden, werden der Länge nach zu dreien und vieren zusammengedreht, um als Ankertaue zu dienen, manchmal bis zu einer Länge von 400 Meter; schmale Streifen der äußeren harten Rinde dienen als Bindematerial.

An bunten Blüten, buntfarbigen Blättern und wohlriechenden Kräutern ist auf allen Inseln Überfluß, und die Bewohner verwenden dieselben in ausgiebigstem Maßstab als Körperschmuck, wie zur Dekoration ihrer Kanoes, Hütten und Festplätze. Sie sorgen dafür, daß ein genügender Vorrat stets vorhanden ist, und pflanzen in der Umgebung ihrer Hütten und Dorfschaften rotblühende Hibiskusarten, wohlriechende Gardenien und buntblätterigen Kroton; ihre Felder und Pflanzungen ähneln nicht selten einem Blumengarten, denn zwischen den Taro- und

Zierpflanzen züchten sie purpurblätterige und mannigfach gestreifte Dracänenarten, leuchtende gelbe und rote Koleas und zahlreiche wohlriechende Kräuter.

Auch Färbemittel bezieht der Eingeborene aus dem Pflanzenreich. Curcumawurzeln liefern eine gelbe Farbe; Ruß und Holzkohle mit Öl vermischt gibt ein tiefes Schwarz. Auf Bougainville färbt man verschiedene Faserstoffe leuchtend rot.

Das Verzeichnis der Nutzpflanzen würde unvollständig sein, wenn die verschiedenen Bambusarten unerwähnt blieben. Sie liefern das Material zum Häuser- und Hüttenbau; nebeneinander gelegt und durch Querstücke aneinander befestigt, bilden sie ein vorzügliches Floß, worauf der Eingeborene manchmal meilenweit in See geht; über Flüsse und Schluchten baut man aus diesem Material leichte und sichere Hängebrücken und Stege; kürzere und längere Stücke finden Verwendung als Wasserleitungen; Hütten und Pflanzungen werden zum Schutz mit festen Bambuszäunen umgeben; in Neuhannover und Nord-Neumecklenburg fertigt man daraus Speerschäfte an; auch Haarkämme, zierlich geschnitzt, und Büchsen mit kunstvollen Brandverzierungen zum Aufbewahren des Kalkpulvers werden daraus gearbeitet; daß man daraus Musikinstrumente herzustellen vermag, beweisen die großen und kleinen Panflöten der Bukaleute und die zierliche Flöte der Gazellehalbinsel, aber auch größere und kleinere Stücke des Rohres dienen als primitive Trommel; meterlange Bambuslatten, in der Mitte umgeknickt, dienen als Feuerzangen; schmale Streifen der äußeren harten Schicht liefern Messer mit haarscharfer Schneide, die ich z. B. in Bougainville zum Rasieren benutzt sah; aus dünn gespaltenen Streifen des Rohres werden große und kleine Fischreusen hergestellt, kurz, der Eingeborene würde oft recht hilflos sein, wenn er kein Bambusrohr hätte.

Seitdem die Salomoinseln dem Handel erschlossen worden sind, ist eine dortige Palmenart, die Steinnußpalme, Coelococcus salomonensis, Warb., ebenfalls für die Eingeborenen von Bedeutung, indem die harte, elfenbeinartige Nuß zu einem Ausfuhrartikel geworden ist. Die Palme wächst mit Vorliebe auf sumpfigem Boden; nach einer bestimmten Anzahl von Jahren schießt aus der Mitte der Krone ein mächtiger Blütenstiel empor, aus dessen Blüten die zahlreichen Früchte hervorgehen. Nach der Fruchtreife stirbt der ganze Baum ab.

Erwähnt muß noch werden, daß die heilenden Eigenschaften mancher Produkte des Pflanzenreiches den Eingeborenen nicht unbekannt sind. Blüten, Früchte, Blätter, Rinde und Wurzeln verschiedener Gewächse werden von den einheimischen Heilkünstlern in Anwendung gebracht, und manche derselben erfüllen ihren Zweck. Aber auch die schädlichen Eigenschaften mancher Pflanzen und Pflanzenteile sind bekannt, ebenso wie die Wirkungen der verschiedenen Pflanzengifte. Sehr viele der Heilmittel und Gifte sind jedoch bloße Zaubermittel, welche weder nützlichen noch schädlichen Erfolg haben, deren angebliche Wunderkräfte der Eingeborene jedoch als über allen Zweifel erhaben ansieht.

* * *

Bei weitem nicht so vielfache Verwendung finden die Erzeugnisse des Tierreiches. Die Anzahl der Säugetiere ist gering, und alles, was auf vier Beinen läuft, liefert einen erwünschten Braten, abgesehen von Ratten und Mäusen. Das überall einheimische Schwein, das sowohl als Haustier wie in wildem Zustande vorhanden ist, fehlt bei keiner Festlichkeit, wenn auch auf Neulauenburg und auf einem Teile der Gazellehalbinsel vielen Männern, welche dem Ingietverband angehören, das Schweinefleischessen verboten ist. Dasselbe Verbot erstreckt sich hier auch auf Schildkröten und Haifische. Die Unterkiefer der verzehrten Schweine, manchmal untermischt mit Unterkiefern von verzehrten Menschen, werden in den Hütten als Erinnerungszeichen großer Festlichkeiten aufbewahrt.

Als Schmuck dienen kleine Büschel von Borsten, ebenso die großen, abnorm gebogenen, manchmal ringförmigen Eberhauer, die in großem Ansehen stehen und künstlich erzeugt werden.

Das Fleisch des getreuen Begleiters des Menschen, des Hundes, wird überall als Leckerbissen angesehen, und seine Eckzähne vertreten an vielen Orten unsere Scheidemünze oder werden zu Schmucksachen verarbeitet. Der Hund wird jedoch auch zur Jagd auf Schweine und Beuteltiere abgerichtet.

Die verschiedenen Beuteltierarten sowie die fliegenden Hunde werden als Nahrungsmittel ebensowenig verschmäht.

Von den Reptilien ist die Schildkröte das begehrteste. Das wohlschmeckende Fleisch wie die Eier werden überall hoch geschätzt, ebenso

das Schildpatt, woraus man Ornamente und Schmuckſachen, Fiſchhaken, Schaber und Löffel anfertigt. Schlangen ſollen in einigen Gegenden gegeſſen werden; doch gehört dies wohl zu den Ausnahmen, denn in der Regel zeigen die Eingeborenen dieſelbe Scheu vor Schlangen, wie wir ſie bei den Europäern finden. Dasſelbe iſt der Fall hinſichtlich der Eidechſenarten; die Haut des Monitor wird im Archipel als Trommelfell für die bekannten ſanduhrförmigen Holztrommeln benutzt.

Die Vogelwelt liefert keinen großen Beitrag zur Küche, darf jedoch nicht unerwähnt bleiben. Das Haushuhn iſt wohl überall heimiſch, Fleiſch wie Eier ſind beliebte Nahrungsmittel. Von wilden Vögeln ſtellt man auf Neupommern dem Kaſuar nach, deſſen Fleiſch ſehr wohlſchmeckend iſt; die Oberſchenkelknochen des Vogels dienen zur Ornamentierung von Speeren, mit den ſcharfen Krallen werden die Spitzen der Speere bewehrt. Überhaupt verſpeiſt der Eingeborene jeden Vogel, der in ſeine Hände fällt. Bunte Vogelfedern, namentlich der Papageien, Schwanzfedern des Hahnes, Kaſuarfedern und Daunen werden zur Ausſchmückung des Körpers herangezogen, zu Kopfbüſchen, Halskragen uſw., auch fehlen ſie bei Feſtlichkeiten nicht als effektvoller Schmuck mancher Waffen, der Boote, der Tanzobjekte und der Feſtplätze.

Das Meer bietet reiche Schätze, die man nicht unbeachtet läßt. Zahlreiche Fiſche, vom kleinſten bis zum größten, dienen zum Stillen des Hungers, und die Erfahrung hat gelehrt, diejenigen, welche giftige Eigenſchaften beſitzen, zu vermeiden. Auch Muſcheln und Schnecken wie verſchiedene Weichtiere werden gegeſſen, jedoch iſt der Melaneſier darin weit wähleriſcher als der Polyneſier, dem alles aus dem Meere ein Leckerbiſſen zu ſein ſcheint. Ein weſentlicher Unterſchied der beiden Völker liegt auch darin, daß der Melaneſier alle Seetiere nur in gekochtem Zuſtande verzehrt, der Polyneſier dieſelben dagegen vielfach roh ißt. Muſcheln und Schnecken liefern in bearbeitetem wie in unbearbeitetem Zuſtande das Material für Schmuckſachen aller Art, ſie werden als Scheidemünze benutzt, und man fertigt daraus ſcharfe Axtklingen. Die Tritonmuſchel wird ſeitlich mit einem runden Loch durchbohrt und dient dann als weithinſchallende Trompete.

Die Inſektenwelt wird in geringem Maße ausgebeutet. Einige Arten Heuſchrecken, Zikaden und Käferlarven werden nicht verſchmäht,

und als Leckerbissen gilt überall die Kopflaus, die man sich freundnachbarlich in den Mußestunden gegenseitig absammelt.

Der in Samoa als Palolowurm bekannte Riffbewohner findet sich auch im Bismarckarchipel wieder; er wird allerdings auch hier gefangen, man betrachtet ihn jedoch nicht als einen so außergewöhnlichen Leckerbissen, wie dies in Samoa der Fall ist.

* * *

Weniger ergiebig ist das Mineralreich. Metalle kommen, soweit bekannt, ausnahmsweise hie und da vor, aber der Eingeborene versteht ihre Gewinnung und Bearbeitung nicht.

Auf den Salomoinseln und in der Admiralitätsgruppe wird aus Lehm allerhand Töpferware gemacht. Die Baining auf der Gazellehalbinsel verfertigen aus hartem, basaltartigem Gestein durchbohrte Keulenknäufe, und fast auf allen Inseln werden aus einem ähnlichen Material Axtklingen hergestellt; auf Buka benutzt man schwere Steinstößel zum Zermalmen harter Nußkerne; scharfe Obsidiansplitter liefern den Admiralitätsleuten Speer- und Dolchklingen; in Neupommern und Süd-Neumecklenburg gebraucht man eiförmige Schleudersteine, die man in Flußbetten und am Strande aufliest. Harte Quarz- oder Obsidiansplitter montieren die Drillbohrer der Neulauenburgleute; größere scharfe Splitter ersetzen dem Heilkünstler das Messer seines europäischen Kollegen; solche Stückchen vertreten auch die Stelle unseres Rasiermessers, obgleich heutzutage die zivilisierte Lagerbierflasche das ursprüngliche Material verdrängt hat; vor Einführung eiserner Handwerkszeuge bedienten sich die Holzschnitzer der scharfen Obsidiansplitter, mit deren Hilfe sie schönere Sachen herstellten als mit den neuen Eisenwerkzeugen.

Überall, wo das Betelkauen gebräuchlich ist, wird mit der Arecanuß und dem Betelpfeffer zugleich gebranntes Kalkpulver verwendet. Mit Kalk bemalt der Eingeborene sein Boot außen und innen, auf den Mattyinseln tüncht er damit seine Häuser. Kalkbrei dient zum Einreiben der Kopf- und Barthaare, teils um Ungeziefer fernzuhalten, mehr jedoch um die Haare hell zu beizen; bei Tänzen, Festlichkeiten und Kriegszügen bemalt der Eingeborene seinen Körper mit phantastischen Strichen, Punkten und Kreisen, wozu er entweder Kalk oder die gebrannte rote Ockererde benutzt; zum Schwarzfärben der Zähne verwendet man mangan-

haltige Erdarten, die, weil nicht überall vorkommend, einen Handelsartikel bilden. In Süd-Neumecklenburg werden größere und kleinere Ahnenbilder in menschlicher Gestalt aus einer dort vorkommenden Kreide verfertigt.

Salz wird vereinzelt durch Verdunstung gewonnen, z. B. am Südkap von Neupommern; in der Regel verwendet jedoch der Eingeborene das Seewasser als Würze seiner Speisen.

XII. Entdeckungsgeschichte.

Die erste Entdeckung des Bismarckarchipels durch Weiße ist für uns in ein geheimnisvolles Dunkel gehüllt.

Die Reisen, welche im Stillen Ozean bald nach Anfang des 16. Jahrhunderts unternommen wurden, sind höchstwahrscheinlich nicht die ersten dieser Art. Schon vor der Geburt Christi trieben Babylonier und Sabäer Handel mit Lankâ (Ceylon) und wagten sich darüber hinaus bis nach der malaiischen Inselwelt und nach China. Im Nordwesten von Schantung, in Shansi und Shensi wie in Honan hatten die Fremdlinge laut chinesischen Überlieferungen feste Handelsniederlassungen. Sie kamen in Schiffen in Form von Tieren mit zwei großen Augen am Bug; sie führten in China babylonisches Münzsystem, Maß und Gewicht ein, allerhand Zauberei und Sterndeuterei, die zwölf Zeichen des Tierkreises und dergleichen mehr. Um 140 vor Christus kamen nach China die ersten Tarsishändler, die über Alexandrien und Ailana, an der Nordspitze des Roten Meeres, ihren Weg nahmen.

Zu jener Zeit gingen die Seereisen südwärts von Sumatra und Java an Timor vorbei. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß manche der kühnen Seefahrer in ihren unzweckmäßig konstruierten Schiffen und ohne die heutigen nautischen Hilfsmittel, ihren Weg verfehlten und nach Gegenden verschlagen wurden, die außerhalb der Grenzen der zu jener Zeit bekannten Welt lagen. Die große Insel Neuguinea mit dem weiter östlich gelegenen Bismarckarchipel sind ihnen höchstwahrscheinlich bekannt gewesen, ebenso wie die Küste West- und Nordaustraliens, aber zuverlässige Nachrichten darüber sind nicht bis auf uns gekommen. Vielleicht wird es möglich sein, dereinst aus dem gesammelten Sagenmaterial der Insulaner Schlüsse auf vorgeschichtliche Einwanderungen zu ziehen; manche der eigentümlichen Sitten und Gebräuche der heutigen Bewohner mögen Rudimente einer alten Kultur sein, die von ursprünglichen Entdeckern auf einen neuen Boden verpflanzt wurde.

Die Völkerwanderungen in Asien und Europa zerstörten wie so manches andere auch den Handel und Verkehr mit dem fernen Osten. Die wenigen Nachrichten, die von den kühnen Reisenden zurückgebracht wurden und die den Stempel des Wunderbaren und Fabelhaften trugen, fanden nur in geringen Kreisen Beachtung; die wirklichen Kenntnisse der Seefahrer und Geographen Griechenlands, Roms und Chinas werden uns niemals erschlossen werden, obgleich klassische Autoren hie und da Andeutungen machen, welche zum wenigsten beweisen, daß der menschliche Geist vor vielen Jahrhunderten schon sich mit diesen entfernten Gegenden beschäftigte, möge dies nun eine Folge geistreicher Spekulationen oder das Ergebnis allgemein bekannter Tatsachen gewesen sein.

Nachdem Vasco de Gama im Jahre 1497 das Kap der guten Hoffnung umschifft hatte, war das Tor für maritime Entdeckungen aufs neue geöffnet. Die mutigen und weitblickenden Seeleute Spaniens und Portugals, sowie ihre Nachfolger, die Holländer, Franzosen und Engländer, sei es nun auf der Jagd nach Ruhm, sei es nach Gold und Schätzen, machten sich auf, um die fernen Länder zu suchen, und Glück, Zufall oder Berechnung mußten über kurz oder lang das bisher Verborgene ans Licht bringen.

Bereits im Jahre 1511 hatte der Portugiese Francisco Serrano die Molukken entdeckt. Sein Freund und Landsmann Fernando Magelhaens versuchte nach dem Tode Serranos die portugiesische Regierung zur Ausrüstung einer Expedition zu bewegen, um die reichen Inseln in Besitz zu nehmen. Von Portugal abgewiesen, wandte er sich an Spanien, wo man auf seine Vorschläge einging. Mittlerweile hatte Vasco Nuñez de Balboa am 25. September 1513 von den Höhen Dariens das unermeßliche Meer erblickt, welches später den Namen „Stiller Ozean" erhielt, und Magelhaens vermutete, daß südlich von dem von Kolumbus entdeckten neuen Weltteile ein Seeweg nach dem Stillen Ozean führen müsse und mittelst desselben nach den Molukken. Die Folge zeigte, daß seine Annahmen richtig seien. Durch die Magelhaensstraße segelnd, durchschiffte er vom 28. November 1520 bis zum 6. März 1521 den Stillen Ozean, und es ist wahrscheinlich, daß er auf dieser Reise das hohe Land von „Neuguinea" sichtete, d. h. das hohe Gebirge der Insel Neumecklenburg, welche letztere zu jener Zeit und noch lange Jahre darauf als ein Teil Neuguineas angesehen wurde.

Alvaro de Saavedra, welcher im Jahre 1527 von Neuspanien durch den Stillen Ozean nach den Molukken fuhr, entdeckte abermals, was man zu jener Zeit Neuguinea nannte, und ankerte einen vollen Monat auf der Küste.

Die Spanier hatten im Jahre 1529 ihre Ansprüche auf die Molukken nach langen Streitigkeiten an Portugal abgegeben, und erst im Jahre 1540 nahmen sie abermals ihre Reisen von Neuspanien durch den Stillen Ozean auf; diesmal in der Absicht, die von Magelhaens entdeckten Philippineninseln zu besiedeln. Diese Unternehmungen, über die nur geringe Nachrichten bis auf uns gekommen sind, stießen auf große Schwierigkeiten. Von Mexiko aus war es allerdings leicht, mit Hilfe des Äquatorialstromes und des Ostpassats den Weg nach Westen zurückzulegen, die Rückreise auf demselben Wege, gegen Strom und Wind, bereitete dagegen zahlreiche Widerwärtigkeiten. Auf diesen Fahrten ist die Ostküste des heutigen Neumecklenburg nicht nur gesichtet, sondern auch besucht worden, denn Abel Tasman behauptet, er habe auf alten spanischen Seekarten aus jener Zeit das „Cabo de Santa Maria" mit anliegender Küste, die Ostspitze des heutigen Neumecklenburg, angegeben gesehen.

Erst im Jahre 1565 gelang es Andres Urdeneta, einen Weg durch den Stillen Ozean von Westen nach Osten in etwa 40° nördlicher Breite zu finden; er gebrauchte zur Überfahrt nach Acapulco 130 Tage. Dadurch war auf lange Zeit hin der Weg über den Ozean den Seefahrern vorgeschrieben.

Das große Ziel der Spanier war erreicht. Die Molukken, Philippinen und übrigen ostindischen Gewürzinseln konnten auf dem Wege durch den Stillen Ozean erreicht und mit dem Mutterlande verbunden werden; alle übrigen Teile des Ozeanes, welche nicht auf der Reiseroute nördlich vom Äquator lagen, blieben unberücksichtigt. In der Tat scheint es sehr früh die Politik der spanischen Regierung gewesen zu sein, alle weiteren Untersuchungen im Stillen Ozean zu verhindern. Sie war im Besitz eines unermeßlichen Reiches auf dem Kontinent Amerikas, das sich schon schwer genug regieren ließ; die Gold- und Silberminen dieses Reiches boten eine anscheinend nie versiegende Quelle des Reichtumes, und weder Habsucht noch Ehrgeiz trieb sie an, neue und bisher unbekannte Gegenden in Besitz zu nehmen. Die Portugiesen hatten

auf den ostasiatischen Gewürzinseln ebenfalls ihr Ziel gefunden, und so geschah es, daß, trotzdem europäische Ansiedlungen auf der Ostküste Asiens und auf der Westküste Amerikas sich schnell mehrten, Ansiedlungen wie geschaffen, um von dort aus den unbekannten Stillen Ozean zu erforschen, die gesamten Fahrten sich dennoch längs einer ein für allemal festgelegten Route bewegten, die für neue Entdeckungen nicht günstig war.

Die Vizekönige in Neuspanien trieben jedoch auf eigene Hand Politik und nicht immer in Übereinstimmung mit der Regierung im Mutterlande. Sie waren von Abenteurern aus allen Ständen umlagert, deren Ehrgeiz und Habsucht auch in der neuen Welt keine Befriedigung gefunden, und die ihrerseits nun zu neuen Unternehmungen drängten, die zum Ruhm und zur Bereicherung der Teilnehmer beitragen sollten. Diesen Leuten war das auf allen Karten der damaligen Zeit verzeichnete große Südland, die Terra Australis incognita, das Endziel aller Bestrebungen. Die öffentliche Meinung stattete dies unbekannte Land mit fabelhaften Wesen und mit unermeßlichen Reichtümern aus, obgleich niemand recht anzugeben wußte, wo das wunderbare Land gelegen sei.

Die „Terra Australis incognita“ der alten Kartographen beruht unzweifelhaft auf einer ungenauen Kenntnis des heutigen Australien, aber es erhielt volle Wirklichkeit infolge einer Theorie der gelehrten Geographen jener Zeit, infolge welcher den Landmassen auf der nördlichen Erdhalbkugel eine entsprechende Landmasse auf der südlichen Halbkugel gegenüberstehen müsse, um den ersteren das Gleichgewicht zu halten. In einem alten Manuskript des Macrobius aus dem 10. Jahrhundert ist eine Karte enthalten, worauf das unbekannte Südland bereits abgebildet ist. In späteren Jahrhunderten nimmt es bestimmtere Form an, und auf einer Karte, datiert 1536, jetzt im Britisch Museum, wird es Java la Grande genannt. Auf allen Karten desselben Jahrhunderts, namentlich auf den Karten der Franzosen, deren Geographen zu jener Zeit eine führende Stellung einnahmen, finden wir nicht nur Teile der Küste des westlichen und nördlichen Australiens, sondern auch die nördlich davon gelegenen Inseln; die englischen und holländischen Geographen versuchten dagegen gleichzeitig die Tatsachen mit der Theorie zu verbinden.

Am Hofe der Vizekönige wurde das Drängen von Jahr zu Jahr stärker. Das herrliche Südland konnte nach aller Meinung nicht allzu

weit entfernt sein, und im Jahre 1566 rüstete der derzeitige Vizekönig Lope Garcia de Castro zwei Schiffe aus, um das unbekannte Südland zu entdecken. Den Oberbefehl erhielt Alvaro Mendaña de Neyra, dem als Lotse Hernandez Gallego beigegeben war. Die beiden Schiffe, „Almirante" und „Capitano", verließen Callao am 19. November 1566 und kehrten am 19. Juni 1568 nach Peru zurück. Auf dieser Fahrt wurde am 1. Februar 1567 eine Inselgruppe entdeckt, die man Los Bajos de la Candelaria nannte (die früher zu Deutschland gehörenden Ongtong-Java-Inseln oder Lord Howe-Gruppe), und von hier südlich steuernd ankerten die Schiffe am 9. Februar an der Küste einer Insel, welche Mendaña nach seiner Gemahlin Isabel benannte (früher deutsch, vor wenigen Jahren an England abgetreten). Mendaña wurde hierdurch der Entdecker der Salomoinseln, die er als einen Teil des Südlandes betrachtete. Das deutsche Kriegsschiff „Möwe" hat im Jahre 1896 das von der Expedition zuerst gesichtete Kap, unweit des ersten Ankerplatzes, zu Ehren des ursprünglichen Entdeckers Kap Gallego benannt.

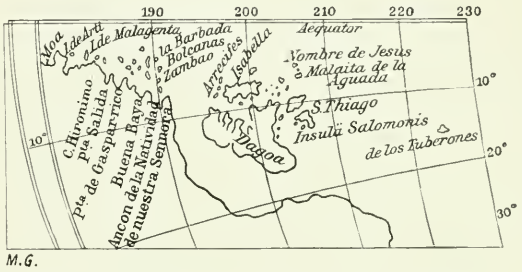


Abb. 126. **Fragment einer Karte der westlichen Hemisphäre von Th. de Bry (1596).**

Mendaña war von dem Reichtum des von ihm entdeckten Landes dermaßen überzeugt, daß er auf Wiederholung der Expedition drängte; doch erst als alter Mann erreichte er sein Ziel. Aber auf dieser zweiten Fahrt, im Jahre 1595, vermochte er seine erste Entdeckung nicht wieder aufzufinden; er gelangte endlich nach den südlicher gelegenen Santa-Cruz-Inseln, ebenso sein späterer Nachfolger Pedro Fernandez de Quiros, der die nördlichen Neuhebriden entdeckte. Torres, der Unterbefehlshaber des Quiros, bringt uns wieder nach der Nachbarschaft der deutschen Südseebesitzungen zurück dadurch, daß er, nachdem er vom Oberbefehlshaber verlassen, mit seinem Schiffe nach Westen steuerte und die Straße zwischen Australien und Neuguinea entdeckte, die heute seinen Namen führt. Diese wichtige Entdeckung wurde von den Spaniern geheim

gehalten, und erst als die Engländer im Jahre 1762 Manila besetzten, fand man in den dortigen Archiven den Bericht des Torres. Ebenso verheimlichte man die ersten Reiseberichte Mendañas, und die späteren Berichterstatter Herrera und Figueroa gaben einen so unvollständigen und ungenauen Auszug, daß die Geographen jener Zeit die Salomoinseln bald weit nach Osten, bald viel zu weit nach Westen verlegten, und spätere Seefahrer, welche die Gruppe wirklich sichteten, der Meinung waren, sie hätten neue, bisher unbekannte Inselgruppen entdeckt. Die französischen Geographen Buache, im Jahre 1781, und Fleurieu, im Jahre 1790, wiesen endlich nach, daß die von Engländern und Franzosen Ende des 18. Jahrhunderts entdeckten Inseln identisch seien mit den Mendañaschen Salomoinseln.

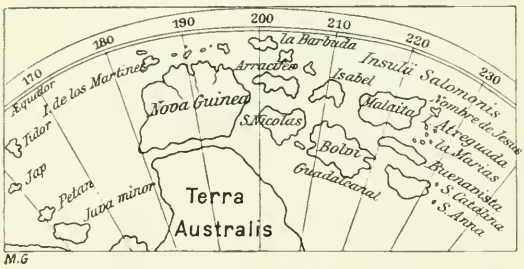


Abb. 127. **Teil einer Karte von Witfliet (1597).**

Für unsere deutschen Salomoinseln Buka und Bougainville haben Mendañas Entdeckungen keine Bedeutung, sie wurden erst etwa 200 Jahre später entdeckt; ich habe jedoch den Streit der Geographen über Mendañas Entdeckung nicht umgehen können, weil, wie man später sehen wird, derselbe die Kartographie des Bismarckarchipels stark beeinflußte.

Mit dem Beginn des 17. Jahrhunderts finden wir bereits die Macht und das Ansehen Spaniens im Niedergang. Die Niederländer hatten das spanische Joch abgeschüttelt und kamen bald zu der Überzeugung, daß, wenn der Handel der verhaßten Papisten beeinträchtigt werden könne, eine Möglichkeit vorhanden sei, die südlichen Provinzen der Niederlande wieder zu gewinnen. Geographie und Hydrographie wurden Gegenstand eingehender Studien, und in der nautischen Schule des Peter Plancius zu Amsterdam wurde systematisch gelehrt, wie man die spanischen und portugiesischen Besitzungen usurpieren könne. Jan Huyghen van Linschoten, der 14 Jahre in den Besitzungen Portugals zugebracht und dort umfassende Kenntnisse erworben hatte, veröffentlichte seine Beobachtungen zu Amsterdam im

Tafel 52. **Kokosnußpflanzung in Ralum.**

Jahre 1618 und feuerte durch seine Mitteilungen seine Landsleute noch mehr an.

Im Jahre 1602 war bereits die Holländisch-Ostindische Kompanie gegründet worden, und deren Schiffe rissen bald den Handel an sich in Batavia, Bantam, Amboina, Banda und an anderen Plätzen; bald regte sich jedoch in der Heimat die Opposition gegen die Kompanie, welche den gesamten Handel zu monopolisieren suchte, und aus Entrüstung über das rücksichtslose Vorgehen rüsteten Willem Corneliszoon Schouten und Jacob Le Maire die Schiffe „De Eendracht" und „Hoorn" aus, mit denen sie im Jahre 1616 ihre Reise antraten.

Für unsere Südseebesitzungen ist diese Reise der beiden Holländer von Belang, denn nachdem sie das Kap Horn umfahren hatten und die südliche, tropische Zone durchsegelten, entdeckten sie am 20. Juni niedriges Land, auf das man am 21. zusteuerte. Es waren drei oder vier kleine bewaldete Inseln mit einem nach Nordwesten streichenden Korallenriff. Zwei Kanoes kamen längsseits, und Schouten wie Le Maire berichten, daß sie hier zum ersten Male in der Südsee Bogen und Pfeile in den Händen der Eingeborenen bemerkten. Am 22. entdeckte man am Abend wiederum eine Anzahl von kleinen, niedrigen Inseln, die man Markeninseln benannte.

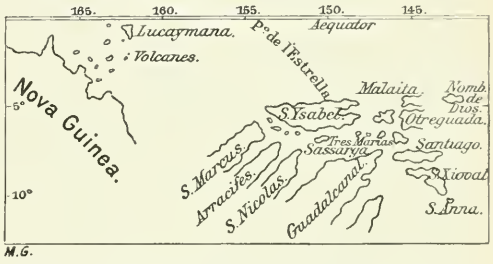


Abb. 128. **Teil einer Karte von Herrera (1601).**

Am 24. Juni sichtete man drei niedrige Inseln im Südwesten, welche mit Bäumen bestanden schienen; zwei derselben waren etwa zwei Meilen lang, aber die dritte war klein; die Küste steil und ohne Ankerplatz. Man benannte diese Gruppe die „Groene Islanden" (die Sir-Charles-Hardy-Inseln oder Nissan der heutigen Karten). Weiterfahrend entdeckte man weitere zwei Inseln, welche wir heute als „Grüne Inseln" bezeichnen (Pinepil und Esau). Wegen anbrechender Dunkelheit ging man nicht näher an diese Inseln heran.

Voraus war mittlerweile in West ein Viertel Nordwest eine hohe, gebirgige Insel in Sicht gekommen, und während der Nacht kreuzte man

in dem inselfreien Zwischenraum, der nach den Angaben Le Maires etwa 15 Meilen (60 Seemeilen) betrug. Die hohe Insel wurde nach dem Kalenderheiligen des Tages, Sankt Jan, benannt.

Am Morgen des 25. sichtete man Land von gewaltiger Höhe. Sankt Jan wurde nun nicht weiter beachtet, und man steuerte dem hohen Lande zu, das man der damaligen Ansicht gemäß für den nordöstlichsten Vorsprung von Neuguinea hielt. Wie wir heute erkennen, war die angesegelte Küste das heutige Neumecklenburg in der Gegend von Kap Santa Maria.

Der Wind war nach wie vor Ostsüdost, und man konnte dicht an der Küste entlang segeln, fand jedoch keinen Ankerplatz. Die Boote,

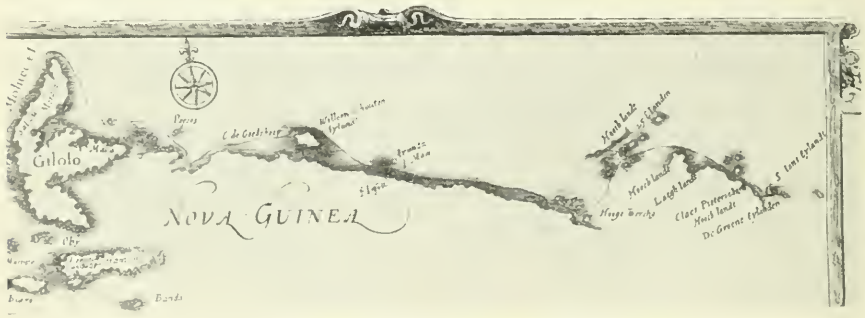


Abb. 129. **Karte von Schouten und Le Maire.**

welche man aussetzte, um zu loten, wurden von Eingeborenen in ihren Kanoes mit Schleudersteinen angegriffen, und auch am folgenden Tage, dem 26., wurden die Schiffe angegriffen, so daß man gezwungen wurde, von den Feuerwaffen Gebrauch zu machen. Zehn der Angreifer wurden getötet und drei derselben ergriffen; ebenfalls wurden vier Kanoes erbeutet und zerstört. Zwei der Gefangenen wurden gegen ein Lösegeld, bestehend aus einem Schwein und einem Bündel Bananen, wieder in Freiheit gesetzt. Das Journal fügt hinzu: „mehr schienen sie nicht wert zu sein." Am folgenden Tage wurde ein Schwein gegen einige Eisennägel und sonstige Kleinigkeiten eingetauscht, und dadurch ein friedlicher Verkehr angebahnt, denn am 28. kam ein schönes, großes Kanoe längsseits, und darin 21 Eingeborene, welche das Schiff ungemein bewunderten; sie brachten Kalk und Betel, machten jedoch kein Anerbieten, den dritten Gefangenen loszukaufen, worauf man denselben laufen ließ.

Vor wenigen Jahren, 250 Jahre später, konnten sich noch ganz ähnliche Ereignisse an jener Küste abspielen.

Auf der Weiterreise entdeckte man die der Küste vorgelagerten Inseln, erkannte jedoch nicht den insularen Charakter des heutigen Neuhannover; ebenso passierte man östlich an den Admiralitätsinseln vorüber, die man als „Hooch Landt" bezeichnete; die vorgelagerten kleinen Inseln am Ostende und auf der Südseite bezeichnet Schouten als „Fünfundzwanzig Inseln", während zeitgenössische Karten sie häufig als „Islas de la Magdalena" aufführen, wahrscheinlich nach Angaben älterer spanischer Seefahrer.

Abb. 130. **„De Eendracht", das Schiff Schoutens und Le Maires.** Nach einem alten Kupferstich.

Die unternehmenden Seefahrer richteten von hier ihren Kurs nach der Küste Neuguineas hinüber, und auf der weiteren Fahrt berührten sie keine weiteren Inseln des Archipels.

Die weitere Erforschung des Archipels verdanken wir abermals den Holländern. Im Jahre 1642 rüstete der damalige holländische Gouverneur der ostindischen Besitzung, Anton van Diemen, zwei Schiffe aus, um das unbekannte Südland zu suchen.

Die Schiffe der Expedition bestanden aus der Jacht „Heemskerk", dem Flaggenschiff, und dem „Zeehaen". Das erstere hatte 60, das letztere 50 Mann Besatzung, die besten Seeleute, die zur Zeit in Batavia

aufzutreiben waren. Die Verproviantierung war für 12 bis 18 Monate berechnet.

Abel Jansz Tasman war Oberbefehlshaber; der Führer des „Heemskerk" war der Schiffer Ybe T'Jerexzoon Holman oder Holleman aus Jever, in dem heutigen Großherzogtum Oldenburg. Der „Zeehaen" wurde von Gerrit Janszoon aus Leiden geführt, und als Superkargo an Bord desselben Schiffes befand sich Isaak Gilsemans, der wahrscheinliche Zeichner der Expedition. An Bord des „Heemskerk" fungierte Abraham Coomans als Sekretär Tasmans. Diese Personen bildeten mit den beiden ersten Steuerleuten den „Großen Rat" der Expedition, mit Tasman als Vorsitzendem. Erster Steuermann des „Zeehaen" war Hendrik Pieterson, in der „Heemskerk" fungierte als solcher mit dem Titel „pilot-major" Franz Jacobszoon Visscher aus Vlissingen, ein Seefahrer, der im Dienste der Kompanie bereits zahlreiche bedeutende Reisen ausgeführt hatte.

Von der Bemannung sind die folgenden dem Namen nach bekannt: Auf der „Heemskerk" Crijn Hendrikszoon de Ratte oder de Radde aus Middelburg, und Carsten Jurriaenszoon; der Oberkanonier Eldert Luytiens; der Oberzimmermann Pieter Jakobszoon und sein Gehilfe Jan Joppen, der Proviantmeister Jan Pieterszoon aus Meldorf, sowie der Matrose Joris Claesen. Auf dem „Zeehaen" befanden sich ferner die Untersteuerleute Peter Duijts und Cornelius Roobol, der Bootsmann Cornelius Joppen, die Matrosen Pieter Pieterszoon aus Kopenhagen, Jan Tijssen, Tobias Pieterszoon aus Delft, Jan Isbrandtszoon, und der Schiffsjunge Gerrit Gerritszoon. Der Schiffsarzt Hendrik Haalbos befand sich wahrscheinlich auf der „Heemskerk".

Obgleich Tasman als Entdecker nicht den großen Spaniern und Portugiesen des vorhergehenden Jahrhunderts, noch den großen Engländern des folgenden Jahrhunderts gleichgestellt werden kann, so ist er doch unzweifelhaft die hervorragendste Persönlichkeit dieser Richtung im 17. Jahrhundert.

Das Original seines Logbuches ist anscheinend verloren gegangen; eine Reinschrift desselben, mit der eigenhändigen Unterschrift Tasmans, wird in den Staatsarchiven im Haag aufbewahrt und ist im Jahre 1898 durch Frederik Muller & Co. in Amsterdam in einer vorzüglichen Faksimileausgabe weiteren Kreisen zugänglich gemacht. Ein Auszug dieses

Journales folgt nachstehend, soweit die Inseln im Bismarckarchipel in Betracht kommen, und umfaßt den Zeitraum vom 22. März bis zum 14. April 1643:

22. März. Mittags gewahrten wir voraus Land, ungefähr vier Meilen entfernt; um nördlich daran vorbeizugehen, steuerten wir erst West bei Nord und dann Westnordwest; gegen Abend segelten wir nordwestlich dicht unter Land. Diese Inseln sind gegen 30 an der Zahl, aber sehr klein, die größte nicht mehr als zwei Meilen in der Länge; die übrigen sind alle klein und umgeben von einem Riff; nach Nordwesten läuft ein anderes Riff ab, worauf drei Kokospalmen, welche es leicht bemerkbar machen. Dies sind die Inseln, die Le Maire in seiner Karte verzeichnet hat; sie sind etwa 90 Meilen von der Küste Neuguineas entfernt. Am Abend sahen wir im Nordnordwesten Land;* wir setzten unseren Kurs daher Nordnordost, dicht am Winde, um nördlich an allen Untiefen vorüber zu steuern, belegten unsere Vordersegel, und trieben so bis zum Morgen.

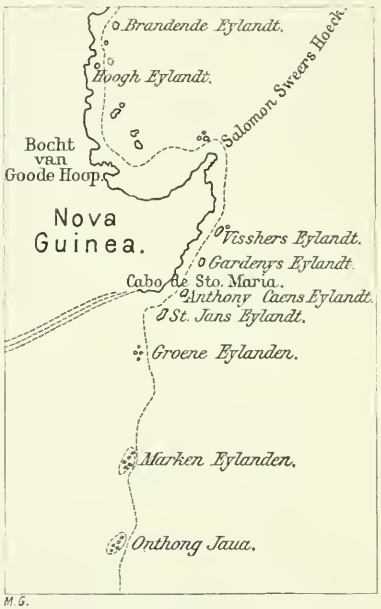


Abb. 131. **Tasmans Karte.**

(Hier folgen im Manuskript verschiedene Küstendarstellungen mit Unterschrift.) Diese Inseln haben wir die „Inseln von Onthong Jaua" benannt, wegen der großen Ähnlichkeit mit derselben; sie sind von Riffen umgeben, und erscheinen in dieser Gestalt, wenn sie im Südwesten etwa zwei Meilen entfernt gesehen werden.

23. März. Frühmorgens setzten wir wieder Segel und steuerten westlich, wobei wir die am vorhergehenden Tage gesehenen kleinen Inseln im Süden hatten, etwa 3 Meilen entfernt. Der Wind war Ost und Nordost, der Himmel bedeckt und Passatwetter. Am Mittag war die

* Die heutigen Tasmaninseln oder Nukumanu.

geschätzte Länge 4° 31′ Breite, Länge 177° 18′; gesteuerter Kurs Westnordwest, gesegelt 20 Meilen. Während der Nacht, am Ende der ersten Wache, wurde beigedreht, weil wir befürchteten, auf die von Le Maire entdeckte Insel Marcken aufzulaufen.

24. März. Morgens wurden wieder Segel gesetzt und westlich gesteuert. Gegen Mittag gewahrten wir Land voraus; dies Land war sehr niedrig und erschien als zwei Inseln, Südost und Nordwest voneinander liegend; die nördlichste hat einige Ähnlichkeit mit der Insel Marcken in der Zuyder Zee, wie Le Maire sagt, aus welchem Grunde er derselben den Namen Marcken gab. Observation am Mittag ergab 4° 55′ Breite und 175° 30′ Länge; Kurs westlich so weit, wie wir schätzen konnten, wir finden jedoch, daß eine starke Strömung uns nach Süden versetzt; wir segelten 20 Meilen mit einem östlichen und ostsüdöstlichen Winde und Passatwetter mit leichter Topsegelbrise. Abends änderten wir unseren Kurs nach Norden, um nördlich an der Insel vorüber zu gehen. Während der Nacht trieben wir in einer Windstille und standen auf vorerwähnte Insel zu.

(Die folgende Seite hat eine Küstendarstellung mit Unterschrift.) Diese Insel erscheint, wie hier, wenn sie westlich in 2 Meilen Entfernung gesehen wird; Le Maire hat die Insel Maercken benannt, wegen der großen Ähnlichkeit mit dieser Insel.

25. März. In der Morgenwache hörten wir das Geräusch der Brandung am Strande; da es noch völlig stille war, wurden die Pinasse und das Boot ausgesetzt, um uns von dem Riffe oder der Untiefe frei zu schleppen; Strömung und See trieben uns jedoch eine Strecke nach dem Riff hin. Wir fanden zu unserem großen Bedauern keinen Ankerplatz. Gegen 9 Uhr kam ein Boot von der Insel längsseits, sieben Personen und etwa 20 Kokosnüsse enthaltend; von diesen vertauschten wir ein Dutzend gegen drei Perlenschnüre und vier mittelgroße Nägel; die Kokosnüsse schienen wildwachsende gewesen zu sein und waren von geringer Qualität. Die Leute schienen rauh und wild, mit einer dunkleren Haut als diejenigen auf den Inseln, wo wir Erfrischungen eingenommen; sie waren ebenfalls weniger höflich und gingen völlig nackt, mit der Ausnahme einer anscheinend aus Baumwolle gefertigten Bedeckung ihrer Geschlechtsteile, kaum groß genug, um dieselben ganz zu verhüllen. Einige hatten kurzgeschorenes Haar, andere trugen es aufgebunden wie die Spitz-

buben in der Mörderbucht.* Einer von ihnen trug zwei Federn auf dem Kopfe, wie Hörner; ein anderer hatte einen Ring durch die Nase, wir konnten jedoch nicht feststellen, woraus derselbe hergestellt; ihr Boot war vorn wie hinten scharf zugespitzt wie die Flügel einer Möwe, aber nicht von eleganter Form und durch den Gebrauch stark mitgenommen; sie hatten Pfeile und zwei Bogen und schienen weder Perlen noch Nägel zu würdigen, vielmehr dieselben gering zu schätzen. Der Wind kam jetzt aus Süden und half uns glücklicherweise außerhalb des Bereiches der Riffe zu kommen. Das Boot ruderte wieder dem Strande zu. Wir sahen ein kleineres Boot sich nähern, dasselbe erreichte uns jedoch nicht infolge eines plötzlich eintretenden Windes. Der Kurs wurde nun nördlich gelegt, um aus dem Bereich der Untiefen und Riffe zu kommen. Die Inseln sind etwa 15 bis 16 an der Zahl, die größte etwa eine Meile lang, und die übrigen wie Häuser aussehend; sie liegen alle beisammen, umgeben von einem Riff. Das Riff läuft von den Inseln nach Nordwest; ungefähr in Kanonenschußweite von den Inseln steht eine Baumgruppe in der Höhe der Meeresfläche; 2 Meilen weiter nordwestlich befindet sich eine weitere kleine Insel, wie ein „Toppershoetje" (kleiner Matrosenhut); das Riff erstreckt sich noch eine weitere halbe Meile ins Meer, so daß es von den Inseln aus im ganzen etwa 3 Meilen nach Nordwesten verläuft. Mittags wurde geschätzt: 4° 34′ südlicher Breite, 175° 10′ östlicher Länge; Kurs Nordwesten, segelten 7 Meilen; gegen Mittag ging der Wind nach Nordwest und dann nördlich; wir änderten den Kurs nach West, worauf der Wind aus dem Nordnordost mit einer leichten Brise aufsprang, welches unseren Kurs nach Nordwest änderte; während der Nacht bei ruhigem Wetter und nördlichem Winde gingen wir etwas mehr nach Westen.

26. März. Schönes Wetter und ruhige See mit leichter nordöstlicher Brise. Mittagsbeobachtung ergab 4° 33′ Breite und 174° 30′ Länge; Kurs westlich, segelten 10 Meilen. Wir fanden eine stark nach Süden setzende Strömung und setzten daher wieder unseren Kurs nordwestlich. Variation 9° 30′ Nordost.

27. März. Wind und Wetter wie vorher. Mittagsbeobachtung 4° 1′ Breite, 173° 36′ Länge; Kurs Nordwest bis West, segelten 16 Meilen;

* Moordenaers Bay in Neuseeland, wo Tasmans Boote von den Maoris überfallen worden waren.

mittags wird nach Westen gesteuert, um die östlich von der Neuguineaküste liegenden Inseln zu sichten und dann, bis zur Festlandküste gehend, diese besser kennen zu lernen. Variation 9° 30′ Nordost.

28. März. Fortwährend schönes Wetter; leichte Brise aus Osten und ruhige See. Mittagsbeobachtung 4° 11′ Breite, 172° 32′ Länge; Kurs westlich; segelten 16 Meilen; gegen Mittag sichteten wir Land voraus und waren mittags noch gegen 4 Meilen davon entfernt. Diese Insel liegt in 4° 30′ südlicher Breite und 172° 16′ Länge; sie liegt 46 Meilen West und West zu Nord von der Insel, welche Jakob Le Maire Marken benannt hat. Nachts trieben wir in einer Windstille.

(Hier hat der Text eine Küstenskizze der Grünen Inseln mit der Bemerkung:) Diese Inseln hat Le Maire die „Groene Eylanden" benannt, weil sie grün und schön erschienen; ihre Form ist, wie hier gezeigt, wenn das Ostende im Süden liegt und das Westende im Südwest, zwei Meilen entfernt.

29. März. Am Morgen beobachteten wir, daß die Strömung uns nach der Insel hin trieb. Mittagsbeobachtung 4° 20′ Breite, 172° 17′ Länge. Während des ganzen Tages trieben wir in einer Windstille, so daß wir in den letzten 24 Stunden 5 Meilen nach Südwest vertrieben sind. In der Mitte des Nachmittages kamen von der Insel zwei kleine Fahrzeuge längsseits; sie hatten zwei Flügel oder Ausleger, ihre Ruder waren klein und das Blatt dick, sie schienen uns schlecht gemacht zu sein; das eine der Fahrzeuge hatte sechs, das andere drei Insassen. Wenn sie etwa zwei Schiffslängen von uns entfernt waren, zerbrach einer der sechs Männer in dem einen Fahrzeug einen seiner Pfeile, steckte die eine Hälfte ins Haar und hielt die andere in der Hand, anscheinend um dadurch seine Freundschaft zu bekunden; diese Leute waren völlig nackt und ihre Körper schwarz mit krausem Haar wie die Kaffern, aber nicht ganz so wollig wie das der letzteren, auch waren ihre Nasen nicht ganz so flach. Einige trugen weiße Armbänder, anscheinend aus Knochen, um ihre Arme; andere hatten das Gesicht mit Kalk beschmiert und trugen auf der Stirn ein Stück Baumrinde, etwa drei Finger breit. Sie hatten nichts als Pfeile, Bogen und Speere; wir riefen ihnen einige Worte zu aus dem Vokabular der Sprache von Neuguinea, sie schienen jedoch nur das Wort „lamas" zu kennen, welches Kokosnuß bedeutet. Sie zeigten fortwährend nach dem Lande. Wir schenkten ihnen zwei

Perlenschnüre und zwei große Nägel, sowie ein altes Tischtuch, wofür sie uns im Tausch eine alte Kokosnuß gaben, alles, was sie bei sich hatten, worauf sie wieder ans Land ruderten. Gegen Abend war es noch immer windstill mit einer sehr schwachen Brise aus Nordost; wir trieben dicht ans Land und mußten unsere Boote aussetzen, um uns vom Strande abzuschleppen. Am Ende der Hundewache gelang es uns, von der Insel freizukommen. Es sind zwei große Inseln und drei kleine, die letzteren liegen auf der Westseite. Diese Inseln hat Le Maire die „Groene Eylanden" (Grüne Inseln) benannt. Im Westnordwesten sahen wir eine weitere hohe Insel und zwei bis drei kleine; im Westen gewahrten wir außerdem sehr hohes Land, welches eine Festlandküste zu sein schien; aber die Wahrheit dieser Ansicht wird erst die Zeit lehren. Variation 9° Nordost.

(An dieser Stelle enthält der Text eine Küstenansicht der Insel Sankt Jan, mit dem folgenden Vermerk:)

Eine Ansicht von Sankt Jans Eylandt, wenn dasselbe nördlich ist, in etwa 2 Meilen Entfernung.

30. März. Schönes Wetter mit leichter Brise aus Nordost; fortwährend mit dem Schleppen beschäftigt; wir fanden, daß die Strömung uns nach Süden setzte. Mittagsbeobachtung 4° 25′ Breite, 172° Länge; Kurs westlich; segelten oder trieben 4 Meilen. Abends hatten wir Sankt-Jans-Insel im Nordwesten etwa 6 Meilen entfernt.

31. März. Fortwährend gutes und ruhiges Wetter mit östlichem Wind und ruhiger See. Mittagsbeobachtung 4° 28′ Breite, 171° 42′ Länge; Kurs westlich; segelten 6 Meilen; mittags hißten wir die weiße Flagge und Pendant, worauf unsere Freunde von dem „Zeehaen" an Bord kamen, und mit ihnen beschlossen wir, was ausführlicher in dem heutigen Beschluß festgestellt ist.

1. April. A. D. 1643. Wir hatten die Küste von Neuguinea längsseits in 4° 30′ südlicher Breite, an einer Stelle, welche die Spanier Cabo Santa Maria nennen. Mittagsbeobachtung 4° 30′ Breite, 171° 2′ Länge; Kurs westlich, segelten 10 Meilen. Variation 8° 45′.

2. April. Fortwährend gutes, ruhiges Wetter mit veränderlicher Brise. Wir versuchten unser möglichstes, längs der Küste zu segeln, welche hier von Sankt-Jans-Insel aus nach Nordwesten und Südosten läuft; nordwestlich von dieser ist noch eine weitere Insel, welche wir Anthony

Caens-Insel* benannten. Die Insel liegt genau nördlich von Cabo de Santa Maria. Mittagsbeobachtung 4° 9′ Breite, 170° 41′ Länge; Kurs nordwestlich; segelten 10 Meilen; wir hatten dann Cabo de Santa Maria im Süden, so daß dasselbe in 171° 2′ Länge liegt. Abends näherten wir uns dem Ufer, um mit dem Landwind besseren Fortschritt zu machen. Bei vier Glasen in der ersten Wache erhielten wir einen leichten Landwind und segelten längs der Küste.

(Die folgenden vier Seiten enthalten Küstenansichten mit den Bemerkungen:) Ansicht der Küste von Noua Guinea, wenn man daran entlang segelt; dies Land trägt den Namen „Cabo de Santa Maria".

Ansicht der Küste von Noua Guinea zwischen Cabo Santa Maria und Anthony Caens Eylandt.

Ansicht von „Anthony Caens Eylandt", wenn es nördlich gelegen ist.

Ansicht von „Gerrit de Nijs Eylandt"**, wenn es nördlich liegt in zwei Meilen Entfernung.

Ansicht von „Visschers Eylanden" im Osten, 4 Meilen entfernt.

Ansicht der Küste von Noua Guinea, wenn man daran entlang segelt von Gerret denys Eylandt bis Visschers Eylandt.

3. April. Morgens fühlten wir noch eine schwache Landbrise; unser Kurs war fortwährend Nordwest längs der Küste. Gegen 9 Uhr gewahrten wir ein voll bemanntes Fahrzeug vom Strande kommend; das Fahrzeug war an beiden Enden gebogen wie ein Corre-Corre aus Ternate; es lag still eine Weile außerhalb des Bereichs unserer großen Kanonen, und ruderte dann wieder ans Land. Mittagsbeobachtung 3° 42′ Breite, 170° 20′ Länge; Kurs nordwestlich; segelten 10 Meilen. Gegen Abend wehte ein leichter Wind aus Ostsüdost; wir steuerten fortwährend nordwestlich längs der Küste. Dies Land scheint sehr schön zu sein, das schlimmste war jedoch, daß wir nirgends Ankergrund fanden. Während der Nacht hatten wir Gewitter mit Regen und veränderlichen Winden.

4. April. Wir segelten fortwährend längs der Küste, welche hier Nordwest × West und Südost × Ost verläuft. Es ist eine schöne Küste mit vielen Buchten. Wir passierten eine Insel etwa 12 Meilen von

* Nach einem Mitglied des Rates von Indien.

** Richtiger Arend Gardenijs; nach einem Mitglied des Rates von Indien.

Anthony Caens entfernt; beide liegen voneinander in Richtung Nordwest und Südost. Diese Insel haben wir Garde Neijs genannt. Mittags in 3° 22′ Breite und 169° 50′ Länge; Kurs Nordwest × West, gesegelt 9 Meilen; fortwährend veränderliche, leichte Winde und Windstillen; abends hatten wir Landwind mit Regen und Gewitter, und taten unser möglichstes, längs der Küste zu segeln.

5. April. Morgens hatten wir noch immer leichten Landwind. Gegen Mittag erreichten wir eine andere Insel, etwa zehn Meilen von Gardenys,

Abb. 132. **„Heemskerk" und „Zeehaen", die beiden Schiffe Tasmans.** Nach einem alten Kupferstich.

in Richtung Westnordwest und Ostsüdost zueinander. Am Strande dieser Insel sahen wir einige Fahrzeuge, welche wohl dem Fischfang oblagen, aus welchem Grunde wir diese Insel Visschers Eilandt (Fischerinsel) benannten. Gegen Mittag gewahrten wir voraus sechs Fahrzeuge, von denen drei so dicht an unser Schiff heranruderten, daß wir zwei oder drei alte Stücke Segeltuch, zwei Perlenschnüre und zwei alte Nägel an sie herantreiben lassen konnten; das Segeltuch schienen sie nicht zu beachten, und auch die anderen Gegenstände wurden kaum beachtet; sie zeigten jedoch fortwährend nach ihren Köpfen, woraus wir folgerten, daß sie Turbane wünschten. Diese Leute schienen sehr scheu zu sein, und nach ihren Gebärden zu urteilen, in Furcht vor Schüssen; sie kamen nicht

nahe genug, um festzustellen, ob sie bewaffnet waren. Sie waren sehr schwarz und völlig nackt, mit Ausnahme einiger Blätter als Bedeckung ihrer Geschlechtsteile. Einige hatten schwarze Haare, andere jedoch von einer anderen Farbe. Ihre Fahrzeuge hatten Ausleger, und jedes enthielt drei oder vier Personen, aber infolge der Entfernung war es uns nicht möglich, weitere Einzelheiten zu entdecken. Nachdem sie lange am Schiffe sich herumgetrieben, ruderten sie dem Strande zu, uns zurufend und wir darauf antwortend, obgleich wir uns gegenseitig nicht verstanden. Mittags in 3° Breite und 169° 17′ Länge. Kurs westnordwestlich, gesegelt 10 Meilen; nachmittags hatten wir leichten Nordwestwind.

6. April. Am Morgen war es windstill. In der Mitte des Vormittages gewahrten wir wieder acht oder neun Fahrzeuge von der vorgenannten Insel kommend; drei derselben ruderten nach dem „Zeehaen" und fünf nach unserem Schiff. Einige enthielten drei, andere vier und einzelne fünf Personen. Als sie etwa zwei Steinwürfe von uns entfernt waren, stellten sie das Rudern ein und riefen uns zu; wir verstanden sie nicht, machten jedoch Zeichen, näher zu kommen, worauf sie bis vor das Schiff ruderten und dort eine lange Zeit zögerten, ohne längsseits zu kommen. Schließlich nahm der Bootsmann seinen Gürtel und hielt ihnen denselben zu, worauf eines der Fahrzeuge längsseits kam. Wir gaben ihnen eine Perlenschnur, und der Bootsmann überreichte ihnen seinen Gürtel, wofür wir in Tausch nur ein Stück Mark eines Sagobaumes erhielten, das einzige, das sie mit sich führten. Mittlerweile kamen auch die anderen Fahrzeuge längsseits, da sie gewahrten, daß ihren Kameraden keinerlei Leid zugefügt wurde. Keines der Fahrzeuge enthielt Waffen oder irgend etwas, womit sie uns hätten bekämpfen können. Anfangs hatten wir sie in Verdacht, Bösewichte zu sein, welche Übles sannen und Beute suchten, weil sie so große Ängstlichkeit heuchelten. Wäre unser Verdacht begründet gewesen, dann wären sie warm empfangen worden, denn die nötigen Maßregeln waren bereits von uns getroffen, obgleich der Koch noch nicht seine Morgenmahlzeit bereit hatte. Wir riefen ihnen die Worte anieuw, oufi, pouacka usw. zu (Kokosnüsse, Yams, Schweine usw.), welche sie zu verstehen schienen, denn sie zeigten nach dem Ufer, als ob sie sagen wollten: dort sind sie. Sie ruderten dann schnell und regelmäßig dem Strande zu, da jedoch der Wind stärker wurde, sahen wir sie nicht wieder. Diese Eingeborenen sind dunkelbraun,

fast so schwarz wie Kaffern; ihre Haare haben verschiedene Farben, je nachdem sie dieselben mit Kalk pudern; ihre Gesichter sind mit roter Farbe beschmiert, die Stirn ausgenommen. Einige trugen einen dicken Knochen von der Stärke eines kleinen Fingers durch die Nase. Übrigens trugen sie auf ihrem Körper nichts, mit Ausnahme einiger grüner Blätter vor den Geschlechtsteilen. Ihre Fahrzeuge waren neu, sorgfältig gemacht, vorn und hinten mit Holzschnitzereien verziert und mit einem

Abb. 133. **Eingeborene aus Neumecklenburg.** Nach einer Zeichnung aus dem Tasmanschen Reisebericht.

Ausleger; ihre Ruder waren weder sehr lang, noch breit und am Ende zugespitzt. Gegen Mittag ging der Wind nach Südost, und wir legten unseren Kurs West × Nord längs der Küste; beobachtete Breite 2° 53′, Länge 168° 59′; Kurs Westnordwest, gesegelt 5 Meilen, während des Nachmittages machten wir gute Fortschritte. Während der Nacht hatten wir leichten Landwind.

(Die drei folgenden Seiten enthalten Ansichten der Küste von Neuguinea mit den Bemerkungen:)

Ansicht der Küste von Noua Guinea, wenn man von „Visshers Insel" nach Westen daran entlang segelt.

Ansicht der Küste von Noua Guinea bis zu dieser Bucht.

Ansicht der Küste von Noua Guinea oder Salmon Sweers hoeck.*

Ansicht eines Fahrzeuges von Noua Guinea mit den dort wohnenden Eingeborenen. (Abb. 133.)

7. April. Morgens trieben wir in einer Windstille. Am Vormittag kamen abermals 20 Fahrzeuge, welche in der Nachbarschaft des Schiffes verblieben, aber wie die am vorherigen Tage außerhalb Kanonenschußweite verblieben. Wiederholentlich ihnen Zeichen machend, wagten sie sich endlich längsseits. Sie hatten nichts in ihren Fahrzeugen, nur in einem waren drei Kokosnüsse, wovon wir eine gegen eine Perlenschnur eintauschten. Wir waren der Meinung, daß wir sie alle drei erhalten würden, aber sie weigerten sich entschieden, die übrigen zwei herzugeben. Ein anderer hatte einen Haifisch, den wir ebenfalls gegen drei Perlenschnüre eintauschten; ein dritter hatte einen Delphin, den einer unserer Matrosen gegen eine alte Mütze vertauschte. Einige hatten kleine Fische, die sie unseren Leuten zuwarfen, aber dieselben waren nicht genießbar. Schließlich kamen drei oder vier der Leute an Bord, betrachteten alles mit großem Erstaunen und gingen einher, als ob sie betrunken wären; ein eigentümlicher Umstand, denn in ihren kleinen Fahrzeugen rudern sie meilenweit in See ohne das geringste Zeichen von Seekrankheit, aber in einem großen Schiffe wie das unsrige scheinen sie von einem Schwindel befallen zu werden, infolge der Bewegung hervorgebracht durch die Meereswellen. Sie hatten weder Waffen noch Gegenstände, mit denen sie uns hätten angreifen können. Sie schienen sich durch Fischfang zu nähren, denn einige trugen Aalspeere (Fischspeere). Nachdem sie eine Weile an Bord zugebracht, verließen sie uns und ruderten eilig dem Lande zu mit lauten Rufen. Wir blieben hier während des Nachmittages, in einer Windstille treibend. Weiter nach Westen wird das Land sehr niedrig, aber die Küste erstreckt sich ununterbrochen West × Nord und Westnordwest. Mittags beobachteten wir 2° 35′ Breite, 168° 25′ Länge; Kurs West × Nord, gesegelt 9 Meilen. Nachmittags sahen wir noch weiteres hohes Land in West × Nord und West von dem vorgenannten Kap und schätzten dies Land gegen 10 Meilen von uns

* Alle diese Bezeichnungen Tasmans sind auf den späteren Karten bis zu unserer Zeit herauf größtenteils falsch geschrieben und sollten, wenn man sie überhaupt beibehalten will, wenigstens wie oben geschrieben werden.

entfernt. Wir trieben in einer Windstille, erhielten jedoch bald einen schwachen östlichen Wind und versuchten, uns dem hohen Land zu nähern. Die Strömung längs dieser Küste ist fortwährend günstig, so daß wir täglich nach Westen weiter vorwärts kamen, als wir anscheinend übers Wasser fortrückten. Während der Nacht passierten wir eine tiefe Bucht.

8. April. Am Morgen erreichten wir die Westseite der Bucht und vier kleine niedrige Inseln; als wir an diesen vorüber waren, erreichten wir abermals drei kleine Inseln, welche westlich von denen liegen, die wir am Mittag passiert hatten. Mittags beobachteten wir 2° 26′ Breite, 167° 39′ Länge; der Wind wehte aus dem Südosten, aber veränderlich; Kurs West × Nord, gesegelt 12 Meilen; Variation 10° Nordost. In Südwest × West hatten wir ein niedriges Kap mit zwei kleinen Inseln in nördlicher Richtung. Von diesem Kap beginnt das Land allmählich nach Süden zu laufen. Gegen 6 Uhr abends hatten wir die zwei Inseln in Süd × West, und das nächste sichtbare Land, sehr flach und niedrig, lag in Südwest × Süd, ungefähr 4 Meilen entfernt. Während der ganzen Zeit steuerten wir Kurs längs der Küste.

9. April. Morgens bei Sonnenaufgang trieben wir in einer Windstille; das südlich gesichtete Land lag in Südost × Ost, etwa 2½ Meilen entfernt, wo die Küste plötzlich abfällt. Wir hatten dann eine andere niedrige Insel in Südsüdwest, etwa zwei Meilen entfernt. Obgleich wir unser möglichstes taten, um dicht an der bewußten Spitze entlang zu segeln, wurden wir dennoch durch die Windstille daran verhindert. Mittags 2° 33′ Breite, 167° 4′ Länge; Kurs Westsüdwest; gesegelt 7 Meilen. Variation 10°. Nachmittags steuerten wir abermals der Spitze zu.

10. April. Während der letzten 24 Stunden haben wir gute Fortschritte nach Süden gemacht. Infolge der Windstille und aus anderen Gründen versuchten wir so schnell wie nur möglich südlich zu gelangen, teils um die Küste zu explorieren, teils um eine südliche Passage zu finden. Mittags war die südlichste Spitze in Ostnordost und die nördlichste Nordnordost. Mittags 3° 2′ Breite, 167° 4′ Länge, Kurs südlich, gesegelt 12 Meilen. Nachmittags weiter südlich gesteuert; gegen Abend wurde der Wind Nordnordwest. Um dicht unter Land zu gelangen, wurde der Kurs nach Ostsüdost und Südost gelegt, zeitweilig nach Süd, wobei leichte, veränderliche Winde mit Regen uns sehr hinderlich

waren. Nach Mitternacht trieben wir abermals in einer Windstille und in ruhiger See.

11. April. Mittags trieben wir in einer Windstille, ohne imstande zu sein, eine Breitenbeobachtung zu machen. Wir gewahrten immer noch Land im Nordosten vor uns, d. h. der östlichste Punkt; der westlichste Punkt lag Nordnordosten und Nord × Ost vor uns. Mittags 3° 28′ Breite und 166° 51′ Länge; Kurs Südwest × West ½ Strich West, gesegelt 7 Meilen. In der zweiten Wache leichter Wind aus Nordnordost; änderten Kurs nach Südost, dicht am Winde, aber später wurde es wieder stille.

12. April. Bei drei Glasen in der Tagewache fühlten wir ein so heftiges Erdbeben, daß keiner von unseren Leuten, obgleich noch so fest schlafend, in seiner Hängematte verblieb, sondern alle kamen schleunigst und in dem größten Erstaunen auf Deck, in dem Glauben, das Schiff wäre auf einen Felsen gelaufen. Wir hatten das Gefühl, als ob der Kiel über ein Korallenriff schleifte, aber als wir loteten, fanden wir keinen Grund. Später waren noch verschiedene Erdbebenstöße, aber keiner so stark wie der erste; erst hatten wir ruhiges Wetter, dann später heftigen Regen; Wind veränderlich, mitunter still. Versuchten möglichst nach Süden vorzudringen. Gegen 3 Uhr nachmittags hatten wir leichten, westlichen Wind. Mittags 3° 45′ Breite, 167° 1′ Länge; Kurs Südsüdost; gesegelt 6 Meilen. Nachher steuerten wir südöstlich und gewahrten eine kleine, runde, niedrige Insel in Süd × West, etwa 4½ bis 5 Meilen entfernt. Nachts schwerer Regen und veränderliches Wetter.

(Die drei folgenden Seiten enthalten Küstenansichten von Neuguinea und der Vulkaninsel mit den Vermerken:)

Ansicht der Küste von Nova Guinea in der großen Bucht, wo wir eine Durchfahrt bis Kap Keerweer zu finden hofften, aber getäuscht wurden.

Ansicht von Nova Guinea in der großen Bucht nahe am Riff.

Ansicht der Küste von Nova Guinea, wenn man westlich segelt zwischen der Küste und der vulkanischen Insel.

Ansicht der vulkanischen Insel im Nordosten.

13. April. Morgens leichter nordöstlicher Wind; gewahrten hohes Land mit mehreren Bergen und dazwischen niedriges Land von Südwest × West bis Ostsüdost. Soweit es schien, befanden wir uns in

Tafel 53. **Grotte im gehobenen Korallenfels auf Mioto.**

einer weiten Bucht. Wir versuchten möglichst nach Süden zu gelangen. Mittags 4° 22′ Breite, 167° 18′ Länge; Kurs Südsüdost, gesegelt 10 Meilen. Nachmittags in Windstille, nicht imstande zu loten; die See ist hier so ruhig wie in einem Fluß, ohne alle Bewegung, welches uns um so mehr glauben ließ, daß wir uns in einer großen Bucht befanden; den wirklichen Zusammenhang werden wir mit der Zeit erfahren. Nachts veränderliche Winde mit gelegentlichen Windstillen. Abends in Südsüdwest einzelne Berge, worauf zu wir unseren Kurs setzten.

14. April. Sahen abends Land von Ostnordost bis Südsüdwest und später in Westsüdwest. Wir hofften, obgleich vergebens, eine

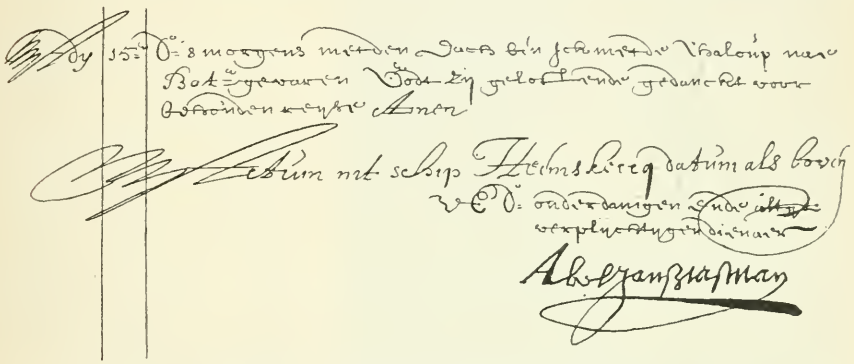


Abb. 134. **Faksimile des Tagebuches von Tasman mit dessen eigenhändiger Unterschrift.**

Passage hindurch zu finden, als wir jedoch näher kamen, fanden wir, daß es eine Bucht sei und daß nach Westen hin das Land zusammenhing. Nachmittags richteten wir daher unseren Kurs nach West bei Süd mit Nordnordwestwind und fanden zwischen 3 und 4 Uhr nachmittags ein Riff, welches mit dem Meeresspiegel in einer Fläche liegt und an welchem wir mit dem augenblicklichen Wind kaum vorbeisegeln konnten; das bewußte Riff liegt etwa 2 Meilen vom Strande, soweit wir zu schätzen vermochten. Mittags 5° 27′ Breite, 166° 57′ Länge; Kurs Südsüdwest; gesegelt 15 Meilen. Variation 9° 15′ Nordost. Gegen Abend leichter Wind aus Nordnordost. Nachts wieder Windstille.

Hier beende ich den Auszug aus dem Tasmanschen Journal, weil dasselbe von nun an keine Beziehungen zu dem Bismarckarchipel hat. Verfolgen wir jedoch seinen Kurs, so gewahren wir, daß, wenn es ihm

am 14. April gelungen wäre, weiter nach Südwesten vorzudringen, er bereits an diesem Tage oder bei demselben Kurs wenigstens am 15. die Straßen zwischen Neuguinea und Neupommern hätte entdecken müssen. Von der Gegend aus gesehen, wo er sich am 14. befand, scheinen das westliche Neupommern, die Rookinsel und Neuguinea eine zusammenhängende Landmasse zu bilden.

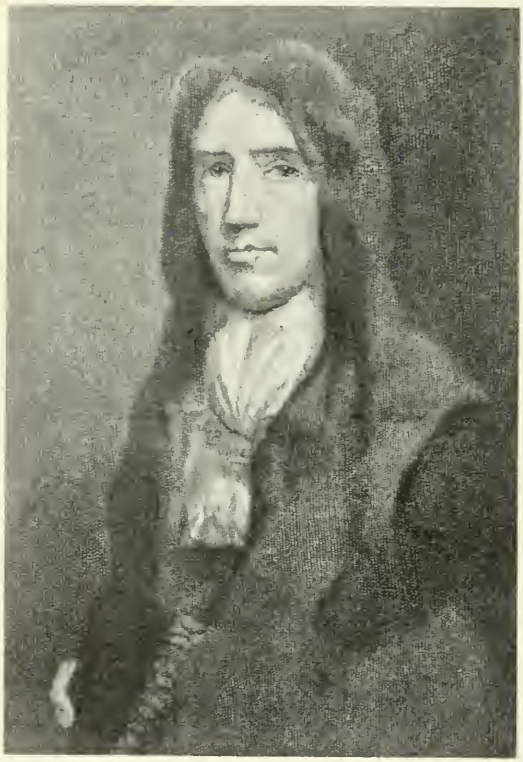


Abb. 135. **William Dampier.** Nach einem alten Stich.

Bis zum Ende des Jahrhunderts tritt nun eine längere Pause in den Entdeckungen ein. Engländer, Holländer, Franzosen, Spanier und Portugiesen waren eifrig beschäftigt, sich gegenseitig die in Ostindien und in Amerika gewonnenen Schätze auf dem Wege nach der Heimat abzukapern. Eine Art von offiziellem Seeräubertum, welches einen leichten Gewinn versprach, florierte in großem Maßstabe, und für neue Forschungen fand man keine Zeit. Erst zu Ende des Jahrhunderts erwachte die Entdeckungslust abermals, diesmal in England, wo der kühne Seefahrer William Dampier durch die Veröffentlichung seiner Abenteuer in Amerika und Ostindien die Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Graf Oxford, damaliger Lord der Admiralität, ließ sich den weitgereisten Mann vorstellen und ernannte ihn schließlich zum Befehlshaber einer Südsee-Expedition. Dampier verließ am 26. Januar 1699 im Schiffe „Roebuck" die englische Küste; wir finden ihn wieder auf der Westküste Australiens, die er bereits früher einmal besuchte. Von hier aus wendet er

sich nach Timor und steuert dann nach Osten in 2 bis $2^1/_2{}^0$ südlicher Breite. Etwa am 149. Meridian steuert er südlicher, vermeidet dadurch das „Hooch Landt" von Schouten und Le Maire, trifft jedoch am 16. Februar 1700 auf Sankt Matthias und segelt nun zwischen dieser Insel und

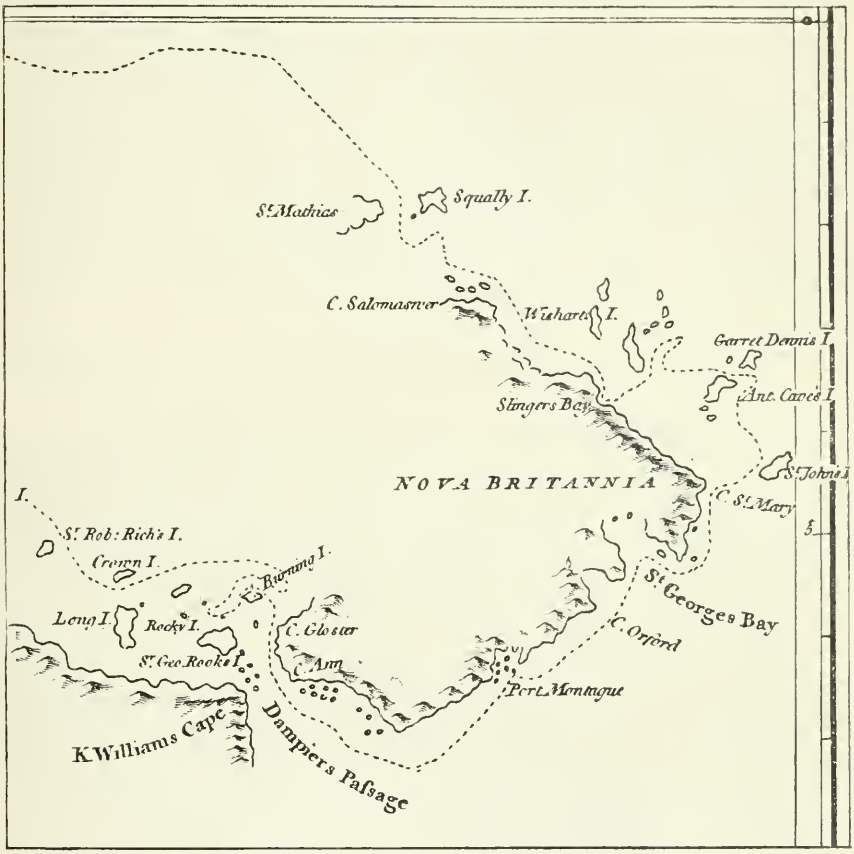


Abb. 136. **Dampiers Karte.**

Squally Island hindurch nach dem heutigen Neuhannover hinüber. Auf seiner Karte verzeichnet er einen Teil der kleinen Inseln an der Nordküste von Neuhannover, kam aber so wenig wie seine Vorgänger zu der Überzeugung, daß Neuhannover eine selbständige Insel sei.

Sein Kurs führt ihn von nun an längs der Küste, er kommt aber dort etwa zwischen der heutigen Gardnerinsel und Gerrit Denys-Insel

mit Eingeborenen in Konflikt, die sein Schiff von ihren Kanoes aus mit Schleudersteinen angreifen. Dampier benennt den Ort „Slinger's Bay" und zieht es vor, weiter in See zu gehen; er berührt die vorgelagerten kleinen Inseln und nähert sich erst wieder der Küste in der Gegend von Kap Santa Maria. Weiter südlich vordringend, entdeckt und benennt er das Kap Saint George und ankert, nachdem er dasselbe umsegelt, in einer anscheinend tiefen Bucht, welche sich nach Norden erstreckt; er benennt dieselbe Saint George's Bay. Im nördlichen Winkel der Bucht gewahrt er mächtige Rauchwolken aus einem Krater emporsteigen (Vulkan auf der Mutterhalbinsel). Nach der von ihm entworfenen Karte muß er ebenfalls die heutigen Neulauenburginseln bemerkt haben, denn in dem inneren nördlichen Winkel seiner Saint George's Bay sind zwei kleine Inseln angegeben in der Lage der genannten Gruppe.

William Dampier ist demnach der erste Europäer, der nachweisbar im Bismarckarchipel ankert.

Wäre Dampier zu einer anderen Jahreszeit, etwa im Juli, angekommen, dann hätten Wind und Strömung ihn vermutlich in die sogenannte Sankt-Georgs-Bucht hineingetrieben, und er hätte die Entdeckung gemacht, die seinem späteren Nachfolger Carteret vorbehalten blieb, daß es sich hier um eine Meeresstraße handle. Er befuhr jedoch die Küsten des heutigen Neumecklenburgs und Neupommerns vom 16. Februar bis zum April, und in dieser Zeit setzt ein starker Strom infolge des vorherrschenden Nordwestwindes aus seiner vermeintlichen Bucht hinaus. Als Dampier daher seinen Ankerplatz verließ, führte ihn günstiger Wind wie günstige Strömung längs der Südküste von Neupommern. In der von ihm benannten Montague-Bucht kam Dampier abermals mit Eingeborenen zusammen, von denen er eine heute noch zutreffende Beschreibung gibt, er hält sich jedoch hier nicht auf, sondern segelt längs der Küste, bis er die nach ihm benannte Dampierstraße, zwischen einer kleineren Insel, die er Sir George Rook's Island nennt, und der großen Hauptinsel, welcher er den Namen Nova Britannia gibt, findet. Sein weiterer Kurs führt ihn längs der Küste von Neuguinea, und betrachten wir seine Karte, so erkennen wir darauf ohne Schwierigkeit die Ritter-, Tupinier-, Hein-, Lottin-, Long- und Crown-Inseln. Dampier wurde dadurch zum Entdecker des Bismarck-

archipels, der bis dahin als ein Teil der großen Insel Neuguinea angesehen worden war.

Interessant ist, daß Dampier auf seiner Spezialkarte von Saint George's Bay, wie auf seiner Darstellung des Westufers einen damals tätigen Vulkan angibt. Die Lage des Vulkanes ist annähernd richtig, jedoch ist derselbe heute seit langer Zeit erloschen, wahrscheinlich bereits zur Zeit Carterets, der ihn nicht erwähnt, obgleich er bei seinem längeren Aufenthalt am Südende von Neumecklenburg sicherlich den gegenüberliegenden Vulkan bemerkt haben würde, wenn er zu jener Zeit tätig gewesen wäre.

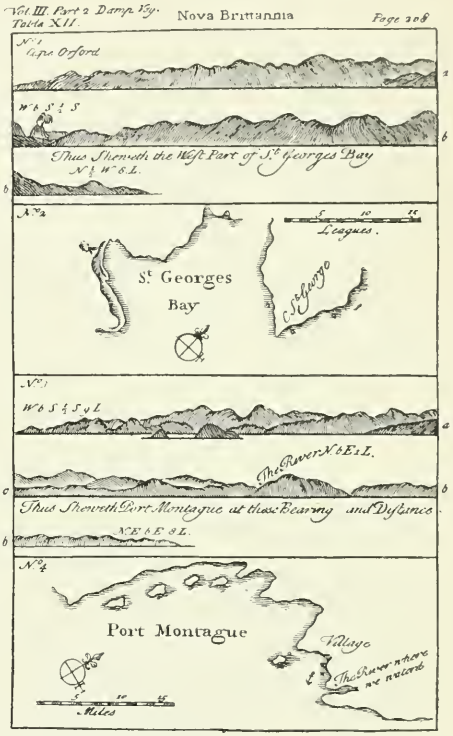


Abb. 137. **Faksimile der Dampierschen Küstenaufnahme von Neupommern.**

Abermals vergehen 22 Jahre, ehe ein Seefahrer sich dem Archipel nähert: Im Jahre 1722 sichtet der Holländer Jacob Roggeveen die Insel Nova Britannia, die er Neu Zeeland benennt. Seine Reise bringt jedoch nichts Neues. An Bord des Roggeveenschen Geschwaders befand sich als Sergeant der Truppen ein Deutscher namens Karl Friedrich Behrens, von Geburt ein Mecklenburger. Behrens hat seine Reiseerlebnisse im Jahre 1738 in Leipzig veröffentlicht; er hat seinem Vaterlande die Ehre getan, seine Längengrade östlich und westlich von dem Meridian seiner Heimat zu rechnen, welches für den Leser etwas verwirrend ist.

Fünfundvierzig Jahre später, im Jahre 1767, taucht der Bismarckarchipel abermals aus seinem Dunkel hervor, um nochmals durch eine wichtige Entdeckung bereichert zu werden. Die englische Regierung hatte unter Kapitän Byron in den Jahren 1764/66 die erste jener

epochemachenden Entdeckungsfahrten in der Südsee ausgesandt, welcher bald darauf die Reise des Kapitän Wallis und die drei Reisen des berühmten James Cook folgten.

Alle diese Fahrten sowie die fast gleichzeitigen Expeditionen der Franzosen Bougainville, Surville, La Perouse und D'Entrecasteaux vervollständigen unsere Kenntnis des Stillen Ozeanes, und auch die heutigen deutschen Besitzungen wurden zu jener Zeit genauer erforscht.

Zunächst ist für uns die Expedition unter Kapitän Wallis von Bedeutung. Er befehligte zwei Schiffe, die Fregatte „Dolphin" und das viel kleinere Schiff „Swallow," welches von dem Leutnant Philipp Carteret geführt wurde, der bereits in den Jahren 1764/65 Teilnehmer der Byronschen Expedition gewesen war.

Die „Swallow" war eine sogenannte „Sloop of war" von 14 Kanonen mit 90 Mann Besatzung und 22 Deckoffizieren. Sie war durchaus ungeeignet für die Fahrt, denn, wie Carteret selbst mitteilt, „sie war ein altes Schiff, bereits 30 Jahr im Dienst und untauglich für eine längere Reise." Daneben war die Ausrüstung mangelhaft, und selbst die notwendigsten Gegenstände fehlten. Es klingt fast lächerlich, wenn wir heute lesen, daß Carterets Gesuch an die Admiralität um Überlassung einer Feldschmiede nebst Eisen, eines kleinen Bootes nebst anderen Kleinigkeiten, deren Notwendigkeit er aus Erfahrung kannte, rundweg abgeschlagen wurde, weil „die Ausrüstung für die zu erfüllenden Zwecke völlig genügend sei". Selbst Tauwerk war nur spärlich vorhanden, und Carteret ist froh, als er während der Reise von dem Oberbefehlshaber fünf Zentner Tauwerk erhält. Kein Wunder daher, daß die Reise, welche vom August 1766 bis zum 20. Februar 1769 dauerte, eine fast ununterbrochene Kette von allerhand Schwierigkeiten wurde. Am Ausgang der Magelhaenstraße verliert die schlechtsegelnde „Swallow" die „Dolphin" aus Sicht (11. April 1767), und der unerschrockene Carteret beschließt, die Reise allein fortzusetzen. Nur selten sieht er Land; am 24. August 1767 erblickt er die nach ihm benannten Carteretinseln. Seine Beschreibung stimmt auffallend mit den heutigen Zuständen: „Die Bewohner sind schwarz und wollhaarig wie die afrikanischen Neger; ihre Waffen sind Bogen und Pfeile, und sie besitzen große Kanoes, welche sie mittelst Segeln navigieren."

Am folgenden Abend wird Nissan gesichtet, und am selben Tage entdeckt man im Süden hohes Land, welches Carteret in seinem Journal „Winchelsea's Island", auf seiner Karte dagegen „Lord Anson's Island" benennt. Dies ist die erste Nachricht über die nördlichste der Salomoinseln, die Insel Buka. Am 26. sichtet man die Sankt-Johns-Insel und kurz darauf das hohe Land von Nova Britannia. Das Kap Saint George wird umsegelt, und am 27. August treibt Wind und Strömung das Schiff in Dampiers Saint George's Bay hinein; am 28. ist die Freude groß, als man unweit der kleinen Wallisinsel vor Anker gehen kann. In welchem Zustand die Mannschaft sich befand, zeigt der Umstand, daß man am 29. trotz der Bemühung der gesamten Bemannung nicht imstande war, Anker zu lichten; dies gelingt erst nach erneuerter Anstrengung aller Kräfte am 30., die „Swallow" wird weiter hineingebracht und in der kleinen „English Cove" auf den Strand gesetzt, um den durch Bohrwurm stark beschädigten Schiffsboden auszubessern. Hier verweilt man bis zum 7. September, an welchem Tage man nach dem einige Meilen nördlicher gelegenen Carterethafen segelt und zwischen einer mit Kokospalmen bestandenen kleinen Insel und der Hauptinsel ankert.

Am 9. September wird die Reise fortgesetzt; draußen findet man starken Wind aus Ostsüdost und einen starken Strom aus Südost, wodurch die „Swallow" tiefer in Saint George's Bay hineingetrieben wird, und Carteret entdeckt, daß die vermeintliche Bucht in Wirklichkeit eine breite Straße ist, die er Saint George's Kanal benennt. Am Abend unterscheidet man die „Duke of York"-Inseln (heute Neulauenburg), die Carteret allerdings auf seiner Karte als „Man Island" bezeichnet, und gewahrt drei hohe Berge, die „Mutter und Töchter" benannt werden. Carteret berichtet: „Die Mutter ist der mittlere und höchste Berg, und dahinter erblicken wir gewaltige Rauchwolken." (Der heute noch nicht ganz erloschene Vulkan, den Carteret von seinem Standpunkt nicht gewahren konnte.) Die Nordspitze zu seiner Linken benennt er „Kap Stephens" und das heutige Kap Gazelle, Kap Palliser. Unweit Kap Stephens entdeckt er ferner eine kleinere Insel, die er „Man Island" benennt, auf seiner Karte jedoch ohne Namen läßt. Strom und Wind setzen ihn längs der Küste der neuentdeckten großen Insel, welche er Nova Hibernia benennt. Am 12. segelt er zwischen Nova Hibernia

und einer kleinen Insel hindurch und belegt die letztere mit dem Namen Sandwich Island. Während einer Windstille erhält er hier Besuch von zehn Kanoes mit etwa 150 Eingeborenen. Dieselben sind scheu und wagen sich nicht an Bord; Carterets Beschreibung der Kanoes und deren Insassen ist heute noch Wort für Wort zutreffend. Im Weitersegeln entdeckt man dann die Straße zwischen Neuirland und dem jetzt zum erstenmal als Insel aufgeführten Neuhannover; die Straße wird „Byron Straits" genannt.

Am 13. früh sichtet man die bereits von Tasman gesehenen kleinen Inseln, die jetzt Portland Islands getauft werden, und am 14. hat man bereits die kleinen östlichen Inseln der Admiraltygruppe in Sicht. Am 15. kommen zahlreiche Kanoes mit Eingeborenen von den Inseln ab. Sie sind nicht zu bewegen an Bord zu kommen, zeigen sich feindselig und greifen schließlich das Schiff mit ihren Speeren an. Carteret muß seine Feuerwaffen gebrauchen, um sie von weiteren Angriffen abzuschrecken. Im Weitersegeln hat man mit einer anderen Partei denselben Auftritt; man muß sie in die Flucht treiben, und ein Kanoe, enthaltend allerhand Waffen und Geräte, wird erbeutet. Die feindliche Haltung der Eingeborenen vereitelt eine genauere Untersuchung der Inseln, die er mit dem heute noch gangbaren Namen bezeichnet.

Am 18. September abends sieht man abermals zwei kleine Inseln; eine derselben kann nur vom Mast aus gesehen werden, und man benennt sie Durourinsel; die zweite Insel wird in der Nacht passiert, und man gewahrt dabei zahlreiche Eingeborene am Strande mit Fackeln entlang laufend; diese Insel benennt er Maty Island (Matty ist eine spätere Verunstaltung).

Die Carteretschen Entdeckungen im Bismarckarchipel sind damit abgeschlossen.

Gleichzeitig mit den Engländern waren auch die Franzosen in der Südsee tätig.

Am 15. Dezember 1766 war Louis Antoine de Bougainville auf Befehl des Königs mit zwei Schiffen, „La Boudeuse" und „L'Etoile" von Saint Malo aus in See gegangen. Nachdem er den Südrand der Louisiaden entdeckt hatte, steuerte er nördlich und sichtete am 28. Juni 1768 auf seiner Steuerbordseite die Küste einer langen und hohen Insel. Am 30. hatte er sich der Küste so weit genähert, daß er

Tafel 54. Wasserfall im Karotal, Baining.

zu ankern suchte. Seine vorausgesandten Boote wurden von zahlreichen, stark bemannten Kanoes gefolgt, aber nicht angegriffen. Voraus schien jedoch offenes Meer zu sein, und die beiden Schiffe verfolgten daher ihre eingeschlagene Richtung. Am 1. Juli wurden die Boote wieder zu Wasser gelassen, um einen Ankerplatz zu suchen, und von zehn Kanoes mit etwa hundert Eingeborenen angegriffen. Die Insel wurde Choiseul benannt, und die durchsegelte Straße führt heute noch den Namen Bougainvilles.

Nach Passierung der Bougainvillestraße erblickte man im Westen eine langgezogene Küste, deren hohe Bergspitzen in den Wolken versteckt waren. Am 2. Juli abends war die Nordspitze von Choiseul noch in Sicht, aber am Morgen des 3. erblickte man nur allein die Küste des am Tage vorher entdeckten Landes, dessen Höhe erstaunlich war. Die Nordspitze der Insel wurde Kap l'Averdie genannt, die Insel selber nach ihrem Entdecker Bougainville.

Am 4. frühmorgens sichtete man weiter nach Westen gelegenes Land; die Küste war weniger hoch, und zwischen dem südlichsten Punkte des Landes und dem Kap l'Averdie erblickte man eine weite offene Strecke, welche für eine Passage oder eine weite und tiefe Bucht gehalten wurde. Jenseits dieser vermeintlichen Straße oder Bucht stiegen die Gipfel hoher Berge empor, woraus der Schluß gezogen wurde, das Land müsse eine Insel sein. Ich lasse in der Folge Bougainville reden:

„Am Nachmittag stießen drei Kanoes vom Lande ab, um unsere Schiffe zu rekognoszieren, jedes derselben hatte fünf bis sechs Neger als Insassen. Auf Schußweite herangekommen hielten sie an, und erst nach einer Stunde gelang es unseren fortgesetzten Einladungen, sie näher zu bringen. Einige ihnen zugeworfene, an Holzstückchen festgebundene Kleinigkeiten verstärkten ihr Zutrauen, so daß sie schließlich längsseits kamen und einige Kokosnüsse emporhielten, dabei Bouka, Bouka, Onellé rufend und fortwährend wiederholend; nach einiger Zeit taten wir dasselbe, und dies schien ihnen große Freude zu bereiten. Sie verweilten nicht lange am Schiff, sondern bedeuteten uns, daß sie an Land gehen würden, um Kokosnüsse zu holen; kaum jedoch waren diese verräterischen Leute 20 Schritte entfernt, als einer von ihnen einen Pfeil auf uns abschoß, der glücklicherweise niemanden traf; sie ruderten dann möglichst schnell fort, und wir verachteten sie zu sehr, um an ihre Bestrafung zu denken.

Diese Neger waren vollständig nackt; sie haben kurzes, wolliges Haar, ihre Ohren sind durchbohrt und nach unten gezogen, und die Haare vieler waren rot gefärbt sowie der Körper an verschiedenen Stellen mit weißen Flecken bemalt. Nach der roten Farbe ihrer Zähne zu urteilen, schienen sie Betel zu kauen, und wir beobachteten Ähnliches bei den Bewohnern der Choiseulbucht, denn wir fanden in ihren Kanoes kleine Bündel der Blätter nebst Areca und Kalk.

Die Insel, welche wir Bouka benannten, schien sehr gut bewohnt, wenn wir nach der großen Anzahl der Hütten und nach den zahlreichen Pflanzungen schließen dürfen. Eine schöne Ebene am Abhang eines Hügels, vollständig bepflanzt mit Kokospalmen und anderen Bäumen, war ein herrlicher Anblick für uns, und ich hätte gern einen Ankerplatz an der Insel gesucht, aber Wind und Strom versetzten uns sichtlich nach Nordwest."

Während der Nacht wurde beigedreht, aber am folgenden Morgen war die Insel Buka, dieselbe, die Carteret im Jahre vorher Winchelsea oder Lord Anson benannt, bereits weit im Osten und Südosten.

Am 5. Juli nachmittags wird das hohe Land von Neumecklenburg entdeckt, und am 6. wirft man Anker auf der Westseite unweit der Südspitze; der Platz wird Baie de Praslin getauft, es ist derselbe, den Carteret im Jahre vorher Gower Harbour genannt. Hier erholt sich die Mannschaft ein wenig, und die Reise wird dann längs der Ostküste fortgesetzt, da die Existenz einer Straße im Westen den Franzosen noch unbekannt ist. Bougainville gibt den von seinen Vorgängern bereits entdeckten Inseln neue Namen, so z. B. verwandelt er Sankt John in Bournand, die Caensinseln in Isles d'Oraison, Gerrit Denys in Bouchaye, Wisshartinsel in Souzanett usw., Namen, die bereits längst wieder von den Karten verschwunden sind. Auf der Weiterreise sichtet er Squally Island und Sankt Matthias und entdeckt weiter nach Westen die Isles des Anachorettes und die Echiquierinseln. Der Verlauf seiner Reise führt ihn dann weiter längs der Küste von Neuguinea.

Im Jahre 1781 berührt das spanische Kriegsschiff „Princesa" unter Kapitän Maurelle flüchtig die Ostküste von Neumecklenburg und die Admiraltyinseln und entdeckt weiterfahrend die Hermitinseln.

In diese Zeit fällt der bereits erwähnte Streit der Geographen über die Lage der Salomoinseln. Die Franzosen behaupteten die Wieder-

entdeckung der Gruppe durch ihre Seefahrer, wogegen die Engländer für ihre Landsleute den Ruhm in Anspruch nahmen, neues Land entdeckt zu haben, und die Salomoinseln, deren Existenz sich doch nicht

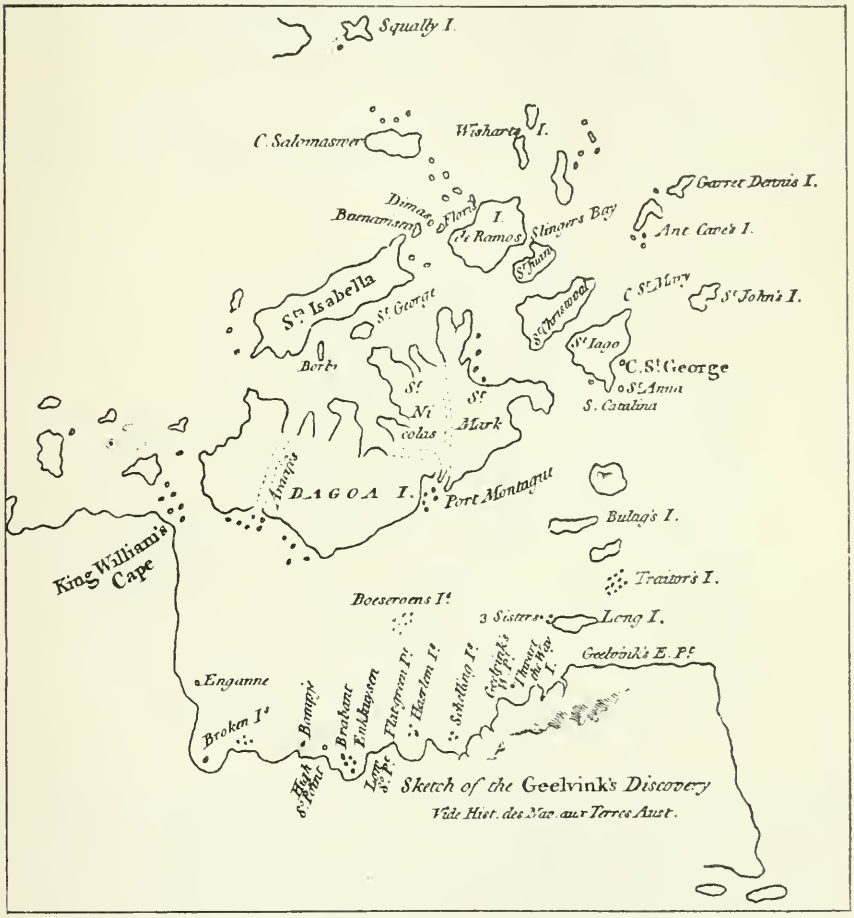


Abb. 138. **Dalrymples Karte.**

ganz verleugnen ließ, nach Westen verschoben, nördlich von Neuguinea, wo sie die Entdeckungen Dampiers und Carterets mit denen Mendañas in Übereinstimmung zu bringen suchten.

Der Engländer Dalrymple war der Hauptvertreter dieser Theorie und begleitete zur besseren Erläuterung seine Beweisschrift mit einer

Karte, die hier reproduziert ist, worauf er die Inseln des heutigen Bismarckarchipels und die Salomoinseln auf ingenieuse Weise zu einer Inselgruppe verband, die mit der Wirklichkeit allerdings nicht im geringsten übereinstimmte. Die Karten der Franzosen aus den Jahren 1785 und 1790 geben dagegen die Lage und Gestalt des Archipels und der nördlichen Salomoinseln mit ziemlicher Genauigkeit an.

Eine Folge dieses Streites war die Ausrüstung einer weiteren französischen Expedition unter Graf de la Pérouse, welche 1785 die Heimat verließ. La Pérouse besuchte erst die Westküste Amerikas und die Ost-

Abb. 139. **Teil einer im Jahre 1785 zur Orientierung des Grafen de la Pérouse entworfenen Karte.**

küste Asiens und traf im September 1787 in Australien ein, von wo aus er seine zweite große Reise antrat. Seit dem Februar 1788 blieb er jedoch verschollen, und auf Befehl Ludwigs XVI. wurden die beiden Schiffe „Recherche" und „Esperance" unter Oberbefehl von Bruny D'Entrecasteaux im Jahre 1791 hinausgesandt, um den Verschollenen zu suchen. Dieser Expedition verdanken wir wertvolle Beiträge zur Kenntnis unseres Archipels.

Erwähnt muß hier noch werden, daß der englische Kommodore Hunter, dessen Schiff „Sirius" 1790 auf der Norfolkinsel gestrandet war, und der mit dem holländischen Schiff „Waaksamheid" von Sydney nach Batavia reiste, am 23. Mai 1791 in den nach ihm Port Hunter

benannten kleinen Hafen auf der Nordküste von Duke of York (Neulauenburg) einlief, um Wasser zu nehmen. Hier kam es zu Streitigkeiten mit den Eingeborenen, die jedoch schließlich beigelegt wurden, und Hunter hinterließ bei seiner Abfahrt als Geschenk zwei englische Hühnerhunde, die wahrscheinlich alsbald als Leckerbissen verspeist worden sind. Hunter sieht von Neulauenburg aus mächtige vulkanische Ausbrüche auf Neubritannien in der heutigen Blanchebucht. Auf der Weiterfahrt passiert die „Waaksamhed" die Admiralitätsinseln, und Hunter glaubt hier französische Uniformstücke bei den Eingeborenen zu entdecken. In

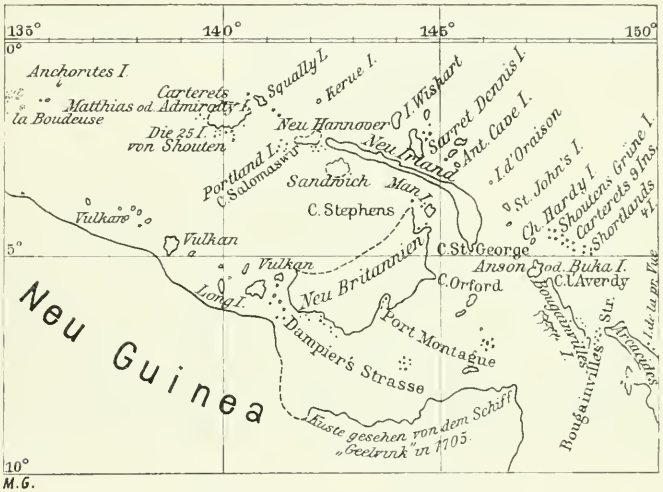


Abb. 140. **Karte von L. C. D. Fleurieu (1790).**

Australien war er mit La Pérouse zusammengetroffen und wußte, daß es dessen Absicht sei, diese Gegenden zu besuchen. Das spurlose Verschwinden des Franzosen war noch in frischem Gedächtnis, und die weiße Körperbemalung der Eingeborenen erschien dem Kommodore aus der Ferne als weißer Uniformbesatz der französischen Marinesoldaten, woraus er folgerte, daß La Pérouse hier gescheitert sei. Diese Vermutung äußerte Hunter nach seiner Ankunft in Batavia, von wo sie dem französischen Gouverneur auf Isle de France mitgeteilt wurde. Dieser sandte sofort eine Fregatte ab, um die Expedition des D'Entrecasteaux in Kapstadt zu benachrichtigen. Hunter befand sich bei Ankunft der beiden französischen Schiffe ebenfalls in Kapstadt, und es

erscheint befremdend, daß er dem Befehlshaber seine Beobachtungen nicht nur nicht mitteilte, sondern Freunden gegenüber äußerte, er wisse nichts von der Angelegenheit.

Nichtsdestoweniger ging D'Entrecasteaux von Kapstadt direkt nach Van-Diemens-Land und über Neukaledonien nach dem Archipel, um Nachforschungen anzustellen. Am 10. Juli 1792 sichtet man das Südende von Bougainville, aber starker Regen verhindert die nähere Untersuchung bis zum 13. Am 14. erblickt man die kleinen Inseln am Nordwestende von Bougainville, und am 15. ist man unweit der Nordspitze von Buka. Kanoes mit Eingeborenen kommen ans Schiff, und die Schilderung derselben durch den Naturforscher Labillardière, der die Expedition begleitete, ist so zutreffend, als ob sie heute geschrieben wäre. Der Verkehr mit den Eingeborenen ist ein durchaus friedlicher.

Am 16. morgens passierte man Nissan, und gegen 1 Uhr kam Kap Sankt George in Sicht. Am 17. wird in dem kleinen Carteret-hafen Anker geworfen, und man verbleibt hier bis zum 24., ohne mit Eingeborenen in Verbindung zu treten. Längs der Westküste von Neuirland gehend, befindet man sich am 26. vor den kleinen Inseln zwischen Neuirland und Neuhannover. Am 28. sichtet man endlich die östlichen Admiralitätsinseln; La Vandola wird am 29. angelaufen, und man verkehrt friedlich mit den Insulanern, die jedoch sehr diebisch sind; die Nordküste der Hauptinsel wird am 30. befahren, und am 1. August verliert man die Gruppe aus Sicht. Überall findet ein friedlicher Verkehr statt; Labillardière schildert die Eingeborenen zutreffend. Von dem vermißten La Pérouse entdeckt man jedoch keine Spur. Weitersegelnd tritt man mit den Bewohnern der Hermitinseln in Verbindung und steuert dann nach Neuguinea hinüber.

So verlief der erste Besuch der Expedition im Archipel. Nach einer Fahrt zwischen den Ostindischen Inseln, längs der Westküste Australiens und nachdem eine Anzahl neuer Inseln besucht worden, nähert sich die Expedition zum zweitenmal dem Archipel, diesmal längs der Nordküste von Neuguinea.

Labillardière berichtet über diesen letzten Besuch:

„Am 30. Juni 1793 bei Tagesanbruch entdeckten wir in Nordwest bis West einen sehr hohen Berg, dessen Seiten durch tiefe Längstäler gefurcht waren. Dies war das Kap König William. Später

gewahrten wir die Westküste von Neubritannien und steuerten unter vollen Segeln darauf zu, um noch vor Einbruch der Nacht die Dampierstraße zu passieren. Da uns die Sonne ins Gesicht schien, gewahrte der Mann am Auslug nicht rechtzeitig eine Untiefe mit Brandung, über welche wir gegen 8 Uhr morgens hinpassierten. Bereits glaubten wir uns außer aller Gefahr, als wir abermals, drei Viertelstunden später, uns zwischen zwei Untiefen befanden, die uns dermaßen auf allen Seiten umgaben, daß es unmöglich schien, mit dem Südsüdostwind, der uns

Abb. 141. **Admiralitätsinsulaner.** Nach einem Stich in D'Entrecasteaux' Reisewerk.

weiter und weiter hineinsetzte, durchzupassieren. Der Kommandant befahl sofort zu wenden, die Zeit war indessen zu beschränkt, um ein solches Manöver auszuführen, und unser Schiff trieb unaufhaltsam der nördlich vor uns liegenden Untiefe zu; ein Schiffbruch schien unvermeidlich, als plötzlich Bürger Giquel von der Mastspitze aus meldete, er gewahre eine Durchfahrt, welche, obgleich sehr schmal, von genügender Breite zu sein schien, um unser Schiff durchzulassen. Sofort auf diese Passage zusteuernd, entzogen wir uns schließlich einer der gefährlichsten Situationen während des Verlaufes der Expedition. Ganz außer Gefahr waren wir jedoch noch nicht, und umringt von vielen Untiefen sahen wir

uns genötigt, den Kurs zu ändern. Schließlich gelang es uns jedoch, glücklich einen Weg durch die schmalen Passagen zu finden.

Gegen Mittag waren wir bereits ziemlich weit in die Dampierstraße hineingefahren, unsere Breite betrug 5° 83′ südlich, unsere Länge 146° 24′ östlich.

Die Küste Neubritanniens verlief in Richtung von Ost 37° südlich bis Ost 61° nördlich, unsere Entfernung vom Lande betrug gegen 2500 Toisen.

Die Insel (Tupinier), auf der Dampier einen Vulkan beobachtete, lag in West 38° nördlich, etwa 7600 Toisen entfernt. Dieser Vulkan war jetzt erloschen; wir gewahrten jedoch in einer Entfernung von 5130 Toisen in West 28° nördlich eine kleine, konische Insel (Ritterinsel), die zu Dampiers Zeiten kein Zeichen unterirdischen Feuers verriet. Eine dichte Rauchsäule stieg zeitweilig aus dem Gipfel dieses Berges empor; gegen $3^1/_2$ Uhr wurden große Mengen einer feurigen Masse aus dem Krater emporgeschleudert; sie hüllten die Ostseite des Berges in Feuerschein und rollten den Abhang herab, bis sie in das Meer stürzten, wo sie das Wasser zum Kochen brachten und weiße Dampfwolken erzeugten. Im Moment der Eruption wurde ein dichter, verschiedenfarbiger Rauch, jedoch größtenteils kupferrot, mit solcher Gewalt emporgestoßen, daß er bis über die höchsten Wolken stieg.

Auf der Küste Neubritanniens gewahrten wir zahlreiche Eingeborene und mehrere Hütten, welche nach Art der Papua auf Steinen errichtet waren.

Vor Eintritt der Dunkelheit verließen wir die Straße.

Längs der Nordküste Neubritanniens steuernd, entdeckten wir mehrere kleine, bisher unbekannte Inseln. Die Strömung war während der Fahrt kaum merklich; erst auf dem Meridian von Port Montague trieben wir schnell nach Norden, was uns zu der Annahme führte, daß wir uns vor einer Straße befänden, die Neubritannien in zwei Teile trennt. Am 9. Juli verließen wir diese Küste, nachdem unsere Untersuchungen durch Südostwinde und häufige Windstillen sehr erschwert worden waren.

Seit langem bestand unsere Nahrung aus wurmstichigem Schiffsbrot und verdorbenem Salzfleisch, so daß der Skorbut infolgedessen stark auftrat. Die Mehrzahl von uns mußte das Kaffeetrinken unterlassen, weil es beschwerliche, krampfhafte Zustände herbeiführte.

Tafel 55. Waldweg auf der Gazellehalbinsel. Brotfrucht- und Canaribäume, Bananen.

Am 11. Juli steuerten wir dicht an den Portlandinseln vorüber. Die östlichen Admiralitätsinseln sichteten wir am 12. nachmittags, und am 18. gegen Sonnenuntergang gewahrten wir die Anchorites in Südwest × West.

Am 21. gegen 7 Uhr starb unser Kommandant D'Entrecasteaux an einem hartnäckigen Durchfall, der sich zwei Tage vorher eingestellt hatte. Schwache Skorbutanfälle hatten ihn zeitweilig heimgesucht, jedoch waren wir weit entfernt, den schweren Verlust zu ahnen, der uns drohte."

Einige Namen der Teilnehmer dieser Expedition sind auf den heutigen Karten noch erhalten: so die Namen D'Entrecasteaux, Willaumez, Dumerite, Cretin, Giquel, Huon Kermadec, Riche, Duportail usw.

Die eigentlichen Entdeckungen im Bismarckarchipel sind mit dieser zweiten Fahrt des D'Entrecasteaux im Grunde abgeschlossen. Das 19. Jahrhundert bringt eine Reihe von mehr oder weniger bedeutenden Einzelforschungen, wodurch wir die Küsten sowie Land und Leute genauer kennen lernen. Eine Besiedlung erfolgt erst im letzten Viertel des Jahrhunderts.

* * *

Nach der D'Entrecasteaux'schen Expedition sind es zunächst wieder die Franzosen, die sich im Archipel umsehen. Die Fregatte „Coquille" unter Duperrey besucht im Jahre 1824 die nördlichen Salomoinseln, Neuirland und Neubritannien. Der Naturforscher Lesson begleitet die Expedition. Dann finden wir im Jahre 1825 den französischen Admiral Dumont d'Urville auf seiner ersten Südsee-Expedition im Archipel, und abermals auf einer zweiten Expedition im Jahre 1838.

Die Engländer Sir Edward Belcher in der „Sulphur" und Leutnant Kellett in der „Starling" besuchen im Jahre 1840 Neuirland. In Carteret-hafen, wo sie mit ihren Schiffen ankern, trifft man zu jener Zeit bereits einen Eingeborenen, der ein wenig Englisch spricht, und den die Matrosen Tom Starling taufen. Dieser berichtet, daß ab und an Schiffe aus Australien die Küste berühren und daß bereits ein gewisser Handels-verkehr sich entwickelt hat. Von diesem Verkehr jener Zeit gibt uns ein Amerikaner namens Jacobs Kunde, der im Jahre 1834 mit dem Klipper „Margaret Oakley" die Südsee besuchte, seine Mitteilungen jedoch erst 1844 veröffentlichte. Kapitän Morrell von der „Margaret Oakley" hat

sicherlich in seinem Verkehr mit den Eingeborenen weder grausamer noch humaner verfahren als seine Zeitgenossen; sein Verkehr besteht jedoch größtenteils in feindlichen Zusammenstößen, wobei die Eingeborenen stets den kürzeren ziehen.

Kapitän Keppel in dem englischen Kriegsschiff „Mäander" passiert am 29. Dezember 1849 die Purdyinseln. Am 30. und 31. tritt er mit den Admiralitätsinsulanern in Verbindung, und obgleich er sie als aufgeregt und lärmend schildert, ist der Verkehr dennoch friedlich. Am 4. Januar 1850 passiert er die Sandwichsinsel und segelt längs der Küste von Neuirland in der Absicht, den Hunterhafen zu besuchen. Dieser wird verfehlt, und man ankert am 6. Januar statt dessen unweit davon in dem Makadahafen. Vom 8. bis zum 12. verweilt der „Mäander" in Carteretheafen. Kapitän Keppel besucht mit einigen seiner Leute eine Dorfschaft nördlich vom Hafen und rühmt die sorgfältig angelegten und sauber gehaltenen Pflanzungen. Obgleich die Eingeborenen sich friedlich erweisen, muß man doch sehr vorsichtig sein. Einer der Offiziere, der auf Jagd gewesen, läßt sich von zwei Eingeborenen nach dem „Mäander" bringen. Unterwegs versuchen sie ihm die Taschenuhr abzunehmen, und er schleudert den einen der Diebe ins Wasser, bedroht den zweiten mit dem Gewehrkolben und zwingt ihn, ihn an Bord zu fahren. Dieser kleine Vorfall ist so charakteristisch, daß man sich heute nicht wundern würde, wenn etwas Ähnliches sich ereignen sollte.

Das englische Kriegsschiff „Blanche", Kapitän Simpson, entdeckt im Jahre 1872 die Blanchebucht und ankert in dem inneren Winkel hinter Matupi in dem Simpsonhafen.

Zur selben Zeit haben Schiffe der in Samoa ansässigen Hamburger Firma Johann Cäsar Godeffroy & Sohn von den Karolinen aus gelegentlich den Archipel besucht, und die Firma beschließt, die Gruppe dem Handel zu eröffnen. Im Jahre 1873 werden die ersten Händler in Nogai am Fuß der Mutter, unweit des Kap Stephens und auf der Insel Matupi durch den Kapitän Levison in der Brigg „Iserbrook" gelandet. Die Niederlassung in Nogai muß bereits nach vier Wochen wegen feindlicher Haltung der Eingeborenen verlassen werden, und der Händler flüchtet zu seinem Kollegen in Matupi. Drei Wochen später müssen sie auch von hier flüchten und suchen Zuflucht in Port Hunter bei einem Engländer, der dort die Interessen einer englischen Firma

vertritt. Im folgenden Jahre errichtet Levison die erste permanente deutsche Station in Mioko, Neulauenburg.

Das Jahr 1875 begrüßt zwei wissenschaftliche Expeditionen im Archipel.

Der „Challenger“, kommandiert von Sir George Nares, die wissenschaftliche Expedition geleitet von Sir Charles Wyville Thomson, stattet vom 3. bis 10. März 1875 einen Besuch in den Admiralitätsinseln ab. Das Schiff ankert zwischen kleinen Inseln am Nordwestende der Gruppe, und der Hafen trägt seither den Namen Nareshafen. Der Verkehr mit den Eingeborenen ist friedlich. Der Naturforscher Moseley, der diese berühmte Expedition begleitet, gibt ausführliche und zuverlässige Mitteilungen über dortige Verhältnisse. Unsere Kenntnisse haben sich seit jener Zeit nicht wesentlich vermehrt.

Die zweite wissenschaftliche Expedition ist eine deutsche, unternommen in dem Kriegsschiff „Gazelle“, Kapitän Herr von Schleinitz. Sie besucht Teile von Neuhannover, Neuirland, der Gazellehalbinsel und der Insel Bougainville. Von jener Expedition rühren die zahlreichen deutschen Namen auf der Karte her, wie Bendemann, Dietert, Strauch, Rittmeyer, Steffen, Hüsker usw.

Dasselbe Jahr bringt auch christliche Missionare nach dem Archipel. Im Jahre 1852 war allerdings schon eine Katholische Mission auf der Insel Rook gegründet, aber nach kurzem Bestehen wieder aufgegeben worden. Diesmal wurde von der Wesleyanischen Missionsgesellschaft eine permanente Niederlassung am Hunterhafen gegründet. Dort ankerte am 15. August 1875 das Missionsschiff „John Wesley“, und der Missionar George Brown konnte bereits am 16. einen Bauplatz abstecken. Am 12. Oktober wird bereits die erste Zweigniederlassung in Nodup, am Fuß der Mutter auf der Gazellehalbinsel, gegründet, und einige Wochen später werden zwei farbige Katecheten auf der gegenüberliegenden Küste von Neuirland stationiert.

Eduard Hernsheim legt im Jahre 1876 eine Handelsstation auf Makada an, verlegt sie jedoch einige Jahre später aus Gesundheitsrücksichten nach der kleinen Insel Matupi in der Blanchebucht. Der bekannte russische Naturforscher Miklucho Maclay besucht im selben Jahre die Admiralitätsinseln und einige der kleinen westlichen Inselgruppen.

Kriegsschiffe der verschiedenen Nationen sprechen von jetzt an häufig vor, namentlich die Schiffe des englischen australischen Geschwaders. Das deutsche Kriegsschiff „Ariadne", Kapitän B. von Werner, stattet im Jahre 1878 einen Besuch ab, und es folgen von nun an immer häufiger die Besuche der deutschen Kriegsschiffe auf der australischen Station, um den aufstrebenden deutschen Handel, wo es not tut, kräftig zu beschützen.

Die Insel Neumecklenburg wird im Jahre 1879 der Schauplatz einer der größten Schwindelunternehmungen des Jahrhunderts. In diesem Jahre gründet der Marquis de Ray in Frankreich die Kolonie „Nouvelle France", welche alle Inseln im westlichen Stillen Ozean, welche zu jener Zeit von keiner Macht reklamiert wurden, umfaßt. Das Schiff „Chandernagor" bringt die ersten Ansiedler, die sich am Südostende von Neumecklenburg ansiedeln. Bis zum Jahre 1882 schleppt dies traurige Unternehmen seine Existenz weiter, dann platzt die große Seifenblase jählings, und die letzten der hintergangenen und um ihr Geld beschwindelten Ansiedler verlassen die ungastliche Küste. Dreizehn Millionen Franken sind von diesem Schwindelunternehmen verschlungen worden und zahlreiche Familien ins Verderben gestürzt.

Katholische Priester, welche die Expedition begleitet haben und im Laufe der Zeit den Schwindel durchschauen, siedeln nach der Gazellehalbinsel über, und Pater Lanuzel errichtet 1881 eine katholische Mission in Nodup, muß jedoch bereits im Jahre 1883 infolge Mißhelligkeiten mit den Eingeborenen, entstanden durch das Vorgehen eines australischen Anwerbeschiffes, seine Station verlassen. Die Gründung dieser Station führt jedoch dazu, daß die Missionsgesellschaft vom „Heiligen Herzen Jesu" die Sache aufnimmt und fortsetzt.

Die erste Pflanzung im Bismarckarchipel wird im Dezember 1882 vom Verfasser in Ralum auf der Gazellehalbinsel angelegt, und im folgenden Jahre gründet T. Farrell in Zusammenhang damit die Handels- und Plantagenfirma, welche später unter dem Namen E. E. Forsayth einen bedeutenden Aufschwung nimmt.

Die auf verschiedenen Südseeinseln bestehenden Pflanzungen hatten in kleinem Maßstabe seit dem Jahre 1879 Arbeiter im Archipel angeworben. Die schnell emporblühenden Zuckerpflanzungen in Fidschi und namentlich in Queensland brachten im Jahre 1883 zahlreiche Anwerbe-

schiffe nach den Inseln, und dieselben erschienen bis zur Proklamierung der deutschen Schutzherrschaft alljährlich wieder. Das Arbeiteranwerben trug nicht gerade zur Pazifizierung der Eingeborenen bei. Viele derselben wurden gegen ihren Willen mit Gewalt nach den fernen Arbeitsplätzen geführt, und die Zeitungen der englischen Kolonien berichteten fortwährend nicht nur von Übergriffen und Gewalttätigkeiten der Anwerber, sondern auch von seiten der Eingeborenen, die gewöhnlich die Ermordung der Weißen und die Wegnahme und Zerstörung der Schiffe herbeiführten. Das System drohte die beginnende Ansiedlung gänzlich zugrunde zu richten, denn der Haß der Eingeborenen erstreckte sich allmählich auf alle Weißen, mochten diese nun Anwerber sein oder Händler und Pflanzer, die sich auf verschiedenen Küstenplätzen angesiedelt hatten. Kein Jahr verging, ohne eine Reihe von Ermordungen Weißer zu verzeichnen. Englische Kriegsschiffe, die zunächst wegen des Vorgehens englischer Untertanen Grund gehabt hätten, einzuschreiten, zeigten sich gegen Anwerber wie gegen Eingeborene sehr nachsichtig; es sind Fälle bekannt, in denen die unmotivierte Ermordung englischer Händler auf Anordnung englischer Kriegsschiffkapitäne durch eine Buße von wenigen Sack Yam und einigen Schweinen als gesühnt angesehen wurde, und die englische Presse Australiens deutete mit Entrüstung auf das Vorgehen der zum Schutz des Kolonialhandels ausgesandten Kriegsschiffe hin. Die in England mächtige Exeter-Hall-Partei, welche in allen Fällen auf seiten der Eingeborenen stand, übte jedoch einen derartigen Druck auf die Regierung aus, daß die öffentliche Meinung nichts dagegen auszurichten vermochte. Sydneyer Zeitungen aus jener Periode, obgleich sie sonst den Deutschen keineswegs freundlich gesinnt waren, wiesen daher mit Genugtuung auf das tatkräftige Einschreiten der deutschen Marine hin, die nicht nur deutsches Leben und Eigentum in jenen fernen Gegenden schützte, sondern auch auf Engländer und Angehörige anderer Nationen ihren Schutz ausdehnte, wo keine zuständige Behörde vorhanden war.

Infolge der oben geschilderten Zustände war die Aufmerksamkeit der europäischen Politik mittlerweile mehr und mehr auf die Südsee gerichtet worden. Australien und Neuseeland machten ihrer heimatlichen Regierung verschiedentlich Vorschläge zur Besitzergreifung verschiedener Gruppen, wogegen sich die englischen Staatsmänner jener Zeit merkwürdigerweise abweisend verhielten. Der später so üppig blühende

Imperialismus war im Volke bereits vorhanden, aber hatte noch nicht die leitenden Kreise angesteckt. Ende der Siebziger hatte sich auch in Deutschland das Interesse für überseeische Kolonien zu regen angefangen, und im Reichstag wurde als erster schüchterner Versuch der Regierung die Samoavorlage eingereicht, welche die Besitznahme der Samoainseln zum Ziel hat. England und Amerika sind zu jener Zeit ganz damit einverstanden, daß Deutschland die Oberhoheit über eine Inselgruppe erklärt, wo es nachweisbar die ausgedehntesten und größten Interessen hat. Wie viele Demütigungen, wie viele Verluste an Menschenleben, an Schiffen und an Territorium würden der deutschen Nation erspart worden sein, wenn zu jener Zeit die kurzsichtige Politik einer Reichstagspartei, welche sich die prinzipielle Opposition gegen die Regierung in allen Fällen zum Leitmotiv ihres Handelns gemacht, nicht die Vorlage zu Fall gebracht hätte. Während der folgenden Jahre haben, wie es scheint, die deutschen Staatsmänner auf alle weiteren Versuche, Kolonien zu erwerben, verzichtet; erst im Jahre 1884 zeigt es sich, daß Fürst Bismarck die Angelegenheit zwar aufgeschoben, aber nicht aufgehoben hat.

Am 19. August 1884 beauftragt die deutsche Regierung ihr Generalkonsulat in Sydney, im Neubritannienarchipel und in Neuguinea die deutsche Flagge hissen zu lassen. Im November trifft die deutsche Korvette „Elisabeth", Kapitän Schering, von Sydney kommend, im Archipel ein, und am 3. November 1884 wird die deutsche Flagge auf Matupi entfaltet; in den folgenden Tagen auf Mioko und auf verschiedenen Punkten der Gazellehalbinsel, worauf die beiden Schiffe „Elisabeth" und „Hyäne" eine Reise nach der Küste Neuguineas antreten, um auch diese für das Deutsche Reich in Besitz zu nehmen.

Das englische Kriegsschiff „Swinger", welches zur Beobachtung der „Elisabeth" im Archipel eingetroffen, bringt schleunigst die Nachricht von dem Geschehenen nach Australien. Obgleich wohl angenommen werden darf, daß Deutschland und England im voraus gewisse Verabredungen getroffen, denn am 6. November ist das englische Protektorat über die Südküste von Neuguinea proklamiert worden, so entsteht dennoch jetzt eine ergötzliche Jagd zwischen den beiden Mächten, wer am schnellsten seine Ansprüche geltend machen kann; von seiten Englands auch wohl, um die öffentliche Meinung zu beruhigen, welche in der Besitzergreifung des Archipels und eines Teiles von Neuguinea durch die

schlimmen Deutschen eine dem englischen Reiche zugefügte Beleidigung sieht. Deutschland entfaltet seine Flagge an verschiedenen Punkten bis zum Ostkap von Neuguinea hinunter; England macht sich daraus nichts, sondern hißt auf derselben Strecke sein Banner bis Kap King William hinauf, und die Küste in ihrem bunten Flaggenschmuck bietet ein Wirrwarr von verschiedenen Ansprüchen. Am 29. April 1885 findet zwischen den beiden Staaten ein Notenaustausch über die Grenzregulierung statt, und am 6. April 1886 vereinigen sie sich durch Übereinkunft zu einer Abgrenzung der deutschen und englischen Machtsphären im westlichen Stillen Ozean.

Infolge dieser Abgrenzung wird am 28. Oktober desselben Jahres auf Befehl und im Namen Seiner Majestät des Kaisers von Deutschland durch den Kommandanten des Kreuzers „Adler", Kapitän von Wietersheim, auf der Insel Choiseul die deutsche Flagge entfaltet, und alle Inseln der Salomogruppe, welche nördlich der verabredeten Demarkationslinie liegen, als deutsches Schutzgebiet proklamiert. Dadurch werden die Inseln Isabel, Choiseul, die Shortlandgruppe, Bougainville und Buka, sowie verschiedene kleinere Gruppen, welche nördlich und nordöstlich davon liegen, dem Schutzgebiete einverleibt.

Am 17. März 1885 hat Seine Majestät der deutsche Kaiser einer deutschen Gesellschaft, welche sich unter dem Namen „Neuguinea-Kompanie" bereits am 26. Mai 1884 zu Berlin konstituiert hat und durch Dr. Finsch in dem Dampfer „Samoa" von Oktober 1884 bis Mai 1885 den Archipel und die Küste Neuguineas hat bereisen und darüber berichten lassen, einen kaiserlichen Schutzbrief verliehen, worin dieser Gesellschaft außer der Landeshoheit weitgehende Privilegien zugesichert werden. Der erste Landeshauptmann des Schutzgebietes, Admiral von Schleinitz, trifft am 10. Juni 1886 in Finschhafen ein.

Diese Vorgänge rufen allgemein die Erwartung wach, daß die in Besitz genommenen Landstrecken sich nun schnell entwickeln werden. Die Folge hat jedoch gezeigt, daß dies ein Irrtum war.

Im Bismarckarchipel (der neue offizielle Name des Neubritannien-Archipels) wurde zwar bald nach Ankunft des Landeshauptmannes ein Kaiserlicher Richter eingesetzt, und die Kompanie installiert einen Stationsvorsteher zur Wahrnehmung ihrer Rechte. Bald jedoch erweist sich die Insel Kerawara in der Neulauenburg-Gruppe, die diesen Beamten als

Sitz angewiesen ist, in jeder Hinsicht als Sitz der Verwaltung ungeeignet, und zögernd entschließt sich die Kompanie endlich im Jahre 1889, die Station nach der gegenüberliegenden Küste der Gazellehalbinsel zu verlegen. Am 3. Januar 1890 erwählt der Generaldirektor Arnold den Platz der zukünftigen Niederlassung und tauft dieselbe bei dem ersten Spatenstich mit dem Namen Herbertshöhe. Im Februar desselben Jahres beginnt der Verfasser dieses Buches den Abbruch der Station auf Kerawara und die Verlegung derselben nach Herbertshöhe. Gleichzeitig wird auch die dortige Pflanzung in Angriff genommen, die erste permanente Niederlassung der Kompanie im Bismarckarchipel.

Es liegt außerhalb des Rahmens dieser kurzen Skizze, die Vorgänge im Archipel zur Zeit der Oberhoheit der Neuguinea-Kompanie eingehend zu schildern. Bekanntlich war dieselbe der ihr gestellten Aufgabe keineswegs gewachsen. Die eigenen Unternehmungen gingen nur langsam vorwärts, viele derselben wurden nach kostspieligen Vorbereitungen ebenso schnell, wie sie ins Leben gerufen, wieder aufgegeben. Fremde Unternehmungen wurden durch in den Weg gelegte Hindernisse wenn nicht ganz unmöglich gemacht, so doch wo irgend möglich gehemmt. Namentlich im Bismarckarchipel, wo bereits vor Konstituierung der Neuguinea-Kompanie Handelsfirmen und Ansiedler tätig waren und einen festen Grund für weitere Entwicklung gelegt hatten, mehrten sich von Tag zu Tag die Klagen vor allen Dingen über den mangelhaften Schutz der Person und des Eigentumes. Die kaiserlichen Kriegsschiffe mußten in den allermeisten Fällen den der Kompanie obliegenden Polizeidienst übernehmen, und dem bereitwilligen und schneidigen Vorgehen der Kriegsschiffkommandanten jener Zeit verdankt mancher Ansiedler, daß es ihm ermöglicht wurde, den einmal gewonnenen Posten auch fernerhin zu behaupten.

Als die Klagen über die Verwaltung durch die Kompanie sich mehrten, diese auch allmählich wohl zu der Überzeugung kam, daß sie sich einer Aufgabe gegenüber befand, deren Lösung ihre Kräfte überstieg, wurden mit dem Deutschen Reiche Verhandlungen angeknüpft, die endlich nach vielen Schwierigkeiten dahin führten, daß das Reich am 1. April 1899 die Verwaltung übernahm. Der kaiserliche Schutzbrief vom 17. Mai 1885 wurde aufgehoben, und die Neuguinea-Kompanie erhielt als Schmerzensgeld die Abfindungssumme von 4 Millionen Mark, zahlbar in zehn jähr-

Tafel 56. S. M. S. „Möwe" im Peterhafen, Französische Inseln.

lichen Raten; außerdem wurden ihr in Kaiser-Wilhelms-Land ausgedehnte Land- und Minenprivilegien bewilligt.

Der erste kaiserliche Gouverneur, Herr von Bennigsen, erwählte nach seiner Ankunft Herbertshöhe als den zukünftigen Sitz der kaiserlichen Behörden wie der Verwaltung.

Neuerdings bestrebt man sich, den Sitz des Gouverneurs nach dem inneren Winkel der Blanchebucht, dem Simpsonhafen, zu verlegen. Von vielen Seiten werden gegen die Zweckmäßigkeit dieser Verlegung die verschiedensten Bedenken erhoben, namentlich wegen der Ungesundheit des Platzes und wegen des völligen Mangels an Hinterland. Die Zukunft wird zeigen, ob diese Bedenken eine Berechtigung haben.

In dem letzten Jahrzehnt ist die Kartographie des Bismarckarchipels durch die Aufnahmen der Offiziere S. M. S. „Möwe" in außerordentlicher Weise gefördert worden. Eine im Maßstabe 1 : 100 000 ausgeführte Karte in vier Blättern umfaßt die Gazellehalbinsel mit der gegenüberliegenden Küste von Neumecklenburg und den dazwischen liegenden Sankt-Georgs-Kanal mit der Neulauenburg-Gruppe. Außerdem ist bereits ein großer Teil des nördlichen Neumecklenburg in derselben sorgfältigen Weise festgelegt.

Wenn dies groß angelegte Kartenwerk erst vollendet ist, dann wird der Bismarckarchipel mit Bezug auf Genauigkeit seiner Küstenvermessung allen anderen Inselgruppen des Stillen Ozeanes voran sein, und es ist nicht mehr als recht, wenn diesem Abschnitte das Bild der kleinen „Möwe" hinzugefügt wird, deren Offiziere sich durch diese Vermessung ein bleibendes Denkmal gesetzt haben.

Zur Orientierung des Lesers sind diesem Werke eine Übersichtskarte und mehrere Spezialkarten beigegeben, die unter Zugrundelegung der Karte des Großen Deutschen Kolonialatlas von Sprigade und Moisel von Herrn Dr. M. Groll in Berlin gezeichnet sind. Es wäre sehr wünschenswert, wenn durch Vermittelung der hiesigen Behörden, vielleicht durch eine von derselben zu ernennende Kommission, die Namen, die auf der Karte des Kolonialatlas enthalten sind, einer umfassenden Revision unterworfen würden. Nicht nur würden viele Namen von Küstenplätzen ohne Nachteil für das ganze Werk wegfallen können, sondern vor allen Dingen müßte eine richtige Schreibweise gewählt werden. Dabei sollte man sich überall nach den Regeln richten, die für die Schreibweise solcher

Namen maßgebend sind, wo bereits eine Schriftsprache existiert, wie z. B. auf der Gazellehalbinsel und in Neumecklenburg; eine einheitliche Regel für unsere sämtlichen Schutzgebiete läßt sich hier nicht aufstellen. Jahrhundert alte Namen könnte man aus Pietät gegen die alten Seefahrer, deren Namen dadurch verewigt worden sind, ruhig bestehen lassen. Nur in den Fällen, wo keine einheimische Bezeichnung vorhanden ist, und solches ist häufig genug der Fall, müßte man natürlich einen neuen Namen wählen; aber sonst wäre es wohl wünschenswert, wenn die einheimischen Namen den Vorzug erhielten.

Namen- und Sachregister.

Abgarrisinseln 515
Abort, künstlicher 71 209 267 f. 395
Ackerbau 156 163 210 380 538 792
Admiralitätsinseln 292 349—351 819 840 842 850
— Bevölkerung der 351—354 (vgl. auch Moánus, Matánkor und Usiai)
— — Anthropologisches 352 370 371
— — Charakter 353
— — Einteilung in Stämme 354 374
— — Waffen 354—356
— — Töpferei 356 f.
— — Holzgefäße 358 f.
— — Löffel 360
— — Kokosgefäße 362
— — Messer 362
— — Fischereigerät 362
— — Boote 362 f.
— — Dörfer und Hütten 363 f.
— — Schmuck 365—369
— — Betelgerät 369
— — Trauerschmuck 369
— — Kleidung 370 f.
— — Holztrommeln 372
— — Herstellung der Obsidianklingen 373
— — Kawa 373
— — Muschelgeld 380 390
— — Anthropophagie 389 391
— — Märchen 707—720
Agomes 413 435 (siehe auch Luf)
Ahet (Insel) 361
Ahnenkultus 81 526 ff. 654
Albatroskanal 257
Alim (Insel) 385
Allisoninsel 416 434
Ambitlé (Insel) 250 302
Anachoreteninseln 413 435 842 (siehe auch Kaniet)
Andra (Insel) 389 390
Aneri 250 261 302 f. 309 652 654
Angelfischerei 101 297 299 327 362 431 449 511 536 f.
Angriffsinsel 256
Anthropologisches 156 203 ff. 242 ff. 259 ff. 320 f. 352 370 f. 416 f. 477 f. 523 f. 563
Anthropophagie 263 ff. 389 391 484 ff.
Arawa 206 210 214 218 242 455 485
Arbeiteranwerbung 474 ff. 853
Archway Island 256
Armringe auf der Gazellehalbinsel 149
— in West-Neupommern 221 ff.
— in Neumecklenburg und Neuhannover 293
— auf den Caensinseln 303 f.
— auf Sankt Matthias 325
— auf den Admiralitätsinsel 366
— auf Wuwulu und Aua 431
— auf Ninigo 448
— der Salomonier 492 f.
— auf den östlichen Inseln 543
— aus Tridacnaschale 149 293 303 f. 492
Arrove (Insel) 459
Ärztliche Kenntnisse der Eingeborenen der Gazellehalbinsel 107—114

Ärztliche Kenntnisse der Eingeborenen von Neumecklenburg 112 f.
Astrolabe-Bucht 222
Aua 325 413 ff.
— Bevölkerung (siehe unter Wuwulu)
Austronesische Sprachen 202
Aveleng = Roßinseln
Ärzte von der Gazellehalbinsel 132
— der Baining 171
— von West-Neupommern 237 239 f.
— in Neumecklenburg 287 f.
— in Neuhannover 288 f.
— von Squally Island 343
— der Admiralitätsinsulaner 356
— von Wuwulu und Aua 426 f.
— von Kaniet 449
— von den Salomoinseln 498 ff.
— von den östlichen Inseln 541

Bábase (Insel) 250 302
Bälz, Dr. 563
Bagovegove (Dorf) 461 462 463
Baibai (Musikinstrument) 137
Baikai (Insel) 459
Baining 44 47 50 54 55 155—171
— Körperbau 156
— Haartracht 156
— Soziale Organisation 156
— Ackerbau 156 163
— Sprache 158 165 202 749—766
— Sagen 158
— Geisterglaube 159
— Heirat 160
— Geburt 160
— Totenbestattung 161
— Kindertötung 161
— Feste 162
— Kochröhren 164
— Häuser 165
— Bemalte Rindenstoffe 166 631 ff.
— Tragbeutel 166
— Rindenstoff 166
— Körbe 167
— Kleidung 167
— Waffen 167—171
— Maskentänze 613—617 630 f.
— Masken 618—620 631
Bainінggebirge 4 15 17 43
Balakuwor (Crednerinseln) 14
Balbiberg 454 462 f.
Balboa, Vasco Nuñez de 812
Balnatoman siehe Nordtochter
Bammler, Missionar 668
Bamus = Südsohn
Banksinseln 324
Banniubucht 454 466
Baraff 302
Barahun (Insel) 471
Barttracht 147 218 290 342
Batamma (Insel) 459
Baudissininsel 257
Begräbnisplätze 540
Behrens, Karl Friedrich 837
Beinringe 224
Belcher, Sir Edward 849
v. Below 30
Belowberg 29
Bemalung des Körpers
auf der Gazellehalbinsel 139—143
in West-Neupommern 216
in Neumecklenburg 289
auf den Admiralitätsinseln 365
auf den Salomoinseln 494
auf den östlichen Inseln 543
Bendemannberg 256
v. Bennigsen (Gouverneur) 33 203 313 375 857
Berryinsel 384
Beschneidung 181 336 342 399
Betatz (Insel) 470
Betel 164 214 328 342 365 369 428 446
„Bienenkörbe" (Felsen) 12
Birdinsel 388
Bit (Insel) 250
Blanchebucht 9 11 12 574 579 595 850
Blasrohr 225
Bley (Pater) 202 723 724
Blutentziehungen 114
Blutrache 201
Bo (Landschaft) 250
Bogen der Admiralitätsinsulaner 356
— der Salomonier 501 506 f.
Bogenganginsel 256
Boote auf der Gazellehalbinsel 104—107

Boote von Uatom 102
— von Neulauenburg 102 106
— von West-Neupommern 240
— von Nakanai 240
— der Sulka 240 f.
— von den Französischen Inseln 241
— von Neumecklenburg und Neuhannover 296 f.
— auf Sankt Matthias 328 334
— auf Squally Island 343 f.
— der Admiralitätsinsulaner 362 f.
— auf Wuwulu und Aua 420—422
— auf Kaniet 443
— auf Luf 444
— auf Ninigo 445
— der Salomonier 508 ff.
— auf den östlichen Inseln 538
Bootshäuser 240 420 446 490 538
Bougainville, Louis Antoine de 454 464 466 840 ff.
— (Insel) 453—469 846
— Bevölkerung siehe Salomoinseln
— straße 841
Brauninsel 177
Broadmeadinsel 384
Brown (Missionar) 175 723 851
Brunnen 540
Brustschmuck in West-Neupommern 219 ff.
— in Neumecklenburg 290 f.
— in Neuhannover 291 f.
— auf den Admiralitätsinseln 291 f. 365 f.
— der Salomonier 492
Buchner, Professor 292
Buka 453 466 f. 469—471 656 839 846
— Bevölkerung siehe Salomoinseln
Butam 52 171 ff.
Byron, Kapitän 837
— straße 251 255 257 840

Caensinseln 112 250 302 ff. 652
Carolahafen 470
Carteret, Philipp 252 414 454 508 837 838 ff. 842
— hafen 252 836 849 850
— inseln 453 472 838
Choiseul (Insel) 841
Christian, F. W. 430
Codrington 662 670 672
Commersoninsel 435
Couppé (Bischof) 8 723
Crednerinseln 9
Crump, Missionar 112

Dampier, William 252 284 313 345 834 ff.
— straße 30 836
Danneil, Dr. 23 493 546
Dawaun (Dorf) 609 725
Deslacs (Insel) 35 227
Dieterici-Inseln 461
Dietertberg 255
Diwarra 82 88 f.
Djaule (= Sandwichinseln) 251 255 256
Dolche 354
Doverinsel 386
Drachenfischerei 511
Drillbohrer 90 494 500 544
Duke of York-Inseln = Neulauenburg
Duk-Duk 74 81 574—593
Dumont d'Urville, Admiral 849
Dungenunspitze 470
Duperrey 849
Duportailinsel 22 54 235
Durourinsel 413 840

Ealusau (Insel) 335
Eberlein (Pater) 174 175
Echiquierinseln 413 842 (siehe auch Ninigo)
Edge-Partington 446
Ehánu (Insel) 472
Ehe bei den Stämmen der nordöstlichen Gazellehalbinsel 61 ff.
— in Neumecklenburg 267 ff. 306
— bei den Moánus 393 ff.
— in Kaniet, Luf und Ninigo 442
— bei den Salomoniern 481 f.
— auf den östlichen Inseln 529
Ehebruch bei den Stämmen der nordöstlichen Gazellehalbinsel 61
— bei den Moánus 396
Eheschließung bei den Stämmen der nordöstlichen Gazellehalbinsel 63—66
— bei den Baining 160

Eheschließung bei den Sulka 177 ff.
— in Neumecklenburg 267
— in Neuhannover 267
— bei den Moánus 393 f. 397
— bei den Salomoniern 481
— auf den östlichen Inseln 529
Eheverbote bei den Stämmen der nordöstlichen Gazellehalbinsel 61 612
— bei den Sulka 177
— in Neumecklenburg 267 650
— in Siara, Tanga und Aneri 652 f.
— auf Sankt Matthias 337
— bei den Moánus 393
— bei den Salomoniern 481 661
— auf den östlichen Inseln 529
Ehüene (Insel) 472
Eigentum 57 f. 158 394 398 482 534 f.
Elemakunaur (Landschaft) 318
Elemusoa (Insel) 335
Elisabethhafen 254
Elisabethinsel 349 385
Emanaus (Insel) 318
Emirau 313 335 345
Emusaun (Insel) 318
Entbindung 69 398 529
D'Entrecasteaux, Bruny, 844 ff.
— inseln 241
Epiül (Insel) 472
Erbrecht 57 394 398 534
Ernst-Günther-Hafen 453 465
Esau (Esow) (Insel) 472 817
Etalat (Landschaft) 318
Etongane (Insel) 318

Farbenbezeichnungen auf der Gazellehalbinsel 143 ff.
Färbung der Kopfhaare 140
— der Zähne 140 183
du Faure-Berg 33
Feadinseln 515
Fedarbinseln 384
Felltrommeln auf der Gazellehalbinsel 135
— auf Wuwulu und Aua 429
— auf Kaniet 449
Ferguson, Kapitän 462
Feuermachen 213
Finni 302 303
Finsch, Dr. 21 222 244 855
— hafen 212 222 f.
Fischerinsel 250 292 294 296 641 647
Fischfang auf der Gazellehalbinsel 95 bis 102
— in Neumecklenburg 297
— auf Sankt Matthias 326 327
— auf Squally Island 344
— auf den Admiralitätsinseln 362
— auf Wuwulu und Aua 431
— auf Kaniet, Luf und Ninigo 449
— der Salomonier 510 ff.
— auf den östlichen Inseln 536 f.
Fischspeere 101 297 332 362 425 431 536
Fison, Dr. 672
Flechterei 357 497
Flöten 136 f. 328 641
Flutkatastrophe im westlichen Neupommern 29 f.
Forestier (Insel) 35
Forsayth, E. E. 29 473 516 635 852
Foy, Dr. W. 593
Französische Inseln (French Island) 35 bis 36 209 f. 213 218 f. 224 226 ff. 235 f. 239 241 640
Frau, Stellung der
bei den Stämmen der nordöstlichen Gazellehalbinsel 61
bei den Moánus 394
bei den Salomoniern 482
auf den östlichen Inseln 535
Friedenschluß auf der Gazellehalbinsel 61
— in West-Neupommern 206
— bei den Moánus 402
Friedrich-Wilhelms-Hafen 214
Frobenius, L. 593
Fromm, Pater 593

Gaktei 175
Gallego, Hernandez 815
Gardnerinseln 250 254 269 292 296 641 646 f. 651 835
Gazellehalbinsel 4—21
— Wirtschaftliche Bedeutung 18 ff.
— Schiffahrtsverkehr 18 ff.

Gazellehalbinsel, Pflanzungen 21
— Bewohner 43—175
— Besiedlung 45—50
— nordöstliche, Bewohner derselben 45 bis 155
— — Einwanderung aus Neumecklenburg 45—50
— — Sprache 47 724—739
— — Soziale Organisation 57 ff.
— — Rechtsbräuche 60
— — Ehe 61 ff.
— — Geburt 69 ff.
— — Kindheit 72 ff.
— — Totenbestattung 74—82
— — Muschelgeld 82—91
— — vuvuei-Fest 91—94
— — Masken 94 577 f. 593 ff. 596 bis 598
— — Fischfang 95—102
— — Schildkrötenfang 102 f.
— — Boote 104 ff.
— — Ärztliche Kenntnisse 107 ff.
— — Trepanation 108 ff.
— — Zauberei 117—124
— — Krieg 124 ff.
— — Friedenschluß 127
— — Waffen 128—132
— — Musikinstrumente 132—138
— — Körperbemalung 139—144
— — Ziernarben 145
— — Tätowierung 145
— — Schmuck 146—152
— — Tänze 152 ff.
— — Geheimbünde 574—593 598—612
Geburt, Bräuche bei der
bei den Stämmen der nordöstlichen Gazellehalbinsel 69 ff.
bei den Baining 160
bei den Sulka 180
in Neumecklenburg 269 f. 306 f.
bei den Moánus 398
auf Kaniet 437
auf Luf 442
auf Ninigo 442
bei den Salomonern 482
auf den östlichen Inseln 529 f.
Geheimbünde 567—670
Geheimbünde der Gazellehalbinsel 574 bis 593 598—612
— der Sulka 635
— in West-Neupommern 638
— auf Neumecklenburg 641
— auf den Salomoninseln 484 657 ff.
— auf Florida 663 666 f.
— auf den Banks- und Torresinseln 662 ff.
— auf den Neuhebriden 664 665
— in Neuguinea 668 f.
Geiser auf der Willaumezhalbinsel 33 ff.
— auf den Französischen Inseln 35
Geisterglaube auf der Gazellehalbinsel 120 123
— der Baining 159
— der Sulka 187
— in Siara, Aneri und Tanga 308 f.
— der Usiai 386 f.
— der Matánkor 388 390 391
— auf Kaniet 441
— auf Ninigo 442
— auf den östlichen Inseln 525 f.
Geld siehe Kokosgeld, Muschelgeld, Zahngeld
Genußmittel (vgl. auch Betel, Kawa, Tabak) 164 213 328
Geographische Nomenklatur 37 ff.
Gerrit Denys-Insel 112 250 f. 835
Gesänge der Moánus 406—410
— der Salomonier 488
— des Duk-Duk-Bundes 581
Giglioli, Professor 288
Gilbertinseln 545 554 f.
Gillen 674
Giquelberg 33
Godeffroy & Sohn, J. C. 41 850
Golau = Nordsohn
Gower Harbour 842
Grabbeigaben 81
Grabowsky 446
Greeninsel 385
Große Bucht 253 254
Grüne Inseln 817 824
Guinotvulkan 455
Gürtel 148 167 221 302 324 366 447 491 543

Haartracht 156 289 321 342 365 432 493
Haddon, Prof. 669
Hagen, Dr. 242
Hahl, Gouverneur, Dr. 23 430
Haifischfang 297 ff. 388
Halsschmuck von der Gazellehalbinsel 148
— in West-Neupommern 219
— in Neumecklenburg 290
— auf Sankt Matthias 323
— auf den Admiralitätsinseln 365
— auf Ninigo 448
Hanahan (Landschaft) 472 479
Hanita (Insel) 390
Hannamhafen 33
Harèngan (Insel) 385 391
Háuai (Insel) 388
Häuptlinge auf der Gazellehalbinsel 57
— in West-Neupommern 206
— in Siara 306
— der Moánus 396
— der Salomonier 479
— auf den östlichen Inseln 528 534 f.
Hausgerät 295 325 f. 343 356 ff. 364 427 f. 448 f. 495 ff. 541
Heinroth, Dr. 315 f.
Hellwig 414 f. 434
Henry Reid-Bucht 5 175 176
Herbertshöhe 10 42 856 f.
Hermitinseln 413 435 842 846
— Bevölkerung siehe Luf
Hernsheim & Co. 41 256 314 316 414 851
Hetau (Insel) 470
Heuschoberinsel 349
Hirsonbucht 23
Hohn (Insel) 464
Holmesfluß = Torin
Holzschwerter von Wuwulu und Aua 424
Holztrommeln auf der Gazellhalbinsel 132 ff.
— in West-Neupommern 207
— in Neumecklenburg 281
— auf Sankt Matthias 328
— auf den Admiralitätsinseln 372
— auf den Salomoinseln 488
Horneinseln 385
Howitt 231 675
Hulungau (Insel) 391
Hunstein 30
Hunsteinberg 29
Hunter (Kommodore) 844 ff.
Hunterhafen (Port Hunter) 41 844 851
Huonbucht 222
Hus (Insel) 388 389 390
Hütten in West-Neupommern 209
— in Neuhannover 294
— in Neumecklenburg 294 f.
— auf Sankt Matthias 325 333
— auf Squally Island 340
— der Admiralitätsinsulaner 363 f.
— auf Wuwulu und Aua 418—420
— auf Kaniet, Luf und Ninigo 446
— der Salomonier 490
— auf den östlichen Inseln 539

Ingiet 74 118 119 150 174 598—612
Innere Krankheiten, Behandlung von 115 ff.
Itasidl (Landschaft) 318
Islas de la Magdalena 819
Jacquinotinsel 351
Jacquinotbucht 3 22 24 53 175 231
Jagd 164 212 512
Jakupia 79
Jesus-Maria-Inseln 349 384
Johann-Albrecht-Hafen 35

Kabakaul 9 725
Kabangebucht 580
Kabienhalbinsel 257
Kabokon (Insel) 40 42
Kadakadai (Landschaft) 579 580 597
Kämme 218 322 365 448
Kärnbach 414
Käwieng 255 256 557 558
Kaiann (Landschaft) 458 459
Kaije (Vulkan) 11 12 45
Kaisergebirge 454 f. 468 499 502 604
Kaiserinsel 471
Kaiserin-Augusta-Bucht 455 468 485
Kalén (Insel) 314 316 318
kamara 60

Kambange (Landschaft) 172
Kambair 574
Kannibalismus siehe Anthropophagie
Kaniet 413 435
— Bevölkerung 436—449
— Zahl derselben 436
— Geburt 437
— Pubertätszeremonien 437 ff.
— Totenbestattung 441
— Boote 443
— Hütten 446
— Waffen 446
— Betelgerät 446
— Kleidung 447
— Schmuck 448
— Hausgerät 448 f.
Kap Balli = Südkap
— Banniu 455 466
— Buller 52 171 632
— Cretin 214
— Freundschaft 455 457
— Gallego 815
— Gazelle 3 9 49 839
— Giori 284
— Gloucester 4 228 241
— Hüsker 468 469
— Königin Charlotte 251 f.
— Lambert 3 17 18 102
— l'Averdie 455 464 465 466 841
— Le Cras 454 461 517
— Livuan 50 102 727
— Matantéberen 253
— Merkus (Mulius) 26 28 29 31 53 209 213 241
— Moltke 455 468
— Orford 5 176 632 f.
— Palliser 6 632 839
— Pedder 204
— Quaß 23 24
— Raoult 210
— Roebuck 24 53 204 242 245
— Santa Maria 113 249 254 261 818 825 836
— Sankt George 249 250 252 283 836 846
— Stephens 3 726 850
— Strauch 283
Kap Turner 177
Kapsu 256 287
Karawat 6 173
Karawia 575 725
Karo (Fluß) 17
Karutz, Dr. 426
Katitj (Insel) 467 471
Kawa 373
Kéa (Insel) 384
Keaop (Insel) 464 465 480
Keppel, Kapitän 299 850
Kerawara (Insel) 40 42 579 855
Kerué 313 335 ff.
— Eingeborene von 335—337
Keulen der Gazellehalbinsel 130—132
— der Baining 168—170
— der Sulka 228 f.
— der Tumuip 230
— von der Jacquinot- und Montaguebucht 231
— in West-Neupommern 234
— in Neumecklenburg und Neuhannover 283 f.
— der Admiralitätsinsulaner 356
— von Wuwulu und Aua 423 f.
— der Salomonier 507 f.
— von den östlichen Inseln 541 f.
Kinder, Behandlung und Erziehung der
auf der nordöstlichen Gazellehalbinsel 72 ff.
in Neumecklenburg 270
auf Kaniet 437
auf den östlichen Inseln 530
Kindertötung 161 209 482
King (Leutnant) 345
Kininigunan 579
Kintjáwon (Dorf) 388
Kleidung in Neumecklenburg 271
— auf Sankt Matthias 321 f. 324
— auf Squally Island 343
— der Admiralitätsinsulaner 370 f.
— auf Wuwulu und Aua 431
— auf Kaniet, Luf und Ninigo 447
— der Salomonier 490 f.
— auf den östlichen Inseln 543 544
Knochenbrüche, Behandlung von 114
Kobaiai (Insel) 459

Koch, Geh. Rat Dr. R. 33 203
Kochröhren der Baining 164
König-Albert-Straße 453 467 469
Kokosgeld 544
Kokosinsel 252
Kokosschaber 212 326 541
Kolvagat (Dorf) 189
kombiu siehe Mutter
Kommandeurbucht 3 24
Kopfschmuck auf der Gazellehalbinsel 146—148
— in West-Neupommern 214 218
— auf Sankt Matthias 322
— der Matánkor 369
— auf Wuwulu und Aua 431 432
— der Salomonier 491
Koromira (Landschaft) 459
Korónjat (Insel) 388
kōt (Geist) 187 f. 386 f.
Krankheiten, Gebräuche bei 117 ff.
Kriegführung auf der Gazellehalbinsel 58 f. 125 f.
— in West-Neupommern 207
— auf den Admiralitätsinseln 380 400 f.
Kriegsbemalung 143
Kriegsschmuck 143 218 292 368 491
Kronprinzengebirge 454 f. 459 502
Kubary 435 436 563
Kulturpflanzen 163 210 327 380 432 792—803
Kumúli (Insel) 384
Kures (Dorf) 253 254 259
Kurumut (Dorf) 250
Kusaie 324 545

Labangerarum (Dorf) 643
Lalobé (Dorf) 370 374
Lamassa (Insel) 252
Lambom (Insel) 252
Landip (Dorf) 579 580
Langalanga = Hixsonbucht
Lanuzel, Pater 852
Latau (Insel) 252
Lauáhafen 466
Laur (Landschaft) 254 302 580 654
La Vandola (Insel) 391 846
Lehon (Insel) 471
Le Maire, Jakob 817
Lerum (Fluß) 187
Levison, Kapitän 850 f.
Liebliche Inseln 28 205 241 f. 638 f.
Lihir (Lir) (= Gerrit Denys) 250 261 264 300 654
Limondrol (Dorf) 385
Liot (Insel) 434
Liuenina 515 513 520 ff.
— Wandersagen von 520 ff.
Lólau (Insel) 384
Lolobau = Duportailinsel
Loloi (Geldrolle) 81 86 87
Lómpoa (Dorf) 382
Londip (Landschaft) 172
Lóniu (Dorf) 386 388
Lord Anson's Island 839
Los Negros-Inseln 388
Los Reyes-Inseln 385
Lótja (Dorf) 382
Lou (Insel) 372 373 384 389 392
Luf 413 434
— Bevölkerungszahl 436
— Gebräuche 442
— Boote 444
— Hütten 446
— Waffen 446
— Betelgerät 446
— Kleidung 447
— Schmuck 448
Lúhuan (Dorf) 388
Lundis (Landschaft) 479
v. Luschan, Prof. 37 285 414 424 494 503 632 f.

Mabirri 461
MacGregor, Sir William 245 673
Magelhaens, Fernando 812
Mahlzeiten 213
Maitlandinseln 392
Makada (Insel) 40 851
Malaibucht 385
Malakat (Berg) 318
Malakuna (Landschaft) 172
Malelif (Insel) 250
Malenaput (Insel) 250
Maletafa (Insel) 250

Mali = San Bruno
Malikolo 205
Malulu (Insel) 470
Malum (Atoll) 515 519
Mándrindr (Insel) 389
Maninsel = Uatom
Männerhäuser 333 364 490
Manus (Insel) 434
Marankol 369
Marawot siehe Ingiet
Märchen von der Gazellehalbinsel 683 bis 691
— der Sulka 692—707
— der Baining 158 766
— der Admiralitätsinsulaner 707—720
Markeninseln 817 822 824
Marqueeninseln 516
Marshallinseln 545 554 f.
Martininseln 456 457 459 461
Masava (Insel) 15 49 102 724 726
Massait = San Joseph
Masikonápuka (Insel) 15 49 102 724 726
Masken von der Gazellehalbinsel 94 577 f. 593 ff. 596—598
— der Baining 618—620 631
— der Sulka 632—635 636 ff.
— von Möwehafen und den Lieblichen Inseln 638 639
— von den Französischen Inseln 640
— von Neumecklenburg 642 ff. 647 f.
— von Tanga 653
— von Aneri 654
— von Lihir 654
— von Bougainville, Buka und Nissan 656
Maskentänze (siehe auch Duk-Duk) der Sulka 181 636 ff.
— der Baining 613—617
— auf Neumecklenburg 641
Matánkor 265 354 356 363 369 370 371
— Charakteristik 377
— Bedeutung des Namens 381
— Wohnsitze 387—392
Matasesén 657 ff.
Matches (Insel) 467 471
Mattyinsel 413 840 (siehe auch Wuwulu)
Matupi 12 607 725 850 f.
Matzungan (Insel) 470
Maultrommel 137
Maur = San Francisco
Maurelle, Kapitän 842
Mausoleuminsel 255
Mävlu (Powellfluß) 176
Mbúke (Insel) 384 385
Mbúnai (Dorf) 382 383 386
Mbutjoruo (Insel) 390
Mbutmanda (Insel) 385
Meier, Pater P. J. 375
Melanesische Sprachen 203
Mencke, Bruno 314 ff.
Mendaña, Alvaro 815 f.
Menschenopfer bei Begräbnissen 81 185 209
Mérite (Insel) 35 216 227
Miklucho Maclay 851
Mioko (Insel) 40 41 579 851
Mission, katholische 159 161 256 851 852
— wesleyanische 256 851
— vom Heiligen Herzen Jesu 10 852
Mol 187
Moánus 265 354 356 363 370 371
— Charakteristik 376
— Sternkunde 377 f.
— Zauberei 379 395 402 f.
— Wohnsitze 381—385
— Handel 390 f.
— Totemismus 392 f.
— Ehe 393 ff.
— Häuptlingstum 396 f.
— Rechtsgebräuche 397 f.
— Geburt 398
— Namengebung 399
— Pubertätszeremonien 399 f.
— Krieg 400 f.
— Totenbestattung 404—406
— Gesänge 406—410
Moilaspitze 453 456 469
Mokpelpel (Menschenfresser) 188
Mologoviu (Vulkan) 463
Montaguebucht 24 53 218 231 235 237 836
Morrell, Kapitän 849
Mortlockinseln 472 516
Moseley 851

Móuk (Insel) 384 385 386
Möwehafen 25 53 54 83 207 213 214 638
Müller (Hermann, Missionar) 175 176 768 777
Mundua = Forestier
Muschelgeld auf der nordöstlichen Gazellehalbinsel 57 82—89
— in Neulauenburg 82 83 88 f. 90 f.
— in Nakanai 90
— in Neumecklenburg 91 301 f.
— in Neuhannover 301
— in Aneri 303
— auf den Admiralitätsinseln 380 390
— auf den Salomoinseln 494 f.
Musikinstrumente auf der Gazellehalbinsel 132—138
— in Neumecklenburg 281 f.
— auf Sankt Matthias 328
— der Salomonier 488
Musson (= Nissan) 303
Mutlar 6
Mutter (Vulkan) 11 12 ff. 839

Nabutubucht 250 252 254
Nago (Insel) 256
Nakanai 23 53 86 202 209 214 221 222 224 f. 230 235 f. 239 f.
— Leute von 204 207
— Sprache 202 781—787
Namengebung bei den Stämmen der nordöstlichen Gazellehalbinsel 71
— bei den Sulka 180
— bei den Moánus 399
Namisoko = Duportailinseln
Nanuk (Crednerinseln) 14 607 f.
Napapar (Landschaft) 724
Naraga (Insel) 210
Narbentätowierung siehe Ziernarben
Nares, Sir George 851
Nareshafen 851
Nasenschmuck auf der Gazellehalbinsel 150
— in West-Neupommern 216
— in Neumecklenburg und Neuhannover 293
— auf den Admiralitätsinseln 365
Nasenschmuck auf Kaniet und Luf 448
— der Salomonier 492
— auf den östlichen Inseln 527 543
Naumaúma (Landschaft) 173
Naúna (Insel) 391
Nauru 545
Ndrel (Dorf) 388
Ndréu (Insel) 384
Ndrilo (Insel) 388
Ndriol (Dorf) 385
Ndrówa (Insel) 385
Ndruval (Insel) 370 374 385
Ndruwiu (Insel) 388
Nehußspitze 454 463 464
Netzfischerei 100 297 326 362 431 449 510 536
Neuguinea-Kompanie 21 42 855 f.
Neuhannover 251 257 835
— Eingeborene von 259—302 (siehe unter Neumecklenburg)
Neulauenburg 37—42 45
— Flächeninhalt 40
— Bevölkerungszahl 40
Neumecklenburg 249—258
— Eingeborene von 159—309
— Anthropologisches 259 ff.
— Charakter 261 f.
— Kannibalismus 263—266
— Ehe 267 ff.
— Geburt 269 f.
— Pubertät 270 272
— Kleidung 271
— Totenbestattung 273—276
— Tänze 276—281 641
— Musikinstrumente 281 f.
— Waffen 282—287
— Schmuck 289—294
— Häuser 294 f.
— Boote 296 f.
— Fischfang 297—300
— Geld 301—302
— Geheimbünde 641
— Masken 642 ff. 647 f.
— Schnitzwerke 646 f.
— Totemismus 649 f.
— Steinfiguren 654
Neupommern 3—246

Neupommern, Flächeninhalt 3
— Geologischer Aufbau 4
— Vulkane 4
— Erdbeben 4
— Gazellehalbinsel 4—21
— Mittlerer Teil 21—24
— Westlicher Teil 24—35
— Bewohner 43—246 (siehe auch Gazellehalbinsel und West-Neupommern)
Ngówui (Insel) 384
Ninigo 325 371 413 434
— Bevölkerungszahl 436
— Gebräuche 442
— Handel 443
— Boote 445
— Hütten 446
— Waffen 446
— Kleidung 447
— Schmuck 448
— Hausgerät 448
Nissan 303 453 471 656 817 839
— Bevölkerung siehe Salomoinseln
Noanaur (Insel) 318
Nodup 851 f.
Nonga (Dorf) 724
Nordkap 250 254 255
Nordsohn (Vulkan) 22
Nordtochter (Vulkan) 11
Normanbyinsel 231 234
Nuguria 432 515 518 ff.
— Wandersagen von 519
— Bevölkerung siehe östliche Inseln
Nukufetau 520
Nukumanu 432 515 517 ff.
— Bevölkerung siehe östliche Inseln
Nukuoro 519
Numanuma (Dorf) 461 462 463
Nunut (Musikinstrument) 282
Nusa 255 256 558
Nusahafen 256 296 557
Nusalik (Insel) 256

Obsidian, Herstellung der Klingen aus 373
Offene Bucht 18 23 175
Ohrschmuck in West-Neupommern 216
Ohrschmuck in Mecklenburg und Neuhannover 293
— auf den Admiralitätsinseln 365
— auf Wuwulu und Aua 431
— auf Kaniet, Luf und Ninigo 448
— der Salomonier 492
— auf den östlichen Inseln 543
O Mengen 176 233 777—781
Ongtong-Java 472 515 520 821
Ornamentik in Neumecklenburg 285
— auf Sankt Matthias 328 ff.
— der Baining 621 ff.
Östliche Inseln siehe Nuguria, Nukumanu und Tauu
— — Bevölkerung 523—549
— — Anthropologisches 523 f.
— — Sprache 525
— — Religion 525 ff.
— — Soziale Organisation 528 534 ff.
— — Ehe 529
— — Geburt und Kindheit 529 f.
— — Pubertätszeremonien 530
— — Totenbestattung 530 f.
— — Ahnenfest 531
— — Tätowierung 531 ff.
— — Stellung der Frau 535
— — Fischfang 536 f.
— — Feldbau 537 f.
— — Boote 538
— — Häuser 539
— — Brunnen 540
— — Begräbnisplätze 540
— — Hausgerät 541
— — Waffen 541 f.
— — Schmuck 543
— — Geld 544
— — Kleidung 544
— — Weberei 544—549
Otua (Insel) 458

Paanopa 545
Pahakáreng (Dorf) 388
Pahalum (Dorf) 188
Pak (Insel) 385 386 391 392 393
Palaiai (Insel) 384
Palakukúr (Dorf) 171 173
Palamot (Dorf) 385

Paleawe 24 175 230
Palúal (Insel) 386
Panflöte 137 282 488
Pangolo (Saiteninstrument) 138
Papimbutj (Insel) 390
Papitálai (Dorf) 383 385 387 392
Papuasprachen 202 f.
Papua, Herkunft der 242 ff.
Parroran (Insel) 470
Patúam (Insel) 385
Patúsi (Dorf) 382
Pelau (Insel) 522
Pele (Muschelgeld) 90 f.
Penismuschel 322 336 368 381
Pére (Dorf) 382 386
Pérouse, Graf de la 844
Peschel, Oskar 554
Peterhafen 35
Pfahlbauten 210 363
Pfeile der Admiralitätsinsulaner 356
— der Salomonier 501 504—506
Pflüger, Dr. A. 33 35
Phooninseln 471
Pierson, Missionar 275
Pinepil (Insel) 472 486 817
Pitilu (Pidelo) (Insel) 355 388 ff.
Poam (Insel) 373 392
Poauárei (Dorf) 383
Poekálas (Dorf) 388
Polotjal (Dorf) 389 391
Polygamie 66 269 393 481
Polynesier, Wanderungen der 549—564
Ponam (Insel) 389 390
Ponape 374 430
Pongópou (Dorf) 388
Popapu (Insel) 388
Port Breton 252
Portlandinseln 251 840 849
Port Praslin 252
Potomo (Insel) 388
Powell 216
Powellhafen 18
Pubertätszeremonien 180 270 272 399 f. 437 ff. 530 638 f. 657 ff.
Puliéfluß 26 ff.
Punro (Dorf) 372 373
Purdyinseln 349 850
Putput = Rügenhafen
Putúli (Insel) 385
Pyramidenberg 33

Quiros, Pedro Fernandez de 815

Rabaul 12
Raluana 575 579 581
Ralum 10 579 607
Ramandu (Landschaft) 726
Rambutjo (Insel) 384 385 386 389 391 392
Raoulberg 33
Rapitok (Landschaft) 173
Rascher (Pater Mathäus) 17 23 50 156 158 161 175 613 618 ff. 628 ff. 724
Ratzel, Prof. 545
Rautan (Insel) 457
Rautanstraße 458
Ray, Marquis de 252 852
Rebar (Landschaft) 173
Rechnen mit Muschelgeld 87—89
Rechtsgebräuche 60 393 ff. 398
Reinigungszeremonien 179 184
Religion siehe Ahnenkultus, Geisterglaube, Zauberei
Reusen, Herstellung der, 96 ff.
Reusenfischerei 95—100 300 511 f.
Réta (Insel) 386 390
Rickard, Missionar 723
Rindenstoff 166 221 367 449 620
Ringgeld 494 f.
Ritterinsel 30 848
Rocholl (Landmesser) 8
Roggeveen, Jakob 837
Roitan (Landschaft) 318
Rookinsel 54 222 836
Roßinseln 25
Rosselgebirge 249 252 253 259 263 275 284 293
Rotuma 518 522
Ruk-Ruk 657 f.
Rügenhafen (Putput) 6

Saavedra, Alvaro de 813
Sac (Insel) 435
Saiteninstrumente 138

Sal (Insel) 470
Salapio (Insel) 255
Sali (Dorf) 373
Salomoinseln, deutsche 453—473
— — Bevölkerung 477 f.
— — Anthropologisches 477 f.
— — Sprachen 478 f.
— — Häuptlingstum 479
— — Handel 480
— — Totemismus 481 660 f.
— — Ehe 481
— — Geburt 482
— — Pubertätszeremonien 657 ff.
— — Totenbestattung 483 f.
— — Geheimbünde 484 657 ff.
— — Kannibalismus 484 ff.
— — Ziernarben 487
— — Musikinstrumente 488
— — Gesang 488
— — Tänze 489
— — Häuser 490
— — Kleidung 490 f.
— — Schmuck 491—494
— — Geld 494 f.
— — Hausgerät 495 ff.
— — Äxte 498 ff.
— — Werkzeuge 500
— — Waffen 501—508
— — Ornamentik 503
— — Boote 508 ff.
— — Fischerei 510 ff.
— — Jagd 512
— — Masken 656
Salzgewinnung 212 807
San Bruno (Insel) 250
Sandalen 537
Sandwichinsel 251 255 285 641 850
San Francisco (Insel) 250
— Gabriel (Insel) 349 385 391
— Joseph (Insel) 250
— Miguel (Insel) 385
— Rafael (Insel) 349 391
Santa Cruz 324
Sapiu (Dorf) 462
Saposá (Insel) 482
Schack (Korvettenkapitän) 314
Schädeldeformierung 53 205 f.
Schädelmasken 593—596
Schellong, Dr. 668
Schering, Kapitän 854
Schilde in West-Neupommern 225 234 bis 237
— der Sulka 232 234
— der O Mengen 233 235
— von Nakanai 235
— von der Willaumezhalbinsel 235
— von den Französischen Inseln 235
— vom Südkap 237 238
Schildkrötenfang 102 f. 212 300
v. Schleinitz, Admiral 31 ff. 454 851 855
Schleinitzgebirge 250 254
Schleudern auf der Gazellehalbinsel 128
— der Baining 167
— in West-Neupommern 228
— in Neumecklenburg 284
Schmidt, Prof. W. 202
Schmuck auf der Gazellehalbinsel 138 bis 152
— in West-Neupommern 214—224
— in Neumecklenburg 289—294
— auf Sankt Matthias 322—325
— der Admiralitätsinsulaner 365—369
— auf Wuwulu und Aua 431 f.
— auf Kaniet, Luf und Ninigo 448
— der Salomonier 491 ff.
— auf den östlichen Inseln 543
Schnee, Dr. 381 383 632 635 725
Schouteninseln 351
Schouten, Willem Corneliszoon 817
Schulze-Huk 10 725
Schurze der Admiralitätsinsulaner 366 ff.
— von Kaniet, Luf und Ninigo 447
— der Salomonier 431
Schwirrholz auf der Gazellehalbinsel 138
— im westlichen Neupommern 138 640
— bei den Sulka 636
— auf den Salomoinseln 658
Scillyinseln 17
Seelen, Aufenthaltsorte der 79 187 308 386 f. 528
— Austreibung der 185
Serrano, Francisco 812
Siara (Landschaft) 249 254 261 290 202 ff. 652

Sikaiana 519
Simberi (= Fischerinsel) 250
Simpson, Kapitän 850
Simpsonhafen 12 850 857
Sir Charles Hardy-Inseln 453 471 817
Sirot (Insel) 471
Sisi (Insel) 385 388 391
Siwisa (Insel) 383 f. 392
Slinger's Bay 284 836
Smith, Percy 556
Soziale Organisation der Eingeborenen der Gazellehalbinsel 57 ff.
— — der Baining 156
— — der Ulsiai 380
— — der Moánus 396 f.
— — auf den östlichen Inseln 528 f.
Sohanna (Insel) 467
Sori (Insel) 389 390
Sovie (Insel) 459
Speere der Eingeborenen der Gazellehalbinsel 128—130
— der Baining 167
— der Sulka 225
— in Nakanai 225
— auf den Französischen Inseln 226
— auf der Willaumezhalbinsel 226
— in West-Neupommern 227
— in Neumecklenburg und Neuhannover 285 ff.
— auf Sankt Matthias 328—332
— auf Squally Island 343
— der Admiralitätsinsulaner 354 f.
— von Wuwulu und Aua 423
— von Kaniet, Luf und Ninigo 446
— der Salomonier 502 ff.
— von den östlichen Inseln 541
Speiseverbote 174 175 186 309
Spencer 674
Sprache der Eingeborenen der Gazellehalbinsel 47 724—739
— der Baining 158 165 202 749—766
— der Taulil 174
— der Butam 174
— der Sulka 202 767—781
— der O Mengen 777—781
— der Tumuip 777—781
— von Nakanai 202 781—787
Sprache von Neulauenburg 739—749
— von Siara 306
— von Squally Island 338
— von Wuwulu und Aua 433
— der Salomonier 478 f.
Squally Island 313 337 ff. 835 842
Stabwerfen auf Wuwulu 430
Stalioinsel 458
Steffenstraße 251 255 256 257
Steinbauten, prähistorische, auf Ponape 560
— — auf Samoa 561 f.
Steinfiguren 654
Steingeräte, prähistorische 557 f.
Sternkunde der Moánus 377 f.
Sternschnuppen 119 187 525
Stettiner Bucht 207 239
Stirnbänder von der Gazellehalbinsel 148
— in West-Neupommern 218
Sankt-Andrew-Inseln 349
— George-Insel 384 392
— Georgs-Kanal 5 249 574 631 839
— John 250 f. 264 297 302 ff. 472 652 656
— Matthias 313—318 835 842
— — Eingeborene von 318—335
— — Anthropologisches 320 f.
— — Kleidung und Schmuck 321—325
— — Häuser und Hausgerät 324 f. 333
— — Fischereigerät 326 f. 332
— — Nahrungs- und Genußmittel 327 f.
— — Musikinstrumente 328
— — Boote 328 334
— — Waffen 328—332
— — Tanzstäbe 332
— — Weberei 324 334 f.
— Patrick-Inseln 349 386
— Paul (Missionsstation) 17
Stoschberg 257
Streitäxte auf der Gazellehalbinsel 132
— der Baining 171
— der Admiralitätsinsulaner 355
Südkap 3 24 25 83 210 213 216 237 239 f. 245 638
Südsohn (Vulkan) 22 85
Südtochter (Vulkan) 11

Suf (Insel) 435
Suhminsel 391
Sulka 176—201 221 225 228 234 f. 240
— Wohnsitze 177
— Soziale Organisation 177
— Heirat 177 ff.
— Reinigungszeremonien 179 184
— Pubertätszeremonien 180
— Maskentänze 181 636 ff.
— Beschneidung 181 f.
— Schwärzen der Zähne 183 f.
— Totenbestattung 185
— Seelen- und Geisterglaube 187 f.
— Zauberei 189 ff.
— Märchen 199 692—707
— Sprache 202 767—781
— Kleidung 221
— Speere 225
— Keulen 228
— Schilde 234 f.
— Boote 240 f.
— Masken 632 ff.

Tabak 165 213 801
Tabar 251 261 300
Tabu siehe Muschelgeld
Tagnu (= Tanu) 516
Takumal (Insel) 384
Talele = Scillyinseln
Talvat (Dorf) 579
Tamaneiriki (Landschaft) 172 724
Tami-Inseln 210 212 f. 241
Tanga (Insel) 250 261 302 f. 304 652 ff.
Tänze auf der Gazellehalbinsel 152 ff.
— in Neumecklenburg 276 ff.
— der Ulfiai 380 f.
— auf Wuvulu und Aua 428
— der Salomonier 489 (siehe auch Maskentänze)
— Zeremonial-, 153
— profane 153 279
— erotische 276 f.
— Kriegs-, 278
— totemistische 279 f.
— Erfindung von 153
— Verkauf von 153
— von Männern 154 276 ff.
Tänze von Weibern 154 280
— Einübung von 154 f.
Tarawa 519
Tasman, Abel 289 299 813 820 ff.
Tasmaninseln 517
Tätowierung auf der Gazellehalbinsel 145
— in West-Neupommern 224
— in Siara 290 304—306
— auf den östlichen Inseln 530 531—534
Taulil 52 171 ff. 174
Tauu 432 515 516 518 ff.
— Bevölkerung siehe Östliche Inseln
Tava na tangir = Powellhafen
Tavammbattir siehe Nordtochter
Tekareu (Insel) 464
Tenchinsel 345
Teng (Dorf) 387
Terrassenbildung 25 56
Teworran (Insel) 464
Thiel, Max 372 444
Thilenius, Prof. G. 436 443 444 446 515 516 519 527
Tidir (Musikinstrument) 136
Tikopia 518 522
Tiliánu (Insel) 385
Tinbut (Musikinstrument) = Tutupele
Tingenataberan 79
Tingenavudu (Landschaft) 172
Tinputs (Dorf) 465
Tjápale (Dorf) 383
Tjawompiton (Dorf) 382
Tjókua (Insel) 384
Tjovondra (Insel) 385
Tjuándral (Insel) 388
Toboroi (Dorf) 453 459 497
Toioch (Insel) 467 471
Toinpu (= Valbiberg) 462
Tolumean 79
Tombara 249
Tombaul (Landschaft) 724
Tong (Insel) 391
Tongilus = Kap Lambert
Tonolaihafen 456
Topaia (Landschaft) 254
Torres 815 f.
Torin (Fluß) 17

Torubea (Insel) 464
Torututa (Insel) 464
Totemismus bei den Stämmen der nordöstlichen Gazellehalbinsel 61 67 612
— auf Sankt Matthias 337
— bei den Moánus 392 f.
— bei den Salomoniern 481 660 f. 671 672
— auf Neumecklenburg 649 f.
— in Siara, Tanga und Aneri 652 f.
— auf den Neuhebriden 671
— in Fidschi und Samoa 672 f.
— in Neuguinea 673 f.
Totemsystem, Ursprung desselben 675 bis 680
Totenbestattung bei den Stämmen der nordöstlichen Gazellehalbinsel 74 ff.
— bei den Baining 161
— bei den Sulka 185
— in Neumecklenburg 273 ff. 307 f.
— in Neuhannover 274
— der Usiai 381
— der Matánkor 389
— der Moánus 404 ff.
— auf Kaniet 441
— auf Luf 442
— auf Ninigo 442
— der Salomonier 483 f.
— auf den östlichen Inseln 530 f.
Totenklage 75 ff. 274
Towi (Insel) 385
Töpferei 356 f. 380 496 552 f.
Trauerbemalung 80 142
Trepanation auf der Gazellehalbinsel 108—112
— auf Neulauenburg 112
— auf Neumecklenburg 112 f.
— auf den Caensinseln 112
— auf Gerrit Denys 112
Trobriandinseln 241 242
Trommeln siehe Felltrommel und Holztrommel
Trommelsignale 133 f. 282
Tubuan 76 81 574 570 ff.
Tumuip 176 183 230 777—781
Tupinier (Insel) 848
Turanguna siehe Südtochter
Tutupele (Musikinstrument) 135
Tylor, E. B. 545

Uainkatou (Insel) 384
Uatom (Watom) 14 50 102 104 558 726
Ufe (Insel) 434
Ulavun = Vater
Ulu (Insel) 40 42
Unea = Mérite
Urara (Urar) (Insel) 50 102 727
Urdeneta, Andres 813
Usiai 354 356 363 370 371
— Charakteristik 376
— Krieg 380
— Soziale Verhältnisse 380
— Ackerbau 380
— Gewerbe 380
— Tänze 380 f.
— Bestattung 381
— Wohnsitze 386 f.
Utan (Inseln) 435
Utuan (Insel) 40

Vangalu (Insel) 318
Varzinberg = Vunakokor
Vater (Vulkan) 22 85
Violetinsel 384
Virien (Landschaft) 579 f.
Viviren (Landschaft) 172 173
Vleomen (Fluß) 187
Volksversammlungen auf der nordöstlichen Gazellehalbinsel 58
Vulkaninsel 12
Vulvut (Henry Reid-Fluß) 176
Vunadidir (Landschaft) 172
Vunakokor 4 9 14 15 44 49 171 558 574 592 631 725
Vunapope 10
Vuvuei-Fest 91—94

Waffen der Stämme der Gazellehalbinsel 128—132
— der Bainig 167—171
— der Eingeborenen West-Neupommerns 224—239
— in Neumecklenburg und Neuhannover 282—287

Waffen von Sankt Matthias 328 - 332
— von Squally Island 343
— der Admiralitätsinsulaner 354—356
— von Wuwulu und Aua 422—425
— von Kaniet, Luf und Ninigo 446
— der Salomonier 501—508
— von den östlichen Inseln 541 f.
Wairiki (Landschaft) 172
Wallace, Alfred 244
Wallis, Kapitän 538
Wallisinsel 252
Wandersagen von Nuguria 519
— von Liueniua 520 ff.
Warangoi 6 ff. 44 172 580
Wasserflöte 641
Wasserhafen 263
Watu (Dorf) 23
Weberei 324 334 f. 343 544—549
Weberhafen 15 18 43 49 50 574 595 631 725
Werner, Kapitän B. v. 852
Werkzeuge 289 327 449 500 541
West-Neupommern, Eingeborene von 202 ff.
— Sprache 202 f.
— Anthropologisches 203 f.
— Schädeldeformierung 205
— Dorfhäuptlinge 206
— Befestigungen 207
— Krieg 207 f.
— Hüttenbau 209
— Nahrungsmittel 210
— Geräte 212 f.
— Salzgewinnung 212
— Genußmittel 213 f.
— Schmuck 214—224
— Tätowierung 224
— Waffen 224—239
— Boote 240 f.
— Beschneidungsfest 638 f.
— Masken 639 f.
v. Wietersheim, Kapitän 855
Wildinsel 390
Willaumezberg 33
Willaumezhalbinsel 3 24 30 32 53 83 209 213 218 221 ff. 235 f. 239
Winchelsea-Insel 454 839
Wirbelwindriff 36
Wittau 23
Witu = Deslacs
Woodford 672
Woodlark (Insel) 242
Wuneram (Wonneram) 250 303 472
Wuwulu 325 413—433
— Bevölkerung 415—433
— Anthropologisches 417
— Herkunft 417
— Häuser 418—420
— Boote 420 f.
— Waffen 422 ff.
— Ärzte 426 f.
— Hausgerät 427 f.
— Betel 428
— Tänze 428 f.
— Trommeln 429
— Spiel 430
— Fischerei 431
— Kleidung 431
— Schmuck 431 f.
— Nahrungsmittel 432
— Sprache 433

Yaming (Insel) 470
Yangaine (Insel) 472
Yelaule (Insel) 472
Yésele (Insel) 472
Yolása (Insel) 472
Ysabelstraße 257

Zahngeld 494
Zauberei auf der Gazellehalbinsel 117 bis 124 599 ff.
— der Sulka 189 ff.
— der Moánus 379 395 402 f.
— der Matánkor 390 391
— auf den östlichen Inseln 527 f.
— um Krankheit oder Tod hervorzurufen 118 122 192 200
— gegen Krankheit 119 122 189 403
— gegen Diebstahl 118 193
— um Liebe zu erwecken 122 148 151 189 f. 403
— um Waffen wirksam zu machen 129 131 f. 195

Zauberei, um stark und tapfer zu machen 148
— zum Schutz im Kriege 151 194
— um das Gedeihen der Feldfrüchte zu fördern 196
— um die Witterung zu beeinflussen 196 f.
Zaubermittel: Malira 121 f.
— Pepe 123 f.
— Taring 122
Zauberschmuck 147 ff.
Zenneinseln 459
Ziernarben auf der Gazellehalbinsel 145
— in West-Neupommern 224
— in Neumecklenburg 290
— auf den Salomoinseln 487
Zolloß (Landschaft) 469
Zöller, Hugo 21 453 462 f. 467 490 607
Zuckerhutinsel 349
Zweigipfelberg 33
Zwerge 188

Dem Parkinsonschen Werke reiht sich würdig ein anderes neues wichtiges **Werk über die Erforschung der Südsee** an:

Ralikerin in alter Mattentracht
Verkleinerte Abbildung aus Krämer, „Hawaii, Ostmikronesien und Samoa"

Hawaii, Ostmikronesien und Samoa

Meine zweite Südseereise (1897 bis 1899) zum Studium der Atolle und ihrer Bewohner

Von

Prof. Dr. Augustin Krämer

Marineoberstabsarzt

Groß-Oktav • 585 Seiten • Eleg. Ausstattung
Mit 20 Tafeln und 136 Textbildern

Geheftet M. 10.–, eleg. gebunden M. 12.–

Der Verfasser, eine durch seine bisherige schriftstellerische Tätigkeit in Forscher- und Gelehrtenkreisen bekannte Persönlichkeit, sammelte in vorstehendem umfangreichen Werke die reichen Früchte seiner zweiten — zweijährigen — Südseeforschungsreise. Was besonders wohltuend an dem Buche auffällt, ist außer dem zweckmäßig erläuternden reichen Bilderschmuck die leichtverständliche Schilderung des Ganzen. Seinen reichen Inhalt beweist nachstehende Inhaltsübersicht:

1. Kapitel: Ausreise über Chile und Peru, durch Guatemala nach New Orleans, und über San Francisco nach Hawaii. — 2. Kapitel: Hawaii. — 3. Kapitel: Oktober und November auf Samoa. — 4. Kapitel: Fahrt von Samoa nach den Marshallinseln (Ralik-Ratak). Auf Djalut (Jaluit). — 5. Kapitel: Fahrt nach den Gilbertinseln. — 6. Kapitel: Die Bewohner der Gilbertinseln. — 7. Kapitel: Zweiter Aufenthalt auf den Ralik-Ratakinseln (Marshall I). — 8. Kapitel: Die Ralik-Ratakinsulaner. — 9. Kapitel: Nauru. — 10. Kapitel: Rückkehr nach Samoa über Sydney, Neu-Kaledonien und Fidji. — 11. Kapitel: Die alte und neuere Geschichte von Samoa nebst den letzten politischen Vorgängen bis zu meiner Abreise.

Die „Marine-Rundschau" schreibt über das Werk:

... Krämer hat mit seinem Buche eine große Tat getan. Der fließend geschriebene, humorgewürzte Text läßt vergessen, daß wir das Ergebnis mühsamer und dornenvoller Arbeit vor uns haben, und die prächtigen Abbildungen versetzen uns förmlich in das Land und zu jenen Menschen, denen der Verfasser ein so warmherziges Interesse entgegenbringt.

Die Menschen- und Völkerkunde (Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte) hat in den letzten Jahren erfreulicherweise große Fortschritte zu verzeichnen gehabt. Eine Reihe Forschungsreisen in bisher wenig bekannte Gebiete hat neue Beobachtungen und eine Fülle ethnographischen Materiales mit nach Hause gebracht. Allenthalben angestellte Ausgrabungen haben zahlreiche Gegenstände der Vorzeit ans Tageslicht gefördert und den Anstoß zur Erörterung neuer kulturgeschichtlicher Probleme gegeben. Die somatische Anthropologie hat gleichfalls viele wichtige Untersuchungen und Beobachtungen zur physischen Charakteristik der Völker und Rassen, sowie des Einzelindividuums im Vergleich zum Tier zu verzeichnen. All dies ungeheure Beobachtungsmaterial, das sich angehäuft hat, harrt der Verarbeitung von einheitlichen und zusammenfassenden Gesichtspunkten aus. Die bestehenden Fachzeitschriften dürften nicht imstande sein, die zu erwartenden Arbeiten zu bewältigen.

Wir beabsichtigen daher, solche zusammenfassende Darstellungen aus der Feder namhafter Autoren herauszugeben und für sie gleichsam eine Sammelstelle zu schaffen. Dieselben sollen unter dem Titel

Studien und Forschungen zur Menschen- und Völkerkunde

in zwanglosen Heften erscheinen, deren Leitung der bekannte Herausgeber des „Zentralblattes für Anthropologie", Herr **Dr. med. et phil. Georg Buschan** in **Stettin**, übernommen hat.

Diese Beiträge, die durchaus wissenschaftlich gehalten werden sollen, werden monographische Darstellungen sein, die u. a. Beschreibung der physischen Eigentümlichkeiten bestimmter Menschenvarietäten (sog. Rassen), den Ursprung der Völker, Sitte und Lebensweise, sowie Kulturbesitz primitiver Völkerschaften, Charakteristik und Verbreitung bestimmter Kulturkreise der Vorzeit und der Gegenwart, zeitgemäße Fragen aus der allgemeinen Ethnologie, neue urgeschichtliche Probleme, den Ursprung des Menschen und seine Stellung in der Natur u. a. m. behandeln sollen.

Diese Monographien sollen indessen kein Konkurrenzunternehmen zu den schon bestehenden Fachzeitschriften bilden, sondern diese ergänzen.

Abhandlungen von größerem Umfange pflegen die letzteren aus Platzmangel nur ungern aufzunehmen, und ihren Abdruck oft genug aus dem gleichen Grunde zu verzögern. Die „Studien und Forschungen" sollen diesem Übelstande abhelfen. Um indessen den Fachzeitschriften nicht entgegenzuarbeiten, werden sie nur Arbeiten von einem Mindestumfang von 6 Druckbogen bringen. Als durchschnittlicher Umfang einer Abhandlung sind 6 bis 8 Druckbogen in Aussicht genommen. Bei größerem Umfange sind Doppelhefte vorgesehen. Jedes dieser Hefte soll ein in sich abgeschlossenes Ganzes bilden.

Als erstes Heft der Sammlung erschien:

Die Schiffahrt der Indianer.

Von Dr. G. Friederici.

Oktav — 130 Seiten — Geheftet M. 4.—

Schiffahrt und ihre Wege, Welthandel und eine starke Kriegsflotte zu seinem Schutz, koloniale Ausbreitung und überseeische Entwicklung nationaler Gemeinwesen beschäftigen heute mehr denn je alle zukunftsfreudigen Nationen. Auch den Naturvölkern ist dieser Geist nicht fremd gewesen. Wie er in den Eingeborenen Amerikas lebendig war, wird vom Verfasser in kurzer und übersichtlicher, aber nichtsdestoweniger in die Tiefe gehender Untersuchung dargelegt.

In Bearbeitung befinden sich: Dr. Lasch, Der Eid bei den Völkern; Dr. Kohlbrugge, Die Psychologie der Javanen; derselbe, Die Abstammung des Menschen (kritisch beleuchtet); Dozent Dr. Vierkandt, Die Grundlage der gesellschaftlichen Ordnung bei den Naturvölkern; Dr. Hahne, Das Eolithen-Problem.

Es haben ferner Beiträge in Aussicht gestellt die Herren: Prof. Dr. Andree, München, Dr. B. Ankermann, Berlin, Dr. Götze, Berlin, Hofrat Dr. Hagen, Frankfurt a. M., Prof. Dr. M. Hoernes, Wien, Hauptmann z. D. Hutter, z. Zt. Südwestafrika, Prof. Dr. Klaatsch, Breslau, Prof. Dr. Krämer, z. Zt. Karolinen-Inseln, Prof. Dr. Friedr. S. Krauß, Wien, Prof. Dr. Matiegka, Prag, Hofrat Dr. Schliz, Heilbronn a. N., Prof. Dr. Thilenius, Hamburg, u. a.

Volkskunde von Loango.

Von **Professor Dr. Ed. Pechuël-Loesche.**

Mit zahlreichen Illustrationen, nach zuverlässigen Originalen gezeichnet von
A. Göring, M. Laemmel, G. Mützel, O. Herrfurth
und einem Namen- und Sachregister.

Gr.-Lexikonformat. Preis geheftet M. 24.—. Halbfranz gebunden M. 27.—

Außer einer selbständigen „Volkskunde von Loango" bildet das Werk auch den lang erwarteten vierten Band (zweite Hälfte der dritten Abteilung), zugleich die Ergänzung des dritten Bandes, der die „Landeskunde von Loango" enthält, von dem Werke:

Die Loango-Expedition

ausgesandt von der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung
Äquatorial-Afrikas 1873—1876

Ein Reisewerk in drei Abteilungen

von **Paul Güßfeldt, Julius Falkenstein, Eduard Pechuël-Loesche**

und ist in dieser Ausgabe mit einem Generalregister
für das ganze Werk versehen.

Bereits erschienene Bände sind: 1. Abteilung von Dr. Paul Güßfeldt (1879); 2. Abteilung von Dr. Julius Falkenstein (1879); 3. Abteilung 1. Hälfte von Dr. Ed. Pechuël-Loesche (1882).

Zeitweilig herabgesetzter Preis für diese drei Bände M. 30.—

Geographische Studien.

Von **Professor Dr. S. Günther.**

Groß-Oktav. 172 Seiten. Geheftet M. 4.—

Einem größeren Publikum einige geographische Abhandlungen näher zu bringen, ist der Zweck des Buches; diese vielseitige Arbeit des bekannten Münchener Geographen wird in weiteren Kreisen Interesse erwecken.

Inhalt: Akustisch-geographische Probleme: I. Der tönende Sand, II. Musikalische Naturklänge, III. Abrupte Knalle. Das antarktische Problem und die deutsche Südpolar-Expedition. Ein kulturhistorischer Beitrag zur Erdbebenlehre. Eduard Richter. Ferdinand von Richthofen.

Südamerika und die deutschen Interessen.

Eine geographisch-politische Betrachtung
von **Professor Dr. Wilhelm Sievers.**

Groß-Oktav. 95 Seiten. Geheftet M. 2.—

BINDING DEPT. JUL 28 1958